

Lukas Kammerlander

Band 17

Guter Mann, echter Mann – Wie Männer im Kontext von Arbeitszeitreduktionen Männlichkeit konstruieren

Verlag Barbara Budrich



Lukas Kammerlander

Guter Mann, echter Mann – Wie Männer im Kontext
von Arbeitszeitreduktionen Männlichkeit konstruieren

Reflexive Übergangsforschung –
Doing Transitions

Band 17

Lukas Kammerlander

Guter Mann, echter Mann –
Wie Männer im Kontext
von Arbeitszeitreduktionen
Männlichkeit konstruieren

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2025

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2025 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz. Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de | www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84743149>).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-3149-7 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-3286-9 (PDF)
DOI 10.3224/84743149

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Typographisches Lektorat: Angelika Schulz, Zülpich

Dank

Eine Dissertation zu schreiben, ist wohl in den meisten Fällen ein krisenhafter Prozess – davon bildet die vor Ihnen liegende keine Ausnahme. Umso mehr möchte ich all denjenigen danken, die mich dabei unterstützt und getragen haben und mir solidarisch zur Seite standen.

Zunächst meinen Interviewpartnern, die bereit waren, mit mir ins Gespräch zu kommen und von sich zu erzählen.

Markus Rieger-Ladich und Andreas Walther für die Betreuung der Arbeit. Danke für die vielen wertvollen inhaltlichen Hinweise, die ihr beigetragen habt und ebenso herzlichen Dank für all die Unterstützung ‚zwischen den Zeilen‘ und eure Zuversicht, dass diese Arbeit irgendwann fertig werden würde.

Den Kolleg:innen im Graduiertenkolleg *Doing Transitions* für die zahlreichen Impulse in Kolloquien und Kaffeepausen. Ein besonderer Dank geht an die „Deutens“ Flora Petrik und Tamara Schwertel für viele ertragreiche Interpretationssessions, für unbeschwerte Schreibretreats, den Zuspruch und die gemeinsam gelösten Escape-Rooms. Auch Barbara Stauber sei herzlich gedankt, für den Vorsitz in meiner Disputation, vor allem aber für die kleinen Gesten der Sorge und Ermutigung unterwegs.

Jona Oldenburg, ohne den diese Arbeit mutmaßlich niemals fertig geworden wäre. Danke für deine klugen Gedanken, für die vielen Male, die wir gemeinsam über unsere Arbeiten nachgedacht haben, die vielen Krisengespräche, die du mit mir geführt hast, die Zuneigung, die du mir entgegenbringst, für alles, was ich von dir lernen durfte, für dein feines Wesen – danke für alles!

Teo Rösslein für eine deutlich über vierstellige Summe an Stunden, die wir nebeneinander in der UB in Tübingen saßen, für eine mutmaßlich ebenfalls vierstellige Anzahl an Cabo- und Backgammon-Runden, viel mehr als dafür aber für unsere Freundschaft, die mich schon mehr als die Hälfte meines Lebens bereichert und trägt.

Annegret für nun schon so viele Jahre, in denen wir unser Leben teilen, und dafür, dass du mich in den schwierigen Momenten und Phasen dieser Arbeit getragen und ertragen hast.

Zuletzt an meine Freund:innen und Wegbegleiter:innen für so vieles: fürs Korrekturlesen, fürs gemeinsame Tanzen, Wegfahren, Nachdenken, für gemeinsame Sommerabende und für euer offenes Ohr. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit, dafür aber stellvertretend für alle, die ich vergesse, daher an dieser Stelle ein herzlicher Dank an Mama und Papa, Alena, Andy, Enno, Felix, Franzi, Jakob, Julia, Lara, Paula, Simon, Steffi, Vincent, die Haagassen Hedgehogs und natürlich den ganzen TV Derendingen II.

Inhalt

Einleitung.....	11
Teil I: Theoretische und empirische Kontexte.....	19
1 Theoretische Perspektiven	21
1.1 Denkbewegungen zu Problemen der Theoretisierung von Männlichkeit.....	21
1.2 Theoretisierungen von Männlichkeit	33
1.3 Arbeit, Familie und Übergang als sensitizing concepts	55
2 Empirische Kontexte.....	67
2.1 Historische Formationen: Krieger, Väter, Ernährer	67
2.2 Männlichkeiten zwischen Persistenz und Wandel	79
Teil II: Methodologie und Methode	105
3 Methodologische Einsätze	107
3.1 Grounded Theory Methodology	109
3.2 Reflexivität als Forschungshaltung.....	115
3.3 Biographie, Diskurs und Artikulation.....	122
4 Erhebung.....	135
4.1 Biographisch-narrative Interviews.....	135
4.2 Samplingprozess, Gestaltung und Rahmung der Interviewsituation	136
4.3 Diskursdokumente	142
5 Interpretation.....	145
5.1 Offenes Kodieren – Verfahren zur Textstrukturanalyse	146
5.2 Axiales und selektives Kodieren – Heuristiken in der Feinanalyse	149

Teil III: Ergebnisse.....	159
6 Fallporträts	161
6.1 Steffen Merk – „Also ich hab’ schon Bock dafür Werbung zu machen“	161
6.2 Eberhard Greferath – „Ich hab’ wieder ’ne körperliche Vitalität, die stärker ist als zu Dialysezeiten“	166
6.3 Lars Neubauer – „Ich hatte keine Identität mehr in dem Sinne“	174
6.4 Wolfgang Schnell – „Man kann sagen, seit 2015 hab’ ich auch wieder ein relativ normales Leben“	183
6.5 Helmut Groß – „Ja und dann überlegst du dir, warum du weitermachen sollst“	188
7 Arbeit und Tätigkeiten: zwischen Berufung und Work-Life-Balance.....	199
7.1 Einen Beruf haben und sich darüber identifizieren.....	199
7.2 Ein Leben neben der Erwerbsarbeit haben und sich darüber identifizieren.....	202
7.3 Kontext: Frugalismus.....	207
8 Familie und Partnerschaft: zwischen Ernähren und Mitwirken	213
8.1 Kontext: Aktive Vaterschaft	213
8.2 Ein guter Vater sein	218
8.3 Partnerschaftlich aushandeln	237
9 Ein- und Ausschlüsse: zwischen Misogynie, Homophobie und Inklusivität	249
9.1 Kontext: „Toxische“ und „kritische“ Männlichkeit.....	249
9.2 Ein zeitgemäßer Mann sein.....	255
9.3 Kontext: Reaktionäre Männlichkeit.....	265
9.4 Andere(s) ausschließen.....	273
10 Anerkennungsinstanzen: zwischen homosozialen und alternativen Anerkennungsordnungen.....	287
10.1 (Nicht) mit anderen Männern sein	287
10.2 Staatsbürger und Soldat sein.....	303
10.3 (Keine) Männer-Dinge tun.....	311
10.4 Kontext: Männerbewegung(en) im Anschluss an die zweite Frauenbewegung.....	321
10.5 Unter einer alternativen Ordnung als Mann anerkannt sein....	326

11	Subjektkonzepte: Souveränität in verschiedenen Spielarten	339
11.1	Nichts fühlen.....	342
11.2	Selbst entscheiden.....	344
11.3	Einen richtigen Körper haben (und so entkörperert sein)	348
11.4	Sich entwickeln und reflektiert sein.....	358
Teil IV: Diskussion und Schluss.....		369
12	Arbeitszeitreduktionen von Männern als Übergang? Normalität, Normativität und Abweichung	371
13	Arbeitszeitreduktionen von Männern und Männlichkeit.....	377
13.1	‚Echte‘ und ‚gute‘ Männlichkeit als Artikulationsmodi	377
13.2	Inklusive oder hybride Männlichkeit(en)?.....	382
13.3	Männlichkeit und andere Differenzkategorien	384
14	Arbeitszeitreduktionen von Männern als subjektive Transformationsprozesse.....	389
15	Schluss	397
15.1	Kritik und Desiderate.....	397
15.2	Fazit	399
Literaturverzeichnis		401

Einleitung

In den vergangenen Jahren ist – wieder einmal – eine verstärkte öffentliche Auseinandersetzung mit Männern und Männlichkeiten zu beobachten. Seit der MeToo-Bewegung fragen Medienberichte zunehmend, was es heute mit Männlichkeit auf sich hat und wie sie sich wandelt (oder ändern sollte). Populäre Buchtitel wie Jack Urwins „Men don’t cry“ (2017) und JJ Bolas „Sei kein Mann“ (2020) fanden ein breites Publikum. Begriffe wie „Mansplaining“ (Männer erklären ungefragt und belehrend v.a. Frauen die Welt) und „Man-spreading“ (Männer nehmen durch breitbeiniges Sitzen mehr als einen Platz ein) wurden zu geflügelten Worten. Michael Meuser nannte diese Entwicklung 2010 eine „Diskursivierung“ von Männlichkeit und konstatierte, dass Männlichkeit vermehrt selbst zum Gegenstand öffentlicher Debatten wird.

Das wissenschaftliche wie öffentliche Interesse an Männlichkeit ist an sich allerdings keineswegs neu, sondern reicht bis in die 1980er-Jahre zurück. Es entstand im Wesentlichen als Reaktion auf die zweite Frauenbewegung sowie die Frauenforschung. So wurden zentrale Anliegen feministischer Forschung aufgegriffen und bezogen auf männliche Lebenslagen und Identitätswürfe diskutiert. Die mit traditionellen Geschlechterrollen verbundene Ungleichheit wurde thematisiert und dabei auch institutionelle Grundlagen patriarchaler Strukturen wie das männliche Ernährermodell kritisch hinterfragt. Diese Perspektive verband sich früh mit einer kritischen Reflexion der sozialen Folgen (auch für Männer) sowie der Legitimationsprobleme einer patriarchal geprägten Männlichkeit.

Mit der Weiterentwicklung der Frauenforschung zu Gender Studies verlagerte sich der wissenschaftliche Fokus zunehmend auf die gesellschaftliche Herstellung von Geschlecht (West und Zimmerman 1987). Damit rückte auch Männlichkeit nicht mehr primär als gegebene soziale Rolle, sondern vermehrt als Resultat diskursiver Praktiken ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Männlichkeit wurde nun als durch Sprache, Institutionen und soziale Erwartungen hervorgebrachte Kategorie verstanden. Diese theoretische Verschiebung – auch beeinflusst durch diskurstheoretische Perspektiven etwa von Michel Foucault oder Judith Butler – eröffnete neue Fragen: Wie wird Männlichkeit diskursiv hergestellt, reguliert und transformiert? Welche Subjektpositionen bietet ein bestimmter Diskurs an, und wie eignen sich Subjekte diese an oder weichen davon ab?

In diesem Sinne besteht die eingangs benannte „Diskursivierung“ nicht nur in der Thematisierung von Männlichkeit in öffentlichen Debatten, wie sie etwa Meuser (2010) beschreibt, sondern umfasst unweigerlich auch Prozesse der Subjektivierung: Männlichkeit wird nicht nur verhandelt, sondern in sol-

chen Verhandlungen auch verkörpert, angeeignet, infrage gestellt. Gerade aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive wird hier bedeutsam, wie Individuen sich im Spannungsfeld diskursiver Anforderungen und individueller Erfahrungen positionieren. Dies gilt etwa im Rahmen von Bildungs- und Lernprozessen, in denen hegemoniale Geschlechternormen reflektiert, bestätigt oder transformiert werden. Übergänge – insbesondere solche, die mit Brüchen, Umorientierungen oder Irritationen einhergehen – erscheinen in diesem Licht als zentrale Momente subjektiver Auseinandersetzung mit Geschlecht.

Neben dieser theoretischen Verschiebung in der Erforschung von Geschlecht fanden auch umfassende Transformationsprozesse in Arbeitswelt, Familie und Gesellschaft statt (vgl. Lengersdorf und Meuser 2016), sodass, was als „männlich“ gilt, heute erheblich offener scheint als noch vor fünfzig Jahren. Aus dieser Ausgangslage ergeben sich zwei grundlegende Anliegen dieser Studie: Einerseits interessiert, wie sich Männlichkeitsdiskurse wandeln, andererseits, wie Subjekte sich zu diesen Diskursen ins Verhältnis setzen, um als Mann Anerkennung zu finden. Historisch nimmt dabei Erwerbsarbeit eine Schlüsselfunktion ein – Erwerbsarbeit gilt als zentrales Moment traditioneller Männlichkeitsentwürfe und männlicher Identitätsarbeit. In den späten 1980er- und frühen 1990er-Jahren wurden in diesem Kontext etwa Übergänge von der Schule in die Arbeitswelt als entscheidende Momente der (Re-)Produktion von Geschlechterrollen und geschlechtsspezifischer Sozialisation erforscht (vgl. z. B. Stauber 2006, Dausien 1996).

Empirisch zeigt sich bezogen auf die Persistenz und den Wandel von Geschlechterverhältnissen insgesamt ein paradoxes Bild: Einerseits wurden in den letzten Jahrzehnten traditionelle Modelle von Erwerbsarbeit und Männlichkeit zunehmend flexibilisiert, andererseits halten bestimmte geschlechtsspezifische Normalitätsvorstellungen sich erstaunlich hartnäckig. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war geprägt von klaren Leitbildern wie dem Normallebenslauf und dem Normalarbeitsverhältnis im Rahmen des konservativen Wohlfahrtsstaats. Diese Normalitätsmuster waren eng mit dem männlichen Ernährermodell und der Hausfrauenehe verknüpft. In den letzten Jahrzehnten zeichnen sich jedoch tiefgreifende Wandlungsprozesse ab. Globalisierung, Tertiarisierung, technischer Wandel und neoliberale Arbeitsmarktpolitiken haben die klassische Industriebeschäftigung erodieren lassen. Stichworte sind Flexibilisierung und Prekarisierung: Erwerbsbiographien verlaufen weniger häufig linear, Diskontinuitäten nehmen zu. Arbeitssoziologische Diagnosen beschreiben eine Polarisierung zwischen einer „Zone der Normalität“ mit stabilem Kern von Vollzeitbeschäftigten und einer wachsenden „Zone der Prekarität“ (Castel 2000). Neue Subjektivierungsformen fordern den traditionellen Männlichkeitstypus des karriereorientierten Familienernähers heraus, etwa das „unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007). Dennoch bleibt offen, wie tiefgreifend diese Veränderungen tatsächlich sind und einzelne Institutionen und Diskurse der fordistischen Ära erweisen sich als beharrlich.

Empirische Befunde zeigen etwa, dass traditionelle Muster der Arbeits- und Aufgabenteilung bestehen bleiben. Besonders sichtbar ist dies bei Teilzeitarbeit: In Deutschland arbeiteten 2024 knapp 49 % der Frauen, aber nur 12 % der Männer in Teilzeit. Die Kluft ist bei Eltern noch deutlicher: Fast drei Viertel der Mütter, aber nur 9 % der Väter kleiner Kinder sind teilzeitbeschäftigt (Statistisches Bundesamt 2025). Dies spiegelt die persistente Norm wider, dass Männer primär für den Lebensunterhalt zuständig sind. Gleichzeitig ist die Unzufriedenheit vieler Väter mit ihrer Familienzeit hoch. Studien bestätigen eine Schere zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Die Zustimmung zu egalitären Arrangements wächst zwar deutlich, die tatsächlich gelebten Modelle wandeln sich aber weit weniger stark. Ursachen hierfür sind neben ökonomischen und institutionellen Rahmenbedingungen wie etwa dem Gender Pay Gap (vgl. Schäper et al. 2023) oder legislativen Regelungen rund um Elternschaft und Ehe vor allem kulturelle Leitbilder und Normen (Acker 1990). Ein Beispiel hierfür ist die Vorstellung, der ideale Arbeitnehmer sei ein Mann, der frei von familiären Verpflichtungen ist.

Die Väterforschung erforscht etwa seit Beginn der 2000er-Jahre die Bedingungen, unter denen Männer sich vermehrt an Sorgearbeit beteiligen (vgl. Fthenakis 1999). Die Idee des involvierten Vaters gewinnt stark an Zustimmung, doch faktisch bleibt eine echte egalitäre Aufteilung selten (vgl. Bräuer et al. 2023). Auch Männer in atypischen beruflichen Kontexten (Teilzeit, weiblich dominierte Berufe) zeigen Strategien, ihre männliche Identität zu sichern (Buschmeyer 2013). Sie geraten dabei oft in Rechtfertigungsdruck und müssen neue Formen männlicher Anerkennung finden. Studien zu bewusstem beruflichem Kürzertreten (*Downshifting*) bestätigen, dass klassische männliche Erwerbsideale vielleicht an Rigidität, jedoch ihren Einfluss nicht völlig verloren haben (Gruhlich 2023). Zusammenfassend zeigt der Forschungsstand: Einerseits gibt es einen kulturellen und institutionellen Wandel, der neue Männlichkeitsentwürfe ermöglicht, andererseits bestehen hegemoniale Männlichkeitsordnungen und Erwerbsnormen fort.

Vor diesem Hintergrund widmet sich die vorliegende Studie dem Phänomen selbstgewählter Arbeitszeitreduktionen von Männern, etwa zugunsten von Familienarbeit oder alternativen Lebensentwürfen. Diese stehen genau an der Schnittstelle des eben benannten Spannungsfelds und können so als Teil einer fortschreitenden Normalisierung atypischer Lebensläufe interpretiert werden oder als bewusste Grenzüberschreitung. Diese Übergänge werden als biographische Knotenpunkte verstanden, an denen individuelle Männlichkeitsentwürfe ebenso herausgefordert sind wie gesellschaftlich etablierte Geschlechternormen und Erwerbslogiken.

Theoretisch lassen sich Arbeitszeitreduktionen somit als nicht-normative Übergänge begreifen. Dieser Begriff verweist auf Übergangsprozesse, die nicht in das institutionalisierte Raster des Normallebenslaufs passen (vgl. Welzer 1993), weil sie zeitlich oder strukturell von erwartbaren Lebensverläufen

abweichen. Sie vollziehen sich nicht jenseits von Normen, sondern in einem Spannungsverhältnis zu ihnen. Gerade weil sie als Abweichung von gesellschaftlich etablierten Normalitätsvorstellungen erscheinen – im Fall männlicher Arbeitszeitreduktion etwa von der Norm des vollzeitbeschäftigten männlichen Erwerbstätigen –, bedürfen sie besonderer Rahmungen, Begründungen und Legitimierungen. Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive sind solche Übergänge deshalb besonders interessant, weil sie Subjektivierungs- und Bildungsprozesse sichtbar machen: In ihnen wird das Selbst im Verhältnis zu sozialen Erwartungen, normativen Lebensverläufen und hegemonialen Geschlechterbildern neu ausgehandelt. Ohnehin hat die Erforschung von Übergängen in der Erziehungswissenschaft Tradition, ursprünglich vor allem bezogen auf institutionalisierte Lebensphasenwechsel wie den Übergang von Schule in Ausbildung oder Beruf. Spätmoderne Prozesse der Destandardisierung und Flexibilisierung von Erwerbsarbeit sowie die Pluralisierung von Lebensmodellen führten jedoch dazu, dass Übergänge zunehmend als individuell zu gestaltende und risikoreiche Momente erscheinen (vgl. Schröder 2013). Die in dieser Studie verfolgte Perspektive eines „Doing Transitions“¹ nimmt daher ein größeres Spektrum an Übergängen als gesellschaftlich hergestellte, relationale und diskursiv gerahmte Prozesse in den Blick und fragt gezielt nach ihrem Zustandekommen im Spannungsfeld individueller Positionierungen und normativer Ordnungen (vgl. Wanka et al. 2020). Der erziehungswissenschaftliche Fokus dieser Studie liegt entsprechend darin, zu untersuchen, wie solche biographischen Übergänge subjektiv gestaltet und hervorgebracht, bewältigt und gedeutet werden. Zudem wird untersucht, welche Lern- und Bildungsprozesse im Vorfeld, Vollzug und Nachgang dieses Übergangs sich rekonstruieren lassen. Die Studie versteht sich damit nicht nur als Beitrag zur Männlichkeits- und Übergangsforschung, sondern auch zur erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit subjektivierungstheoretisch verstandenen Bildungsprozessen. Übergänge wie die Reduktion oder Aufgabe von Erwerbsarbeit werden dabei als biographische Momente gelesen, in denen sich gesellschaftliche Diskurse, soziale Positionierungen und deren subjektive Deutungen kreuzen – und in denen aus diesem Grund auf Geschlechterdiskurse bezogene Lern- und Bildungsprozesse stattfinden können. Diese in der Interpretation mitgeführte und im Fazit aufgegriffene Frage nach Lernprozessen knüpft an Debatten innerhalb der Erwachsenenbildung und Bildungsforschung an.

Das primäre Ziel der vorliegenden Studie ist es allerdings, herauszuarbeiten, wie Männer ihre Männlichkeit (neu) konstruieren, wenn sie Erwerbsarbeit reduzieren. Es wird untersucht, welche subjektiven Identifizierungsprozesse die Abweichung von der männlichen Vollzeit-Erwerbsnorm voraussetzt und nach sich zieht und wie diese Übergänge diskursiv gerahmt werden. Empirisch richtet sich der Blick auf die biographischen Konstellationen und subjektiven

¹ Diese Studie entstand im Kontext eines gleichnamigen Graduiertenkollegs, gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – GRK 2105 – Projektnummer 261443382.

Deutungen: Wie erzählen Männer biographisch von ihrer Arbeitszeitreduktion? Gesellschaftspolitisch steht zur Debatte, inwiefern männliche Arbeitszeitreduktionen etablierte Geschlechternormen (etwa die männliche Ernährerrolle) oder das Modell des Normallebenslaufs infrage stellen. Aus dieser Perspektive wird das Forschungsvorhaben auch zur Untersuchung jener wechselseitigen Beziehung zwischen dem erwerbsarbeitsbezogenen Übergang, der subjektiven Transformation von Männlichkeitsvorstellungen sowie den gesellschaftlichen Dimensionen von Geschlechterdiskursen und dem Strukturwandel von Lebensläufen und Arbeitsmärkten. Es fragt danach, wie in solchen biographischen Übergängen Männlichkeitskonstruktionen irritiert, neu justiert oder bewusst infrage gestellt werden – und wie diese Prozesse im narrativen Interview reflektiert und diskursiv gerahmt werden.

Die zentralen Forschungsfragen dieser Studie lauten deshalb: Wie konstruieren Männer im Kontext von Arbeitszeitreduktionen Männlichkeit und Geschlechterverhältnisse? Welche weiteren Differenzierungen werden in diesem Kontext relevant? Als empirische Teilfragen wurden formuliert: Wie werden Arbeitszeitreduktionen biographisch als Übergang konstruiert? Welche Prozesse der Positionierung zeigen sich im Interviewprozess sowie in den biographischen Erzählungen? Wie lassen sich diese als diskursive Artikulationen² verstehen? Untersucht wird dies im empirischen Teil der Studie anhand biographisch-narrativer Interviews mit Männern, die innerhalb der Haupterwerbsphase zwischen 30 und 60 Jahren Arbeitszeit reduziert oder gar einen vollständigen Ausstieg aus Erwerbsarbeit vorgenommen haben.

Nach der Einleitung steht in Teil I zunächst die theoretische Bestimmung des Gegenstandes im Zentrum, insbesondere das zugrundeliegende Verständnis von Männlichkeit. Dazu werden die theoretischen Ansätze der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Connell 2015), der männlichen Herrschaft (vgl. Bourdieu 1997; Bourdieu 2005) sowie Kritiken und Reformulierungen dieser Ansätze als zentrale theoretische Bausteine der Studie eingeführt, die auf jeweils eigene Weise Männlichkeit konzipieren und im Kontext ungleicher Geschlechterverhältnisse verorten. Neben diesen theoretischen Perspektiven aus der Männlichkeits- und Geschlechterforschung werden an dieser Stelle auch die Begriffe Arbeit, Familie und Übergang als *sensitizing concepts* eingeführt.

Anschließend wird anhand einer Reihe von empirischen Befunden zu Erwerbs- und Sorgearbeit und Geschlecht die Ausgangssituation und das spezifische Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie im Kontext des gegenwärtigen Forschungsstandes verortet.

Die Frage, wie sich auf das Verhältnis von Arbeitszeitreduktionen und Männlichkeitskonstruktionen mithilfe biographisch-narrativer Interviews

2 Der Begriff der „diskursiven Artikulation“ wurde von Stuart Hall (1996, 2000) geprägt und in der jüngeren Vergangenheit für die diskursensible Interpretation biographisch-narrativer Daten u.a. von Tina Spies (2010, 2018) methodologisch fruchtbar gemacht – vgl. auch Kapitel 3.3.3.

interpretativ zugreifen lässt, ist Gegenstand von Teil II. Dieses umfasst entsprechend methodologische Überlegungen zur Grounded Theory, zu Reflexivität als grundlegender Forschungshaltung sowie den Konzepte Biographie und Diskurs. Diese erhalten im Konzept der diskursiven Artikulation eine aus subjektivierungs- und diskurstheoretischer wie aus biographieforscherischer Sicht theoretisch tragfähige und empirisch produktive Verbindung, ehe die konkrete methodische Ausgestaltung des Forschungsprozesses erläutert wird. Es werden die Fallauswahl, die Interviewführung sowie die methodischen Schritte der Analyse detailliert beschrieben, ergänzt um Überlegungen zur Positioniertheit des Forschers, zur Relevanz subjektivierungstheoretischer Erweiterungen der Biographieforschung sowie zur theoretischen Sensibilität für Differenzkategorien wie Geschlecht, Klasse und Alter.

In Teil III werden die Ergebnisse dieses Forschungsprozesses, in dessen Rahmen elf biographisch-narrative Interviews interpretiert wurden, zunächst in Form von Fallporträts einzelner Interviews, dann in kategorialer Form dargestellt. Der Analyse liegt dabei ein interpretativer Zugriff zugrunde, der biographische Selbstaussagen nicht nur als individuelle Erfahrungen, sondern als diskursive Artikulationen, als Anschlüsse an, Variationen und Enthaltungen von oder auch Widerstände gegen diskursiv vorgeprägte Subjektpositionen lesbar macht. Dabei werden die herausgearbeiteten diskursiven Artikulationen in Form von Spannungsfeldern beschrieben, die zentrale Deutungsmuster und Positionierungen im Kontext männlicher Arbeitszeitreduktionen sichtbar machen. Diese betreffen etwa das Verhältnis zu Arbeit und Tätigkeiten – zwischen Beruf als Berufung und dem Wunsch nach Work-Life-Balance; das Spannungsfeld von Familie und Partnerschaft – zwischen traditioneller Ernährerrolle und dem Anspruch auf Mitwirken in familiären Sorgearrangements; sowie Fragen von Ein- und Ausschlüssen – zwischen der Reproduktion misogyn oder homofeindlich konnotierter Männlichkeitsbilder und dem Bemühen um Inklusivität. Weitere Spannungsfelder zeigen sich in den Anerkennungsordnungen – zwischen homosozialer Bestätigung und alternativen Formen der Anerkennung – sowie in den Subjektkonzepten, in denen unterschiedliche Spielarten von Souveränität verhandelt werden. Der empirische Teil der Studie beinhaltet zudem eine Reihe an Kontextualisierungen, welche die benannten diskursiven Artikulationen mittels der Auseinandersetzung mit Zeugnissen des eingangs erwähnten öffentlichen Sprechens über Männer und Männlichkeiten in dieses einbetten sollen.

Teil IV abstrahiert die zuvor vorgestellten Befunde, um so das Verhältnis von Arbeitszeitreduktionen und Männlichkeitskonstruktionen im Horizont ihrer institutionellen und diskursiven Rahmungen theoretisch zu generalisieren. In diesem Teil werden entsprechend Beiträge der durchgeführten Forschung zu den Feldern der reflexiven Übergangsforschung und der kritischen Männlichkeitsforschung herausgearbeitet und ihr erziehungswissenschaftlicher Gehalt ebenso wie Schwächen und offene Anschlussfragen benannt. Hier werden

die empirischen Befunde mit den theoretischen Perspektiven verschränkt: Welche diskursiven Aushandlungen von Männlichkeit treten im Kontext von Arbeitszeitreduktionen auf? Welche Subjektpositionen werden eingenommen, welche Grenzen und Brüche markieren die Übergänge? Dabei wird auch die Frage nach Lern- und Bildungsprozessen thematisiert, die sich in diesen biographischen Passagen rekonstruieren lassen. Der Beitrag der Studie zur reflexiven Übergangsforschung liegt in der Analyse von Übergängen, die nicht durch institutionelle Imperative erzwungen sind, sondern in selbstbestimmten biographischen Entscheidungen Gestalt annehmen – und so besonders deutlich die Aushandlung von Normalität, Abweichung und Geschlecht sichtbar machen. Zur kritischen Männlichkeitsforschung trägt die Studie bei, indem sie die diskursiven Orientierungsfiguren ‚echter Mann‘ oder ‚(moralisch) guter Mann‘ empirisch konturiert. Der innere Zusammenhang jener in der Diskussion vorgenommenen Zuspitzungen liegt damit in der Erkundung des Verhältnisses individueller und kollektiver bzw. gesellschaftlicher Transformationen am Beispiel von Arbeitszeitreduktionen von Männern. Das Fazit rekapituliert schließlich die zentralen Ergebnisse der Studie, benennt ihre Beiträge zur Übergangs-, Männlichkeits- und Bildungsforschung und formuliert offene Fragen sowie theoretische und empirische Anschlussmöglichkeiten.

Teil I: Theoretische und empirische Kontexte

Im Folgenden werden theoretische und empirische Kontexte des vorgestellten Forschungsprojektes entwickelt. Die bereits erwähnte Leitfrage der Studie, wie Männer im Kontext von Arbeitszeitreduktionen Männlichkeit und Geschlechterverhältnisse konstruieren, fordert schließlich Gegenfragen heraus: Was ist überhaupt gemeint mit „Arbeitszeitreduktionen“, was mit „Männlichkeit“? In welchem Zusammenhang stehen die einzelnen Elemente dieser Frage? Warum sollte man überhaupt ein Forschungsprojekt beginnen, das sich mit ihr auseinandersetzt und auf welchen Wissensbeständen rund um den Forschungsgegenstand baut ein solches Projekt auf? Genau diese Fragen will ich nun klären. Dazu formuliere ich zunächst einen Anspruch, dem ich in meiner Studie gerecht zu werden versuche: eine an Essenzialisierungen möglichst arme theoretische Konzeption von Männlichkeiten und Männern zur Grundlage zu nehmen. Anschließend soll eine solche in Auseinandersetzung mit unterschiedlichen theoretischen Beschreibungen von Männlichkeit entwickelt werden, um dann den Blick auf Verhältnisse von Männlichkeit, Erwerbsarbeit und Familie zu richten: Welche Verhältnisse sind in einer historischen Perspektive identifizierbar und welche gegenwärtigen Entwicklungen im Feld der Erwerbsarbeit sowie der Beteiligung von Männern an familiärer Sorgearbeit sind zu verzeichnen?

1 Theoretische Perspektiven

1.1 Denkbewegungen zu Problemen der Theoretisierung von Männlichkeit

1.1.1 *Wider Identifikation und Iteration*

Männlichkeit und Männer – auf den ersten Blick und im Alltagsverständnis vieler Menschen gehören diese Begriffe untrennbar zusammen und die in dieser Studie aufgeworfene Fragestellung, die ja beide Begriffe beinhaltet, ist in dieser Perspektive nicht weiter erklärungsbedürftig. Eine derart vereinfachende Perspektive greift jedoch zu kurz. Dies hat zwei Gründe: Erstens ist Männlichkeit quasi unmöglich empirisch zu fixieren, wenn sie schlicht als Eigenschaft von Männern gefasst wird. Die Gruppe der Männer ist viel zu groß und viel zu divers, Menschen, die sich als Männer definieren und wahrnehmen, trennt mehr als sie verbindet: ihr sozio-ökonomischer Status, ihre Klassenzugehörigkeit, ihre geographische Herkunft, ihre sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identifikation als cis oder trans³, ihr Alter, ihre Betroffenheit von Rassismus usw. Nicht einmal die letzte Bastion einer naturalisierten Idee von Geschlecht hat Bestand: So zeigt etwa die Hirnforschung, dass die Variabilität innerhalb der Gruppen der Männer und der Frauen (untersucht wurden etwa Hirnareale und die Verbindung zwischen den Hirnhälften durch den Corpus Callosum) erheblich größer ist als die Unterschiede zwischen ihnen (vgl. Schmitz 2004). Davon ganz abgesehen wäre es, selbst wenn man plump von einer Existenz von zwei völlig ‚natürlichen‘ biologischen Geschlechtern ausginge, in einer sozialwissenschaftlichen Perspektive nicht zulässig, Unterschiede zwischen den so geformten Genusgruppen in Bezug auf Verwirklichungschancen, Vorlieben etc. aus den ‚natürlichen‘ Unterschieden zwischen ihnen abzuleiten. Ihr Interesse ist es, das hat sich seit Durkheim (2019, franz. Erstausgabe 1895) nicht verändert, Soziales durch Soziales zu erklären. Insofern wird in den Sozialwissenschaften Geschlecht als vieles betrachtet – als wichtige Komponente von Sozialisation (Bilden und Dausien 2006), als in alltäglichen Interaktionen hergestellte Differenzordnung (Kessler und McKenna 1985; West und Zimmerman 1987) oder als Effekt diskursiver Ordnungen (Butler 1991) – aber nicht als Ableitung biologischer Gegebenheiten. Es

3 Eine Identifikation als cis bedeutet eine bestehende Identifikation mit dem bei der Geburt zugeschriebenem Geschlecht, eine Identifikation als trans, dass die Identifikation mit dem bei der Geburt zugeschriebenen Geschlecht nicht (mehr) oder nicht (mehr) vollständig besteht.

interessieren an der gegebenen Geschlechterordnung die Aspekte ihrer Geschichtlichkeit, ihrer Kontingenz, ihrer alltäglichen Aufführung, ihrer Auswirkung auf subjektive Konstruktionen von Sinn und Identität.

Insofern wird auch die Verwendung des Begriffes Männlichkeit (auch wenn dieser im Sinne der Bezeichnung diskursiver Ordnungen und nicht als umstandslose Merkmalsbe- oder -zuschreibung für Angehörige der Klassifikationskategorie Mann gebraucht wird) problematisch: Der Begriff perpetuiert, gemeinsam mit seinem Gegenbegriff Weiblichkeit, die Vorstellung einer binären Geschlechterordnung. Ohne Bezug auf eine solche sind beide Begriffe überhaupt nicht denkbar. Nina Degele (2007) schlägt daher vor, auf den Begriff der Männlichkeit zugunsten dessen der Heteronormativität zu verzichten. So überzeugend die Kritik ist, so problematisch der Begriff Männlichkeit und so diffizil es sein mag, ihn nicht eigenschaftslogisch und essenzialisierend einzusetzen: Ich halte ihn dennoch für unverzichtbar. Der Grund dafür ist, dass ich davon ausgehe, dass die Nicht-Benennung von Männlichkeitsdiskursen auf ein ganz anderes Konto einzahlt, als sie intendiert: nämlich die Selbstverständlichkeit ihrer Durchsetzung. Wir leben nach wie vor in einer Welt, in der schon vor der Geburt Gender-Reveal-Partys⁴ für Babys gefeiert werden, in der es ganze Produktwelten in Rosa und Blau für kleine Kinder gibt, die ihnen zugänglich gemacht werden oder nicht, je nachdem, welches Geschlecht ihnen bei der Geburt zugewiesen wird. Männer und Frauen tendieren zur Wahl unterschiedlicher Berufe und unterschiedlicher Parteien, Toiletten und Umkleiden sind binär strukturiert, kurzum: Die Welt, in der wir leben, ist von Zweigeschlechtlichkeit durchdrungen und innerhalb dieses Systems der Zweigeschlechtlichkeit existieren, materiell und symbolisch, platanweisende Strukturen und Diskurse, die sich nicht beschreiben lassen, wenn die Begriffe Männlichkeit und Weiblichkeit verworfen werden. Es mag wünschenswert sein, sie einmal nicht mehr zu benötigen; sie aus Prinzip für die Analyse zu verwerfen, halte ich für falsch (vgl. zur Kritik einer solchen Position auch Rieske und Budde 2022, 71). Wozu ein solcher Vorschlag dennoch wichtige Hinweise liefert, ist das *Wie* des Sprechens über Männlichkeiten: ent-ontologisierend, als analytische Kategorie, aber nicht als Zustandsbeschreibung. Kurz: als „Reflexionskategorie“ (Knapp 2001, 79), die nicht wie im Alltagsverständnis als vorausgesetzt verstanden werden kann, sondern deren Inhalte und heuristische Potenziale genau umrissen werden müssen. Die Frage, die sich daraus ergibt, ist: Wie kann ein nicht-festschreibendes Schreiben gelingen, eine Infragestellung vergeschlechtlichter Ordnungen trotz der affirmierenden Übernahme der

4 Übrigens ist dieser Begriff eigentlich besonders infam, denn es handelt sich ja, wenn man in der Logik einer Trennung von „biologischem“ (sex) und „sozialem“ Geschlecht (gender) verbleiben will, eigentlich um eine „sex-reveal-Party“, wenn nicht gar um eine „Genital-Reveal-Party“. Dass sie aber als „gender reveal-Party“ benannt wird, hebt die sex/gender-Trennung letztlich wieder auf, indem über die Namensgebung behauptet wird, dass das soziale immer dem biologischen Geschlecht entspreche.

durch sie entstandenen Begriffe? Das stellt eine Aporie dar, der sich durch einfache und einheitliche Auflösungsversuchen nicht gerecht werden lässt. Dennoch ist mit dieser Zielsetzung eine Richtschnur gespannt, an der sich die Argumentation und die Methoden dieser Studie messen lassen müssen. Im Folgenden möchte ich die sich daraus ergebenden Anforderungen noch etwas ausbuchstabieren und anschließend theoretische Mittel vorstellen, die beim Versuch einer ent-ontologisierenden und essenzialisierungsarmen Analyse von Männlichkeit hilfreich sein können.

Was damit ausgeschlossen ist, ist ein Verständnis von Männlichkeit als Sammlung an Aussagen über Eigenschaften von Männern. Stattdessen wird Männlichkeit hier verstanden als eine Strukturierung sozialer Praxis, als Diskurs mit korrespondierenden Subjektivierungsweisen (vgl. Kapitel 1.1.2), als eine nur relational, nur im Verhältnis zu anderen Kategorien beschreibbare Kategorie. Mann-Sein ist in einem solchen Verständnis nicht das Geboren-Werden in einem Körper mit bestimmten Eigenschaften, sondern die Einnahme spezifischer Subjektpositionen, die im Diskurs zur Verfügung stehen. Aus der Perspektive der Subjekte erscheint Männlichkeit dementsprechend als ein Bündel an Anforderungen, die der (Nicht-) Zuerkennung der Subjektposition Mann dienen, als Diskurs, der die Grenzen dessen festlegt, wer als „Mann“ wahrnehmbar wird und was als „männlich“ gilt. Was das historisch konkret bedeutet, welche Subjektpositionen zur Verfügung stehen und wie sie eingenommen werden, ist eine empirische Frage. Diese Studie versucht sich an einer Teil-Antwort anhand des Phänomens von Arbeitszeitreduktionen von Männern, das aus verschiedenen Gründen (vgl. Kapitel 2) verspricht, eine Art Knotenpunkt zu sein, anhand dessen sich Männlichkeitsdiskurse gut illustrieren lassen.

1.1.2 Vom Subjekt zur Subjektivierung

Ein so gefasstes Verständnis von Männlichkeit als Relation (statt als individueller Eigenschaft) verweist auf eine Verschiebung – vom Subjekt zur Subjektivierung – die sich in einer Reihe von sozial- und geisteswissenschaftlichen Debatten in den vergangenen Jahren vollzieht. Gerade in eher handlungstheoretisch ausgerichteten soziologischen Ansätzen und auch in erziehungswissenschaftlicher Theoriebildung (insbesondere, wenn man einige Jahre zurückblickt und den Blick besonders auf die geisteswissenschaftlich geprägten Strömungen innerhalb der Pädagogik richtet) ist das Subjekt nicht selten eine zentrale Kategorie, ohne dass die Voraussetzungen seiner Existenz oder gar seiner Handlungsfähigkeit immer ausreichend und ohne Bezugnahme auf metaphysisch-spekulative Vorannahmen geklärt wären.

Die Wurzeln dessen, dass das Vorhandensein handlungsfähiger Subjekte als Prämisse vorausgesetzt wird, liegen in der klassischen Subjektphilosophie. Als deren Hauptstrang sieht Andreas Reckwitz zuallererst die epistemo-

logischen und moraltheoretischen Überlegungen, die in der Philosophie von René Descartes bis zum deutschen Idealismus betrieben wurden. Daneben identifiziert er zwei weitere Nebenstränge, einen stärker sozialtheoretischen kontraktualistischen Strang sowie einen vornehmlich ästhetischen, romantischen Begriff des Subjekts, der dessen Streben nach Selbstverwirklichung in den Mittelpunkt stellt (vgl. Reckwitz 2021, 15). Gemeinsam ist diesen doch recht heterogen erscheinenden Ansätzen die Grundannahme einer Handlungsautonomie des Subjekts: „Dieses erscheint als eine irreduzible Instanz der Reflexion, des Handelns und des Ausdrucks, welche ihre Grundlage nicht in den kontingenten äußeren Bedingungen, sondern in sich selber findet“ (ebd., 15f.). Diese Idee von bedingungsfrei handlungsfähigen Subjekten liegt weiten Teilen philosophischen und humanwissenschaftlichen Denkens im 19. und 20. Jahrhundert zugrunde, ebenso wie dem vorherrschenden Alltagsverständnis in westlichen Gesellschaften (vgl. Geipel 2022, 17). Bereits seit dem 19. Jahrhundert gerät ein solches Subjektverständnis allerdings auch zunehmend in die Kritik – sei es durch die Betonung materieller Strukturen kapitalistischer Gesellschaften („Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt“, Marx und Engels 1961, 9) oder des Unbewussten, das in seiner triebhaft-affektiven Struktur die Selbst-Transparenz der Subjekte radikal infrage stellt (vgl. Freud 1961, 75–83). Infolge dieser Erschütterungen verfolgten eine Reihe von Theoretiker:innen eine Denkbewegung, die sich als Dezentrierung des Subjekts beschreiben lässt, und die, trotz der enormen Binnendifferenzen in den Herangehensweisen und Resultaten dieser Bewegung, eines gemeinsam hat: Das Subjekt wird von etwas Absolutem zu etwas Bedingtem, von einer bedingungslosen Voraussetzung zum erklärungsbedürftigen Effekt. Über die Überlegung, wie sich *gesellschaftliche Strukturen* auf das Subjekt *auswirken*, müssen diese Überlegungen jedoch deutlich hinausreichen. In einer *subjektanalytischen* (und eben nicht: -theoretischen) Perspektive ist die Frage radikaler: worum es geht, sind hier die historisch und geographisch spezifischen kulturellen Konstitutionsbedingungen dessen, was Subjekt getauft wird.

„Das Wort Subjekt hat zwei Bedeutungen: Es bezeichnet das Subjekt, das der Herrschaft eines anderen unterworfen ist und in seiner Abhängigkeit steht; und es bezeichnet das Subjekt, das durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität gebunden ist.“ (Foucault 2005a, 275)

Bahnbrechend für die Analyse von Subjektivierungsweisen und die vorliegende Studie inspirierend sind die Arbeiten von Michel Foucault. Obgleich der Versuch, das Werk eines so dynamischen und entwicklungsreichen Sozialtheoretikers in der hier gebotenen Kürze darzustellen, zu letztlich unangemessenen Verkürzungen und Vereinheitlichungen führen muss, will ich im Folgenden umreißen, welche Perspektiven und welches Programm sich aus seinem Denken für diese Studie ergeben. In Foucaults Arbeiten – mindestens seinen frühen – erscheint das Subjekt vorwiegend als ein Produkt machtvoller

Ordnungen (vgl. Foucault 1981). In den Blick rücken die (historischen) Arten und Weisen, in denen Individuen zu Subjekten gemacht werden und sich selbst zu solchen machen sowie die Diskurse, die diesen Prozess instruieren. Ausgehend von der Erkenntnis, dass bestimmte historische Zeiten je eigene, kontingente Wissensordnungen aufweisen, welche die Menge an Aussagen, die zu einer bestimmten Zeit faktisch getroffen werden können, begrenzen, beginnt Foucault, eine Archäologie des Wissens zu betreiben, also ‚auszugraben‘, was zu einer bestimmten Zeit ein weithin geteiltes Wissen war. Von diesem Anliegen sind Foucaults frühe Werke zum Wahnsinn, der Medizin und schließlich des Wissens und der Wissenschaft im Allgemeinen angetrieben; und von dort aus ist auch der gedankliche Schritt zur Subjektivierung nicht weit. Durch den Diskurs, der sich aus „Praktiken [...], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (ebd., 74) konstituiert, ergeben sich bestimmte, historisch gebundene Subjektpositionen, die Individuen einnehmen müssen, um sprechen zu können. Bei Diskursen handelt es sich folglich um Ordnungen des (zu einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten kulturellen Kontext) (Nicht-)Sagbaren und entsprechend auch um eine Ordnung der einnehmbaren und unmöglichen Subjektpositionen. Es gibt somit keine Subjekte ohne den Diskurs (umgekehrt allerdings logischerweise auch keinen Diskurs ohne Subjekte, die die verfügbaren Subjektpositionen auch einnehmen). Folgerichtig interessiert sich Foucault zeitlebens insbesondere dafür, was der Diskurs ausschließt und in welchen Arten und Weisen dieser Ausschluss sich vollzieht. Die Art der Machtausübung habe sich dabei, so Foucault, in der Moderne weg verschoben von der Zurichtung und ggf. Zerstörung des Körpers als Reaktion auf Fehlverhalten hin zu avancierteren Techniken der Regierung, die vermehrt auf gegenseitige und Selbst-Kontrolle setzen (vgl. Foucault 2005a).

In Foucaults darauffolgender genealogischer Werkphase gewinnt ein solcher Begriff der Macht an Bedeutung. Foucault entfernt sich dabei zunehmend von einem juristisch-diskursiven Verständnis von Macht, dem seine frühen Arbeiten noch näherstehen. Macht wird nun als ubiquitär und als relational konzipiert; es handelt sich bei ihr nicht um ein besitzbares Kapital, sondern um Verhältnisse. Sie erscheint als eine produktive Kraft, die Wirklichkeit erzeugt, Wissen herstellt, Wahrheit produziert. In seinen späten Jahren beginnt Foucault, eine bis dahin bestehende Leerstelle seiner Theorie zu füllen, indem er, ausgehend vom Begriff der Gouvernamentalität über die „Sorge um sich“ (Foucault 1986) auch das Selbstverhältnis der Subjekte in den Blick nimmt. Als Gouvernamentalität bezeichnete Foucault schließlich in seinen letzten Jahren die in seinen Augen in westlich-modernen Gesellschaften vorherrschende Rationalität des Regierens. Nicht durch unmittelbar ausgeübten obrigkeitlichen Zwang, sondern vielmehr in der Selbst-Führung von Subjekten, die in Form von verinnerlichten Normen, Wertvorstellungen und vordergründig freier Wahl der Subjekte zutage tritt, werde Macht sichtbar (vgl. Foucault 2005b). Zwischen den Foucault-Rezipient:innen besteht große Uneinigkeit in

der Frage, ob in seinem Denken Brüche vorherrschen zwischen den oben bereits benannten ‚Phasen‘ (vgl. Detel 1998) oder ob nicht vielmehr eine Kontinuität zu finden ist – im Impetus der Irritation und der immer wiederkehrenden Frage nach der Genese des Subjekts (vgl. Lemke 1997), in den immer wieder umkreisten Dimensionen von Wissen, Macht und Subjektivität. Foucaults begrifflicher Zugriff auf diese Phänomene wandelte sich über die Zeit immer wieder, was im Sinne des Anspruches eines offenen Denkens und eines instrumentellen Verständnisses von Begriffen als ‚Denkwerkzeugen‘ nicht überraschen kann. Dennoch tendiert Foucault selbst eher zur Position, sein Denken als stets um dieselben Fragen kreisend zu charakterisieren, wenn er in Subjekt und Macht als Ziel seiner Arbeit „in den letzten zwanzig Jahren [...] eine Geschichte der verschiedenen Formen der Subjektivierung des Menschen in unserer Kultur“ (Foucault 2005a, 240) nennt.

Anschließend an Foucault hat das Denkmotiv der Subjektivierung eine ganze Reihe an theoretischen Fortentwicklungen und Operationalisierungen erfahren. Die Arbeiten Judith Butlers etwa erhellen und revidieren Foucaults Ansätze, insbesondere was die Psyche der im Diskurs entstehenden Subjekte sowie die Rolle von Körpern im Prozess der Subjektivierung angeht (Butler 1997; Butler 2001). Während Foucault das Subjekt vor allem als Effekt diskursiver Machtformationen beschreibt, verschiebt Butler den Akzent hin zum Vorgang der performativen Hervorbringung: Subjekte entstehen nicht allein durch diskursive Zuschreibungen, sondern vielmehr in und durch deren wiederholte Verkörperung. Die Wiederholung von Normen – etwa geschlechtlicher – ist dabei nicht rein deterministisch zu verstehen, sondern eröffnet, so Butler, zugleich die Möglichkeit ihrer Verschiebung oder Subversion. Besonders deutlich wird dies in ihrer Analyse von Drag-Performances, die als parodistische Überaffirmationen geschlechtlicher Normen deren kulturell und diskursiv erzeugten Charakter sichtbar machen und dadurch destabilisieren können (vgl. Butler 1991). Butler rückt zudem auch die Materialität des Körpers stärker in den Vordergrund. Der Körper ist nicht bloß Ort diskursiver Einschreibungen, sondern ein materiell wirksames Moment in der Konstitution von Subjektivität – ein Ort, an dem Normen verkörpert, wiederholt und dabei zugleich reproduziert wie auch potenziell transformiert werden. Damit wird der Körper als etwas gefasst, das nicht nur durch Normen geformt wird, sondern selbst zur aktiven Bedingung der Möglichkeit von Subjektivierung avanciert (vgl. Butler 1997). In dieser Perspektive wird deutlich, dass die Annahme eines prädiskursiven Selbst ebenso illusionär ist wie die Vorstellung eines natürlichen, vorgängigen Körpers. Vielmehr ist Subjektivität – auch geschlechtliche – stets Resultat diskursiver Praktiken, durch die überhaupt erst erkenn- und ansprechbare Subjektpositionen hervorgebracht werden.

Ebenso sind auch die Cultural Studies zu nennen, in deren Kontext Stuart Hall Foucaults Denken mit einem hegemonietheoretischen Ansatz verbindet (Hall 1996). Diese Fortentwicklung hat für die methodische Vorgehensweise

erhebliche Bedeutung, indem sie den Prozess der Einnahme von Subjektpositionen ausbuchstabiert und differenziert: Wie läuft dieser Prozess ab, warum nimmt wer welche anerkenbare Subjektposition auf welche Art und Weise ein und nicht etwa eine andere? Mit diesem Umriss einiger Fundamente einer subjektanalytischen und -kritischen Perspektive ist das für diese Studie Wesentliche gesagt: aus der Kritik an der klassischen Subjekttheorie heraus soll die Relationalität und das Prozessuale an nur scheinbar souveränen Subjekten im Zentrum stehen. In der Denkfigur der Subjektivierung gerät das ‚Subjekt‘ nicht als vorgängige Größe in den Blick, sondern als permanent in der Produktion begriffen, und dies als Effekt von Diskursen (vgl. Foucault 1977, 39–42), die Subjekte überhaupt erst als solche (an-)erkennbar machen. Zugleich sind jene Diskurse allerdings wiederum keine natürliche Tatsache, sondern kontingent, der permanenten Aufführung, der Reproduktion durch Akteure im sozialen Raum bedürftig und so unabschließbar (vgl. Butler 1997, 21). Bezogen auf den Gegenstand der Studie bedeutet dies, die Frage nach Männlichkeit als Frage nach hegemonialen Ordnungen zu stellen, als Frage danach, welche Subjektpositionen als *Mann* im Diskurs zur Verfügung stehen und mittels welcher Weisen der Subjektivierung diese Subjektpositionen eingenommen und zugleich hervorgebracht, vervielfältigt, gebrochen werden. Die Methoden, mittels derer ich diesem Anspruch gerecht werden will, beschreibe und begründe ich in Kapitel 4.

An dieser Stelle will ich allerdings noch einige Hinweise geben, weswegen gerade in Bezug auf den hier gewählten Forschungsgegenstand – Arbeitszeitreduktionen von Männern und Männlichkeitskonstruktionen – eine subjektkritische Perspektive besonders erforderlich erscheint. Zunächst ist hier die Überlegung zu nennen, dass ‚das Subjekt‘ als Idee gar nicht anders zu denken ist als weiß, westlich, männlich und bürgerlich. Nicht nur, dass diese Attribute auf sämtliche eingangs des Abschnitts genannten Vertreter der klassischen Subjektphilosophie zutreffen; das Ideal des autarken und selbstbestimmten Subjekts war zudem historisch seit jeher nicht für alle Menschen erreichbar, ja, nicht einmal vorgesehen. In der historischen Rekonstruktion zeigt sich das ebenso wie in den Versuchen theoretischer Beschreibungen von Männlichkeit: Ausschlüsse sind konstitutiv für Männlichkeit; und dieselben Ausschlüsse liegen auch einer Vorstellung vor-diskursiver, ‚starker‘ Subjekte zugrunde. „[E]ine relativ größere Heteronomie der einen ist die Grundbedingung für eine relativ größere Autonomie anderer“ (Rieske und Budde 2022, 67): die Ausbeutung ökologischer Ressourcen im Zuge einer konkurrenzbasierten und wachstumsfixierten Wirtschaftsweise verhindert die Nutzung derselben Ressourcen durch andere, und das Verschweigen des Empfangens von Fürsorge als Voraussetzung für die Entwicklung von autonomer Handlungsfähigkeit verleugnet und verkennt allzu häufig durch Frauen verrichtete, unentgeltliche und mit wenig sozialer Anerkennung verbundene Sorgetätigkeiten (vgl. Fraser

2023, 97–188). In diesem Sinne *muss* eine männlichkeitskritische Forschung einen subjektkritischen Anspruch an sich erheben, denn das

„Männliche ist in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft gleichsam ein Allgemeines; es ist sozusagen der (weiße, bürgerliche) Mann, der das Leitbild des autonomen, konkurrenzfähigen, sich im Wettbewerb behauptenden bürgerlichen Subjekts verkörpert. Männlichkeit ist insofern – jedenfalls bis in die jüngere Vergangenheit – nicht geschlechtlich markiert, denn ihr Wesen ist jenes des Bürgers schlechthin.“ (Stückler 2013, 119)

Zwischen der Konstruktion des Mannes als neutralem „allgemeinen‘ Menschen“ (Klinger 2005, 334), der Annahme ungebrochen souveräner Subjekte in der klassischen Subjektphilosophie und der in der Moderne hegemonial werdenden bürgerlichen Ideologie bestehen also systematische Zusammenhänge. Dieser Befund lädt dazu ein, hegemoniale Ordnungen, die auf autonome Subjekte setzen, fortlaufend kritisch zu hinterfragen – selbst dann, wenn manche Verschiebungen ganz materieller Natur zu verzeichnen sind, z. B. eine Angleichung der Erwerbsquoten von Männern und Frauen. Die Sozialphilosophin Nancy Fraser vertritt so etwa die These, dass der Mainstream emanzipatorischer Bewegungen in der Gegenwart durch das hegemoniale kapitalistische Gesellschaftsmodell kooptiert worden sei:

„Insufficiently tuned to the rise of free-market forces, the hegemonic current of emancipatory struggles have formed a ‘dangerous liaison’ with neoliberalism, supplying a portion of the ‘new spirit’ or charismatic rationale for a new mode of capital accumulation, touted as ‘flexible’, ‘difference-friendly’, ‘encouraging of creativity from below’“. (Fraser 2013, 130)

Die Externalisierung von Care und natürlichen Ressourcen, auf denen dieses Gesellschaftssystem systematisch fuße, finde auf diese Weise eine weitgehende Fortsetzung; folgt man Fraser, ließe sich sagen, dass sich primär die Bruchlinien verschoben haben, entlang derer sich diese Externalisierungen oder Ausschlüsse ereignen. Ein prominentes Beispiel für eine solche These sind die von Arlie Hochschild beschriebenen *Care Chains*: hauptsächlich aufgrund der sich wandelnden Erwerbsarbeits- und Geschlechterregime in den westlichen kapitalistischen Wohlfahrtsstaaten und der sich dadurch erhöhenden Erwerbsbeteiligung von Frauen kommt es zu einer verstärkten Inanspruchnahme bezahlter Haushalts- und Sorgedienstleistungen, die überwiegend von Personen ausgeübt werden, die anlässlich dieser Tätigkeit eine Migrationsbewegung vollzogen haben (vgl. Hochschild 2000; H. Lutz 2018). Dadurch wird an der symbolischen Unterordnung von Haushalts- und Sorgearbeit gegenüber ‚produktiver‘ Erwerbsarbeit nicht gerüttelt. Nur die Personengruppe, die die Folgen dieser symbolischen Unterordnung trägt, verschiebt sich. An die Stelle der Ausbeutung der Ehefrauen in der traditionellen bürgerlichen Kleinfamilie tritt (teilweise, denn die ‚alten‘ Zeitverwendungsmuster bestehen, wie Abschnitt 2.2 zeigen wird, dennoch tendenziell weiter) die Prekarisierung der mehrheitlich migrantischen Haus- und Sorgearbeitsdienstleister:innen – ein Prozess, den Birgit Rommelspacher „ethnische Unterschichtung“

(Rommelspacher 2005, 5) nennt. Der Gedanke kann nur angedeutet werden, aber er wirft eine ganze Reihe weiterer Fragen auf: Sind die Erfolge der Frauenbewegung erkaufte durch eine Polarisierung der Klassengesellschaft? Bedeutet der sich verändernde Geschlechtervertrag nur eine Erweiterung vormals männlich markierter Normen über die Gruppe der Männer hinaus? Bedeutet die Einnahme von Positionen in gesellschaftlichen Eliten durch Frauen eine „Enteignung hegemonialer Männlichkeit“ auf dem Weg zu einer „hegemoniale[n] Weiblichkeit“ (Scholz 2010, 396) oder doch eine paradoxe „Verkörperung hegemonialer Männlichkeit durch Frauen“ (Stückler 2013, 118). Angesichts all dessen ist gegenüber Beteuerungen von Geschlechtergerechtigkeit Skepsis angebracht – denn Verschleierung war schon immer Teil von Hege- monie (vgl. Abschnitt 1.2.1).

1.1.3 Von Männlichkeit zu synchron und diachron situierten Männlichkeiten

Die in diesem Abschnitt vertretene These ist nun auf dem Grund des bisher Skizzierten schon beinahe trivial, dennoch scheint es sinnvoll, sie noch einmal in aller Klarheit zu formulieren: Von Männlichkeiten lässt sich nur im Plural sprechen.

Ein Verständnis von Männlichkeit als einheitlich und eindeutig, wie es etwa in Geschlechterrollentheorien teilweise vertreten wird (vgl. zur Kritik Connell 2015, 69–75), steht nicht nur in der Gefahr der bloßen Fortsetzung einer naturalisierten Idee von Zweigeschlechtlichkeit, sondern es ist auch analytisch nicht haltbar: Männlichkeitsdiskurse sind kontingent, sie sind zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten, an unterschiedlichen geographischen Orten und in unterschiedlichen kulturellen Kontexten inhaltlich vollkommen unterschiedlich gefüllt (vgl. Martschukat und Stieglitz 2018). Zudem sind die sich subjektiv ergebenden Männlichkeitsanforderungen etwa nach Milieu, Klasse und rassifizierten Unterscheidungen wiederum in sich unterschiedlich (vgl. Tunç 2012). Männlichkeiten sind zeitlich, geographisch und sozialräumlich situiert und stehen in Verhältnissen zu anderen Differenzierungen, zu Weiblichkeiten und anderen Männlichkeiten. Das bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass Männlichkeit beliebig wäre oder sich gar keine übergreifenden Prinzipien der Konstitution und Konstruktion von Männlichkeiten identifizieren lassen, wie in Kapitel 1.2 deutlich werden wird.

Mit der raumzeitlichen Situiertheit von Männlichkeiten korrespondiert ihre Verknüpfung mit Lebensaltern. Geschlechterspezifische Zuschreibungen und Anforderungen sind im Lebensverlauf höchst unterschiedlich ausgeprägt und allzu häufig wird in der Forschung zu Männlichkeiten ausschließlich auf das mittlere Erwachsenenalter eingegangen, ohne diese Beschränkung allerdings überhaupt zu thematisieren (vgl. Werny 2022, 38–39). Auch in dieser Studie wird es in der Hauptsache um die Konstruktion von Männlichkeiten im

mittleren Erwachsenenalter gehen, und dies nicht ohne Grund, denn es ist die Altersgruppe, in der mit Männlichkeitsdiskursen verknüpfte Erwerbsnormen die stärkste Wirkung entfalten (vgl. Kapitel 2.2.2). Ebenso verhält es sich mit einer weiteren De-Facto-Einschränkung des Gegenstandsbereiches dieser Studie, die sich aus dem Umstand ergibt, dass mehr oder weniger selbst gewählte Arbeitszeitreduktionen auch nicht unerhebliche materielle Voraussetzungen haben und aus diesem Grund für Angehörige unterer gesellschaftlicher Schichten mutmaßlich (es gibt dazu kaum empirische Daten⁵) weniger zugänglich sind. Auch dies ist also eine anzunehmende Engführung dieser Studie, die aber ihrer Konzeption entspricht – denn es geht um hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen, von denen dann mehr oder weniger geringfügig abgewichen wird und gerade die Konstruktion dieser Abweichung ist interessant. Was daraus folgt, ist aber auch für die Versuche dieser Studie, Männlichkeit theoretisch zu erfassen, bedeutsam: Männlichkeit lässt sich nur zusammen mit anderen machtvollen gesellschaftlichen Ordnungen – wie eben Lebensalter oder sozio-ökonomischer Status – betrachten und ist darüber hinaus stets im Plural zu denken, als unterschiedliche Ausprägungen von Männlichkeitsdiskursen, die gleichwohl auch hierarchisiert sein können.

1.1.4 Vom vermeintlich universellen zum situierten Wissen

Zuletzt folgen aus dem Anliegen einer essenzialisierungsarmen theoretischen Rahmung von Männlichkeit auch erkenntnistheoretische Konsequenzen. Wenn die Rede ist von „Macht/Wissen-Komplexe[n]“ (Foucault 1977, 40), von hegemonialen Wissensordnungen, dann schließt dies eine naiv-positivistische erkenntnistheoretische Position aus. Das Wissen, das in dieser Studie generiert wird, ist (wie jedes Wissen) „situiertes Wissen“ (Haraway 2007, 305); es ist standortgebunden und beansprucht keine universelle Gültigkeit. Damit ist keinesfalls der Anspruch aufgegeben, intersubjektiv nachvollziehbare Erkenntnisse zu erreichen. Haraway gibt in „Situiertes Wissen“ nicht einmal den Begriff der „Objektivität“ auf, deutet ihn aber erheblich um: Anstelle des nur vermeintlich neutralen, standort- und körperlosen Wissenschaftlers, dessen Erkenntnisse ebenso vermeintlich umfassend verallgemeinerbar sind, tritt bei Haraway die Vorstellung eines Wissens, dessen historische und kulturelle Konstitutionsbedingungen sich in ihm spiegeln. Damit ist jedes Wissen situiert und muss als in Korrespondenz mit den gesellschaftlich-kulturellen Rahmenbedingungen, den Herrschaftsverhältnissen, den aktuell hegemonialen

5 In Österreich zeigte eine Analyse von Daten aus dem Mikrozensus, die durch den sozialliberalen Thinktank „Momentum“ durchgeführt wurde, dass sich die durchschnittliche Wochenarbeitszeit der obersten zwei Einkommenszehntel sich zwischen 2014 und 2021 am stärksten verringert hat (Stern 2023). Dieser Befund allein lässt zwar den Schluss nicht zu, dass Arbeitszeitreduktionen für Angehöriger oberer Schichten ‚leistbarer‘ sind, er steht aber der These zumindest auch nicht entgegen.

Technologien der Wissensproduktion stehend verstanden werden. In der Geschichte der Wissenschaft hätten „göttliche Tricks“ (ebd., 312), dabei geholfen, die Erkenntnissubjekte als in vollkommener analytischer Distanz zu ihrem Gegenstand zu konstruieren und so Neutralität gegenüber den eigenen Untersuchungsgegenständen zu behaupten. Häufig sei dies Mittel zum Erhalt der Herrschaft derjenigen Gruppen gewesen, deren Mitglieder sich als unmarkierte Subjekte (im Gegensatz zu insbesondere indigenen oder Schwarzen Frauen) positionieren konnten. Haraway vermeidet nun eine Romantisierung bislang marginalisierter Perspektiven, indem sie nicht etwa von indigenen als „unschuldigen“ Positionen“ (ebd., 311) ausgeht, sondern jedes Wissen als (nur in je unterschiedlicher Weise) epistemisch vorstrukturiert zu begreifen und daraus die Forderung abzuleiten, die partielle Perspektive des forschenden Subjekts offenzulegen und in den Prozess der Erkenntnisproduktion einzubeziehen.

Wie weiter oben bereits beschrieben, ist ein zentrales Merkmal moderner männlicher Subjektivität ihre Unmarkiertheit, ihre Inanspruchnahme einer Geltung als ‚normal‘ und ‚selbstverständlich‘. Männlichkeitsforschung kann in dieser Hinsicht einen Beitrag zur Sichtbarmachung vormals unmarkierter Positionen leisten, ihre historische Entwicklung zeugt jedoch auch von einer großen Ambivalenz. Während die Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung an Universitäten seit den 1970er-Jahren auf das Engste mit der zweiten Frauenbewegung verknüpft und in ihrer Anfangszeit dezidiert als parteiiche Forschung von Frauen über Frauen ausgelegt war, gestaltete sich das Verhältnis der Männer- und Männlichkeitsforschung zu feministischen Bewegungen von Beginn an unklar. In dieser Zeit entstanden erste Forschungen zu Männern und Männlichkeit im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung (Pross 1978). Es bildete sich eine Männergruppenszene, also an den Modus der Frauenerfahrungsgruppen anschließende Zusammenschlüsse von Männern, aus denen heraus ebenfalls begonnen wurde, Männer und Männlichkeit zu thematisieren. Es entwickelte sich das Genre der Männerverständigungsliteratur. Das Verhältnis der Männergruppenszene zum Feminismus wiederum gestaltete sich sehr uneinheitlich; Detlef Ax unterscheidet in diesem Kontext einen kritischen Ansatz, der eine Neuverhandlung des Geschlechterverhältnisses verlangt, einen antisexistischen/profeministischen Ansatz, der stark an der Frauenbewegung orientiert ist und sich an der Zerschlagung des Patriarchats versucht, einen mythopoetischen Ansatz, der über Bezüge zu gesellschaftlich tradierten Erzählungen den ‚Kern‘ des Mannseins zu durchdringen und so ein bewussteres Leben als Mann zu ermöglichen versucht sowie maskulistische und väterrechtliche Ansätze, die in explizite Opposition zu feministischen Theorien und Anliegen treten (vgl. Ax 2000).

Obleich die antifeministischen Strömungen in der Männlichkeitsforschung kaum Einfluss hatten, waren Positionierungen zu den politischen Anliegen des Feminismus schon allein daher vonnöten, da zwischen

Männlichkeitsforschung und den durch die Frauenbewegungen erkämpften und (in ersterem Fall überwiegend von Frauen betriebene) Frauen- und Geschlechterforschung sowie Gender Studies eine potenzielle Konkurrenz um Mittel und Strukturen an den Universitäten besteht. Jeff Hearn erarbeitete aus diesem Grund eine Liste an Prinzipien für eine kritische Männerforschung, die eine eindeutige Nachrangstellung der Männerforschung gegenüber der Frauenforschung fordert (vgl. Hearn 1987; Hearn und Morgan 1990)⁶ und so jegliche potenzielle Konkurrenz um Mittel und Strukturen von vorneherein zu vermeiden versucht. Dass Hearn's Position nicht unumstritten ist, liegt schon alleine an seiner apodiktischen Haltung gegenüber der Beteiligung von Männern an der Frauen- und Geschlechterforschung. Selbstredend muss der historische Kontext dieser Aussagen in Rechnung gestellt werden; und Hearn's „ground rules“ sind auch als eine Intervention innerhalb der Selbstverständigung in der damaligen Männerbewegung zu verstehen. Wie auch immer man seine Vorschläge beurteilt, können sie jedenfalls als Signum der Notwendigkeit einer Positionierung von Männlichkeitsforschung zum Feminismus betrachtet werden – und zwar sowohl, was ihre Anliegen als auch was ihre Ergebnisse angeht. Lippenbekenntnisse zum Feminismus sind nicht ausreichend, wenn die empirische Forschung und Theoriebildung dann hinter den Diskussionsstand der Geschlechterforschung zurückfällt, wie Paula-Irene Villa (2006) bemängelte. Auch die in der Männlichkeitsforschung verbreitete Rede der „Krise der Männlichkeit“ ist vor diesem Hintergrund zu problematisieren, da, um sie begründen zu können, Männlichkeit zunächst als einheitlich und stabil definiert und dann Veränderungen an Männlichkeiten auch noch negativ konnotiert als „Krise“ beschrieben werden. Allzu häufig stellt der Krisentopos so nur ein „rhetorisches Mittel zur Verschleierung beziehungsweise Durchsetzung ‚wirklicher‘ Machtansprüche von männlicher Seite“ (Opitz-Belakhal 2008, 49) dar. Es ist also Vorsicht geboten mit derlei Diagnosen; Horlacher und Schwanebeck bezeichnen die Rede von einer Krise der Männlichkeit gar als „genau die reaktionäre Erzählung, die männliche Selbstverkenning genauso garantiert wie traditionelle Machtstrukturen“ (Horlacher und Schwanebeck 2019, 145).

6 1987 formulierte Hearn als „ground rules“, dass (1) Männerforschung die Autonomie der Frauenforschung respektieren müsse, ohne im Gegenzug Autonomie für die Männerforschung einzufordern, (2) sowohl Männer als auch Frauen Männerforschung betreiben dürften, aber die Frauenforschung Frauen vorbehalten bleiben müsse, dass (3) Ziel kritischer Männerforschung eine feministisch perspektivierte Kritik männlichen Handelns sein müsse, (4) Interdisziplinarität anzustreben sei und (5) hätten männerforschende Männer ihre Praxis in Forschung und Lehre laufend zu hinterfragen, um die Fortschreibung traditionell patriarchalen Denkens und Handelns in der Wissenschaft zu vermeiden (vgl. Hearn 1987). 1990 ergänzen Morgan und Hearn die zusätzlichen Leitprinzipien, dass Männer feministische Initiativen und Projekte unterstützen sollten und keine Versuche unternehmen sollten, für Frauen- und Geschlechterforschung vorgesehene Fördermittel einzuwerben (vgl. Hearn und Morgan 1990).

Was all dies zeigt: Männlichkeitsforschung steht in besonderem Maße in der Gefahr, reifizierend zu wirken, stereotype Ideen von Männlichkeit zu reproduzieren und, wenn sie, wie in meinem Fall, von Männern betrieben wird, zur Konstruktion einer Deutungshoheit von Männern beizutragen. Wie es Traister (2000) nannte: „Academic Viagra“. Dies gilt insbesondere dann, wenn sie ihre Perspektivität und Positionalität nicht offenlegt. Es bedarf also, um dem Anspruch einer essenzialisierungsarmen Perspektive auf Männlichkeit gerecht zu werden, einer reflexiven Forschungspraxis, die die Bedingungen des eigenen Entstehens im Blick behält, sich mit den möglichen Folgen ihrer Befunde auseinandersetzt und für diese Verantwortung übernimmt.

1.2 Theoretisierungen von Männlichkeit

Im Folgenden soll auf Basis der im vorherigen Abschnitt angestellten Überlegungen ein formelles und materielles Verständnis davon entwickelt werden, was sich im Kontext der in diesem Forschungsprojekt interessierenden Praxis der Arbeitszeitreduktion und speziell in den Sphären der Erwerbsarbeit und Familie unter Männlichkeit verstehen lässt. Dafür werden theoretische Ansätze diskutiert, die es ermöglichen, Männlichkeit relational zu verstehen. Den ersten Ansatzpunkt bilden dabei das in der Männlichkeitsforschung stark rezipierte Konzept hegemonialer Männlichkeit sowie einige kritische Anfragen und daraus resultierende Fortentwicklungen desselben.

1.2.1 Hegemoniale Männlichkeit

Um die Theorie hegemonialer Männlichkeit und ihre Wirkungsgeschichte nachvollziehen zu können, lohnt es sich, einen Blick auf den historischen Kontext zu werfen, in dem sie entstanden ist. Als Tim Carrigan, Raewyn Connell und John Lee 1985 den Beitrag „Toward a New Sociology of Masculinity“ in *Theory and Society* veröffentlichten, waren Männer und Männlichkeiten als Gegenstand in Soziologie und Sozialpsychologie zwar etabliert, der weit überwiegende Teil der Veröffentlichungen bezog sich aber auf Geschlechterrollenkonzepte, die von fixen männlichen und weiblichen Geschlechtsrollen ausgingen, die im Laufe der Sozialisation verinnerlicht würden. Unterschiede zwischen Geschlechtern wurden so als bestimmte „kulturelle Ausformung der biologischen Geschlechtsunterschiede“ (Connell 2015, 69) konzeptualisiert. Die Etablierung feministischer Wissenschaft in den 1970er-Jahren trug zunächst noch zur weiteren Verbreitung der Geschlechtsrollenforschung bei; dies aber unter der veränderten Prämisse, dass die weibliche Geschlechtsrolle als Instrument der Unterdrückung diene. So wurde die Veränderung der weiblichen Geschlechtsrolle durch veränderte Anforderungen im Bildungssystem oder neue Rollenvorbilder gefordert. Parallel zu dieser politischen Forderung bildete sich

auch eine „Männerbewegung“ mit der Grundannahme, die männliche Geschlechtsrolle unterdrücke in gleicher Weise Männer wie die weibliche Frauen und bedürfe daher ebenfalls Reformen. „Wenn es in einem Rollensystem so etwas wie Unterdrückung gibt, ist es der Druck, den die Rolle auf das Ich ausübt“ (ebd., 72) – hiermit ist die zentrale Problematik der Geschlechterrollentheorie für Connell et al. benannt: denn was nicht in den Blick gerät, sind *Machtaspekte* im Geschlechterverhältnis. Handeln als Rollenhandeln wird nicht auf soziale Beziehungen bezogen, auf soziale Grenzziehungen und Unterscheidungen, sondern stellt eine zwar inhaltlich veränderliche, aber strukturell fixierte Fortschreibung der biologisierten Kategorie Geschlecht im sozialen Handeln dar. Dies führt zu homogenisierenden und polarisierten Konzeptionen von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie der Genusgruppen Männer und Frauen. Auf der anderen Seite werden Binnenverhältnisse sowie soziale Strukturen abseits von Geschlecht vernachlässigt. Gegenüber *Geschlechterverhältnissen* sind Geschlechterrollentheorien so weitgehend blind. Letztlich wirken sie durch diese Begrenzungen und ihre damalige Vorherrschaft in der Geschlechterforschung, die im Alltagsverständnis teils bis heute wirksam ist, als Herrschaftsinstrument, das die Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit aufrechterhält (vgl. Carrigan et al. 1985, 578–581; Connell 2015, 73–75). Auf der Basis dieser Kritiken an zeitgenössischen Rollenkonzepten wird klar, was das Ziel einer alternativen Theoriebildung – und damit des Ansatzes hegemonialer Männlichkeit ist: eine Theorie, die sich auf *Macht* in Geschlechterverhältnissen fokussiert, das Konzept Männlichkeit von der Idee eines biologischen Geschlechts löst und Binnenverhältnisse zwischen Männern (auch) auf der Basis von race, Klasse und Sexualität in den Blick nimmt.

Mit diesem Vorwissen und einer Vorstellung davon, wogegen sich die Theorie hegemonialer Männlichkeit in Stellung brachte, nämlich gegen die erheblichen inhärenten Probleme von Geschlechterrollentheorien und deren mangelnde Fähigkeit, Machtaspekte von Geschlechterverhältnissen zur Kenntnis zu nehmen oder gar zu erklären, lassen sich die wesentlichen Gewinne, aber auch die spezifischen Schwächen und Entwicklungsbedarfe des Konzepts erklären. Der Versuch, der unternommen wird, ist, Geschlechterverhältnisse hegemonietheoretisch einzuholen. Dabei spielt der marxistische Theoretiker Antonio Gramsci eine zentrale Rolle. Daher lohnt es sich, zunächst die Frage aufzuwerfen, was Gramsci unter Hegemonie versteht, ehe der Versuch eines Transfers dieser Theorie auf Geschlechterverhältnisse und die Fortentwicklungen, die er seitdem erfahren hat, beleuchtet und teilweise problematisiert wird.

Gramscis Konzept der Hegemonie wies, und dies ist auch der Grund, warum seine Ideen viele Jahre nach seinem Tod in den britischen Cultural Studies wieder aufgegriffen wurden, auf eine Leerstelle in der orthodox-ökonomistischen marxistischen Theoriebildung hin. Diese vernachlässigte und entwertete nämlich die kulturelle Dimension im Klassenkonflikt und klassifizierte sie als immateriellen, weniger wirklichen und bloß ideologischen ‚Überbau‘ ohne

wesentliche eigene Dynamik. Die ökonomische ‚Basis‘ werde als Ursache sozialer Prozesse angenommen, als Sein, das unmittelbar das Bewusstsein bestimme. Diese aus seiner Sicht simplifizierende Marx-Lesart schalt Gramsci als „primitive[n] Infantilismus“ (Gramsci 2012, H. 7, § 24). Seine Beobachtung war, dass der proletarischen Revolution, anders als in Russland, wo die Oktoberrevolution und der darauffolgende Bürgerkrieg mit dem Sieg der bolschewikischen Revolutionäre und der Errichtung der Sowjetunion endete⁷, in den kapitalistischen westeuropäischen Ländern offenbar mehr entgegenstand als nur die Staatsgewalt. Der Staat herrsche in diesen Ländern, so folgerte Gramsci, längst nicht mehr nur durch Gewalt, sondern auch über einen Konsens in dem, was Gramsci „Zivilgesellschaft“ oder auch „ethischer Staat“ (ebd., H. 6., § 88) taufte. Die Absicherung von Herrschaft erfolgte, indem die herrschende Klasse des liberalen Bürgertums eine führende Rolle einnahm und dabei auf das überwiegende Einverständnis der „subalternen“, also geführten Klassen vertrauen konnte. Im Zuge der Herausbildung von Hegemonie werden Zugeständnisse an die subalternen Klassen mit diesen ausgehandelt, in Folge derer die herrschende Klasse nicht nur „ihr Projekt als das der gesamten Gesellschaft darzustellen“ (Lipietz 1998, 160) vermag, sondern die Subalternen selbst in ihrem Alltagsverstand den „hegemonialen Kollektivwillen als Ausdruck der eigenen Interessen und Wünsche“ (Vey 2015, 44) wahrnehmen: Die Kultur der herrschenden Klasse wird internalisiert.

Gramsci unterscheidet daher nicht mehr zwischen Basis und Überbau, sondern führt die Begriffe der Strukturen und Superstrukturen ein, wobei unter Strukturen die fixierten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verstanden werden können, in denen sich die Menschen bewegen, während die Superstrukturen die Arena der Formung des „menschlichen Willens“ darstellen. Dass Superstrukturen dabei über eine eigene Materialität verfügen, illustriert Gramsci am Beispiel der Druckindustrie, die zugleich „Sektor des technischen Instruments“ (Struktur) und „Element eines ideologischen Faktums oder mehrerer ideologischer Fakten: der Wissenschaft, der Literatur, der Religion, der Politik usw.“ (Gramsci 2012, H 4, § 12) (Superstruktur) sei. Gramsci unterscheidet zudem zwei superstrukturelle Ebenen voneinander, nämlich die Zivilgesellschaft (vulgo die ‚private‘ Gesellschaft) und den Staat (als ‚politische‘ Gesellschaft).

Entscheidend ist nun, dass politische Herrschaft die Unterstützung der Zivilgesellschaft voraussetzt, wie Gramsci mit der Einführung der Differenzierung zwischen Herrschaft und Führung klarstellt:

7 Ich möchte keinen Geschichtsrevisionismus betreiben; dass die Sowjetunion durchaus nicht die erfolgreiche Verwirklichung des marxischen Ideals der klassenlosen Gesellschaft, sondern ein gewaltreiches diktatorisches Regime darstellte, ist mir wohl bewusst. Dennoch ergab sich aus diesen historischen Ereignissen für den Zeitgenossen Gramsci die Frage: warum glückt eine Revolution in Russland – und in Italien nicht?

„Das historisch-politische Kriterium, das den eigentlichen Untersuchungen zugrunde gelegt werden muss, ist folgendes: dass eine Klasse auf zweierlei Weise herrschend ist, nämlich ‚führend‘ und ‚herrschend‘. Sie ist führend gegenüber den verbündeten Klassen und herrschend gegenüber den gegnerischen Klassen. Deswegen kann eine Klasse bereits bevor sie an die Macht kommt ‚führend‘ sein (und muss es sein): wenn sie an der Macht ist, wird sie herrschend, bleibt aber weiterhin ‚führend‘. Es kann und muss eine ‚politische Hegemonie‘ auch vor dem Regierungsantritt geben, und man darf nicht nur auf die durch ihn verliehene Macht und die materielle Stärke zählen, um die politische Führung oder Hegemonie auszuüben“ (ebd., H. 1, § 44)

Aus diesen Ausführungen ergibt sich, dass politische Herrschaft kulturelle Hegemonie voraussetzt. Diese wird über den Alltagsverstand konstant reproduziert, wozu sogenannte Hegemonieapparate, namentlich Kirchen, Vereine, Verlage, Zeitungen „bis hin zur Architektur, zur Anlage der Straßen und zu den Namen derselben“ (ebd., H. 3, § 49) beitragen. Hegemonie ist also nie nur Struktur, sondern immer auch Praxis.

Aus diesem Verständnis von Hegemonie heraus versuchten nun 1985 in der bereits geschichteten Gemengelage in der Forschung zu Männern und Männlichkeit Carrigan et al. ein Modell zu entwickeln, das zu verstehen suchte, wie es möglich war, dass Männer im Geschlechterverhältnis schon so lange die bestimmende – sprich: nicht nur herrschende, sondern führende – Position einnahmen. Die theoretische Pointe des Konzeptes liegt also darin, zum Ersten Männer als herrschende Klasse im Geschlechterverhältnis und zum Zweiten hegemoniale Männlichkeit als diejenige kulturelle Ausprägung von Männlichkeit, die Führung sichert und damit männliche Hegemonie aufrechterhalten vermag, zu konzeptualisieren. In der folgenden Darstellung der Theorie hegemonialer Männlichkeit beziehe ich mich überwiegend auf Raewyn Connells Monographie „Der gemachte Mann“ (im Original: *Masculinities*), die denjenigen Entwurf darstellt, auf den sich Debatten um hegemoniale Männlichkeit zumeist stützen.

Connell charakterisiert Geschlecht als eine „Struktur der sozialen Praxis“ (Connell 2015, 124), innerhalb derer Männlichkeit und Weiblichkeit in Konfigurationspraktiken individuell, symbolisch-diskursiv und institutionell hergestellt werden. Um die Struktur des Geschlechts zu erfassen, unterscheidet sie die Ebene der Macht, der Produktion und der emotionalen Bindungsstruktur. Die Ebene der Machtbeziehungen wird beschrieben als durch eine allgemeine Unterordnung von Frauen und Dominanz von Männern geprägt, die sich trotz diverser Ausnahmen im alltäglichen Leben beständig halte. Die „Ausnahmen und Widerstände [bedeuteten aber] permanente Schwierigkeiten“ für die „patriarchale Macht“ (ebd., 127) und stellen deren Legitimation infrage. In ihren Ausführungen zum Feld der Produktionsbeziehungen bezieht sich Connell auf Phänomene geschlechtlicher Arbeitsteilung und deren ökonomische Konsequenzen. Emotionale Bindungsstrukturen als letzte der drei Dimensionen dienen schließlich dazu, den mannigfaltigen Zusammenhängen zwischen Sexualität und Geschlechterordnung einen ihrer Bedeutung angemessenen

analytischen Raum bereitzustellen (vgl. ebd., 127–128). Während Connell die Einsicht intersektionaler Ansätze begrüßt, dass Männlichkeit, und generell Geschlecht nie isoliert analysiert werden kann, sondern notwendig ins Verhältnis zu diversen anderen sozialen Differenzierungen gesetzt werden muss, problematisiert sie die unterkomplexe Idee, es gebe nur eine Form „schwarzer Männlichkeit [...] oder eine Arbeiterklassen-Männlichkeit“ (ebd., 130 Herv. i. Orig.). An die Stelle solcher Typologien von unterscheidbaren Männlichkeiten werden Verhältnisse zwischen Männlichkeiten gesetzt, und zwar: Hegemonie, Komplizenschaft, Unterordnung und Marginalisierung.

Männlichkeit erscheint so als „Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (ebd., 124). Diese Definition ist zunächst einmal konsequent relational und an der sozialen Herstellung von Geschlecht interessiert, nicht an der inhaltlichen Definition dessen, was Männlichkeit und Weiblichkeit; schon gar nicht, was Männer und Frauen ‚im Kern‘ ausmacht. Männlichkeit und Weiblichkeit sind vielmehr kulturelle Figurationen, auf die sich Angehörige und Zugerechnete aller Geschlechter beziehen und die sich prinzipiell auch alle zu eigen machen können (auch wenn das praktisch aufgrund geschlechtsspezifischer Sozialisationsprozesse und der vereindeutigenden Identifikation von Körpern etwas komplexer ist). Damit ist Connell weiter als viele ihrer Rezipierenden, ein Umstand, auf den später noch eingegangen werden wird.

Hegemoniale Männlichkeit ist, so nun Connell, die „Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (ebd., 130). Das bedeutet für Connell weder, dass hegemoniale Männlichkeit Praktiken umfasst, die von vielen Männern ausgeführt werden, noch, dass mächtige Männer notwendigerweise Repräsentanten dieser Form von Männlichkeit sind. Bei hegemonialer Männlichkeit handelt es sich vielmehr um eine kulturell ratifizierte und massenhaft anerkannte Form von Männlichkeit. Wenn nach Verkörperungen dieses Ideals gesucht werden soll, lohnt der Blick auf (pop-)kulturelle Männlichkeitsdarstellungen daher womöglich mehr als der Versuch, idealtypische Vertreter hegemonialer Männlichkeit in den konkreten Lebenspraxen von Managern, Patriarchen, Politikern oder Machos zu suchen. Das bedeutet jedoch umgekehrt nicht, dass gültige Konfigurationen hegemonialer Männlichkeit für individuelle Biographien und geschlechtliche Performances keinerlei Relevanz besäßen oder sich mittels je eigener Lebensgeschichten nicht rekonstruieren ließe, wie bestimmte Personen hegemoniale Männlichkeitsideale konstruieren und sich zu diesen ins Verhältnis setzen. Was genau allerdings hegemoniale Männlichkeit inhaltlich ausmacht, das muss notwendigerweise offen bleiben, da es sich um eine „historisch bewegliche Relation“ (ebd., 131) handelt; wie sich Hegemonie konkret ausdrückt, ist

raum-zeitlich-kulturell gebunden. Zeitdiagnostische Annäherungen an die konkreten Ausformungen sind wünschenswert und gewinnbringend, sie stellen jedoch Momentaufnahmen mit kurzer Halbwertszeit dar. Die Stellen, an denen die Urheber:innen des theoretischen Rahmens sich zu Illustrationen und inhaltlich-praktischen Beschreibungen dessen, was hegemoniale, untergeordnete oder marginalisierte Männlichkeiten ausmacht, hinreißen lassen, altern entsprechend nicht immer gut, was der Güte der theoretischen Beschreibung eigentlich keinen Abbruch tut, aber dennoch häufig Anlass zu Kritik bot.

Männlichkeiten werden nun auf zweierlei Weisen zueinander ins Verhältnis gesetzt – erstens auf der Achse Hegemonie – Dominanz/Unterordnung: Bestimmte Konfigurationen von Männlichkeiten haben hegemonialen Status inne, sind also im Gramscianischen Sinne führend und tragen dazu bei, dass die Gruppe der Männer gesamtgesellschaftlich herrschend bleibt. Die Relation der Unterordnung/Dominanz wird hergestellt, indem Männlichkeiten, die als fundamental anders zu diesen hegemonialen Formen von Männlichkeit markiert werden und so gewissermaßen als Gefährdung männlicher Hegemonie erscheinen, symbolisch untergeordnet, sozusagen als illegitime Männlichkeit stigmatisiert werden. Laut der ursprünglichen Formulierung des Konzepts geschieht dies, indem diese Praktiken und Positionierungen symbolisch in die Nähe von Weiblichkeit gerückt werden; als ‚Musterbeispiel‘ dienen dort schwule Männlichkeiten. Auf dieser ersten Achse tummelt sich zudem eine Gruppe von Männlichkeitsformationen, die Connell als „komplizenhaft“ bezeichnet und die für das Verständnis männlicher Hegemonie eine entscheidende Rolle spielen. Diese komplizenhaften Männlichkeitsformen genügen weder idealtypisch hegemonialen Männlichkeitsidealen, noch werden sie systematisch abgewertet. Sie profitieren von der „patriarchalen Dividende“ (ebd., 133), also der generellen (und nach wie vor weitgehend gültigen) Privilegierung von Männern gegenüber Frauen und weiteren geschlechtlichen Lebensweisen, was Einkommen, die Verpflichtung zu unbezahlter Sorge- und Hausarbeit oder die Gefahr, Gewalt ausgesetzt zu sein angeht. Zugleich arbeiten Vertreter dieser Männlichkeitsform nicht an vorderster Front am Erhalt des Patriarchats. Komplizenhafte Männlichkeiten müssen sich nicht notwendigerweise in traditionellen Lebensformen, konservativen oder gar antifeministischen Einstellungen ausdrücken. Wie Connell es ausdrückt:

„Interessen bilden sich immer in Strukturen der Ungleichheit, weil sich dadurch zwangsläufig Gruppen abgrenzen, die von einer Veränderung oder Beibehaltung der Strukturen in unterschiedlichem Maß profitieren oder zu Schaden kommen. Eine Geschlechterordnung, in der Männer über Frauen dominieren, kann nicht verhindern, dass die Männer eine Interessengruppe formen, die Veränderungen entgegenwirkt, und dass die Frauen eine Interessengruppe bilden, die Veränderungen anstrebt. Das ist eine strukturbedingte Tatsache und völlig unabhängig davon, ob nun der einzelne Mann die Frauen liebt oder Hasst (sic), ob er an Gleichberechtigung glaubt oder an seine Überlegenheit, und auch unabhängig davon, ob Frauen gerade auf Veränderungen drängen. Wenn ich von einer patriarchalen Dividende spreche, meine ich genau diese Interessen.“ (ebd., 136)

An dieser Stelle wird auch die Verbindung zu Gramscis Hegemoniekonzept und dessen Konzept der Zivilgesellschaft als ‚schweigender Mehrheit‘ recht deutlich. Obgleich die Mehrzahl der Menschen (Frauen, nicht-binäre und trans Personen, Repräsentanten untergeordneter Männlichkeiten) von männlicher Herrschaft überwiegend negativ betroffen ist, obgleich sogar die Mehrzahl der Männer je historisch idealtypischen Männlichkeitskonzeptionen nicht genügen kann oder sogar nur will, gelingt es, diese Form der Herrschaft aufrechtzuerhalten. Das liegt daran, dass die herrschende Gruppe (Männer) zugleich über das kulturelle Ideal hegemonialer Männlichkeit Führung beansprucht und auf das stillschweigende Einverständnis auch vieler Beherrschter zählen kann.

Die zweite Achse, auf der eine Differenzierung von Männlichkeiten erfolgt, ist die von Marginalisierung – Ermächtigung. Damit ist insbesondere der Versuch verbunden, Unterscheidungen nach sozialer und ethnischer Herkunft theoretisch sichtbar zu machen. Connell wählt hier das Beispiel Schwarzer männlicher Sportstars, die zwar Verkörperungen hegemonialer Formen von Männlichkeit darstellen und als ‚Vorbilder‘ dienen können, deren Prestige aber nicht auf Schwarze Männlichkeiten generell ‚abstrahlt‘ – diese Relation fasst Connell, die den Begriff bereits selbst kritisiert, als Marginalisierung. Die Unterscheidung zwischen der Achse Hegemonie – Unterordnung und der Achse Marginalisierung – Ermächtigung liegt also darin, dass sich erstere unmittelbar auf das Geschlechterverhältnis und die Aufrechterhaltung männlicher Herrschaft bezieht, letztere eher auf die intersektionalen Verschränkungen mit anderen Differenzierungen verweist. In Bezug auf die Konstruktion von Männlichkeit beinhaltet erstere Relation bildlich gesprochen eher Hass, Gewalt und Abwertung, letztere eher schulterzuckende Ignoranz (was natürlich nicht bedeutet, dass rassistische und klassenbezogene Unterscheidungen nicht auch Hass, Gewalt und Abwertung beinhalten). Diese Unterscheidung lässt sich aus verschiedenen Gründen auch problematisieren – an dieser Stelle sei sie zunächst einmal nur eingeführt.

Der Ansatz hegemonialer Männlichkeit wurde verschiedentlich kritisiert und weiterentwickelt, auch Connell selbst beteiligte sich, teils gemeinsam mit James Messerschmidt, an dieser Debatte (vgl. Connell und Messerschmidt 2005). Im Folgenden will ich einige der Arbeiten, die sich an der Weiterentwicklung des Modells beteiligten, in Grundzügen skizzieren und so ein differenzierteres Bild des Konzepts zeichnen und seine Begrenzungen markieren. Das Ziel ist es, sowohl Connells ursprüngliches Konzept als auch die Kritiken und Fortentwicklung daraufhin zu untersuchen, ob sie den in Abschnitt 1.1. skizzierten Anforderungen an eine essenzialisierungsarme Perspektive auf Männlichkeit genügen.

Eine erste Kritik besagt, dass das Konzept hegemonialer Männlichkeit gegenwärtigen Transformationen im Geschlechterverhältnis nicht gerecht werde. Einen in diesem Kontext in der jüngeren englischsprachigen Männlichkeitsforschung durchaus einflussreichen Theorieentwurf legte Eric Anderson vor,

der in Interviewstudien und ethnographischen Beobachtungen in verschiedenen homosozialen Gruppen junger, i. d. R. weißer, an einer Universität studierender Männer, u. a. männlichen Cheerleadern (Anderson 2005) und Rugbyteams (Anderson und McGuire 2010) feststellte, dass neben der nach wie vor bestehenden Performanz von Sexismus und Homophobie innerhalb dieser Gruppen im Feld auch Praktiken wie Kuscheln oder Küssen zwischen heterosexuellen Männern aufzufinden waren und Homosexualität alltäglich wie in Interviews entdramatisiert und nicht abgewertet wurde (vgl. Anderson und McGuire 2010, 255–256). Auch in Bezug auf Misogynie wurden ambivalente Beobachtungen gemacht: Einerseits ließen sich sexistische Einstellungen feststellen, andererseits zeigten sich auch Praktiken, die nicht mit einem klaren Abwertungsmuster gegenüber Frauen einhergingen. Anderson deutet diese widersprüchlichen Erscheinungen im Feld als Ausdruck zweier konkurrierender Männlichkeitsformen – einer ‚orthodoxen‘, die durch Sexismus, Homophobie und Zwangsheterosexualität geprägt ist, und einer ‚inkluisiven‘, die mit solchen Abgrenzungsmechanismen bricht. Er argumentiert, dass inklusive Männlichkeit in den untersuchten Gruppen zunehmend an Bedeutung gewinnt und damit orthodoxe Männlichkeitsformen zurückdrängt. Anderson baute dieses Konzept in einer Monographie zu einer Theorie inklusiver Männlichkeit aus (Anderson 2009) und ging in einem weiteren Artikel (Anderson und McCormack 2018) auf Kritiken ein. Orthodoxe Männlichkeit wird dabei gekennzeichnet durch Homophobie, Zwangsheterosexualität, Sexismus und Stoizismus, inklusive Männlichkeiten ermöglichen hingegen – wie der Begriff bereits suggeriert – einem größeren Spektrum an Männlichkeiten Anerkennung. Einen zentralen Stellenwert weist Anderson (2009, 81–92) dem Konzept der Homohysterie zu, das er als die Angst definiert, sozial als schwul wahrgenommen zu werden. Als Merkmale homohysterischer Kulturen beschreibt Anderson: Antipathie gegenüber schwulen Männern, massenhaftes Bewusstsein, dass es schwule Männer in der betreffenden Kultur in signifikanter Zahl gibt und die Annahme, dass Geschlecht und Sexualität verbunden sind (vgl. Anderson und McCormack 2018, 548). In einem homohysterischen Kontext dient Homophobie der Regulation von Männlichkeit und stellt eine eindeutige Richtschnur für männliches Verhalten dar, die auch gewaltförmig umgesetzt wird. Anderson konstatiert, dass in den westlichen Gesellschaften Homohysterie durch die HIV/AIDS-Epidemie in den 1980er-Jahren einen Höhepunkt erreicht habe (vgl. McCormack und Anderson 2014, 114), eine Zeit, in der auch der Ansatz hegemonialer Männlichkeit in seinen Grundzügen entwickelt wurde.

Während der Ansatz also Connells Verdienste um die Beschreibung von Männlichkeiten in homohysterischen Gesellschaften und Kulturen würdigt, spricht er der Theorie ihren Erklärungsgehalt unter der Bedingung von Nicht-Homohysterie ab, die empirisch für die untersuchten Gruppen und auch im weiteren Kontext (also UK oder westliche Gesellschaften generell) beobachtbar geworden sei. Durch diese Entwicklung und die neuen, „inkluisiven“

Praktiken von Männern bildeten sich nun weniger hierarchisch geordnete Ausformungen von Männlichkeiten, sondern eher horizontal unterschiedliche. Die Konzeption hegemonialer Männlichkeit in der Theorie inklusiver Männlichkeit setzt also Homophobie als Kern einer einheitlichen hegemonialen Männlichkeit voraus. Während die Kritik an einer so verstandenen Theorie hegemonialer Männlichkeit nachvollziehbar ist, ist sie für den theoretischen Rahmen hegemonialer Männlichkeit, wie er oben beschrieben wurde und zumal für eine Konzeption von Männlichkeit als hybrider Block gegenstandslos, weil diese keine festen Kriterien vorgeben, wie sich hegemoniale Formationen von Männlichkeit raum-zeitlich ausgestalten.

Die grundsätzlichsste Kritik an der theoretischen Idee „inklusive Männlichkeit“ ließe sich also in etwa so fassen: Anderson unterläuft eine Verwechslung zwischen theoretischem Rahmen und inhaltlicher Füllung des Konzepts hegemonialer Männlichkeit. Dadurch übersieht er in seiner Theoretisierung völlig die Möglichkeit, dass hegemoniale Männlichkeit auch ohne Homophobie als zentrales Merkmal auskommen könnte. Zudem mangelt es dem Ansatz an Sensibilität dafür, dass die Männer, die Anderson als Forschungsobjekte dienen und an denen er letztlich das Konzept inklusiver Männlichkeiten entwickelt, sich gesellschaftlich an höchst machtvoller Position befinden (es handelt sich dabei um junge weiße sportliche Universitätsstudenten). Der Ansatz erweist sich so als reichlich borniert im Hinblick auf vertikale Ungleichheiten, indem er z. B. in keiner Weise die Funktion von Universitäten und Sportmannschaften bzw. Verbindungen (als homosoziale männliche Räume) in der Reproduktion sozialer Ungleichheit thematisiert. Auch die Reaktion auf solche Kritiken überzeugt nicht: Seit Formulierung der Theorie hätten auch Forschungen mit Männern aus der Arbeiterklasse stattgefunden, die ebenso das Auftreten einer „softer version of masculinity“ (Anderson und McCormack 2018, 550) zutage gefördert habe. Die theoretische Auseinandersetzung mit Bourdieu habe gezeigt, dass Klasse „as a dampening but not prohibitive factor on the emergence of inclusive masculinities“ (ebd.) wirke. Stellt man solche Schlussfolgerungen neben die Ergebnisse z. B. von Koppetsch⁸ und Speck (2015), die anhand von

8 Cornelia Koppetsch zu zitieren, bedarf einer Fußnote. Die an der TU Darmstadt tätige Soziologin hat in mehreren Werken nachweislich plagiiert. Die TU konstatierte in einem Untersuchungsbericht 2020 für „Die Gesellschaft des Zorns“ (2019) und „Die Wiederkehr der Konformität“ (2013) „eine Vielzahl von Unregelmäßigkeiten“ und eine „durchgehend verfehlte Arbeitsweise“ (Technische Universität Darmstadt 2020, 4). Ein weiterer Bericht zur Aufsatzsammlung „Rechtspopulismus als Protest“ (2020) kommt ebenfalls zu dem Schluss, Koppetsch habe gravierend gegen gute wissenschaftliche Praxis verstoßen (Technische Universität Darmstadt 2022, 3). Die DFG entzog ihr daraufhin u. a. die Antragsberechtigung (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2023). Zusätzlich wurde öffentlich diskutiert, inwiefern der AfD-Politiker Kai Borrmann an „Die Gesellschaft des Zorns“ mitgewirkt hat und hinter Koppetschs Distanz zum Untersuchungsfeld „Rechtspopulismus“ steht ein großes Fragezeichen (vgl. Dell 2023). Dass ich „Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist“ und die im Kontext dieses Projektes entstandenen Aufsätze trotz der genannten schwerwiegenden Zweifel an Cornelia Koppetschs wissenschaftlicher Arbeit in den genannten Fällen zitiere, hat verschiedene Gründe: Erstens ist das Projekt im Themenfeld

Interviews mit heterogeschlechtlichen Paaren verschiedener Milieus, in denen die Frau den größeren Teil des Familieneinkommens erwirtschaftet, zeigten, dass sich diskursiv-praktische Verdeckungen vergeschlechtlichter Asymmetrien innerhalb von Paaren insbesondere im sich emanzipiert gebenden individualistischen Milieu („Coolness“ als Verdeckungsstrategie, vgl. ausführlicher Abschnitt 2.2.3) auffinden ließen, lässt sich doch jedenfalls infrage stellen, ob es zielführend ist, homosoziale Mittelschicht-Männlichkeit-Performances als die Speerspitze der Bewegung hin zur Geschlechtergleichheit zu konzeptualisieren. Dennoch ist der Ansatz inklusiver Männlichkeit zumindest insofern interessant, als er zeigt, dass Männlichkeit, so sie noch Hegemonie beansprucht, das zumindest milieuhängig nicht mehr in offen homophober Weise tut.

Anna Buschmeyer, die sich in ihrer Dissertation mit Männern im Erzieherberuf auseinandersetzt, ergänzt Connells theoretisches Modell neben den eingeführten Typen hegemonialer, komplizenhafter, untergeordneter und marginalisierter Männlichkeit um einen weiteren Typus, den sie „alternative Männlichkeit“ (Buschmeyer 2013, 123) tauft. Dieser entspricht in seiner Positionierung zur hegemonialen Männlichkeit zunächst der komplizenhaften Männlichkeit – er erlaubt Männern ebenfalls, die „patriarchale Dividende“ einzustreichen; die Männer, die Buschmeyer diesem Typus zuordnet, positionierten sich allerdings nicht affirmativ, sondern ablehnend-kritisch zu hegemonialer Männlichkeit und seien auf der Suche nach Alternativen oder lebten diese bereits (vgl. ebd., 101–103). Es steht zu vermuten, dass Buschmeyer diese Ergänzung vornahm, weil Connells ursprüngliches Modell in seinem fast schon polizeibehördlichen Jargon („komplizenhaft“) auf den ersten Blick suggeriert, dass alle Männer, die von der patriarchalen Dividende profitieren, Apologeten männlicher Hegemonie seien. „Alternative Männlichkeiten“ zeichnen sich in dieser Lesart also durch ihre kritische Haltung gegenüber hegemonialer Männlichkeit aus, was allerdings – wie Buschmeyer schon richtig konzidiert – zunächst einmal nichts über die Auswirkung dieser Form von Männlichkeit auf Geschlechterverhältnisse aussagt. Genau dieser Umstand lässt allerdings auch an der Sinnhaftigkeit dieses neuen Begriffes zweifeln, denn letztlich weist er nur auf die tendenziöse Bezeichnung aller Männlichkeiten, die Nutznießer der aktuell hegemonialen Form von Männlichkeit sind, als „komplizenhaft“ hin. Möglicherweise wäre für diese Formen als Sammelbegriff tatsächlich so etwas wie

Männlichkeit und Arbeitsteilung vielfach rezipiert worden und weitere Auseinandersetzungen schlossen daran an – es zu ignorieren, wäre wenig zielführend. Zweitens wurden die betreffenden Texte in Co-Autor:innenschaft mit anderen Wissenschaftler:innen veröffentlicht, an deren wissenschaftlicher Redlichkeit zu zweifeln kein Anlass besteht. Drittens betreffen die Plagiatsvorwürfe nicht diese Schriften. Zwar lassen sich auch hier – z. B. im Vergleich mit „Die Illusion der Emanzipation“ (Koppetsch/Burkart 1999) – mehrere längere, nicht gekennzeichnete Übernahmen finden, die als Selbstplagiate zumindest intransparent und dem Koautor gegenüber unredlich sind. Dennoch steht meines Wissens die wissenschaftliche Arbeitsweise in diesem Projekt und diesen Publikationen nicht grundsätzlich zur Debatte. Aus diesen Gründen halte ich es für gerechtfertigt, die genannten Publikationen zu zitieren

„profitable Männlichkeiten“ treffender. Durch die Einführung der neuen „alternativen“ Männlichkeit als Typus und begriffliche Neugigkeit insinuiert Buschmeyer nun aber gerade umgekehrt, dass diesen Männlichkeiten eine besondere Rolle in der Transformation von Geschlechterverhältnissen zuteilwürde. Meines Ermessens fällt sie damit hinter das kritische analytische Potenzial von Connells Ansatz zurück, die bereits erkannt hatte, dass gerade im Bereich der „komplizierten Männlichkeiten“ eine große Vielfalt – auch ‚emanzipierter‘ – individueller männlicher Lebenspraxen aufzufinden ist, die allerdings keinerlei notwendige Auswirkung auf Machtgefüge zwischen Geschlechtern und innerhalb der herrschenden Gruppe der Männer hat. Zudem ist Buschmeyer einer Logik von Männlichkeitstypen verhaftet, denen sich einzelne Männer zuordnen lassen; auch dies wird der Komplexität von Connells ursprünglichem Modell nicht gerecht, dessen Stärke unter anderem darin besteht, Männer und Formen von Männlichkeit analytisch zu trennen. Theoretisch ertragreicher als solche begrifflichen Neuzugänge zu Connells Männlichkeitstypologie könnte es sein, den Grundgedanken, Geschlechterverhältnisse als Hegemonie zu fassen, aufzugreifen und dann an Connell genau das zu kritisieren, wo dieser Transfer nicht optimal gelingt.

Eine zweite Linie der Kritik setzt stärker an diesen begrifflichen Unschärfen von Connells Konzept an – indem etwa kritisiert wird, dass der zentrale Begriff der hegemonialen Männlichkeit höchst unterschiedliche Mechanismen beschreibt. Außerdem wurde Connells Konzept attestiert, dass es ihm nicht gelinge, wesentliche Aspekte des Hegemoniekonzepts auf Geschlechterverhältnisse zu übertragen. Aus diesem Grund müsse sein hegemonietheoretisches Fundament eine Renovierung durchlaufen. In diesem Kontext ist Demetrakis Demetriou (2001) kritische Würdigung des Konzepts hegemonialer Männlichkeit wegweisend. Demetriou nimmt dabei eine theoretische Weichenstellung vor, die der Rezeption Connells im deutschsprachigen Diskurs entgegenläuft. Zunächst trifft er hierfür eine Unterscheidung von innerer und äußerer männlicher Hegemonie. Dabei stellt er eine Parallele zwischen Connells Konzept und Gramscis Unterscheidung von Führung und Herrschaft fest: Männer erscheinen so als Gruppe herrschend (externe Hegemonie – männliche Hegemonie), zugleich verspricht hegemoniale Männlichkeit die Führung innerhalb der herrschenden Gruppe (interne Hegemonie – hegemoniale Männlichkeit). Auf der Basis dieser Parallele setzt nun die Kritik an Connell ein: Während bei Gramsci Hegemonie als dialektischer und reziproker Prozess unter der Beteiligung verschiedener Klassen (übertragen: vergeschlechtlichter Gruppen) verstanden wird, herrscht bei Connell ein elitäres Verständnis von hegemonialer Männlichkeit vor, das untergeordneten und marginalisierten Typen keine Effekte auf die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit einräumt. Demetriou diagnostiziert Connells ursprünglichem Entwurf auf diese Weise einen Dualismus von nicht-hegemonialer und hegemonialer Männlichkeit und – weniger in der theoretischen Rahmung als in der

historischen und empirischen Rekonstruktion von Connell – eine vereindeutigende Darstellung von hegemonialer Männlichkeit als „essentially white, Western, rational, calculative, individualist, violent, and heterosexual configuration of practice that is never infected by non-hegemonic elements“ (ebd., 347). Durch diese Essenzialisierung hegemonialer Männlichkeit gerate, so Demetriou, auch die feministische Grundannahme des Modells – die innere Ordnung von Männlichkeiten sei in männlicher Hegemonie Mittel zum Zweck zur äußeren Unterordnung von Weiblichkeiten – aus dem Blick. Da Hegemonie als Bezugstheorie zur Konzeptualisierung von Männlichkeit in Geschlechterverhältnissen Demetriou durchaus geeignet erscheint, schlägt er nun vor, hegemoniale Männlichkeit als „hybrid bloc that unites various and diverse practices in order to construct the best possible strategy for the reproduction of patriarchy“ (ebd., 348) zu rekonzeptualisieren. Auf Homi Bhabhas Diktum aufbauend, Hegemonie werde durch „negotiation rather than negation“ (Bhabha 2004, 37) aufrechterhalten, stellt Demetriou die These in den Raum, „that the masculinity that occupies the hegemonic position at a given historical moment is a hybrid bloc that incorporates diverse and apparently oppositional elements“ (Demetriou 2001, 349). Das Verständnis hegemonialer Männlichkeit verschiebt sich so gegenüber dem Connells noch klarer weg von einheitlichen „Typen“ von Männlichkeiten (denen sich schon bei Connell nicht einfach Männer „zuordnen“ lassen), sondern hin zu einem Verständnis hegemonialer Männlichkeit als hybridem Block, der sich durch Aushandlung, Aneignung und Übersetzung permanent verändert, verschleiert und an die gegenwärtigen und kontextuell variablen Anforderungen anpasst.

Tristan Bridges und CJ Pascoe buchstabieren in mehreren Beiträgen diesen Gedanken einer Hybridisierung hegemonialer Männlichkeit aus (Bridges und Pascoe 2014; Bridges und Pascoe 2018). Dabei kartieren sie das Feld der (expliziten und impliziten) Auseinandersetzungen mit hybriden Männlichkeiten in drei Grundpositionen: (1) Ansätze, die neue, hybride Männlichkeiten zwar erkennen, ihr aber nur auf lokaler oder Einzelfallebene Bedeutung einräumen, (2) Ansätze, die in hybriden Männlichkeiten eine erhebliche Verschiebung von Geschlechterverhältnissen identifizieren und zuletzt (3) Ansätze, die zwar weitreichende Veränderungen und Prozesse der Hybridisierung in den empirisch beobachtbaren Formen von Männlichkeit ausmachen, sich allerdings skeptisch zeigen, inwiefern diese Transformationen das Machtgefüge in Geschlechterverhältnissen infrage stellen oder nur eine oberflächliche Anpassungsleistung hegemonialer Männlichkeit darstellen. Letzterer Position ordnen sich die Autoren auch selbst zu und arbeiten drei Mechanismen der Hybridisierung heraus. Dies sind zum Ersten diskursive Distanzierungen von traditionellen/stereotypen Männlichkeiten nach dem Muster: „Echte Männer prügeln nicht“: während und indem sich Männer von männlich zugeschriebenen, aber sozial geächteten Verhaltensweisen distanzieren, nehmen sie zugleich für sich selbst in Anspruch, die ‚besseren Männer‘ zu sein, übrigens oft auf Kosten

marginalisierter Gruppen, denen die von sich selbst gewiesenen negativen Züge und Verhaltensweisen stattdessen zugeschrieben werden (vgl. Bridges und Pascoe 2014, 250–252). Zweitens finden sich sogenannte „strategische Anleihen“ bei untergeordneten und marginalisierten Männlichkeiten. Hier sind als Beispiele die Übernahme ästhetischer Elemente schwuler Männlichkeiten oder vormals feminisierter Körperpflegepraktiken durch heterosexuelle Männer zu nennen. Durch solche Aneignungsprozesse können auch Männer, die de facto sehr machtvolle Positionen innehaben, sich symbolisch als Teil untergeordneter oder marginalisierter Gruppen inszenieren, was die Identifikation von Ungleichheiten systematisch erschwert. Es handelt sich dann nicht um Effekte der inklusiven Öffnung von Männlichkeiten:

„Even as young White men borrow practices and identities from young, gay, Black, or urban men in order to boost their masculine capital, research shows that these practices often work simultaneously to reaffirm these subordinated groups as deviant, thus supporting existing systems of power and dominance.“ (ebd., 253)

Dieser Mechanismus wird von Bridges und Pascoe unter dem dritten und letzten Aspekt der Hybridisierung, dem der Grenzziehungen, noch einmal gesondert diskutiert. Beispiele hierfür liefern z. B. Forschungen zu weißen, sich als heterosexuell identifizierenden Männern, die mit anderen Männern Sex haben – Jane Ward nennt dieses Phänomen in ihrer Forschung „dude sex“ (vgl. Ward 2008) – und dabei ein ganzes Bündel an Praktiken der symbolischen Grenzziehung zu schwulen Männlichkeiten und Männlichkeiten of color an den Tag legen. Auch neue Väterlichkeitspraktiken, die zwar eindeutig neue Qualitäten wie die emotionale Verfügbarkeit von Vätern einführen, zugleich aber nicht notwendigerweise auch Geschlechternormen innerhalb der Familie infrage stellen, sondern diese möglicherweise sogar zementieren, indem feministischer Kritik die Angriffsfläche entzogen wird, lassen sich als Beispiele anführen (vgl. Bridges und Pascoe 2014, 254)

Um ein kurzes Zwischenfazit zu wagen: Bestimmte Aspekte des Konzepts hegemonialer Männlichkeit sind unzweifelhaft in die Jahre gekommen oder waren von Anfang an inkonsistent. Dazu zählt ganz besonders die unscharfe Begriffsverwendung zwischen Hegemonie als Analyseraster für Geschlechterverhältnisse und Männlichkeiten einerseits und konkreten Typen von Männlichkeiten andererseits. Andere Kritiken richten sich gegen Aspekte, die zwar teils im ursprünglichen Konzept wurzeln, aber primär durch eine einseitige Rezeption der Theorie an Gewicht gewonnen haben. Dies ist einerseits eine *essenzialisierende* Rezeption – es wird der Versuch unternommen, einzelne Männlichkeitstypen inhaltlich als Eigenschaften bestimmter Männer zu bestimmen. Diese Tendenz deutet sich bei Connell selbst schon an. Zudem findet zumindest in der Nachfolge von Connell häufig eine Verwechslung von stereotyp-traditioneller Männlichkeit und hegemonialer/komplizenhafter/profitabler Männlichkeit statt. Andererseits ist eine *ahistorische* Rezeption zu verzeichnen, die davon ausgeht, dass die inhaltlichen Illustrationen und

Beschreibungen von Connell epochenübergreifende Geltung beanspruchen. Speziell für die Konzeption von homosexuellen Männlichkeiten als prinzipiell ausgeschlossene Formen von Männlichkeit hat sich diese Ahistorizität bereits als teilweise unzutreffend erwiesen (vgl. z. B. Heilmann 2011). Die Diagnose einer unzweifelhaft festzustellenden Veränderung von Formen von Männlichkeit gegenüber den in der ursprünglichen Fassung von Connell formulierten Illustrationen hat teilweise zum Schluss geführt, diese Veränderung von Formen sei auch verknüpft mit veränderten Positionen im Machtverhältnis. Dies legen etwa der Ansatz inklusiver Männlichkeit oder die Debatte zu Caring Masculinities nahe. Wie sich in Kapitel 2 zeigen wird, lassen an einer solch optimistischen Diagnose verschiedene empirische Befunde durchaus Zweifel aufkommen. Davon abgesehen würden solche Verschiebungen in einer subjektivierungskritischen Perspektive auch nicht automatisch in ein Außerhalb von Macht führen, sondern es würde sich eher die Frage stellen, in welcher Art und Weise sich der Diskurs neu formiert, wenn die Bedeutung von Geschlechterverhältnissen abnähme. All diese Aspekte an Connells Ansatz und insbesondere seiner Rezeption sind nicht unproblematisch, sie stellen aber m. E. nicht den Kern eines Verständnisses von Geschlechterverhältnissen als Hegemonie dar, es lässt sich auf sie reagieren; und einige der vorgestellten Ansätze – wie das der Hybridisierung oder eine Anpassung der sozialtheoretischen Fundierung durch eine aktualisierte Vorstellung von Hegemonie – stellen dafür wertvolle Ansatzpunkte dar. Bei alledem ist wichtig, offen für die Möglichkeit grundsätzlicher Transformationen von Männlichkeit (bis zur Entwicklung hin zur völligen Irrelevanz) und Geschlechterverhältnissen zu sein, zugleich aber auch nicht zu anfällig für die Verdeckung von Herrschaftsverhältnissen durch anpassungsfähige kulturelle Modelle von Männlichkeit. Die Auseinandersetzung mit dem Ansatz hegemonialer Männlichkeit führt zur Frage nach historischen und gegenwärtigen Entwicklungen und Veränderlichkeiten von Männlichkeiten: *Was* stellt aktuell (aber auch zu anderen gegebenen historischen Zeitpunkten) männliche Hegemonie (so es sie noch gibt, aber vieles spricht dafür) am stärksten infrage, *wie* sehen Versuche aus, dem zu begegnen und führt das zu *grundlegendem oder oberflächlichen* Wandel in Geschlechterverhältnissen? Diese Gedanken können weitergeführt werden mit Bourdieus Überlegungen zu männlicher Herrschaft – und zu den Formen, in denen sich diese strukturiert und vollzogen wird.

1.2.2 Männliche Herrschaft

Ein Konzept, das insbesondere im deutschsprachigen Raum häufig als Ergänzung zur und als Reaktion auf Kritik an der Theorie hegemonialer Männlichkeit geeignet betrachtet wird (vgl. insb. Meuser 2001), ist das der „männlichen Herrschaft“, das Pierre Bourdieu zunächst in einem Aufsatz (Bourdieu 1997) und später in überarbeiteter Form in einem Buch (Bourdieu 2005) entfaltete.

In seiner Genese steht die „männliche Herrschaft“ gewissermaßen in einem Gegensatz zum Konzept hegemonialer Männlichkeit, denn während letzteres wie beschrieben auch eine Intervention und eine Reaktion auf die Vorherrschaft der Geschlechterrolletheorie darstellte, ist Bourdieus „männliche Herrschaft“ in vielerlei Weisen eigenständig und ‚unverbunden‘ zur feministischen Diskussion seiner Zeit. Es lässt sich sogar sagen, dass es sich bei dem Ansatz „nicht um eine genuine Geschlechtertheorie“ (Heitzmann 2015) im engeren Sinne handelt, sondern um eine beispielhafte Anwendung Bourdieus soziologischen Analysebestecks am besonderen Fall der Geschlechterverhältnisse. Bourdieu betrachtet männliche Herrschaft als „paradigmatische Form der symbolischen Herrschaft“ (Bourdieu und Wacquant 1997, 208), die sich als besonders geeignet erweist, mittels der Konzepte des Habitus und der symbolischen Gewalt auf sie zuzugreifen. Dabei zeitigt eine der Grundfragen, die sich durch Bourdieus gesamtes Werk zieht, Folgen, nämlich der Wille zur Erklärung der Stabilität und Trägheit sozialer Verhältnisse. Im Dokumentarfilm „Soziologie ist ein Kampfsport“ kann man ihn entsprechend dabei beobachten, wie er gegen seine soziologischen Kolleg:innen und deren Fixierung auf sozialen Wandel polemisiert: „Tout est en mutation, ça change, ça change [...]. Les femmes changent, les hommes changent, les femmes changent parce que les hommes changent, tout change, tout change, change“ (zitiert nach Thon 2017, 129). Obgleich Bourdieu den größeren Teil seiner Arbeit den gesellschaftlichen Klassenverhältnissen und deren Reproduktion widmete, näherte er sich mit seinem Konzept männlicher Herrschaft ganz im Geiste des obigen Zitats nun auch dem Geschlechterverhältnis an und fragt sich, „wie sich die erstaunliche Stabilität von – diskursiv nicht selten längst delegitimierten – Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern erklären lässt“ (ebd., 129–130).

Sein Verständnis männlicher Herrschaft entfaltet Bourdieu dabei entlang zweier unterschiedlicher empirischer Bezugspunkte, nämlich einerseits seiner Feldforschung in der Kabylei, die zu diesem Zeitpunkt allerdings schon mehr als dreißig Jahre in der Vergangenheit lag, andererseits Virginia Woolfs Roman „Zum Leuchtturm“, der das Leben einer bürgerlichen britischen Familie in den 1910er- und 1920er-Jahren aus der Wahrnehmung unterschiedlicher Familienmitglieder erzählt. In beiden Quellen meint Bourdieu die Mechanismen männlicher Herrschaft wie unter einem Brennglas erkennen zu können. Im Falle der vormodern strukturierten Gesellschaft in der Kabylei erscheint ihm dies insbesondere deshalb so, weil er in ihr die Ordnung der Geschlechter als entscheidende gesellschaftliche Differenzierungsachse identifizierte, was sie einfacher idealtypisch herauszuarbeiten macht als in modernen Gesellschaften, in denen das Geschlechterverhältnis in Wechselwirkung mit einer ganzen Reihe anderer Unterscheidungen steht. In Woolfs Roman indes interessiert Bourdieu vornehmlich der Blick der Beherrschten (Frauen) auf die Beherrschenden (Männer), der in seinen Augen zwar von einem „Scharfblick der Ausgeschlossenen“ (Bourdieu 2005, 139) zeugt, zugleich aber auch ihre

Stellung als „schmeichelnde[...] Spiegel“ (Bourdieu 1997, 203) demonstriert, vermittels derer die Beherrschten nach Bourdieu an ihrer eigenen Unterdrückung beteiligt sind.

In seinen Analysen des sozialen Raums unterscheidet Bourdieu zwischen *Herrschaft* als Ungleichheitsverhältnis, *Macht* als die daraus resultierenden ungleich verteilten Möglichkeiten von Akteuren und *Gewalt* als konkrete Herrschaftsausübung (vgl. Suderland 2014, 129). Nun ist symbolische Gewalt nur eine Form der Herrschaftsausübung neben anderen wie der Gewalt der ökonomischen Verhältnisse oder dem nackten körperlichen Zwang. Aus Bourdieus Sicht ist sie allerdings diejenige Form der Gewalt, die erklärt, wie sich „die bestehende Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen, ihren Rechten und Bevorzungen, ihren Privilegien und Ungerechtigkeiten, von einigen historischen Zufällen abgesehen, letzten Endes mit solcher Mühelosigkeit“ (Bourdieu 2005, 7) erhalten kann. ‚Symbolisch‘ im Sinne Bourdieus bedeutet dabei keinesfalls ‚nicht wirklich existent‘ beispielsweise im Sinne der alltagssprachlichen ‚Symbolpolitik‘. Vielmehr geht es ihm um die „Bedeutungsbeziehungen“ (Bourdieu 1970, 74), Regulierungen von Gesten, Dingen oder Worten, die anstelle einer anderen Sache treten, die auf diese Weise nicht explizit gemacht werden muss: Gewalt muss nicht brachial ausgeübt werden, Machtansprüche nicht offen formuliert, Herrschaft nicht institutionalisiert (auch wenn sie das selbstverständlich dennoch sein kann, wie es im Falle der Geschlechterverhältnisse ja auch durchaus ist). Die Symbole, die stellvertretend für ein Herrschaftsverhältnis stehen, werden von den Herrschenden wie den Beherrschten erkannt und als legitim erachtet, über sie wird eine Art stillschweigender Übereinkunft, ein ungeschriebenes Gesetz konstituiert.

Als wesentlicher Grund dafür, dass diese implizite, symbolische Form von Herrschaft wirksam sein kann, gilt Bourdieu der Habitus. Dieser zentrale Begriff bezeichnet ein System von Wahrnehmungs- und Urteilsschemata, er ist verkörperte, *strukturierte* und *strukturierende* Struktur. Einerseits ist der Habitus *opus operatum*, ein Ergebnis der Inkorporation sozialer Strukturen, gersonnene Lebensgeschichte. Die Art und Weise, wie der Habitus strukturiert ist, wie sich Menschen daher durch die Welt bewegen, wie sie sprechen und welchen Geschmack sie entwickeln, wird durch die alltägliche Praxis bestimmt, die ihrerseits wiederum in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Strukturen und Herrschaftsverhältnissen wie dem Klassen- oder Geschlechterverhältnis steht. Dementsprechend ist der Habitus *Ergebnis* hierarchischer gesellschaftlicher Verhältnisse. Zugleich ist der Habitus aber auch *modus operandi*, Erzeugungsprinzip sozialer Praxis, da er die Art und Weise, wie alltäglich gehandelt wird, wie die Welt wahrgenommen und bewertet wird, steuert. Der Habitus wirkt so *strukturierend*, als generatives Prinzip, als der *Herstellung* sozialer Praxis zugrundeliegendes *Muster* (vgl. Bourdieu 1987, 100–103). Durch die Körperlichkeit des Habitus, die Inkorporation sozialer Verhältnisse, wird die Strukturiertheit des sozialen Raums für die Individuen schwerer erkennbar, erscheint

evident, natürlich und richtig – und Herrschaftsstrukturen dementsprechend als legitim und logisch. Das Habituskonzept bietet so einen Zugang zum Verständnis der *Verselbstverständlichung* und *Naturalisierung* gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Hinzu kommt, dass Prozesse der geschlechtsbezogenen Differenzierung und Hierarchisierung, anders als z. B. im Fall von Klasse, ein „scheinbar natürliches Fundament“ (Bourdieu 2005, 44) für sich reklamieren können.

Damit ist – in dieser Hinsicht wird Bourdieu manchmal Unrecht getan – keinesfalls gesagt, dass hierarchische Geschlechterverhältnisse auf ‚natürlichen‘ körperlichen Unterschieden beruhen. Vielmehr entwickelt Bourdieu sehr konsequent sein Verständnis des Geschlechterverhältnisses als *symbolische* Ordnung, die sich aber eben im Gegensatz zu anderen, vergleichbaren Ordnungen auf das Faktum berufen kann, dass manche Menschen gebär- und andere zeugungsfähig sind. Für Bourdieu hat dieses Faktum an sich keinerlei Erklärungskraft für die Gestalt von Geschlechterverhältnissen, Beate Kraus merkt sogar an, dass das „Moment der Arbeitsteilung in der geschlechtlichen Tätigkeit“ ja „für sich genommen keineswegs herrschafts-affin[... ist], sondern eher zu Kooperation und Gemeinsamkeit tendier[t]“ (Kraus 2011, 40). Aber: es ermöglicht eben in besonderem Maße die Behauptung, Arbeitsteilung und empirisch beobachtbare Unterschiede in den Lebensverläufen, Fähigkeiten, Vorlieben, Ausdrucksmöglichkeiten und Chancen von Männern und Frauen seien ‚naturgegeben‘ und nicht, wie Bourdieu das sieht, Ausdruck einer gesellschaftlich produzierten und permanent reproduzierten Herrschaftsstruktur. Das Geschlechterverhältnis wird so zu einem Extremfall der Verkörperung gesellschaftlicher Ordnungen und sichert sich Autorität und präreflexive Zustimmung. Nachdem dieser Schleier allerdings gelüftet ist, lässt sich mit Bourdieu das Geschlechterverhältnis als symbolische Ordnung beschreiben, in der Menschen in binäre, gegenseitig ausschließliche Klassen eingeteilt werden. Entlang dieser Trennung werden dann auch bestimmte Tätigkeiten, Handlungen, Gegenstände, Räume, Bewegungen oder Arten zu sprechen entweder als männlich oder als weiblich kodiert. Diese ordentliche Sortierung ist aber nicht etwa wertneutral, vielmehr ist sie, und das gilt nicht nur für die kabyllische Gesellschaft, sondern für viele weitere auch, in männliche Herrschaft eingelagert. Die als männlich eingeordneten Elemente gelten als vorrangig, höherwertig, eigentlich, wohingegen das Weibliche als untergeordnet und nachrangig betrachtet wird. Der Modus, in dem diese Klassifikation aufrechterhalten wird, ist insbesondere jener der symbolischen Gewalt, jener Austragungsformen von Herrschaft, die sich ganz konkret auf einzelne Personen richtet. Symbolische Gewalt ist dabei für Bourdieu eine verdeckte und stille Form der Gewalt, die nur fortbestehen kann, wenn sie unentdeckt bleibt. Sie wirkt „nur auf Menschen [...], die (von ihrem Habitus her) für sie empfänglich sind, während andere sie gar nicht bemerken“ (Bourdieu 1990a, 28). Die symbolische Geschlechterordnung ist nun Männern wie Frauen in den Habitus eingeschrieben,

die Idee einer fundamentalen Unterschiedlichkeit ebenso wie Vorstellungen von Universalität und Partikularität, Über- und Unterordnung. Wahrnehmung, Denken, Handlungen und Präferenzen nicht nur der Herrschenden, sondern auch der Beherrschten sind von ihnen bestimmt. Diese „geteilte Sicht“ (Krais 2011, 42) erweist sich als nicht weniger wirksam, womöglich sogar gerade daher als besonders wirksam, weil sie selten explizit ins Bewusstsein gelangt oder ausgesprochen wird. Es sind diejenigen „Wirkungen [...] am durchschlagendsten, die [...] nicht der Worte bedürfen, sondern des Schweigens auf der Grundlage eines objektiven wechselseitigen Einverständnisses“ (Bourdieu 1976, 365). Bourdieu bezeichnet dies als männliche *libido dominandi* und weibliche *libido dominantis* (Bourdieu 2005, 140). Die männliche Herrschaft ist so kontingent wie beständig, weil sie tief in soziale Strukturen und Institutionen und darüber vermittelt in die Habitus der Gesellschaftsmitglieder eingelagert ist: Es handelt sich um eine „zirkuläre Kausalbeziehung zwischen den objektiven Strukturen des sozialen Raumes und den Dispositionen, die sie bei den Männern wie bei den Frauen hervorbringen“ (ebd., 100)

Eine besondere Funktion in der Reproduktion männlicher Herrschaft kommt den sogenannten „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997, 203) zu, die unter Männern allein, unter Bedingungen der Homosozialität, stattfinden. In diesen müssen Männer konstant im Wettbewerb mit anderen Männern ihre Männlichkeit unter Beweis stellen und sie von eben jenen anderen gleichsam beglaubigen lassen. Bevorzugt werden diese ernsten Spiele in Feldern des *worldmaking* ausgetragen, also denjenigen Feldern, denen eine besondere Rolle in der Festlegung dessen zukommt, was als geteilte Realität gilt – etwa in Politik, Ökonomie oder Kunst. Letztlich ist aber historisch wandelbar, wo die „Macht, Dinge mit Wörtern zu schaffen“ (Bourdieu 1992, 153) verteilt wird, die zur „Durchsetzung der legitimen Weltsicht“ (ebd., 147) verhilft. Am Beispiel von Virginia Woolfs Roman und der Beziehung der Mrs. Ramsay zu ihrem Mann, einem Literaturprofessor, demonstriert Bourdieu, dass sie, obgleich als Frau von der Teilnahme an diesen Spielen im Öffentlichen, in denen männliche „Ehre“ (Bourdieu 2005, 83) zu- und aberkannt wird, ausgeschlossen, diese durchaus durchschaut. Dennoch bleibt sie, bleiben Frauen überhaupt, zur Unterstützung dieser Spiele im privaten Raum auf die Funktion von „schmeichelnden Spiegeln“ (Bourdieu 1997, 203) zurückgeworfen, „die dem Mann das vergrößerte Bild seiner selbst zurückwerfen, dem er sich angleichen soll und will [...] in dem Maße, wie sie sich an die Person in ihrer Einmaligkeit [...] wendet, [...] führt die weibliche Unterwerfung zu einer unersetzlichen Form der Anerkennung“ (ebd., 203 f.)

Bourdies Ansatz wurde, das ist der Vollständigkeit halber zu erwähnen, vonseiten vieler feministischer Theoretiker:innen recht kritisch aufgenommen (vgl. z. B. Rademacher 2002). Neben der sicherlich zutreffenden Kritik, dass mindestens der Aufsatz von 1997 in weitgehender Ignoranz der zeitgenössischen Debatten der feministischen Theorie formuliert war (vgl. Krais 2011,

46), wurde bisweilen Bourdieu auch seine recht umstandslose Übertragung seiner ethnologischen Untersuchungen auf Gesellschaften des Westens zum Vorwurf gemacht (vgl. z. B. Kraus in Hecktor 2002, 293). Dieser Kritik lässt sich in meinen Augen nur begegnen, indem man Bourdieus Ausführungen zur Kabylei und zu Woolfs Roman eher als Illustration denn als eine stringent aus empirischen Daten heraus entwickelte Argumentation versteht – eben als eine Anwendung seines theoretischen Instrumentariums auf ein von ihm zuvor eher vernachlässigtes Thema. Der Vorwurf wiederum, Bourdieu formuliere – mittels seines Habituskonzepts – ein deterministisches Konzept, das nur die bruch- und ausweglose Fortschreibung von Herrschaftsverhältnissen zulasse (vgl. Witz 2004, 218–220), erscheint eher als Zeugnis einer recht einseitigen Lesart von Bourdieus theoretischem Entwurf. Dass die Geschlechterordnung in Bourdieus Augen „tief in den Dingen (den Strukturen) und den Körpern verankert“ (Bourdieu 2005, 178) liegt, führt zwar dazu, dass Transformationsprozesse komplex sind: Sie gehen nicht schlicht durch einen Prozess der Bewusstwerdung und des heldenhaften individuellen Aufbegehrens vonstatten, sind daher aber keinesfalls prinzipiell ausgeschlossen. In Bourdieus Augen ist ein kollektiver symbolischer Kampf in allen Bereichen sozialer Praxis vonnöten, in dem die Klassifikationsweisen und Deutungsmuster der Geschlechterordnung ihrer Selbstverständlichkeit beraubt werden. Als solche kollektiven Kämpfe können Frauenbewegungen und feministische Kämpfe um gleiche Rechte, gleiche Bezahlung, gleiche Benennung angeführt werden – und diese Bewegungen können ja durchaus bereits große Erfolge verbuchen. Die Vorstellung, der Bourdieu allerdings tatsächlich ablehnend gegenübersteht, ist die Illusion eines einfachen, individuellen Auswegs aus Bedingungen symbolischer Herrschaft (vgl. Kraus 2011, 46).

Ob und vor allem in welchen Formen sich symbolische Gewalt und *ernste Spiele* zeigen, ist eine offene und empirische Frage, der sich diese Studie zu stellen hat. Bourdieus Entwurf einer Theorie männlicher Herrschaft kann dabei bloß Anregung und Hilfsmittel sein:

1. dafür, den Blick offenzuhalten für Subtiles, Verdeckendes und Verdecktes, auch für die Möglichkeit, dass Modi des Sprechens, die einen emanzipatorischen Anspruch erheben und auf den ersten Blick auf die Überwindung männlicher Herrschaft abzielen, auf den zweiten Blick im Sinne einer „Ökonomie der Verneinung“ (Bourdieu 1987, 234) als Strategie zur Verschleierung von Herrschaftsverhältnissen dienen können.
2. im Sinne einer Sensibilisierung für Homosozialität und dafür, dass Zu- und Aberkennungsprozesse von Männlichkeit unter Männern gegebenenfalls anderen Logiken folgen als zwischen Männern und Frauen oder nicht-binären Personen.
3. durch den Hinweis auf die für die Herstellung von Männlichkeit konstitutive Wettbewerbsstruktur – zugleich aber auch die Erkenntnis, dass die

Austragung dieser Wettbewerbe sehr unterschiedliche Formen annehmen kann.

4. indem er daran erinnert, dass alleine das Abnehmen der Gewalt ökonomischer Verhältnisse zwischen Geschlechtern nicht notwendigerweise das Ende männlicher Herrschaft an sich bedeuten muss. Ohnehin bestehen noch zahlreiche Ungleichheiten und Abhängigkeitsverhältnisse materieller Art, doch selbst wenn in dieser Dimension vollständige Gleichberechtigung zwischen Geschlechtern bestehen würde, könnte männliche Herrschaft prinzipiell in ihrer symbolischen Dimension weiter existieren.

1.2.3 Männlichkeitsdiskurse als Spielregeln der „ernsten Spiele“

Eine Verbindung zwischen den Konzepten von Connell und Bourdieu stellt Michael Meuser her, der am Ansatz hegemonialer Männlichkeit mehrere Kritiken äußert und diesen zu begegnen versucht, indem er Bestandteile von Bourdieus Konzept männlicher Herrschaft übernimmt und in Connells Ansatz ‚einpasst‘. Meusers wesentliche Kritiken am Konzept hegemonialer Männlichkeit richten sich auf die Unter-Theoretisierung nicht-hegemonialer Männlichkeiten. Einerseits sei der Begriff der „komplizenhaften Männlichkeit“, die ja laut Connell von entscheidender Bedeutung ist, implizit voluntaristisch, zweitens wirke die Unterscheidung zwischen Unterordnung und Marginalisierung unscharf, woraus sich drittens zusammenfassend die Kritik ergibt, Connell entwickle letztlich keine (tragfähige) Vorstellung von Prozessen der Konstitution und Konstruktion nicht-hegemonialer Formen von Männlichkeit (vgl. Meuser 2010, 125–127)

Meuser nimmt daher eine Trennung von männlicher Hegemonie (als Herrschaftsverhältnis) und hegemonialer Männlichkeit (als generatives Prinzip der Herstellung jeglicher Ausprägung von Männlichkeit, jedes *doing masculinity*) vor.

„Männlichkeit wird im Modus der Hegemonie hergestellt, hegemoniale Männlichkeit ist die Orientierungsfolie des *doing masculinity*, die ernstesten Spiele des Wettbewerbs sind immer Spiele um Macht, Dominanz und Überlegenheit. Das Ergebnis dieses Herstellungsprozesses ist aber nicht notwendigerweise und nicht einmal überwiegend die Konstitution einer hegemonialen Männlichkeit. Diese wird als institutionalisierte Praxis in aller Regel eher verfehlt. Doch liegt auch der Herstellung untergeordneter Männlichkeiten das gleiche generative Prinzip zugrunde. Auch diejenigen, die in diesen Machtspielen unterliegen, agieren dadurch, daß sie sich auf diese Spiele einlassen – und sich einlassen heißt vor allem, die Spielregeln zu akzeptieren –, gemäß der Logik des generativen Prinzips der hegemonialen Männlichkeit. Ihr ‚Spielsinn‘ ist nicht weniger als derjenige der Überlegenen von diesem Prinzip durchdrungen.“ (ebd., 126–127)

Doing masculinity findet in homosozialen und heterosozialen Herstellungskontexten statt, äußert sich aber in überaus facettenreicher Weise: in beruflichen Konkurrenzen ebenso wie in Form von Konstruktionen als Beschützer

und Versorger der Familie ebenso wie in Gewalt an Fragen. Meuser weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass in „der einen wie der anderen Dimension [...] die hypermaskuline Ausprägung (symbolisiert in den Figuren des Rambo und des Macho) die Ausnahme und nicht die Regel“ (ebd., 125) darstellen. Anstatt nun aber die Polymorphie des *doing masculinity* zum Beleg für einen Bedeutungsverlust männlicher Hegemonie zu verklären, lautet die Aufgabe laut Meuser, das Gemeinsame, die „Einheit in der Differenz“ (ebd.) all dieser Praktiken zu identifizieren und so ein Verständnis des *generativen Prinzips* des männlichen Habitus zu erlangen. Es sind die *Spielregeln* der ernstesten Spiele des Wettbewerbs, denen sich zu unterwerfen hat, wer um die Zuerkennung von Männlichkeit kämpft, und dies gilt für alle Formen von Männlichkeit, nicht nur solche, die als hegemonial gelten können.

Wenn man diesen Gedanken und das sowohl Connells als auch Bourdieus Ansatz zugrundeliegende Verständnis des Geschlechterverhältnisses als männliche Herrschaft respektive Hegemonie zugrundelegt und mit dem in Abschnitt 1.1.2 entwickelten diskurs- und subjektivierungstheoretischen Blick paart, eröffnet sich eine vielversprechende heuristische Perspektive: die Frage ist dann, was die aktuellen *Spielregeln* der ernstesten Spiele des Wettbewerbs sind (die sich ebenso gut als Männlichkeits*diskurse* bezeichnen lassen), die wiederum als generatives Prinzip individueller Konstruktionen und Verkörperungen von Männlichkeit wirken. Diese sind, wie ich in den Kapiteln 3 und 4 argumentieren will, mithilfe des Konzepts diskursiver Artikulationen, unter anderem ablesbar an graphischen Inszenierungen und Positionierungen.

1.2.4 *Theoretische Perspektiven als sensitizing concepts im Forschungsprozess*

Dies bedeutet eine Verschiebung von der Betrachtung konkreter Praktiken von Männern (oder sogar Männlichkeitspraktiken) auf die Frage, *worauf bezogen* Männlichkeit konstruiert wird. Diese Frage nach den Konstruktionslogiken von Männlichkeit leitet auch meine Analyse und die Strukturierung des empirischen Teils dieser Studie. Auch, wenn die zentralen Vergleichsdimensionen in Auseinandersetzung mit dem analysierten empirischen Material entwickelt werden, sollen an dieser Stelle noch einige wenige erste Ideen zu Bestandteilen derartiger generativer Prinzipien skizziert werden, die als *sensitizing concepts* in den Forschungsprozess eingingen. Zuerst ist hier ein „doppeltes, die hetero- wie die homosoziale Dimension umfassendes Hegemoniebestreben“ (Meuser 2010, 129) zu nennen, dessen Herleitung im bisherigen Verlauf dieses Kapitels klar geworden sein sollte. Auch die Operation des Ausschlusses als konstitutives Merkmal von Männlichkeit (worauf sich Ausschlüsse genau richten, ist dann wieder eine empirische Frage, für die industrielle Moderne sind insbesondere Weiblichkeit, nicht-heterosexuelle Begehrensweisen oder geschlechtliche Uneindeutigkeit als verändertes Ausgeschlossenes identifiziert

worden) ist hinreichend eingeführt. Rieske und Budde (2022, 66–67) weiten dieses Grundmotiv subjektivierungstheoretisch aus und benennen so die Analyse von Ordnungen der (II-)Legitimität bestimmter Subjektivitäten als Heuristik. Zu diesem Anliegen gesellen sich Spannungsfelder bzw. Komplexe hinzu, deren genaue Ausprägung zu betrachten sein wird. Zum einen ist dies die vordergründig widersprüchliche Gleichzeitigkeit aus homosozialer Konkurrenz und Solidarität, die Bourdieu auf die Formel brachte, Männer agierten in den ernstesten Spielen als „Partner-Gegner“ (Bourdieu 2005, 83). Zum anderen – auch diese Idee verdankt sich Rieske und Budde (2022, 67–68) – verspricht die Betrachtung von Verhältnissen zwischen Autonomie und Heteronomie, ein wertvolles analytisches Instrumentarium zu sein: Welchen Subjektivierungsweisen sind welche Grade der Selbst- und Fremdbestimmung eingeschrieben? Die Autoren verstehen Männlichkeit als „spezifische Konfiguration von Dominanz und Unterordnung, von Autonomie und Heteronomie, von Souveränität und Bedürftigkeit“ (ebd., 78), die mit anderen Differenzkategorien als Geschlecht in Korrespondenz stehen. Zur Ausgangsfrage zurückkehrend, ergibt sich aus dieser Konzeption die Aufgabe, herauszuarbeiten, welche Formationen dieser Verhältnisse gegenwärtig hegemonialen Status beanspruchen können.

Ob sich in dieser inhaltlichen Bestimmung hegemonialer Männlichkeit – als aus Spielregeln ernster Spiele und spezifischen Autonomie-Heteronomie-Verhältnissen bestehende Männlichkeitsdiskurse – die Idee noch halten lässt, dass es nur *eine einzige* Ausprägung hegemonialer Männlichkeit gibt, muss zunächst offen bleiben. Während dies für die industrielle Moderne noch denkbar scheint, scheinen in der Gegenwart die Voraussetzungen nicht mehr so eindeutig: „Die Existenz *einer* hegemonialen Männlichkeit setzt *ein* Zentrum gesellschaftlicher und politischer Macht voraus, das es in der postindustriellen, spät-, hoch-, postmodernen (oder wie auch immer zu bezeichnenden) Gesellschaft des Informationszeitalters nicht mehr gibt“ (Meuser 2010, 131). Umgekehrt liegt im Kern des vorgestellten Hegemoniekonzepts, dass wir es nicht mit zahllosen unterschiedlichen hegemonialen Männlichkeiten zu tun haben können: Voraussetzung dafür, von Hegemonie zu sprechen, ist, dass die „bezeichnete Männlichkeit eine normierende Wirkung über das jeweilige soziale Feld hinaus hat“ (ebd.). Es ist fraglos möglich, eine Vielzahl milieugebundener Ausprägungen von Männlichkeitskonstruktionen zu identifizieren; das bedeutet allerdings nicht, dass jede dieser Ausprägungen in der Lage ist, über Grenzen von Milieus hinweg Gültigkeit zu beanspruchen – was wiederum Voraussetzung dafür wäre, sie als hegemonial, als führend zu bezeichnen.

1.3 Arbeit, Familie und Übergang als sensitizing concepts

Nachdem es bislang vorwiegend darum ging, was in dieser Studie unter Männlichkeit verstanden wird, lohnt sich nun eine Auseinandersetzung mit drei weiteren Kernbegriffen dieses Forschungsprojekts: Arbeit, Familie und Übergänge. Denn obgleich deren alltagssprachliche Verwendung oft ganz selbstverständlich vonstattengeht – und es ist davon auszugehen, dass diese alltagssprachlichen Gehalte auch in den Interviews aktiviert werden – sind die Begriffe und die mit ihnen einhergehenden Grenzziehungen historisch höchst variabel und umstritten. Die nun folgende Kontextualisierung der Begriffe, die ‚Tiefenbohrungen‘ in unterschiedliche Begriffsgehalte helfen also dabei, in der Interpretation der Interviews Zugänge zur diskursiven Aufladung ebenjener selbstverständlichen alltagssprachlichen Begriffe zu finden. In der Klärung dieser drei für die Arbeit an verschiedenen Stellen zentralen Begriffe geht es also um die Erarbeitung von *sensitizing concepts* für die Interpretation im empirischen Teil dieser Studie, um eine Explikation von Vorwissen.

1.3.1 Arbeit

Bezogen auf Arbeit diagnostiziert G. Günter Voß zumindest der Arbeitssoziologie eine problematische Abstinenz von allgemeinen begrifflichen Auseinandersetzungen. Stattdessen werde ohne weiteres Aufhebens betrieblich organisierte Arbeit in einem letztlich industriell-kapitalistischen System zum alleinigen Gegenstand dieser Subdisziplin gemacht (vgl. Voß 2018, 23–24); ein Befund, der sich genauso auf die alltagssprachliche Verwendung des Wortes Arbeit übertragen lässt: Mit der Frage „Was ist deine Arbeit?“ ist i. d. R. gemeint: Erwerbsarbeit. Eine Annäherung an den Begriff der Arbeit lohnt allerdings, um der Kontingenz jener historisch-spezifischen Formation von Erwerbsarbeit gewahr zu werden, die in Alltagssprache und Wissenschaft hegemonialen Status beansprucht und diese zu ent-selbstverständlichen, um den Blick einerseits zu öffnen für Veränderungen an ‚normaler‘ Arbeit und überdies für Ausschlüsse, die ein derart verengter Begriff von Arbeit in sich trägt. Daher stellt sich zunächst einmal die Frage: Was ist überhaupt Arbeit?

Arbeit ist Kraft mal Weg, sagt uns die klassische Physik. Und auch, wenn eine solche naturwissenschaftliche Definition an dieser Stelle selbstverständlich nicht ausreichend ist, liefert sie dennoch einen Hinweis auf eine erste mögliche Merkmalsbeschreibung von Arbeit: Arbeit erscheint hier als ein Prozess, in dem durch Aufwendung einer irgendwie gearteten Energie eine Veränderung an einem bestehenden Zustand herbeigeführt wird. Damit besteht eine gewisse Nähe zum allgemeinen Arbeitsbegriff bei Karl Marx, der die Aneignung der Umwelt als ein zentrales Kriterium sieht und Arbeit als „Prozess zwischen dem Menschen und der Natur, ein Prozess, worin er seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne That vermittelt, regelt und kontrolliert“ (Marx

1867, 141), die Welt um sich herum also verändert, um sie sich „in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form zu assimiliren“ (ebd.). Durch Arbeit eignet sich der Mensch also – so Marx – die Natur an, wobei er sowohl diese, ihm äußere als auch sich selbst („zugleich seine eigne Natur“, ebd., 141) verändert. Arbeit ist auf diese Art und Weise eine Tätigkeit, mittels derer ein bestimmter Zweck verfolgt wird, der wiederum außerhalb dieser Tätigkeit liegt. Während Marx Arbeit gerade nicht ausschließlich als Lohnarbeit fasst, grenzt er sie daher folgerichtig vom Spiel ab: Arbeit sei keine Tätigkeit, die „durch ihren eigenen Inhalt und ihre Art und Weise der Ausführung den Arbeiter mit sich fortreisst“, die „er [...] daher als Spiel seiner eignen körperlichen und geistigen Kräfte genießt“ (ebd., 142). Arbeit ist kein Vergnügen, sie erfordert Disziplin und Kraft, um Körper und Geist die Richtung zu geben, die sie benötigen, um den Zweck der Arbeit zu erfüllen. Die körperlichen und geistigen Aspekte der Arbeit werden von Marx dabei unterschieden. Während er die reine Ausübung bestimmter körperlicher Arbeiten zwar durchaus als Arbeit bezeichnet, sei es ihr gegenüber allerdings die bewusste Planung des Arbeitsprozesses und die bereits vor Beginn der Arbeit bestehende, ideelle Vorstellung des Arbeitsprodukts, das *menschlicher* Arbeit einen Sonderstatus verleihe: „[E]ine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vorn herein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, dass er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut“ (ebd., 142). Es ist dementsprechend ein Missverständnis, dass Marx unter Arbeit nur industriekapitalistisch organisierte, entfremdete Arbeit verstanden hätte, ganz im Gegenteil: sein hier referierter Begriff von Arbeit sieht Arbeit als Grundbedingung des Menschseins, er ist idealistisch aufgeladen und spricht emphatisch von Rationalität und Geist. Der allgemeine Begriff von Arbeit, den Marx anbietet, scheint etwas überraschend zunächst eher überfrachtet mit Hegelschem Geist als mit Ökonomismus und Skepsis. Zugleich bildet gerade diese allgemein anthropologisch-philosophische Bestimmung von Arbeit die Grundlage der Analyse von Klassenkämpfen und Entfremdungserscheinungen: Das „Doppelgesicht menschlicher Arbeit“ (Voß 2018, 31) erlaubt es nämlich auch, Planung und Umsetzung der Arbeit voneinander zu trennen. In der industriellen Produktion werden die aus Marx' Sicht exklusiv menschlichen, planmäßigen Aspekte des Arbeitsprozesses und die quasi-animalischen Aspekte der Ausführung auseinandergerissen. Entfremdete Arbeit ist so dem Menschen durch den im Modus von Arbeitsteilung erfolgenden herrschaftlichen Zugriff wesensfremd gewordene, um ihren humanen Kern bebaute Arbeit.

Neben der problematisierbaren Schlagseite zum Rationalismus sind Marx' Arbeitsbegriff trotz aller Grundsätzlichkeit und Offenheit auch einige Ausblendungen zu diagnostizieren. Zum einen stehen Marx' idealisiertem Arbeitssubjekt die es umgebende und seine eigene, menschliche Natur als reine Objekte der Aneignung gegenüber. Die Umwelt erscheint so als beliebig

veränderbare Substanz und gesellschaftliche Naturverhältnisse werden in einer Form gefasst, die angesichts der ökologischen Krisen der Gegenwart problematisch anmutet. Zugleich wird im Prozess der Arbeit bei Marx auch die eigene Natur des Menschen unterdrückt und beherrscht. Arbeit darf für den Arbeiter kein freies „Spiel seiner [...] Kräfte“ (Marx 1867, 142) sein – auch die Objektivierung von Menschen in und durch Arbeit ist also in Marx‘ Konzeption so bereits angelegt⁹. Zum anderen ist die *Veränderung an Welt und Selbst*, die Marx als konstitutiv für Arbeit annimmt, angesichts von Tätigkeiten, die zunächst einmal der Erhaltung der eigenen und anderer Personen sowie des Gemeinwesens dienen und so nicht-spielerische Tätigkeiten ohne materielle Veränderungen an der Umwelt darstellen, zu hinterfragen. Die an den Marx‘ schen Arbeitsbegriff in diesem Kontext zu stellende Frage ist damit, wie überwiegend von Frauen ausgeübte Tätigkeiten, die der Instand- und Aufrechterhaltung eines bestehenden Zustandes dienen sowie reproduktive Tätigkeiten zu bezeichnen sind, wenn nicht als Arbeit: „Wenn LohnarbeiterInnen allen Reichtum in der Gesellschaft produzieren, wer produziert dann die LohnarbeiterInnen“ (Schilliger 2018, 39)? Während sich patriarchale Verhältnisse mit marx‘ schem Analysewerkzeug durchaus als Klassen- und Ausbeutungsverhältnisse fassen lassen, ist in Marx‘ ursprünglichem Theorieentwurf dennoch eine Leerstelle zu konstatieren, an der sich feministische Theoretiker:innen seit vielen Jahren abarbeiten. Die später vielfach problematisierte und dennoch bis heute äußerst wirkmächtige Unterscheidung zwischen ‚produktiver‘ und ‚reproduktiver‘ Arbeit bringt ein Anerkennungsdefizit für bestimmte Tätigkeiten mit sich – wie es der Ökonom Friedrich List schon 1841 scharf formulierte: „Wer Schweine erzieht, ist [...] ein productives, wer Menschen erzieht, ein unproductives Mitglied der Gesellschaft“ (List 1841, 213). Bei Marx selbst ist diese Nicht-Thematisierung teilweise damit zu erklären, dass Mitglieder des zeitgenössischen englischen Industrieproletariats, dem sich seine Überlegungen widmeten, tatsächlich ganz unabhängig von ihrem Geschlecht 12 bis 14 Stunden täglich Lohnarbeit leisteten und dementsprechend wenig Zeit für Haus- und Sorgearbeit zur Verfügung hatte (vgl. Federici 2012, 29). Dennoch

9 Dass sogar dieses einfache Kriterium nicht ohne Fallstricke und Widersprüche ist, zeigt anschaulich folgende Reflexion des Arbeitssoziologen Hans Paul Bahrdt: Man stelle sich einen „Kleinsiedler [vor], der seinen Garten mit der Gießkanne gießt. Er gießt das Gemüse, die Zwiebeln, den Salat. All diese Pflanzen bedeuten ein Naturaleinkommen, das nicht unwichtig ist, da der Kleinsiedler noch sein Haus abzahlen muss. Also ist diese regelmäßige, z.T. anstrengende Tätigkeit doch wohl Arbeit. Jetzt schwenkt er die Kanne und gießt die Rosen, wenige Sekunden später schwenkt er zurück und begießt wieder anderes Gemüse. Kann man sagen: Jedesmal, wenn er die Rosen, die zweifellos unter Hobby zu subsumieren sind, begießt, hört die Arbeit auf? Jetzt herrscht für 5 Sekunden Freizeit. Wenn er wieder zurückschwenkt, ist es wieder Arbeit. D.h. gibt es innerhalb derselben Verrichtung, ja genau genommen innerhalb ein und derselben Körperbewegung, die ihren Schwung und Rhythmus hat, innerhalb weniger Sekunden zweimal eine wichtige Zäsur, die den Übergang von der Arbeit zur Nichtarbeit, bzw. von der Freizeit zur Arbeit markiert? Das darf doch nicht wahr sein“ (Bahrdt 1983, 133).

ist zu konstatieren, dass dieser Ausschluss schon in Marx' allgemeinem Begriff von Arbeit angelegt sind, und vor allem Generationen von Theoretiker:innen (jedoch vor allem Theoretikern) ihn durch ihre Art der Rezeption marxischer Theorie perpetuiert haben (vgl. Schilliger 2018, 41). Paul Lafargue wiederum stört am Denken von Marx und seinen Interpret:innen sowie der Arbeiterbewegung vorwiegend ihr Enthusiasmus für die Arbeit. Demgegenüber gelangt er zu der Überzeugung, dass

„die zügellose Arbeit, der es [das Proletariat] sich seit Beginn des Jahrhunderts ergeben hat, die schrecklichste Geißel ist, welche je die Menschheit getroffen, daß die Arbeit erst dann eine Würze der Vergnügungen der Faulheit, eine dem menschlichen Körper nützliche Leidenschaft sein wird, wenn sie weise geregelt und auf ein Maximum von drei Stunden täglich beschränkt wird“ (Lafargue 2018, 29, französisches Original 1848)

Einen anderen Zugriff als Marx wählt Hannah Arendt, indem sie in ihrer „Vita Activa“ unterschiedliche menschliche Tätigkeiten differenziert. Bedingt durch die existenzielle Tatsache der Begrenztheit des menschlichen Lebens durch Geburt und Tod, argumentiert sie, ließen sich drei Grundtätigkeiten unterscheiden, nämlich zunächst das *Arbeiten*, das sich unmittelbar auf den Selbsterhalt sowie den Fortbestand der Gattung des Menschen richte, vom *Herstellen*, der künstlichen Gestaltung der Welt über die Lebensspanne des einzelnen Individuums hinaus. Das Herstellen als Produktion im eigentlichen Sinne stelle als Tätigkeit die Reaktion auf die menschliche Sterblichkeit dar, indem sie dem „flüchtigen Dasein [des Einzelnen] so etwas wie Bestand und Dauer entgegenhält“ (Arendt 2020, 25, englischsprachige Erstausgabe 1958). Die Tatsache der „Natalität“ (ebd., 25) oder „Geburtlichkeit“ (Brumlik 1992, 513), der qua Geburt und aus dem Faktum der Geburt über die gesamte Lebensphase bestehenden „Fähigkeit [...], selbst einen neuen Anfang zu machen“ (Arendt 2020, 25) wiederum spiegle sich in der Tätigkeit des (politischen) *Handelns*: durch soziale Verständigung werde im Handeln ein Gemeinwesen gestaltet, das die Möglichkeit generationaler Kontinuität eröffnet. Arendts Unterscheidungen setzen auf zwei Ebenen einen Kontrapunkt zu Marx' Begriff der Arbeit. Erstens erscheint menschliche Tätigkeit zwar ebenfalls als grundlegende ‚anthropologische Konstante‘, ist aber erheblich weniger positiv aufgeladen, zweitens wird sie stärker (und anders perspektiviert) differenziert und in unterschiedliche Muster und Handlungsformen unterteilt. Dabei ist auch menschliche Reproduktionstätigkeit, die bei Marx wie skizziert nur teilweise Berücksichtigung findet, explizit eingebunden: bei Arendt ist Gebären, Essen oder das Schaffen hygienischer Bedingungen *Arbeit* und das, was von Marx vor allem als Arbeit bezeichnet wird, nämlich die menschliche Aneignung der Umwelt durch zielgerichtete Tätigkeit, *Herstellen*.

Neben den bisher vornehmlich referierten philosophischen Auseinandersetzungen, die Arbeit in gewisser Weise als dem Menschen wesentlich betrachten – Menschen sind immer irgendwie tätig gewesen, um sich zu erhalten und zu einem Gemeinwesen (welcher Form auch immer) beizutragen – ist in dieser

Studie die spezifische historische Formation von Erwerbsarbeit in modernen Gesellschaften von besonderer Bedeutung: die räumliche und zeitliche Trennung von Arbeit und Nicht-Arbeit, die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, die Funktion von Arbeit als identitätsstiftend. Konsumismus und Leistungsethos fungieren als kulturelle Voraussetzungen für diese Organisationsweise von Erwerbsarbeit, die ihrerseits längst wieder an Eindeutigkeit und Bindekraft verloren hat. In Arbeitsgesellschaften wird Arbeit zudem zum Differenzierungskriterium: Welcher Arbeit wird welcher Wert beigemessen und, noch vorher, was wird diskursiv überhaupt als Arbeit markiert und anerkannt? So schwierig Arbeit und Nicht-Arbeit analytisch zu trennen sind, so folgenreich und umstritten ist diese Differenzierung gesellschaftlich.

In Anbetracht dessen, dass es eigentlich nicht ein unumstrittenes Element eines allgemeinen Arbeitsbegriffes gibt, wird in dieser Studie nun, an die eben dargestellten Überlegungen anschließend, einerseits ein allgemeiner, relativ breiter Begriff von Arbeit verwendet. Arbeit wird in diesem Sinne schlicht verstanden werden als zielgerichtete und zweckmäßige menschliche Aktivität, unabhängig von ihrer Organisationsform oder Entlohnung. Damit wird in den allgemeinen Arbeitsbegriff Care-Arbeit als historisch externalisierte Quelle kapitalistischer Wertschöpfung explizit einbezogen. Eine zweite Verdeckung hingegen bleibt bestehen, nämlich der zum Ziel der Wertschöpfung erfolgende Zugriff auf unabhängig von menschlichem Arbeitseinsatz ablaufende Ökosystemdienstleistungen. Andererseits kommt ein engerer, operationaler Begriff von Erwerbsarbeit zur Anwendung, der zusätzlich das Kriterium umfasst, dass die damit bezeichnete Arbeit gegen Lohn bzw. Bezahlung und ggf. Ansprüche auf materielle Absicherung getauscht wird. Die rechtliche Organisationsform dieser spezifischen Form von Arbeit – selbstständig, in Form von Werkverträgen oder abhängig – ist dabei wiederum unerheblich, da das entscheidende Kriterium für die Tragfähigkeit einer Definition hier die alltagssprachliche Verwendung des Begriffes bzw. der hohe Grad der gesellschaftlichen Anerkennung dieser spezifischen Form von Arbeit als Arbeit ist. Lohnersatzleistungen wie das Elterngeld sind mit dieser Definition aus dem Bereich der Erwerbsarbeit ausgeschlossen, denn es handelt sich gerade nicht um eine Entlohnung für eine bestimmte Tätigkeit (die Versorgung eines Kindes, z. B.), sondern ausschließlich um die Kompensation des Ausfalls von Einkommen aus einer anderen, auf dem Arbeitsmarkt gehandelten Tätigkeit. Diese doppelte Verwendung des Begriffes Arbeit, der sprachlich durch die Rede von Arbeit und Erwerbsarbeit differenziert wird, geht einher mit unterschiedlichen Vorannahmen und eröffnet unterschiedliche Perspektiven: Der weite Begriff der *Arbeit* erlaubt eine Infragestellung einer Differenzierung von bezahlter und unbezahlter, ‚produktiver‘, ‚reproduktiver‘ und ‚unproduktiver‘, rechtlich normierter und informeller Arbeit. Der engere Begriff der *Erwerbsarbeit* hingegen ermöglicht, im Wissen um seine Ausblendungen, den Blick darauf zu richten, wie sich das, was gesellschaftliche Anerkennung als Arbeit findet, verändert

und wie sich der Stellenwert dieses spezifischen Teilbereiches menschlicher Arbeit historisch wandelt. Wenn im Rahmen dieser Studie von „Arbeitszeitreduktion“ die Rede ist, bezieht sich dieser Begriff ebenfalls auf Erwerbsarbeit und bezeichnet somit eine Reduktion der pro Woche auf Erwerbsarbeit verwendeten Zeit. Letztlich scheint es sinnvoll, es bei diesen Minimaldefinitionen zu belassen und stattdessen auf das heuristische Potenzial des Begriffes hinzuweisen, das im empirischen Teil dieser Studie von Relevanz sein wird. Über die Minimaldefinitionen des Begriffes hinaus erschöpft sich seine Wirkung daher in Fragen: Wie und als was wird Arbeit von den Interviewpartnern diskursiv artikuliert? Wer wird als arbeitend positioniert? Wie grenzt sich Arbeit so ab von anderen menschlichen (oder auch nicht-menschlichen) Tätigkeiten und Ereignissen? Auch wenn die Suche nach Arbeitsverständnissen meiner Interviewpartner und Anknüpfungen jener an historisch gebundene Diskurse zu Arbeit nicht die Kernfrage dieser Arbeit schlechthin sind, verspricht sie gewissermaßen eine Erhellung der Peripherie und kann so aufschlussreiche Hinweise für die Bearbeitung der Forschungsfragen dieser Studie liefern.

1.3.2 Familie

Familie spielt im Kontext von Arbeitszeitreduktionen von Männern immer wieder eine wichtige Rolle, etwa, wenn es um das Anliegen einer ‚aktiven Vaterschaft‘ geht. Aber was bedeutet „Familie“ überhaupt? Ebenso wie beim Begriff der Arbeit scheint auch das, was gemeint ist, wenn jemand „Familie“ sagt, zunächst eindeutig, und ebenso beginnt das anfangs so klar erscheinende Bild auch hier bei etwas näherem Hinsehen zu verschwimmen. Schon in der Alltagssprache sind zwei tendenziell voneinander zu unterscheidende Bedeutungen vorhanden: einerseits kann mit Familie eine aktuell gelebte Konstellation gemeint sein (es kann also z. B. von dem:r eigenen Partner:in und dem/den gemeinsamen Kinder/n die Rede sein), andererseits wird der Begriff auch verwendet, um die eigene Herkunftsfamilie zu bezeichnen, also den Kontext, in dem das eigene Aufwachsen primär erfolgte.

Auf den ersten Blick ist mit diesen beiden Begriffsaspekten dasselbe Phänomen beschrieben, nur aus unterschiedlichen Perspektiven, nämlich jene der Familiengründenden/Erwachsenen und jene der in dieser Familie aufwachsenden Kinder. Auf Basis dieser Unterscheidung lässt sich aber auch eine weitreichendere Differenz im Feld dessen, was als Familie bezeichnet wird, konstruieren: nämlich zwischen Familie als Lebensform und einem genealogischen Verständnis von Familie, also als Kontext, innerhalb dessen sich Menschen als geschichtlich verortet verstehen. Während ersteres einen geteilten Wohnort oder zumindest geteilte Alltagsstrukturen voraussetzt, ist es in letzterem problemlos möglich, den sprichwörtlichen Onkel aus Amerika trotz verwandtschaftlicher Beziehung seit zehn Jahren nicht gesehen oder gesprochen zu haben und dennoch als Teil der Familie zu verstehen. Je nachdem, welcher

Begriffsaspekt in den Vordergrund gerückt wird, geraten auch bestimmte Sinngehalte eher in den Blick als andere und bestimmte Definitionen und Grenzbeziehungen liegen näher oder ferner: so fällt, wenn man über Familie als Lebensform und insbesondere Kontext des Aufwachsens von Kindern nachdenkt, zunächst die Vielfalt der Formen, in denen dies vonstattengeht, ins Auge: Neben der ‚klassischen‘ bürgerlichen Kleinfamilie, die aus einem cis-heterogeschlechtlichen Elternpaar sowie deren leiblichen Kindern basiert, gibt es Großfamilien mit mehr als zwei Generationen, Regenbogenfamilien mit nicht-cis-heterogeschlechtlichem Elternpaar, Alleinerziehende, Patchworkfamilien sowie Adoptiv- und Pflegefamilien, in denen nicht leiblich verwandte Menschen in einer familiären Lebensform gemeinsam leben (vgl. Steinbach 2017). Die im Kontext eines solchen offenen Familienmodells familienpolitisch manchmal zu hörende Parole lautet: „Familie ist, wo Kinder sind“ (prominent etwa im Titel einer Regierungserklärung der rot-grünen Koalition: Schröder 2002), ein knackiger Definitionsversuch mit normativem Beiklang; impliziert er doch eine Gleichbehandlung all der genannten Familienformen, die von konservativer und erst recht von rechtsextremer Seite teils vehement abgelehnt wird. Die Vorstellung einer Familie als ‚Ahnenreihe‘ hingegen legt häufig¹⁰ eine Idee von Familie näher, in der leibliche Verwandtschaft von zentraler Bedeutung ist und die vor allem in Diskursen aufzufinden ist, die eine Kontinuität des Modells der als „normal“ gekennzeichneten bürgerlichen Kleinfamilie annehmen oder – in der Arena der Familienpolitik – für erstrebenswert halten¹¹.

Familie ist also ein schillernder Begriff, der im Alltagssprachlichen und politischen Diskurs eine Vielzahl an Bedeutungen tragen kann. Es vermag nicht zu verwundern, dass in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen und Diskursen daher auch sehr verschiedene Aspekte dessen, was unter dem Begriff der Familie in den Blick geraten kann, von Interesse sind und dass sich daraus sehr unterschiedliche Definitionsversuche ergeben. So kann Familie erstens vorwiegend als gesellschaftliche Institution in den Fokus geraten, der gesellschaftlich wesentliche Funktionen der Reproduktion und Sorge überlassen werden. In diesem Kontext sind insbesondere die normativen Ordnungen, die im Zusammenhang von Familie (re-)produziert werden, sowie der rechtliche Status von Familie von besonderem Interesse. Familie ist gegenwärtig keine öffentliche, ‚verfasste‘ Organisation in dem Sinne, dass sie als Teil der

10 Gemeint ist hier: eine Wortgebrauch im genannten Sinne im Alltagssprachlichen Diskurs. Das Interesse an Genealogie im engen Sinne, also an der historischen Untersuchung von Verwandtschaftsverhältnissen und Familiengeschichte, soll hier keinesfalls diskreditiert werden.

11 Im Programm der rechtsextremen AfD zur Europawahl 2024 ist z. B. zu lesen: „Andere Formen des Zusammenlebens als die Ehe zwischen Mann und Frau sind zu respektieren, damit aber nicht gleichzustellen. Die AfD bekennt sich in ihrer Familienpolitik zum klassischen Leitbild der Familie, in der Vater und Mutter in dauerhafter gemeinsamer Verantwortung für ihre Kinder sorgen“ (Alternative für Deutschland 2023, 46). In differenzierterer Weise ist eine tendenziell traditionellere familienpolitische Agenda aber auch in gemäßigt konservativen politischen Positionen wiederzufinden.

„privaten Sphäre“ gilt. Zugleich wird sie aber als Institution sehr wohl staatlich reguliert und gefördert, was schon daran sichtbar wird, dass Ehe und Familie besonderen Schutz durch das Grundgesetz genießen (Art. 6 Abs. 1 und 2 GG). Eine Reihe von Gesetzen regelt das Zusammenleben von Familien und zahlreiche staatliche Transferleistungen sind familienpolitischer Natur (vgl. Jurczyk 2018). Gleichwohl werden Sorge-, Erziehungs- und Haushaltsleistungen, die innerhalb des familiären Zusammenlebens von Familienmitgliedern erbracht werden, nicht als ‚Arbeit‘ gekennzeichnet oder professionalisiert (im Sinne einer ‚Ausbildung zur Elternschaft‘ oder einem Verständnis von familiärer häuslicher Pflege als Beruf).

Ein zweiter Schwerpunkt kann umrissen werden als vorwiegende Betrachtung von Familie als soziale Gruppe. Durch diesen Fokus rücken typischen Eigenschaften dieser Gruppen, ihre alltäglichen Routinen und Formen des Zusammenlebens in den Mittelpunkt. Als zentrales Merkmal von Familien als soziale Gruppen kann dabei ihre Mehrgenerationalität genannt werden – der Mikrozensus betrachtet daher alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, die im gleichen Haushalt leben, als Familie (was allerdings wiederum den Fall, dass Kinder oder ältere Angehörige in einem anderen Haushalt mit-/versorgt oder gepflegt werden, nicht beinhaltet, vgl. Statistisches Bundesamt 2024a). Innerhalb der Familie als soziale Gruppe lassen sich etwa unterschiedliche Rollenverteilungen, Dynamiken des Paar- und Familienlebens (vgl. z. B. Burkart 2022; Albert et al. 2022) oder in der Familie stattfindende Prozesse der Erziehung, Sozialisation und Sorge (vgl. z. B. Grundmann 2022; Helfferich 2022; Jergus und Krüger 2022) in den Blick nehmen.

Zuletzt kann Familie – auch in einer Art Integration der beiden gerade genannten Schwerpunkte – auch als in alltäglichen Praktiken stets neu herzustellend betrachtet werden. Diese unter dem Schlagwort „doing family“ entwickelte Perspektive reagiert auf den spätmodernen Wandel von Familie in Deutschland, der, so argumentieren Karin Jurczyk et al. (2014), eine neue Qualität gegenüber dem ‚Hintergrundrauschen‘ des steten historischen Wandels von Familie insofern aufweist, als sich in seinem Zuge der Modus von Familie „von der Selbstverständlichkeit und Traditionsgebundenheit zur bewussten ‚Herstellung‘ von Familie und familialen Beziehungen“ (Jurczyk 2020a, 7) verschoben habe. Die spätmoderne Tendenz der Entgrenzung von Erwerbsarbeit und Familie sowie der zunehmenden Verhandelbarkeit von Geschlechter- und Generationenverhältnissen habe dazu geführt, dass klare normative Handlungsanforderungen immer seltener zur Verfügung stehen und Familie immer mehr zu einer Herstellungsleistung der beteiligten Personen wird. Damit richtet sich der Blick auf die alltäglichen Praktiken, in denen Familie ‚getan‘ wird, es geht um die Arten und Weisen, in denen sich familiärer Alltag organisiert, um sozial konstruierte Grenzziehungen zwischen Familie und Nicht-Familie¹²

12 Vgl. hierzu auch die Überlegungen zu Doing, Undoing, UnDoing und Not Doing Family in Jurczyk (2020b).

und die sich daraus ergebenden Anforderungen an und durch innerfamiliäre und außerfamiliäre Akteure.

Zwischen der modernen „Normalfamilie“, die heute noch beizeiten als Ausgangspunkt für familiensoziologische Untersuchungen dient – so sprechen Hill und Kopp von einer für Familien typischen „auf Dauer angelegten und auf gemeinsamem Wirtschaften aufbauenden, Frau-Mann-Dyade mit einem oder mehreren Kindern“ (Hill und Kopp 2015, 9) – und dem, was mit einer Doing Family-Perspektive in den Blick gerät, liegen teils Welten, und dennoch sind beide Perspektiven analytisch wertvoll: die „Normalfamilie“ als Hintergrundkonstruktion, deshalb, weil sie als Bezugspunkt aktueller politisch-gesellschaftlicher Auseinandersetzungen um sowie individueller wie kollektiver Konstruktionen von Familie dienen, die ohne sie entsprechend kaum zu verstehen sind. Die Perspektive des Doing Family daher, da mit ihr die Vielfalt von Lebensformen, die als Familie verstanden werden können, ebenso in den Blick genommen werden kann wie alltägliche Praktiken der Herstellung von Familie und daraus ersichtliche normative Grenzziehungen.

Und so endet die Auseinandersetzung mit Familie mit demselben Resultat wie bereits die Auseinandersetzung mit Arbeit: mit einer Minimaldefinition und heuristischen Fragen. In Kenntnis um die spezifische historische Konstellation der „Normalfamilie“ und ihrer in Teilen nach wie vor bestehenden normativen Bindekraft will ich Familie in dieser Studie daher verstehen als eine aus mehreren Generationen bestehende soziale Gruppe, die sich als familiärer Zusammenhang verstehen und die unter anderem einen Organisationszusammenhang von Sorge- und Versorgungstätigkeit für Kinder, ältere Menschen oder Menschen mit Behinderungen oder Betreuungsbedarf bilden (oder zumindest gebildet haben). Auch, wenn der Begriff Familie nicht in der Fragestellung dieser Studie auftaucht, ist die Beteiligung an familiären Praktiken für eine Reihe an Interviewpartnern ein oder der ausschlaggebende Grund für ihre Erwerbsarbeitsreduktion. Angesichts dessen ergeben sich auch in Bezug auf Familie als *sensitizing concept* Fragen, die sich in der Analyse des Interviewmaterials stellen: Wie wird „Familie“ diskursiv artikuliert? Welche Grenzziehungen zwischen Familie und Nicht-Familie werden vorgenommen, welche Funktionen und Bedeutungen werden Familie zugeschrieben und welche Anforderungen ergeben sich daraus an unterschiedliche Akteure? Welche Praktiken werden als Praktiken der Herstellung von Familie sichtbar? Auch in Kapitel 2.2 werden eine Reihe an Studien vorgestellt, die Aufschluss geben über die aktuelle Häufigkeit bestimmter Familienmodelle, aufgewendete Zeiten für die Organisation von Sorgearbeit in der Familie oder Wünsche von Vätern nach aktiver Beteiligung am Familienleben.

1.3.3 Übergang

Alltagssprachlich viel weniger ubiquitär als die beiden bisher verhandelten Begriffe ist der des „Übergangs“. Dass er an dieser Stelle dennoch relevant gemacht wird, hat vielmehr etwas damit zu tun, dass die Arten und Weisen, in denen Individuen in die zentralen Vergesellschaftungsinstanzen Arbeit und Familie eingeführt werden und sich diese aneignen, sich vervielfältigt haben. Dadurch haben Übergänge im Lebenslauf zugleich einen enormen Bedeutungsgewinn zu verzeichnen und verlieren vielfach an Kontur. Auch mit dem Begriff des Übergang ist eine mutmaßlich recht weit verbreitete Alltagsvorstellung verknüpft, nämlich die eines individuellen „sozialen Zustandswechsels“ (Sackmann und Wings 2001, 23), der von einem Zustand A in einen Zustand B führt, also z. B. vom Kind zum Erwachsenen, von einer Ausbildung in einen Beruf, von einem Wohnort zu einem anderen, von der Arbeitnehmerin zur Rentnerin oder vom Ehepartner zum Witwer. All diese Prozesse haben vermeintlich klar definierte Ausgangs- und Endzustände, klare zeitliche Einsatz- und Endpunkte. In der Forschungspraxis im deutschsprachigen Raum war lange Zeit von „Übergang“ vor allem im Kontext der Einmündung Jugendlicher in Ausbildung oder Beruf die Rede (vgl. Wanka et al. 2020, 15–16). Auch wenn die heutige Übergangsforschung über eine Reihe von Vorläufern verfügt, etwa in ethnologischen Studien zu Initiationsriten (vgl. Van Gennep 2005; Turner 1969) sowie der Transitionsforschung, die sich disziplinär in der Sozialpsychologie verortet (vgl. Welzer 1993), ist sie doch vornehmlich veranlasst durch gesellschaftliche Transformationsprozesse im Zuge der Etablierung und der Erosion dessen, was Martin Kohli als institutionellen „Normallebenslauf“ (Kohli 2017, 497, zuerst 1985) bezeichnet. Kohli argumentiert, dass Lebensläufe in der Moderne einer neuen Art zeitlicher Taktung unterliegen, einer Dreiteilung in Vorbereitungs-, Aktivitäts- und Ruhephase, die sich der Etablierung fordristischer Produktionsweisen sowie Übereinkünften zwischen Arbeit und Kapital verdanke. Für die Individuen bedeutet dieser Normallebenslauf Verlässlichkeit wie Normierung; geschlechtsspezifisch stellt der Normallebenslauf ebenso unterschiedliche Anforderungen wie nach sozialstruktureller Situation. Im Moment der Formulierung des Konzepts des Normallebenslaufs hatte dieser wohl jedoch seinen Zenit bereits überschritten. Spätmoderne Prozesse der Destandardisierung und Flexibilisierung von Erwerbsarbeit ebenso wie emanzipatorische Bewegungen wie etwa die zweite Frauenbewegung führten zu einem weitreichenden Verlust der Verbindlichkeit ebenso wie der Verlässlichkeit des Normallebenslaufs (vgl. Beck 1986, auch Kohli 2003). Diese spätmodernen Entgrenzungs- und Individualisierungstendenzen haben zur Folge, dass für die Individuen im Lebensverlauf eine größere Anzahl an Übergängen – wie etwa Umschulungen und Jobwechsel, Umzüge, Anfänge und Trennungen romantischer Beziehungen – zu durchlaufen sind, die zudem zunehmend individuell zu bewältigen und nicht in fest gefügte institutionelle

und soziale Rahmen eingelassen sind (vgl. Schröer 2013). Übergänge sind daher in individuellen Lebensverläufen risikoreiche Momente mit unsicherem Ausgang, die zugleich auch in der Reproduktion sozialer Ungleichheit und gesellschaftlicher Differenz eine nicht unwesentliche Rolle spielen, wie sich etwa an Prozessen des Cooling-Out im Ausbildungssystem (Walther 2014a) oder der Retraditionalisierung am Übergang in die Elternschaft (Grunow et al. 2007) zeigt. Dass in den vergangenen Jahren eine Reihe an Phänomenen als Übergang in den Fokus von Sozialforscher:innen rückte, vermag aus diesem Grund nicht zu verwundern. Zugleich ist die Art und Weise der Zuwendung zu diesen Gegenständen durchaus problematisiert worden. Wanka et al. argumentieren, dass Übergänge allzu oft als quasi-natürliche Phänomene in den Blick genommen worden seien, wohingegen die „Praktiken [...], welche soziale Prozesse erst zu Übergängen machen“ (Wanka et al. 2020, 12), vernachlässigt worden seien. Wolfgang Schröer attestiert der Übergangsforschung einen „methodologische[n] Institutionalismus“ (Schröer 2013, 64), da sie sich insbesondere mit erwerbsbezogenen Übergängen sowie den politischen Versuchen, deren Risiken einzuhegen auseinandergesetzt habe und so den impliziten Normen des Normallebenslaufs blindlings gefolgt sei und so zu deren Reproduktion beitrage. Aus dieser Kritik ergeben sich für die Übergangsforschung unterschiedliche Anforderungen. Einerseits, sich vermehrt auch der Erforschung „nicht-normative[r] Übergänge“ (Welzer 1993, 16) oder der Rekonstruktion nicht als eindeutig verstehbarer Ausgangs- und Endpunkte von Übergängen zu widmen, andererseits, statt vor allem Verläufe und Effekte von Übergängen zu fokussieren, „das Augenmerk sehr viel stärker auf deren *Zustandekommen*“ (Wanka et al. 2020, 12, Herv. i. Orig.) zu richten. Damit rücken die Praktiken in den Blick, mittels derer etwas durch bestimmte institutionelle und individuelle Akteure zum Übergang gemacht wird, ebenso die Frage, warum etwas durch Forschung als Übergang thematisiert wird – es geht also um verschiedene Ebenen des Wie des Thematisiert-Werdens eines Phänomens als Übergang. Bereits das Unternehmen einer „subjektorientierte[n] Übergangsforschung“ (Stauber et al. 2007) stellte einen Versuch dar, diesem Desiderat gerecht zu werden, zeitigte aber immer noch individualisierende Effekte und vermochte nicht, dem Dualismus aus Struktur und Handlung zu entgehen. Aus diesem Grund wurde dieses Projekt im Laufe der Jahre aus- und umgebaut zum Versuch einer Reflexiven Übergangsforschung, die die Hervorbringung und Gestaltung von Übergängen im Lebenslauf in den Blick zu nehmen versucht und sich der Untersuchung der diskursiven, institutionellen und individuellen Hervorbringung und Gestaltung von Übergängen widmet. Zudem macht eine reflexive Übergangsforschung es sich zur Aufgabe, die Bedingungen der eigenen Erkenntnisgewinnung zu hinterfragen und so einen reflexiven Modus der Erforschung von Übergängen einzuüben (vgl. Wanka et al. 2020, 12–13).

Das Konzept „Doing Transitions“¹³ bringt eine solcherart verstandene reflexive Übergangsforschung auf einen Begriff: Betont wird die Relationalität von Übergängen statt ihrer vordergründigen Individualität (vgl. Walther et al. 2022), wodurch z. B. Konzepte wie das der „linked lives“ (Elder Jr. 1994, 6, vgl. auch Settersten 2015), das die untrennbare Verbundenheit unterschiedlicher Leben voneinander und ihre gegenseitige Beeinflussung und Abhängigkeit betont, oder der Humandifferenzierungsforschung (vgl. West und Zimmerman 1987; Hirschauer 2020), die das Wie (und nicht nur das Ob und Wieviel) der Herstellung und Reproduktion machtvoller gesellschaftlicher Unterscheidungen in den Blick nimmt, interessant werden. Das „Doing“ der Übergänge, ihre Hervorbringung durch normative Ordnungen (Freeman 2010; Kohli 2017), ihre Verwobenheit in organisatorischen Zusammenhänge (Klevermann 2022), ein Verständnis der zeitlichen, räumlichen und materiellen Dimensionen ihres Zustandekommens, sind es, was aus dieser Perspektive interessiert. Im Kontext dieser Denkweise steht auch diese Studie; und so kommen auch die Fragen zustande, die sich aus einer Doing-Transitions-Perspektive an ihren Gegenstand stellen: Wird die Arbeitszeitreduktion durch die Interviewten als Übergang markiert und falls dem so ist, als ein normativer oder nicht-normativer Übergang? Vor dem Hintergrund welcher diskursiven Ordnungen vollzieht sich diese Markierung? Auch dies sind Fragen, die im empirischen Teil der Studie von Belang sein werden; und das Konzept der Positionierung sowie der diskursiven Artikulationen, die in Kapitel 3.3.3 erläutert werden, bieten Schlüssel zu ihrer Bearbeitung.

13 „Doing Transitions“ ist auch der Name eines DFG-geförderten Graduiertenkollegs an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen und der Goethe-Universität Frankfurt am Main (Laufzeit 2017–2025), in dessen Rahmen diese Arbeit entwickelt und verfasst wurde.

2 Empirische Kontexte

Nachdem die begrifflichen Zugriffe dieser Studie nun weitgehend geklärt sind und damit auch eine Reihe an Heuristiken für ihren empirischen Teil erschlossen wurde, wird es im Folgenden darum gehen, den Gegenstand zu kontextualisieren und einen Überblick über die geschichtlichen Hintergründe sowie den Stand der Forschung zu skizzieren. Es gibt eine ganze Reihe an (Teil-)Disziplinen, die sich mit der Frage auseinandersetzen, wer gesellschaftlich welche Arbeit verrichtet. Im folgenden Kapitel soll daher vor allem herausgearbeitet werden, in welchen thematischen Zusammenhängen Arbeitszeitreduktionen von Männern bislang empirisch untersucht wurden und welches Wissen über die mit solchen Reduktionen verbundenen Übergangsprozesse bislang vorliegt. Dabei soll zunächst die Frage im Mittelpunkt stehen, wie sich seit der frühen Neuzeit Männlichkeit zwischen Familie, Staat und Erwerbsarbeit formierte. Damit richtet sich der Blick insbesondere auf diskursive ‚Vorläufer‘ in der *longue durée* (2.1). Anschließend werden in Kapitel 2.2.1 ‚moderne Normalitäten‘ skizziert. Dabei werden eine Reihe von Normierungen in der Moderne in den Blick genommen, die mit Begriffen wie dem ‚Normallebenslauf‘, dem ‚Normalarbeitsverhältnis‘ oder der ‚Normalfamilie‘ zu beschreiben versucht werden. In den beiden darauffolgenden Abschnitten 2.2.2 und 2.2.3 wird eine Reihe an quantitativen und qualitativen Untersuchungen rund um den Gegenstand meiner Forschung vorgestellt, einerseits, um den Status Quo der zuvor beschriebenen modernen Normalitäten zu beschreiben, andererseits, um einen Eindruck davon zu vermitteln, in welches Forschungsfeld diese Studie sich einschreibt: welches neue Wissen soll hier geschaffen werden?

2.1 Historische Formationen: Krieger, Väter, Ernährer

Um Übersichtlichkeit zu gewährleisten, beschränke ich meine Ausführungen zur Geschichte der Männlichkeit räumlich, zeitlich und inhaltlich: Ich werde im Wesentlichen in groben Zügen eine Geschichte von Männlichkeiten, konzentriert auf Aspekte von Männlichkeit, Familie und Arbeit in etwa seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und für das Gebiet des heutigen Deutschlands in groben Zügen vorstellen. Zudem werde ich mich – auch im Sinne der methodischen Rahmung meiner Forschung – besonders auf die Entwicklung von Männlichkeits*diskursen* konzentrieren, weswegen die Etablierung von *Institutionen* rund um das Geschlechterverhältnis, die unzweifelhaft von großer Bedeutung ist, hier eher am Rande bleibt. Dass hegemoniale Formen von Männlichkeit sowie Gruppen von Männern, deren Lebensweisen als

normentsprechend galten, im Mittelpunkt dieser Darstellung stehen und dass daher z. B. durch Ethnisierung oder aufgrund einer trans Identität, niedriger Klassenzugehörigkeit oder gleichgeschlechtlichen Begehrens marginalisierte Ausprägungen von Männlichkeiten nur ein geringes Maß an Aufmerksamkeit zuteilwird, ist aufgrund der Zielstellung, die Genese hochwirksamer Männlichkeitsdiskurse nachzuzeichnen so unvermeidlich wie – als Iteration hegemonialer Diskurse – problematisch. Selbst in dieser fokussierten Form bleibt die angestrebte kurze historische Zusammenfassung allerdings ein schwieriges Unterfangen. Zum einen, weil sie kurz sein soll – und die Geschlechtergeschichte und die historische Forschung zu Männlichkeiten inzwischen einen schier unüberblickbaren Umfang an Arbeiten hervorbringen. Zum zweiten, das wiegt etwas schwerer, weil es *die* Geschichte der Männlichkeiten überhaupt nicht gibt. Je nachdem, welchen gesellschaftlichen Feldern, historischen Epochen oder Klassen und Milieus sich historiographische Arbeiten schwerpunktmäßig zuwenden, ergeben sich höchst diverse und vielfältige Bilder der Konstitution von Männlichkeiten im je konkreten Fall. Eigentlich müsste also die Rede von einer Vielzahl der Männlichkeits*geschichten* sein. Trotz alledem lässt sich eine Art Metanarrativ der historischen Forschung zur jüngeren Geschichte der Männlichkeiten rekonstruieren – und dies lautet ungefähr so: Moderne Männlichkeit wurde um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ‚erfunden‘ und steht in einem engen Zusammenhang mit der Aufklärung als einer Art ideologischem Grundrauschen, dem Industriekapitalismus als ökonomischer Umwelt, dem Prozess der Säkularisierung und der Etablierung des Nationalstaats sowie der Etablierung des Ideals der bürgerlichen Kleinfamilie. Seither ist die in diesem Zuge etablierte, moderne Männlichkeit zwar zahlreichen Transformationen – zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, Individualität und Kollektivität, Sorge und Härte – unterworfen, die nun zunehmend in den Geltungsrang einer naturwissenschaftlichen Tatsache erhobene Zweigeschlechtlichkeit und auf ihr basierende Geschlechterdiskurse aber erweisen sich als höchst tragfähig und bis in die Gegenwart hinein wirkmächtig.

Diese Argumentation will ich im Folgenden in etwas ausführlicher Form illustrieren, beginnend mit der Arbeit von Karin Hausen. Diese stellt auf der Basis von Lexikonartikeln eine historisch-vergleichende Untersuchung dessen an, was gesellschaftlich als kodifiziertes Wissen über Geschlechter galt, eine Rekonstruktion von „Aussagesystemen“ über Geschlecht, die heute vielleicht als diskursanalytisch bezeichnet werden würde. Dabei entdeckte Hausen den Begriff der „Geschlechtscharaktere“ – der dann auch zu einem wichtigen Begriff ihrer zentralen These werden sollte, nämlich dass „[z]wischen 1780 und 1830 [...] ein neuartiges Aussagesystem ausgearbeitet, allgemein verbreitet und der neue Begriff ‚Geschlechtscharakter‘ eingeführt“ (Hausen 2014a, 86) worden sei. Schon zuvor waren zwar unterschiedliche Rollen und Pflichten im Haushalt für Männer und Frauen vorgesehen, doch nun „wird ein partikulares

durch ein universelles Zuordnungssystem ersetzt“ (Hausen 2014b, 26)¹⁴: Es sind jetzt allgemeine Eigenschaften der Person, die als Merkmale von Männern und Frauen genannt werden. Frauen wird dabei der Pol der Passivität, des Sein, der Emotionalität, des Innen zugeordnet, während Männern Aktivität, Tun, Rationalität, das Außen zugeschrieben wird (ebd., 24). Männer und Frauen wurden so nicht mehr *als Träger verschiedener Rechte und Pflichten* (eine Klassifizierung, die zudem nur Geltung besaß für solche Männer und Frauen, die eine bestimmte Standesposition innehatten), sondern *als grundlegend und natürlich verschiedene Wesen* konzipiert. Dieser von Hausen als „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ benannten Prozess ließe sich auch als *Bedeutungsgewinn naturalisierter Männlichkeits- und Weiblichkeitsdiskurse durch Essenzialisierung* bezeichnen. Die empirische Feststellung, dass ein solcher Prozess stattfand, ergänzte Hausen zusätzlich durch einige Deutungsversuche, *wie und warum* es dazu kam. Dabei vermutete sie erstens das aufstrebende Bürgertum als Träger der Produktion und Rezeption der „Geschlechtscharaktere“ – da die Anforderung der Rationalität bei gleichzeitigem Verzicht auf Spontaneität und Emotionalität und die zunehmende Herauslösung der Erwerbsarbeit aus der Familie für viele gebildete Männer seit dem 17. Jahrhundert als Zumutung und Verlust erfahren wurde, der durch die diskursive Etablierung vermeintlich naturgegebener geschlechtlicher Eigenschaften abgefedert werden sollte. Zweitens sah sie in der Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ ein Angebot der Befriedung konfliktträchtiger gesellschaftlicher Entwicklungen: indem zwischen Männern und Frauen nicht Konkurrenz (unter Gleichen), sondern Komplementarität (unter gottgewollt, natürlich und ahistorisch grundlegend Verschiedenen) vorgesehen war, wurde etwa die neu entstehende Trennung von Erwerbsarbeit und Öffentlichkeit einerseits und Familienleben und Privatheit andererseits mit Rückgriff auf die polare Geschlechterordnung begründet. So wurden durch die Etablierung dieses gesellschaftlichen Wissensbestandes diese Entwicklungen, die von vielen Zeitgenoss:innen als krisenhaft erlebt wurde (Trepp 1996, 211–225), gesellschaftspolitisch abgefedert und befriedet.

Ähnliche Befunde, nur zur Dimension der Konstruktion des körperlichen Geschlechts (sex) anstelle der von Hausen beschriebenen Dimension der Konstruktion des sozialen Geschlechts (gender) finden sich auch in den Arbeiten von Thomas Laqueur, Barbara Duden und Claudia Honegger. Thomas Laqueur beschäftigte sich mit der Beschreibung von Sexualorganen im Laufe der Jahrhunderte und kam zu einer vielbeachteten wie -kritisierten These: Bis ins späte 18. Jahrhundert habe ein Ein-Geschlechter-Modell vorgeherrscht, wobei die männlichen primären Geschlechtsorgane als ‚Normalfall‘ begriffen wurden, während die weiblichen als invertierte Abweichung von diesem Normalfall galten. Laqueur stützt diese These durch eine Analyse anatomischer Darstellungen und Beschreibungen sowie historischer Berichte plötzlicher

14 Bei Hausen (2014b) handelt es sich um einen Wiederabdruck des zuerst 1976 erschienen Texts über die „Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976).

Geschlechtswechsel von Frauen, in denen schlicht und ergreifend die Geschlechtsorgane nach unten/außen fielen. Dass derartige Vorstellungen heutigen Zeitgenoss:innen höchst merkwürdig erscheinen, erklärt Laqueur mit der Etablierung der bis heute kulturell dominanten Vorstellung der Zweigeschlechtlichkeit um 1800 – welche wiederum in der Transformation der gesellschaftlichen Geschlechterordnung fußte, wie auch Karin Hausen sie beschrieben hatte. Infolgedessen „waren die unterschiedlichsten Autoren [um 1800] dazu entschlossen, das, worauf sie als fundamentalen Unterschieden zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht und folglich zwischen Mann und Frau bestanden, an beobachtbaren biologischen Unterschiedlichkeiten festzumachen und diese in einer radikal anderen Sprache zum Ausdruck zu bringen“ (Laqueur 1992, 17). Laqueurs Vorgehen ist nicht unumstritten, versucht er doch, 2000 Jahre medizinischer Debatten auf wenigen Seiten zu rekonstruieren und legt eine dementsprechend grobkörnige Vorgehensweise an den Tag. Zudem wird ihm zum Vorwurf gemacht, dass er ohne weiteres Aufheben seine empirischen Erkenntnisse über den wissenschaftlichen Diskurs gleichsetzt mit dem gesellschaftlichen Diskurs und es versäume, die genauen Umstände des epistemologischen Wandels zu benennen und dessen Komplexität gerecht zu werden (vgl. Opitz-Belakhall 2018, 51–52).

Während Laqueur also Anerkennung dafür gebührt, die Historizität des in der Moderne naturalisierten Zwei-Geschlechter-Modells zu benennen, lohnt es sich, die genauen Umstände der Etablierung des Zweigeschlechtlichkeit näher zu erkunden. So zeichnet Claudia Honegger in ihrem Buch „Die Ordnung der Geschlechter“, bei dem nicht nur der Titel sich sichtbar an Foucaults „Ordnung der Dinge“ anlehnt, die Entwicklung von Diskursen über den weiblichen Körper um die Wende zum 19. Jahrhundert nach. Dabei steht die Entstehung und Etablierung der Biologie und die Hegemonialisierung ihres Diskurses im Mittelpunkt ihres Interesses. Honegger zeigt eindrücklich den epistemologischen Bruch, der dazu führt, dass die Beschreibung von Geschlecht in der Moderne nicht länger als theologische oder philosophische, sondern als biologische Aufgabe begriffen wird. Infolgedessen wird die Geschlechterdifferenz verwissenschaftlicht und auf Basis dieser naturalisierten Differenz der Körper werden auch psychisch-geistige Eigenschaften vergeschlechtlicht – Männer werden zunehmend als prädestiniert für geistige Arbeit, Frauen hingegen durch ihre vermeintlich stärkere Einheit mit der Natur besonders für die Erfüllung der Aufgaben der Mutterschaft bestimmt betrachtet. Schlussendlich führt diese Entwicklung dazu, dass sich eine „weibliche Sonderanthropologie“ (Honegger 1989, 147) entwickelt: Die zunehmend bedeutsamen und ausdifferenzierten Human- und Geisteswissenschaften befassen sich nun mit dem *Mann als Mensch*, betreiben also eine „Hypostasierung des Männlichen zum Allgemeinen“ (Meuser 2001, 14). Zugleich wird die *Frau als Sonderfall* nach einem zunächst hohen Interesse der Medizinphilosophie schließlich nur noch als Gegenstand der medizinischen Subdisziplin der Gynäkologie behandelt.

Die etablierte Geschlechterordnung zieht also, so Honegger, einen systematischen Widerspruch in die Moderne ein, zwischen Universalismus und naturalisierter Geschlechterdifferenz, eine Spannung, die lange unthematisiert und -berücksichtigt geblieben sei (vgl. Honegger 1991).

Die naturalisierte Geschlechterdifferenz führt dazu, dass nunmehr Männer und Frauen als ganz grundlegend verschieden und aufgrund dieser grundlegenden Verschiedenheit für ganz unterschiedliche Bereiche des Lebens geeignet gelten. Im Gleichschritt verändert sich daher auch die idealisierte Organisationsform des Zusammenlebens; die bürgerliche Kleinfamilie löst das ‚ganze Haus‘ ab. Auf dieses Leitbild der bürgerlichen Familie lohnt es sich, einen näheren Blick zu werfen – war es doch nicht nur konstitutiv für die bereits kurz skizzierten Vorstellungen von Weiblichkeit als Mütterlichkeit, sondern auch für eine weitere Normierung moderner Männlichkeit: die Idee des Familienernährers. In der frühen Neuzeit muss eher vom „Haus“ oder „Haushalt“ die Rede sein als von der „Familie“: Die ökonomische Einheit bestand aus Eltern, Kindern, Mägden, Knechten, Angehörigen, Untermietenden usw., die gemeinsam, oft in denselben Räumen, arbeiteten, aßen und schlafen. Zumindest in den unteren und mittleren Ständen muss der ganze (bäuerliche, handwerkliche oder protoindustrielle) Haushalt als Produktionseinheit gelten, in der sowohl die Ehefrau als auch der Ehemann produktive *und* reproduktive Tätigkeiten übernahm – auch, wenn es ebenso hier schon Formen einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung gab. Die Beaufsichtigung und Erziehung der Kinder übernahmen keinesfalls nur deren Eltern, sondern sämtliche Mitglieder des Haushalts, wobei dies entlang der täglich zu verrichtenden Aufgaben geschah, an denen die Kinder ohnehin ebenfalls mitwirkten (vgl. Wunder 1992). Auf dem Land verließen die Kinder bis ins 18. Jahrhundert nicht selten bereits mit sieben bis neun Jahren den Haushalt, um sich anderswo als Arbeitskraft zu verdingen und sahen ihre Eltern dann nie wieder (vgl. Segalen 1997). Die Ehe als Kernstück des Haushalts der frühen Neuzeit wurde i. d. R. aus materiellen Gründen geschlossen und war geprägt durch die als gottgegeben betrachtete patriarchale Stellung des Familienvaters, dem der Rest des Haushalts, inklusive der Ehefrau, sich unterzuordnen hatte und der dafür verpflichtet war, sich um das Wohlergehen der Angehörigen seines Hauses zu sorgen. Es ist festzuhalten, dass dieses Modell des frühneuzeitlichen ‚ganzen Hauses‘ zwar ein verbreitetes Leitbild war (und damit der Historiographie einen relativ einfachen Zugriff ermöglichte). Zugleich zeigt Heide Wunder (1992), dass die Ausgestaltung der Beziehungen in der alltäglichen Lebenspraxis der Zeitgenoss:innen häufig egalitärer war, als dieses Leitbild es vorsah – und merkt völlig zu Recht an, dass Paare aus den unterbäuerlichen Ständen meist gar keinen eigenen Haushalt besaßen und die Mehrzahl der Männer entsprechend gar nicht als *pater familias* fungierte.

Das sich später etablierende Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie sieht im Gegensatz zum ganzen Haus eine *Liebesheirat* vor, deren Beteiligte eine

lebenslange und streng monogame Beziehung führen und die (i. d. R. nur) mit ihren eigenen Kindern zusammenwohnen. Erwerbsarbeit und Familie werden räumlich getrennt; idealerweise betreibt nur der Mann Erwerbsarbeit und erwirtschaftet so außerhalb der familiären Sphäre das Familieneinkommen, während die Frau mit der Herstellung des „trauten Heims“ beschäftigt ist: mit der gemütlichen Gestaltung der gemeinsamen Wohnung, der Pflege und Erziehung der Kinder – womit zugleich dem neuen Kindheitsbild, das sich in der Aufklärung durchsetzte (vgl. Ariès 1978) Rechnung getragen wird – und der Bereitstellung optimaler Bedingungen für die Regeneration des ‚hart arbeitenden‘ Mannes. Die Etablierung und Intimisierung der bürgerlichen Familie führte auf diese Weise zu einer strikten Normalitätsvorstellung, wie Familien generell auszusehen hätten. Dass dieses Ideal nur von einer absoluten Minderheit von Ehepaaren aus dem Bürgertum verwirklicht werden konnte, tat seiner Wirkmacht keinen Abbruch (vgl. Habermas 2000). Die Familie bildet so also den Gegenort zum zumutungsreichen „Außen“ der öffentlichen (Erwerbs-)Welt, und ihre Pflege gilt als Aufgabe der Frau. Entsprechend soll diese im Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie möglichst keine Erwerbsarbeit betreiben (Hausfrau-Ernährer-Modell), wenn es doch materiell nötig sein sollte, wird das erzielte Einkommen als „Zuverdienst“ betrachtet (vgl. Segalen 1997). Die Sphären, in denen Männer und Frauen Verantwortung übergeben wurde und die als ihrer Natur entsprechend betrachtet wurden, und die damit verbundenen Aufgaben werden so zunehmend voneinander getrennt, und zwar entlang der (hierarchisierten) Grenzziehung zwischen Produktion und Reproduktion. Während erstere Arbeit, die ‚produktive‘, außerhäusliche Erwerbsarbeit als ‚eigentliche‘ Arbeit klassifiziert und zugleich auf Basis der neuen Geschlechtsdiskurse Männern vorbehalten wird, wird ‚reproduktive‘ häusliche Arbeit mit dem „Schein der Naturhaftigkeit“ (Bock und Duden 1977, 122) versehen, als „Liebesdienst“ (ebd., 121) begriffen und verliert so ihre Geltung als Arbeit.

Wie schon hier unschwer zu erkennen ist, korrespondiert die Entwicklung von Geschlechterdiskursen erheblich mit ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen. Der Bedeutungsverlust des ganzen Hauses als Produktions- und Reproduktionsinstanz zugleich steht in engem Zusammenhang mit dem Ende des Feudalismus und dem ökonomischen Prozess der Industrialisierung. So ist, wie Marx bereits mittels der Figur des „doppeltfreien Lohnarbeiters“ erkannt und beschrieben hatte, eine Freisetzungsdynamik zweifacher Natur im Gange: einerseits eine Freisetzung der Menschen aus den zuvor bindenden ständischen Strukturen, die ihre Handlungsfreiheit massiv begrenzten, andererseits aber auch eine Freisetzung aus dem ökonomischen Zusammenhang derselben Strukturen, der Sicherheit und dem Schutz, den sie auch bedeuteten. Vor allem ist der Arbeitende damit auch der Produktionsmittel beraubt und damit, so Marx, „frei in dem Doppelsinn, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Ware verfügt, daß er andererseits andre Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner

Arbeitskraft nötigen Sachen“ (Marx 1962, 183). Marx geht es in diesem Zuge vor allem um die Macht, die das Kapital durch den exklusiven Besitz der Produktionsmittel über die Arbeit erhielt. Auf der Ebene der Geschlechterbeziehungen ereignet sich allerdings ebenfalls ein wesentlicher Wandel: Dass die Sphäre der Produktion sich aus dem eigenen Heim zusehends heraus in eigens dafür vorgesehene Fertigungsstätten und Fabriken verlagerte, schuf erst die Voraussetzung für das Ideal des männlichen Ernährers und der weiblichen Hausfrau (vgl. Rosenbaum 2014, 32–36). Während auch zuvor schon Aufgaben vergeschlechtlicht wurden, war erstens die Umsetzung einer solchen Arbeitsteilung in der Gesamtwirtschaft des häuslichen Betriebs viel schwieriger möglich, außerdem wurden Tätigkeiten nun im Sinne der oben bereits erwähnten Geschlechtscharaktere vermehrt als Ausdruck einer inneren Prädisposition, einer grundlegenden Unterschiedlichkeit der Menschen, nicht nur ihrer Tätigkeiten verstanden. Der Beruf respektive die Haushaltsführung wurde so zunehmend zur Berufung stilisiert. Dass sich das Ideal der Hausfrauenehe durchsetzen kann, verdankt sich also unter anderem auch den durch die Industrialisierung verursachten Veränderungen in den Produktionsmustern. Obgleich dieses Ideal für breite gesellschaftliche Schichten nicht umsetzbar war – Familien aus der Arbeiterklasse und dem Bauerntum waren i. d. R. auf die Mitwirkung von Frauen an Produktivtätigkeiten angewiesen (vgl. Gestrinch 2013, 15–20) – lehnten sich industriegesellschaftliche Konstruktionen von Männlichkeit stark daran an: „Die zunehmende Industrialisierung ließ Männlichkeiten entstehen, die sich vor allem über ihre Fähigkeit, Geld zu verdienen, ihre handwerklichen Fertigkeiten, ihre patriarchale Position in der Familie und über eine kämpferische Solidarität mit den Kollegen definierten“ (Connell 2015, 260).

Eine wesentliche Fortentwicklung des männlichen „Geschlechtscharakteres“, sprich: von Männlichkeitsdiskursen ereignete sich zudem mit der zunehmenden Militarisierung von Männlichkeit im Laufe des 19. Jahrhunderts. Im Gebiet des heutigen Deutschlands ist diese Militarisierung von Männlichkeit mit der Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht aller Männer zu erklären, die 1813 in Preußen eingeführt wurde (Stübig 2009, 39) und dann mit jeweils kurzen Unterbrechungen nach den zwei Weltkriegen in Kraft blieb bis 2011, als die Wehrpflicht zwar nicht offiziell abgeschafft, aber ausgesetzt wurde (Deutscher Bundestag 2011). Die Bedeutung, die dem Militär im 19. und 20. Jahrhundert gesellschaftlich beikam, war noch kurz zuvor kaum absehbar gewesen – noch um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert genoss der Soldatenstand im Bürgertum keine besondere Wertschätzung und die Rolle als Haushaltsvorstand war für Männlichkeit von erheblich konstitutiverer Bedeutung als die des Soldaten (vgl. Messerschmidt 1980, 53). Im Laufe des 19. Jahrhunderts veränderte sich dies fundamental. Entscheidend hierfür war die enge Verknüpfung von Militär und Staatsbürgertum, die ihren Ausgang in der Aufhebung der Trennung zwischen „Zivil- und Militärstand“ im Anschluss an den militärischen Zusammenbruch Preußens fand. Der 1813 eingeführte

Militärdienst wurde in Debatten und politischer Praxis auf das Engste mit Bürgerrechten verbunden. So waren Männer, die sich dem Militärdienst entzogen, vom Verlust von Gewerbebeschein und Wahlrecht bedroht und der preußische Kriegsminister von Boyen erwog im Zuge der preußischen Wehrreform sogar, Männer, die keinen Militärdienst geleistet hatten, nicht das kommunale Stimmrecht zuzugestehen. Die argumentative Kopplung von Wahlrecht und Wehrpflicht genöß über alle politischen Lager hinweg Zustimmung. Ideologisch war diese Paarung wiederum verknüpft mit dem aufkeimenden Nationalismus und der Idee der Einheit von ‚Volk‘ und Nation (vgl. Frevert 2001, 33–39). Die Transformation der bürgerlichen zur soldatischen Männlichkeit, so argumentiert Frevert (1996), wirkte in vielfältiger Weise auf Geschlechterverhältnisse: Nicht nur veränderte sie die Vorstellung von Männlichkeit und universalisierte einen kriegerischen Habitus und die Funktion des Mannes als Krieger und Soldat. Sie führte außerdem erstmalig zur Institutionalisierung einer standes-, religions- und professionsübergreifenden männlich-homosexuellen Sozialisationsinstanz (vgl. hierzu auch den schillernden Begriff der „Kameradschaft“, Kühne 2011), der die Formung von Jünglingen zu wahren Männern zugeschrieben wurde. Zudem, auch das ist von entscheidender Bedeutung für die gesamte Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, wurden Männer durch die Verknüpfung von Männlichkeit, Militär und Staatsbürgertum in ein völlig neues Referenzsystem – Vaterland, Nation, Staat – gestellt. Die öffentliche Sphäre entstand, und sie war von Anfang an Männern vorbehalten.

Auf der Gegenseite ergab sich zur selben Zeit die Entwicklung der „allgemeine[n] Familie als Lebensform für alle sozialen Schichten und Altersgruppen“ (Frevert 1996, 83), die private Sphäre, die überwiegend als Ort für Frauen und Kinder diente und eher nach der Logik ‚weiblicher Tugenden‘ funktioniert. Dabei hatte Weiblichkeit durchaus auch eine Funktion in der kollektiven Identitätsbildung der jungen deutschen Nation, indem sie als über Zweifel erhabene Sittlichkeit stilisiert und so von der vermeintlichen französischen Sittenlosigkeit abgehoben wurde (vgl. Hagemann 2002, 214–217). „Dem Manne der Staat, der Frau die Familie“ – so lautete dementsprechend der Schlachtruf geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts“ (Frevert 1996, 84). Die Folge dieser Ideologie war die Verfestigung der Polarisierung der Geschlechter und ihrer Markierung als grundlegend verschieden und inkommensurabel – militärisch-staatsbürgerliche Männlichkeit mit den zugeschriebenen Eigenschaften Stärke, Tapferkeit, Rationalität, Kultur und mütterliche Weiblichkeit, der Weichheit, Emotionalität und Kultur zugeschrieben wurde, bestimmten den Geschlechterdiskurs der Zeit, entwickelten sich in Kontrast zueinander und entfalteten noch lange Zeit ihre Wirkung. Die womöglich krasseste Ausprägung erfuhr die Verbindung von Soldatentum und Männlichkeit im nationalsozialistischen Deutschland vor und während des zweiten Weltkrieges. Homosexuelle Männerbünde, die bereits zuvor, z. B. in Form von Turnerbünden oder Studentenverbindungen wichtige

männliche Sozialisationsinstanzen waren (vgl. Bruns 2008, 9–18), wurden in dieser Zeit in einer faschistischen Fassung propagandistisch gefeiert, das Bild des sich für die Nation aufopfernden und zugleich in der Masse des faschistischen Männerbundes gesichtslos werdenden Mannes wurde hegemonial: „Du bist nichts, dein Volk ist alles“ prangte über den Schulungsheimen der Hitlerjugend, und der „politische Soldat“ wurde zum Leitbild der Erziehung im NS-Staat: „die Männerbünde des Heeres und der SA, der SS und des Arbeitsdienstes sind allesamt Verlängerungen der HJ in das Mannesalter hinein“, schrieb der nationalsozialistische Pädagoge Karl Friedrich Sturm (1938, 141).

Nach der Niederlage des deutschen Reiches im zweiten Weltkrieg wandelten sich die Anforderungen an Männer wiederum, auch in Abhängigkeit von der jeweiligen Besatzungsmacht bzw. dem jeweiligen Nachfolgestaat im Kontext des kalten Krieges. Während die hierarchische Geschlechterordnung an sich in Kraft blieb und hegemoniale Männlichkeit verkörpert wurde durch die Soldaten der siegreichen Alliierten (zur Nieden 2002), waren die Verhältnisse zwischen deutschen Frauen und Männern erschüttert. Wie bereits im ersten Weltkrieg waren viele der traditionell männlich kodierten zivilen Bereiche (notwendigerweise) ebenfalls von Frauen übernommen worden, zudem galten die Heimkehrenden als ideologische Repräsentanten des Nationalsozialismus. In Westdeutschland und der neugegründeten Bundesrepublik wurden die zahlreichen Heimkehrer aus Krieg und Kriegsgefangenschaft zunächst pathologisiert (es gab gar eine eigene zeitgenössische Diagnose, nämlich die der „Dystrophie“, vgl. Gauger 1952) und in der Öffentlichkeit herrschten „rhetorics of victimization“ (Moeller 1996, 1031) vor, die ermöglichten, die Heimkehrer diskursiv vom Bild des hypermaskulinen und militarisierten Soldaten zu distanzieren. In der Sowjetischen Besatzungszone und der aus ihr entstandenen DDR standen hingegen die unterstellten ideologischen Defizite der Kriegsheimkehrer viel stärker im Fokus: die anstehende Rückkehr „einer Million Antifaschisten [stelle] größte Gefahren für den demokratischen Wiederaufbau Deutschlands“ (Lewke 1945; zitiert nach Biess 2002, 350) dar, wie der Parteifunktionär Karl Lewke unkte. Diese diskursive Konstitution pathologisierter Männlichkeiten hatte System: in Ostdeutschland ermöglichte sie der KPD/SED, sich als revolutionäre Avantgarde zu inszenieren, die zum Zweck der Umerziehung der vormaligen nationalsozialistischen Volksgenossen zu antifaschistischen Staatsbürgern auf repressive Mittel zurückgreifen musste. In Westdeutschland diente sie einer rhetorischen Strategie der Viktimisierung der Heimkehrer, die Fragen von Sühne und Schuld elegant umschiffte. Trotz der unterschiedlich wahrgenommenen Ausgangssituationen standen beide deutschen Staaten vor der Aufgabe einer Rezivilisierung der zurückgekehrten Männer, denn „[w]eder als enthumanisierte und -sexualisierte Opfer (wie im Westen) noch als unrekonstruierte Faschisten (wie im Osten) eigneten sich die Heimkehrer, am Wiederaufbau zweier zerstörter Gesellschaften mitzuwirken“ (ebd., 351).

In beiden Staaten spielte in diesem Unterfangen wiederum Erwerbsarbeit eine wichtige Rolle, allerdings in Bezugnahme auf unterschiedliche Referenzsysteme: in der DDR wurden die Heimkehrer in den Folgejahren insbesondere als *Arbeiter, Produzenten und Parteiaktivisten* und dergestalt verstärkt auf den Staat bezogen adressiert, während in der BRD die Familie und damit die Rekonstruktion der Rückkehrenden als *versorgende Väter und Ehemänner* im Mittelpunkt stand. Biess bringt diese diametral verschiedenen Männlichkeitspolitiken auf den Punkt: „Anders als im Westen wurde Männlichkeit im Osten nicht im Hinblick auf eine *entpolitisierte Privatsphäre*, sondern auf eine *extrem politisierte öffentliche Sphäre* definiert“ (ebd., 355, Herv. LK). Im Westen allerdings bot die Sozialfigur des Versorgers eine vielversprechende Möglichkeit zur Rezivilisierung und Remaskulinisierung (Moeller 1998a; Jeffords 1998; Fehrenbach 1998) der heimkehrenden Männer. Und: zugleich bestanden in den 1950er- und beginnenden 1960er-Jahre mit der sog. Wirtschaftswunderzeit erstmals die ökonomischen Rahmenbedingungen, die für eine massenhafte Realisierung des Alleinverdienermodells notwendig waren. Die Frauen, die während des Krieges und teilweise bis weit in die Nachkriegszeit das Familien- und Wirtschaftsleben häufig weitgehend allein bestritten hatten, sahen sich so wieder in die private Sphäre des Haushalts und der Familie zurückversetzt. Die Familie spielte dabei im Westen eine erhebliche ideologische Rolle, ein Zusammenhang, den K.A Cuordileone (2005) für die USA eindrücklich aufzeigt: Männer, die nicht der heterosexuellen Norm entsprechend und als Familienvater ihr Leben führten, galten als gesellschaftliche Bedrohung, denn die Familie galt als Keimzelle der rechtschaffenen Bürgerlichkeit. Im Zuge des Versuches der moralischen Restauration der westdeutschen Bevölkerung und insbesondere ihrer Männer fand daher auch, ermöglicht durch den wirtschaftlichen Aufschwung der 1950er-Jahre, die faktische Durchsetzung des Modells der bürgerlichen Kleinfamilie im Hausfrau-Ernährer-Modell in Westdeutschland als eine Lebensrealität für große Teile der Bevölkerung statt (vgl. Peuckert 2012). Erst Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts wurde also in historisch einmaligem Ausmaß das verwirklicht, was als Ideal bereits seit der Wende zum 19. Jahrhundert vorherrschend war. Illustriert wird diese Diagnose durch die zeitgenössischen Diskurse um ‚Männermangel‘ und ‚Frauenüberschuss‘, die Wahrnehmung ‚vaterloser Familien‘ als defizitär und die zahlreichen Heiratsgesuche an die letzten zurückkehrenden Kriegsgefangenen 1955. Die Familie wurde zum Symbol der moralischen Wiederherstellung der Bundesrepublik und zum Symbol wirtschaftlicher Prosperität – und mit ihr erreichten Zwangsheterosexualität und die Bedeutung der Ernährerfunktion für die Konstruktion von Männlichkeiten einen absoluten Höhepunkt (vgl. Moeller 1998b). Letztlich lässt sich so im Prozess der Rezivilisierung von Männlichkeit in der Bundesrepublik nach dem Ende des zweiten Weltkrieges ein Baustein zur Erklärung der großen kulturellen sowie ökonomischen Bedeutung des Ernährer-Hausfrauen-Modells finden.

Zur Blütezeit der „Normalfamilie“ (Peuckert 2012, 17) Anfang der 1960er-Jahre betrug die Wahrscheinlichkeit, im Laufe des Lebens eine Ehe einzugehen, 96 % für damals 18-jährige Männer und 95 % für damals 16-jährige Frauen. Nur etwa ein Zehntel der um die Wende von den 1920er- zu den 1930er-Jahren geborenen Bevölkerung blieb kinderlos und deutlich über 90 % der Kinder unter 6 Jahren lebten in einem Haushalt mit beiden leiblichen Eltern – die Normalfamilie besaß unter den Lebensformen beinahe das Monopol. Inzwischen sieht das ganz anders aus: Ehen werden insgesamt seltener – 1950 wurden pro 1000 Einwohner:innen 11 Ehen geschlossen, 1960 immer noch 9,5 und im Jahr 2022 waren es nur noch 4,6¹⁵ (Statistisches Bundesamt 2023a). Immer mehr Menschen heiraten nicht oder bleiben kinderlos und mehr Kinder werden außerhalb von Ehen geboren (vgl. Peuckert 2012, 19). Die *golden times of marriage* sind lang vorbei, auch wenn das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie mit einer relativ ‚traditionellen‘ Arbeitsteilung immer noch sehr verbreitet ist, wie sich im nächsten Teil zeigen wird. Als Ursache dieser Entwicklung sind mit Sicherheit zivilgesellschaftliche Entwicklungen zu nennen, insbesondere die Studentenbewegung mit ihren gegenkulturellen Impulsen sowie die zweite Frauenbewegung mit ihrer vehementen Forderung nach Gleichstellung von Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen. Diese standen dabei in ständiger Wechselwirkung mit ökonomischen und politischen Ereignissen und Entwicklungen wie der Bergbaukrise 1966/67 und späteren wirtschaftlichen Krisen, der atomaren Aufrüstung im Kalten Krieg, der zunehmend kritischen Auseinandersetzung mit der Rolle der Elterngeneration im nationalsozialistischen Deutschland, der Bildungsexpansion sowie Innovationen wie der Antibabypille. Zusammengenommen wurden die Entwicklungen rund um den relativen Bedeutungsverlust der Normalfamilie häufig als Individualisierung der Lebensführung und Pluralisierung der Lebensformen bezeichnet. Damit verbunden sind neben einer Vielzahl neu entstehender Familien- und Beziehungsformen (nichteheliche Lebensgemeinschaften, getrenntes Zusammenleben, Alleinerziehende, Fortsetzungs- und Adoptivfamilien) auch eine wachsende Zahl Alleinwohnender, Alleinstehender und Kinderloser (vgl. Peuckert 2007). Zudem ist ein Wandel der Erwerbsmuster vornehmlich von Frauen zu verzeichnen, die immer häufiger (zumindest zeitweise und/oder in Form einer Teilzeittätigkeit) ebenfalls erwerbstätig sind, was, wenn sie Kinder haben, auch zu Vereinbarkeitsproblemen führt, insbesondere, da die Zuschreibung der Hauptzuständigkeit für das Familienleben nicht einfach verschwindet – vgl. hierzu den von Regina Becker-Schmidt (2003) geprägten Begriff der „doppelten Vergesellschaftung von Frauen“. Überdies verändern sich Partnerschafts-

15 Dass es sich dabei nicht (nur) um einen Effekt der Corona-Pandemie handelt, zeigt sich auch am Verlauf der Quote in den Jahren zuvor; bis zum Jahr 2021, in dem mutmaßlich wegen Corona weniger Eheschließungen vollzogen, schwankten die Werte seit 2001 im Bereich von 4,7 bis 5,0, mit Ausnahme des Jahres 2018 (5,4), in dem aber durch die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare ebenso ein Sondereffekt zu vermuten steht.

ideale und -ansprüche, die vermehrt die individuelle Autonomie der Partner:innen in den Mittelpunkt stellen und damit im Widerspruch zur empirisch zu beobachtenden Retraditionalisierung bei der Familiengründung stehen, was zu Konflikten und Auseinandersetzungen führt (vgl. Fthenakis, Kalicki und Peitz 2002). Auch die Eltern-Kind-Beziehungen in Familien sind vielfach liberaler und (statt erziehungs-) beziehungsorientierter geworden, was neue und uneindeutiger werdende Anforderungen an Elternschaft und Vaterschaft bedeutet (Meyer 2002). An Stelle des einheitlichen Lebensmodells der Normalfamilie mit darin eingelagerten Männlichkeits- und Weiblichkeitsdiskursen und vorgegebenen Lebensmodellen tritt also zunehmend eine mit einer Gestaltungsanforderungen einhergehende Vielfalt an Lebensmodellen, die für viele Beteiligte einen Gewinn an individuellen Freiheitsgraden, zugleich aber eine Vielzahl bislang unbekannter Bewältigungsaufgaben bedeutet (vgl. Böhnisch 2012, 220–222).

Der an dieser Stelle endende kurze Ritt durch die jüngere Vergangenheit der Geschichte von Männlichkeiten zwischen Erwerbsarbeit und Familie sollte zeigen, dass die Konstitution von Männlichkeitsdiskursen im 19. und 20. Jahrhundert wesentlich entlang der Frage verlief, welche Stellung Männern in Familie und Beruf zugeordnet wurde. Dies wiederum ereignete sich in starker Wechselwirkung mit den jeweils historischen Kontexten und dem daraus resultierenden Wandel von Arbeitswelt und Familie. Nach einer zunehmenden Vereinheitlichung zunächst des normativen Idealbildes und dann auch der gelebten Realität hin zum Familienmodell der Ernährer-Hausfrauen-Ehe sowie des Normalarbeitsverhältnisses insbesondere für Männer nahm die Bindekraft dieser Normen in den vergangenen 60 Jahren zwar zunehmend ab, die Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit erweist sich aber dennoch weiter als tragfähig. Sicherlich handelt es sich bei diesem kurzen Durchgang durch Jahrhunderte um eine linearisierte Darstellung – tatsächlich finden sich selbstverständlich in der Betrachtung einer bestimmten historischen Zeit eine ganze Reihe an Gleichzeitigkeiten und Widersprüchlichkeiten. Martschukat und Stieglitz (2005) gelingt es vorzüglich, diese Nicht-Linearität anhand einer ganzen Reihe von Untersuchungen aufzuzeigen, z. B. indem sie die Differenz zwischen dem vormodernen Leitbild des abwesenden und über den Dingen stehenden Patriarchen und der oftmals stark davon abweichenden Lebensrealität mit einer teils kaum auszumachenden Arbeitsteilung im ganzen Haus und liebevollen, ‚nahen‘ Vaterschaftspraktiken beschreiben (ebd., 90–92). Zudem ist das von mir dargestellte „Meta-Narrativ“ auch für sich genommen nicht machtfrei – vielmehr blendet es Gegenbewegungen aus und nimmt Lebensrealitäten anderer gesellschaftlicher Gruppen (wie z. B. alleinstehender oder homosexueller Männer, die es selbstredend immer auch gab) und andere Formen von Männlichkeiten nicht oder nur wenig wahr. Aufgrund der Art der schriftlichen Quellen, die der Historiographie zur Verfügung stehen (häufig z. B. Lexika, Schulbüchern, Ratgeber), gibt es zudem letztlich immer die Gefahr eines

Bias in Richtung der Darstellung der je vorherrschenden Geschlechtskonfigurationen und eine Überschätzung dessen, für wie viele Zeitgenoss:innen diese jeweils auch im Alltag (teilweise) verwirklichter waren. Diese Einwände sind gerechtfertigt, sie sind aber darauf gerichtet, dass sie auf die Ungenauigkeit der Darstellung historisch-spezifischer Lebenslagen zielen, nicht so sehr darauf, dass sie an der Gültigkeit historisch-spezifischer Geschlechterdiskurse zweifeln. Mir ging es hier darum, genau diese letztere Dimension zu beleuchten, um damit ein Vorwissen, eine Basis für die weitere Untersuchung zu schaffen. Im folgenden Abschnitt richtet sich der Blick nun auf jüngere Entwicklungen, deren Beobachtung vermehrt aus anderen disziplinären Warten erfolgt – im Besonderen der Soziologie und der Pädagogik – und führt letztlich hin zu der in dieser Studie dargestellten Untersuchung von mit Arbeitszeitreduktionen von Männern verbundenen Artikulationen von Männlichkeitsdiskursen.

2.2 Männlichkeiten zwischen Persistenz und Wandel

2.2.1 Moderne Normalitäten

Unter der Bedingung des wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg und gerahmt von der Entwicklung eines konservativen Wohlfahrtsstaatsmodells (Esping-Andersen 1990, 27) erlebten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland neben der eben bereits angeklungenen bürgerlichen Kleinfamilie im Ernährermodell als ‚Normalfamilie‘ der Normallebenslauf (Kohli 2017) und das Normalarbeitsverhältnis (Mückenberger 1985) ihre stärkste Blütezeit. Der im Zuge des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses institutionalisierte Normallebenslauf, der sich durch eine Verzeitlichung, Chronologisierung und Individualisierung auszeichnet und um das Erwerbssystem herum organisiert ist, gliedert sich dabei in eine Vorbereitungs-, eine Aktivitäts- und eine Ruhephase. Das Versprechen auf eine materielle Versorgung in der länger werdenden Ruhephase ist dabei das wesentliche staatliche Zugeständnis an die Bevölkerung, die dafür nach einer Ausbildung ihre Arbeitskraft in der Aktivitätsphase (gegen Lohn) der Gesellschaft zur Verfügung stellt und so zur gesellschaftlichen Wertschöpfung beiträgt. Auf diese Art und Weise wird die Lebenszeit der Menschen in einer dreigeteilten Form strukturiert, Institutionen entwickeln sich rund um diese Dreiteilung und die ‚Normalität‘ des einzelnen Lebenslaufes wird daran bemessen, inwiefern er dem Normallebenslauf entspricht (vgl. Kohli 2017). Der Normallebenslauf bildet auf diese Weise „das notwendige Korrelat zur Freisetzung des Individuums, das funktionale Äquivalent zur früheren äußeren Kontrolle“ (ebd., 511).

Ein Kernbestandteil, eine zentrale Institution dieses eben insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirksamen „Lebenslaufregimes“ (ebd., 497) ist das von Ulrich Mückenberger so bezeichnete „Normal-

arbeitsverhältnis“ (Mückenberger 1985). Ganz basal geht es dabei um eine unbefristete, sozialversicherungspflichtige, abhängige Beschäftigung mit einem hohen Beschäftigungsanteil. Lange wurde mit dem Begriff nur Vollzeitbeschäftigung bezeichnet, inzwischen – das illustriert den Bedeutungsgewinn und die Normalisierung von Teilzeitarbeit – werden aber teilweise auch Teilzeittätigkeiten mit relativ hohem Stundenumfang inkludiert. Ansonsten ist eine ganze Reihe an Merkmalen mit dem Begriff des Normalarbeitsverhältnisses assoziiert worden: tarifliche Bezahlung, die Möglichkeit zur kollektiven Interessenvertretung, eine räumliche Trennung zwischen Arbeits- und Wohnort, ein Ausschluss von Leiharbeit, teilweise sogar von Schichtarbeit (vgl. Ehmer 2018, 24). Die unterschiedlichen Versuche zur Begriffsklärung haben ihre Ursache in unterschiedlichen Verwendungskontexten. Eine Möglichkeit ist es, den quantitativ am weitesten verbreiteten Typus oder den rechtlich am stärksten privilegierten (und daher als der Rechtssetzung zugrundeliegendes Leitbild rekonstruierbaren) Typus von Arbeitsverhältnissen als Normalarbeitsverhältnis zu begreifen (vgl. Giesecke 2006, 56). So perspektiviert, gibt es immer ein vorherrschendes ‚Normalarbeitsverhältnis‘, dessen historischer Wandel dann beobachtet werden kann und dessen Gültigkeitsgrad dann noch bemessen werden kann (je nachdem, *wie* vorherrschend dieser Typus quantitativ ist und *wie stark* er rechtlich privilegiert wird). Von einer Erosion des Normalarbeitsverhältnisses zu sprechen, ist aus dieser Perspektive nicht sinnvoll. Die ursprüngliche Version des Begriffes versuchte mit seiner Hilfe aber ein wichtiges Leitbild und strukturelle Voraussetzung des Wohlfahrtsstaats zu beschreiben. Dabei sind aus Mückenbergers Sicht drei Funktionen des Normalarbeitsverhältnisses zu unterscheiden: eine *Schutzfunktion* für die Arbeitenden, eine *Antriebsfunktion* gegenüber denjenigen, die auf abhängige Arbeit angewiesen sind, und eine *Selektionsfunktion*, indem unter den (potenziellen) Arbeitnehmer:innen Chancen unterschiedlich verteilt werden (vgl. Mückenberger 1989, 211–214). Die materiellen Sicherheiten, die das Normalarbeitsverhältnis (als Idealtyp der beschäftigten Anstellung) zusichert, führen zugleich dazu, dass die ideologische Privilegierung von Erwerbsarbeit gegenüber anderen Tätigkeiten individuell verinnerlicht wird – was auf der anderen Seite zur Folge hat, dass der Wohlfahrtsstaat durch Sozialversicherungsbeiträge finanzierbar ist und seine Leistungen (durch rechtliche Regelungen, aber eben auch durch die verinnerlichte Erwerbsarbeitsnorm) nur zur Kompensation genutzt werden kann, wenn Menschen erwerbsunfähig sind oder temporär kein Einkommen erzielen können. Das Normalarbeitsverhältnis kann auf diese Weise als Teil des Rückgrats des deutschen Wohlfahrtsstaates bzw. Wohlfahrtsregimes konservativer Prägung insgesamt gelten. Durch die es umgebenden Diskurse und Institutionen wird zeitgleich Kontrolle ausgeübt und Schutz gewährleistet. Die lebenslange Marktabhängigkeit der Individuen, die aus der Erwerbsarbeitszentrierung resultiert, wird durch diese wohlfahrtsstaatlichen Institutionen zwar

„keineswegs abgeschafft, wohl aber relativiert, oder besser: modifiziert“ (Lesenich 1995, 53).

Das moderne, institutionalisierte Lebenslaufregime ist als „Vergesellschaftungsprogramm“ (Kohli 1989, 251) also immer auf die weite Verbreitung bestimmter Normalitätsvorstellungen angewiesen – und diese sind in konservativen Wohlfahrtsregimen in besonderem Maße vergeschlechtlicht: In Korrespondenz mit den Regulationen der Lebenszeit mittels des Normallebenslaufs und der Struktur von Erwerbsarbeit mittels des Normalarbeitsverhältnisses stand und steht nämlich in der privaten Sphäre die „Normalfamilie“ (Peuckert 2012, 17), der im konservativen Wohlfahrtsstaat eine ganze Reihe von Aufgaben überantwortet wurde, aus denen die öffentliche Hand sich entsprechend zurückhielt. Diese Normalfamilie, bestehend aus einem cis-heterogeschlechtlichen Elternpaar und einem oder mehreren Kindern, hatte lange Zeit weitgehend unzweifelhafte Bindungskraft. Zugleich war sie eine Instanz der Organisation von Geschlechterverhältnissen: die Sorge für und Erziehung von Kindern fand weitgehend im Rahmen der Familie (und nicht öffentlicher Institutionen) statt und innerhalb der Familie waren – und sind, wie oben gesehen – Aufgaben häufig nach Geschlecht zugeordnet. Obgleich die Dreiteilung des institutionalisierten Normallebenslaufs in eine Vorbereitungs- (Kindheit und Jugend), Aktivitäts- (Erwachsenenalter) und Ruhephase (hohes Alter) grundsätzlich als tragfähige Beschreibung der meisten Lebensverläufe Mitte des 20. Jahrhunderts erweist, treten selbstverständlich zusätzliche Differenzierungen hinzu. Insbesondere die Vorstellungen und realisierten Formen eines „normalen“ Erwachsenenlebens (bezogen etwa auf Erwerbs- und Sorgearbeit) sind in hohem Maße vergeschlechtlicht. Hinzu kommt, dass der Normallebenslauf in seiner Standardisierung nicht alle gleich macht, sondern eine interne Stratifizierung erfolgt: so lassen sich milieuspezifisch unterschiedliche „Normallebensläufe“ identifizieren, indem z. B. in Arbeiter:innenmilieus die Einmündung in die Arbeitswelt im Mittel erheblich früher erfolgte als im Akademiker:innenmilieu. Dass diese Unterschiede bestehen, ist auch Martin Kohli in der Entwicklung des Konzepts des institutionalisierten Lebenslaufs gegenwärtig (Kohli 2017, 501–503), dennoch sind seine Ausführungen vorrangig auf Gemeinsamkeiten bezogen. Auf diese Weise besteht in der Rede vom „Normallebenslauf“ ebenso wie vom „Normalarbeitsverhältnis“ eine Tendenz hin zur Vereinheitlichung, die Milieu- und Geschlechtsspezifiken eher randständig betrachtet, woraus auch ein gewisser Androzentrismus und eine gewisse Bürgerlichkeit in der Betrachtung sprechen. Die Frage ist also: normal für wen? Der „Normallebenslauf“, wie ihn Kohli beschreibt, ist in seiner Orientierung an Erwerbsarbeit letztlich primär der bürgerlich-männliche Normallebenslauf; und dass „Normalarbeitsverhältnisse“ männliche Normalarbeitsverhältnisse sind, ergibt sich aus der historischen Betrachtung von Geschlechterverhältnissen ebenso wie es sich an den Zahlen ablesen lässt, die in 2.2.2 und 2.2.3 referiert werden.

Von dieser sozialstrukturell ungleich verteilten Gültigkeit und Zugänglichkeit der eben geschilderten hochmodernen Normalitäten abgesehen, konstatierte schon Kohli (2017) selbst, dass sich ein neuer Strukturwandel andeute, und der Normallebenslauf nicht mehr über die starke Bindekraft verfüge wie noch Mitte des 20. Jahrhunderts. Diese Entwicklung hat sich seither noch deutlich verstärkt und insofern sind die skizzierten Konzepte hauptsächlich zu verstehen als Hintergrundfolie, vor denen aktuellere Entwicklungen sich abspielen. Neben den bestehenden institutionellen Kontinuitäten beispielsweise in der Struktur der Organisation von Kinderbetreuung oder Pflege oder die steuerliche Bevorzugung stark unterschiedlich verdienender Paare materialisieren sie sich auch in diskursiven Formationen mit teils erheblichen materiellen Folgen, beispielsweise indem durch die Nicht-Anerkennung von Care als Arbeit bzw. die Konstruktion auch professionell organisierter Dienstleistungen als „Liebesdienst“ in weiblich kodierten Arbeitsfeldern niedrigere Gehälter gezahlt werden. Hieraus speist sich auch das Interesse dieser Studie für Normen, Diskurse und daraus sich ergebende Subjektivierungsprozesse: Es gibt eine Reihe institutioneller Regulierungen des Geschlechterverhältnisses, es gibt aber auch erhebliche kulturelle und diskursive Gründe für Beharrlichkeiten im Geschlechterverhältnis, und letzteren wendet sich diese Studie besonders zu. Gleichwohl ist festzuhalten, dass die beschriebenen gesellschaftlichen Institutionen – Normalarbeitsverhältnis, Normallebenslauf, Normalfamilie – erheblichen Wandlungsprozessen ausgesetzt sind, und die nicht mehr unbedingt über Ausschluss und Sanktionierung abweichender Lebensformen funktionieren, sondern vielmehr ein breites Spektrum an Lebensläufen, Modellen der Organisation von Erwerbsarbeit und Familienmodellen zulassen, ohne dass das je hegemoniale Modell daher gleich in Auflösung begriffen sein müsste.

Insgesamt kann die Entwicklung und Veränderung der dargestellten „modernen Normalitäten“ auch im Kontext von Jürgen Links Analysen zum Normalismus betrachtet werden. Link betrachtet den Normalismus als Phänomen der Moderne und versteht unter ihm die „Gesamtheit der Verfahren und Institutionen, durch die in modernen Kulturen Normalitäten (und ihr Gegenteil: Anormalitäten) produziert und reproduziert werden“ (Link 2013, 202). Die Frage, die Link sich stellt, ist, wie die Kategorien Normalität (und Anormalität) in modernen Gesellschaften zustandegekommen sind und wie sich ihre Gestalt in modernen Gesellschaften im Laufe der Zeit gewandelt hat. Normalität ist dabei nicht gleich Normativität. Letztere – im Sinne von Verhaltensimperativen – ist in allen Gesellschaften aufzufinden, um das Zusammenleben zu ermöglichen (vgl. ebd.). Normalität ist hingegen ein historisch recht junges Konzept der Unterscheidung zwischen ‚Normalen‘ und ‚Anormalen‘. Die Möglichkeit zu dieser Unterscheidung ist dabei davon abhängig, dass Normalität und Anormalität messbar gemacht werden (durch Verdichtung und statistische Berechnungen) und dass es zudem Massenmedien gibt, die die (wissenschaftlich) generierten Daten und Spezialwissen so aufbereiten konnten, dass breite

Teile der Gesellschaft sie wahrnehmen und in ihr Weltbild integrieren konnten. Link unterscheidet dabei zwei unterschiedliche Strategien des Normalismus. Der Protonormalismus ist insbesondere im Zeitraum 1800–1945 dominant und zeichnet sich dadurch aus, dass nur ein schmaler Bereich an Ausprägungen von Verhaltensweisen und Lebensformen als normal gekennzeichnet wird, während es große Zonen von Anormalität gibt. Zugleich werden die Grenzen der Normalität sehr rigide und abschreckend gestaltet. Der flexible Normalismus, der insbesondere in den westlichen Ländern nach 1945 hegemonial wird, ist im Gegenteil um die Ausdehnung von Normalitätszonen bemüht. Die Bestimmung von Normalität über statistische Mittel und Verteilungen bleibt bestehen, doch nurmehr die äußersten Ränder werden als anormal gekennzeichnet, was auch die Möglichkeiten, in den Bereich des Normalen überzugehen, vergrößert. Link nennt hier als Beispiele Formen von Sexualität: während im protonormalistischen Paradigma *alles außer Heterosexualität als anormal* gekennzeichnet wurde, wird im flexibel normalistischen alles *außer wenigen gesellschaftlich geächteten Formen von Sexualität* wie z. B. sexuellen Kindesmissbrauch oder sexualisierte Gewalt *als normal* betrachtet (vgl. ebd., 202–203). Um Links Konzept für diese Studie heuristischen Wert zu verleihen, ist es notwendig, die von ihm unterschiedenen Normalismen als Idealtypen zu verstehen. Trotz der von Link beschriebenen historischen Tendenz gibt es auch innerhalb des als normal geltenden Bereiches Zentrum (monogame Heterosexualität) und Peripherie (z. B. Homosexualität oder SM-Praktiken). Zudem haben Protonormalismen und flexible Normalismen fließende Grenzen und können innerhalb ein und derselben Gesellschaften in verschiedenen Bereichen zeitgleich wirksam sein. Gerade bezogen auf Geschlechterdiskurse ist festzustellen, dass sich Normalitäten in verschiedenen Bereichen, wie etwa die Frage geschlechtlicher Eindeutigkeit, Bekleidung, Wahl der Erwerbstätigkeit, Geschlechterrollenstereotypen usw. als sehr unterschiedlich rigide erweisen. Im Kontext dieser Studie ist so auch von Interesse, was in den Interviews als normal und anormal gekennzeichnet wird. Die modernen Normalitäten, die bislang beschrieben wurden, könnten sich, folgt man Link in seiner historischen Argumentation, flexibilisiert haben; es könnte aber auch sein, dass unterschiedliche Aspekte davon sich in unterschiedlichem Maße und unterschiedlicher Geschwindigkeit wandeln. Im empirischen Teil werden diese Ungleichzeitigkeiten erneut zum Thema werden. Hier aber zunächst noch aus der Vogelperspektive: wie lässt sich der Wandel der dargestellten Normalitäten charakterisieren?

Der Ausgangspunkt dieser zu beschreibenden Wandlungsprozesse ist eine grundlegend auf industrielle Arbeit ausgerichtete Arbeitsgesellschaft, die zudem, im (west-)deutschen Fall aus historischen Gründen (konservativer Wohlfahrtsstaat mit starkem Familienfokus, Strategie der Remaskulinisierung sowie starker ökonomischer Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg), mit einer besonders stark ausgeprägten, rigiden vergeschlechtlichten Arbeitsteilung

verbunden war. Auf diesen Rahmenbedingungen basierten auch die beschriebenen und bis heute wirkmächtigen Idealvorstellungen des Normallebenslaufs, des Normalarbeitsverhältnisses und des Ernährer-Hausfrau-Familienmodells. Zwar war die völlige geschlechterspezifische Sphärentrennung empirisch nie in der Konsequenz vorzufinden, wie die bürgerliche Geschlechterordnung dies idealiter vorgesehen hätte. Dennoch wird die Einschätzung, dass Normallebenslauf und Normalarbeitsverhältnis zentrale Strukturgeber der Arbeitswelt in Deutschland im 20. Jahrhundert waren, weitgehend geteilt, weswegen gegenwärtige Veränderungen der Arbeitswelt häufig im Rekurs auf diese Strukturgeber beschrieben werden; und der Bedeutungsverlust, den jene im Laufe der letzten fünfzig Jahre erfahren haben, ist aus verschiedenen Gründen erheblich: Zunächst ist hier ein Wandel der wirtschaftlichen Struktur zu nennen, insbesondere die Tertiarisierung, also der Verschiebung von Arbeitsplätzen vom zweiten in den dritten Sektor (vgl. Nickel 2007). Hinzu kommen Prozesse der Marktliberalisierung, durch die sich Unternehmen auf globalen Märkten behaupten und rasch auf aktuelle Entwicklungen reagieren können müssen (vgl. Blossfeld et al. 2007). Politische Rahmenbedingungen wie die Liberalisierung des Arbeitsmarktes und der neoliberale Umbau des Sozialstaats durch die sogenannte Hartz-Reform trugen zusätzlich zum Entstehen neuer Formen prekärer Arbeit bei (vgl. Vogel 2009, 205). Hinzu kommen Automatisierung und die digitale Transformation der Arbeitswelt, die Einfluss darauf nehmen, welche Tätigkeiten als menschliche Arbeit verrichtet werden und welche nicht und welche Anforderungen demnach an eine erwerbstätige oder -suchende Person gestellt werden (vgl. Mikfeld 2017; Hirsch-Kreinsen 2020). Im Grunde ist dies kein neues Phänomen: menschliche Arbeit veränderte sich immer wieder je nach zur Verfügung stehender Technologie: auch Werkzeuge wie der Pflug oder die Dampfmaschine und Fertigungsmethodiken wie das Fließband hatten bereits erheblichen Einfluss auf die Möglichkeiten der Produktion in Landwirtschaft und Industrie. Als Folge dieser (sektor- und branchenspezifisch in sehr unterschiedlicher Weise und Geschwindigkeit) ablaufenden Entwicklungen geraten einige industriegesellschaftliche Selbstverständlichkeiten von Erwerbsarbeit ins Wanken; so etwa Ort und Zeit. Bezogen auf den Arbeitsort ist eine teilweise Variabilisierung, durch wechselnde Arbeitsorte oder auch Heimarbeit, zu konstatieren. Während allerdings während der Covid-19-Pandemie manch hellsichtige:r Gegenwartsbeobachter:in schon die nahezu restlose Remoteisierung der Arbeitswelt prophezeite, hielt diese Extrapolation der Realität nicht stand: Während sich bei manchen Tätigkeiten, die grundsätzlich ortsflexibel ausübbar sind, eine zeitweise räumliche Flexibilität etabliert hat – 2022 arbeiteten 24 % der Erwerbstätigen mindestens zeitweise im Homeoffice –, ist die Zahl der Erwerbstätigen, die vollständig im Homeoffice arbeiten, wieder deutlich zurückgegangen und betrug 2022 7,4 % (vgl. Statistisches Bundesamt 2023b). Die klare Trennung zwischen Arbeits- und Wohnort ist also erheblich aufgeweicht, dennoch ist eine relative Trennung, ein primärer

Arbeitsort, der räumlich vom Wohnort getrennt ist, nach wie vor häufig vorhanden. Ebenso verhält es sich mit aus diesen Entwicklungen resultierenden Entstrukturierungen der Arbeitszeit, und zwar in einer täglichen wie auch in einer Lebenslauf-Perspektive: Die das gesamte Erwerbsleben andauernde Anstellung bei einem einzelnen Unternehmen wird zur Ausnahme, und das industriegesellschaftliche Ein- und Ausstempeln zu den täglich gleichen Zeiten verliert an Fraglosigkeit. Damit ziehen in zeitlicher Perspektive sowohl in Arbeitsalltag als auch Erwerbsbiographie Diskontinuitäten ein, die von Erwerbstätigen ein höheres Maß an Flexibilität erfordern.

Die Folgen dieser Veränderungen lassen sich etwa mit Robert Castel greifen, welcher in der Arbeitsgesellschaft eine Spaltung zwischen einer relativ geschützten „Zone der Normalität“ sowie einer „Zone der Entkoppelung“ sieht. Während Erwerbsarbeit in ersterer für diejenigen, die sie ausüben, weiterhin ein langfristiges Sicherheitsversprechen und ein starkes Identifikationsangebot bleibt, befinden sich in letzterer auf juristischem oder sozialem Wege dauerhaft von legaler Erwerbsarbeit ausgeschlossene Personen. Castel identifiziert aber vor allem noch eine dritte, sich zwischen den auseinanderdriftenden Polen von Normalität und Entkopplung ausbreitende Zone, nämlich die der „Prekarität“, in der sich etwa geringfügige Beschäftigungen, Kettenbefristungen, niedrig entlohnte Vollzeitarbeit oder Zeit- und Leiharbeit tummeln (vgl. Castel 2000, 336–400). Die Ausbreitung dieser relativ schlecht geschützten Erwerbsarbeitsformen hat für die Arbeitssubjekte eine Einschränkung des für sie zeitlich planbaren Horizonts zur Folge und stellt zugleich aus Castels Sicht ein Problem für die Gesellschaft dar, da mit der Erwerbsarbeit ein wesentliches „Fundament der gesellschaftlichen Integration“ (Castel 2001, 88) wegzubrechen droht. Die gesellschaftlichen Transformationen rund um Arbeit bedeuten also einen Zuwachs an Unsicherheit, eine Zunahme individuell zu bewältigender Übergänge im Lebenslauf; und sie bringen, folgt man Ulrich Bröckling, auch neue Formen subjektiver Selbstverhältnisse hervor. Bröckling spricht in diesem Kontext davon, dass die Subjektivierungsform des „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007) hegemonial geworden sei. Die Arbeit am Projekt „Selbst“, die notwendig sei, um sich auf dem immer mehr Lebensbereiche umfassenden Markt zu behaupten, umfasst dabei nicht nur die berufliche Sphäre, bedeutet nicht nur eine Notwendigkeit steter beruflicher Fortbildung, sondern einer permanenten Selbstoptimierung in allen Domänen des eigenen Lebens. Das so entstehende facettenreiche Selbst werde dann in flexibler Art und Weise zu Markt getragen. In vergleichbarer Art und Weise werden neue Subjektivierungsformen im Kontext von Arbeit etwa als „Arbeitskraftunternehmer“ (Pongratz und Voß 2004) beschrieben, als Reaktion des Kapitalismus auf die „Künstlerkritik“, nicht aber auf die „Sozialkritik“ (Boltanski und Chiapello 2003, 81–82). Von der in der ‚traditionellen‘ Trennung öffentlicher und privater Sphäre verhafteten industriegesellschaftlichen männliche Vergesellschaftungsform des „leistungsbereiten Vollzeiterwerbstätigen“ (Baur und Luedtke

2008, 81) unterscheiden sich diese neuen Subjektivierungsformen aber deutlich, womit die Transformationen der Arbeitswelt sich ganz unmittelbar auch auf Männlichkeitsdiskurse auswirken: Die neue Flexibilitätsanforderung widerspricht in erheblichem Maße nicht nur der hergebrachten vergeschlechtlichten Sphärentrennung und den bestehenden raum-zeitlichen Grenzen zwischen diesen, sondern auch den auf Stabilität und Langfristigkeit angelegten Lebenslaufs-Skripten, die industriegesellschaftlicher Männlichkeit und dem männlichen Ernährermodell zugrunde liegen. So zutreffend all diese Diagnosen sein mögen, bleibt die Debatte, wie tiefgreifend der gesellschaftliche Wandel, der sich vollzieht, tatsächlich ausfällt und wie beharrlich sich viele der Institutionen und Diskurse, die für die industriegesellschaftliche Moderne kennzeichnend waren, sich immer noch zeigen, offen. Im folgenden Kapitel sollen, auch, um sich dieser offenen Frage ein Stück weit anzunähern, nun einige empirische Befunde zu Erwerbs- und Sorgearbeit und Geschlecht zusammengetragen werden, die die hier vorgestellte Studie kontextualisieren und ihren spezifischen Beitrag herausarbeiten sollen.

2.2.2 Erwerbs- und Sorgearbeit im Kontext von Geschlecht

Zunächst richtet sich der Blick dabei auf Teilzeitarbeit, um anhand dieser atypischen Beschäftigungsform Entwicklungsdynamiken sowie geschlechtsbezogene Unterschiede zu verdeutlichen. Während in vielen anderen Staaten Teilzeitarbeit schlicht als eine Form prekärer Beschäftigung gilt, ist sie in Deutschland, wie sich gleich zeigen wird, ein relativ häufiges Phänomen und unterliegt zudem im internationalen Vergleich einer verhältnismäßig starken rechtlichen Regulierung. Zwei Rechtsquellen kommt dabei eine besondere Bedeutung bei: dem Teilzeit- und Befristungsgesetz (TzBfG) und dem Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz (BEEG). Der folgende Infokasten skizziert diese rechtlichen Grundlagen von Teilzeitarbeit.

Das Teilzeit- und Befristungsgesetz (TzBfG) regelt Rechte von Arbeitnehmer:innen in Bezug auf ihre Arbeitszeit. Im TzBfG ist bereits seit 2001 ein grundsätzliches Recht von Arbeitnehmer:innen auf eine Reduktion ihrer Arbeitszeit festgeschrieben. Sofern der Arbeitgeber mehr als 15 Mitarbeiter:innen hat, die Probezeit vorbei ist, der:die Angestellte mehr als sechs Monate im Betrieb arbeitet und dem Teilzeitwunsch keine betrieblichen Gründe entgegenstehen, muss der Teilzeitwunsch vom Arbeitgeber berücksichtigt werden (§ 8 TzBfG). Mit der Regelung zur sogenannten Brückenteilzeit besteht seit 2019 auch ein grundsätzliches Recht auf eine zeitlich auf ein bis fünf Jahre begrenzte Verringerung der Arbeitszeit, wieder unter der Voraussetzung einer bereits mindestens sechsmonatigen Beschäftigung im Betrieb, der Abwesenheit von Hindernissen aus betrieblichen Gründen und zudem

einer Untergrenze von 45 Mitarbeitenden, von denen sich zudem nicht zu viele bereits in Brückenteilzeit befinden dürfen (§ 9a TzBfG).

Das Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz (BEEG) wiederum regelt die Rechte einer spezifischen Gruppe, nämlich jener der Eltern nach der Geburt eines Kindes. Durch das BEEG besteht zum einen ein Anspruch auf Elternzeit, also einer unbezahlten Freistellung durch den Arbeitgeber in den ersten drei Jahren nach der Geburt sowie für zwei weitere Jahre im Zeitraum zwischen dem dritten und achten Geburtstag des Kindes, die von einem Elternteil allein in Anspruch genommen oder zwischen den Eltern aufgeteilt werden kann (§ 15 (2) BEEG). In dieser Zeit besteht ein Kündigungsschutz (§§ 18 und 19 BEEG). Das Elterngeld stellt, zum anderen, eine zusätzliche Lohnersatzleistung dar, die i. d. R. etwa zwei Drittel des zuvor erzielten Einkommens beträgt (§ 2 (1) BEEG) und die in den ersten 14 Monaten nach der Geburt des Kindes von einem oder beiden Elternteilen in Anspruch genommen werden kann (§ 4(1) BEEG). Der Anspruch auf Elterngeld besteht regelmäßig für zwölf Monate, erhöht sich aber auf 14 Monate, wenn beide Eltern mindestens zwei Monate Elterngeld beziehen (diese zwei zusätzlichen Monate werden Partnermonate genannt; § 4(3) BEEG). Als sogenanntes Elterngeld Plus kann für einen längeren Zeitraum (bis zum 32. Lebensmonat des Kindes) hinweg die Hälfte des Basiselterngeldes bezogen werden, wodurch ein Anreiz für (Wieder-)Aufnahme einer Teilzeitarbeit bereits während des Elterngeldbezugs geschaffen werden soll (BMFSFJ 2023). Die Anspruchsdauer beim Elterngeld Plus beträgt 24 Monate und bis zu vier zusätzliche Partnermonate. Voraussetzung für den Bezug von Elterngeld und Elterngeld Plus ist eine wöchentliche Erwerbsarbeitszeit von weniger als 32 Stunden (§ 1(6) BEEG).

Im Zeitverlauf der letzten 30 Jahre zeigt sich, dass der Anteil der Teilzeitbeschäftigung unter den abhängig Beschäftigten generell stark zugenommen hat. Der Anteil der Teilzeitbeschäftigung unter den abhängig beschäftigten Frauen stieg dabei zwischen 1991 und 2007 von 30,2 % auf 46 % und verbleibt seitdem recht stabil auf diesem Niveau. Zugleich stieg die Teilzeitquote bei abhängig beschäftigten Männern von 2,1 % auf 8,8 % im Jahr 2007 und dann weiter auf 12,4 % im Jahr 2023 (vgl. WSI GenderDatenPortal 2025). Der absolute Zuwachs der Teilzeitbeschäftigung ist also bei Frauen sogar noch höher als bei Männern. Dabei ist einschränkend hinzuzufügen, dass sich im Zuge der Entwicklung hin zum Zuverdienst- bzw. Adult-Breadwinner-Modell die Erwerbstätigenquote der Frauen erheblich erhöht hat (von 57,0 % im Jahr 1991 zu 73,0 % im Jahr 2022), während die Erwerbstätigenquote von Männern im gleichen Zeitraum zwar schwankte, aber letztlich stabil bei über 70 % lag (1991: 78,4 %, 2022: 80,5%¹⁶) (vgl. Pfahl und Unrau 2024, 1). Die stärkere

16 Im Jahr 2020 sanken die Erwerbstätigenquoten durch die Corona-Pandemie ab, was aber mutmaßlich überwiegend damit zu tun hat, dass in dieser Zeit mehr Beschäftigungs-

Erhöhung der Teilzeitquote bei Frauen könnte also teilweise darauf zurückzuführen sein, dass Frauen, die dem Arbeitsmarkt zuvor gar nicht zur Verfügung standen, nun Teilzeit arbeiten.

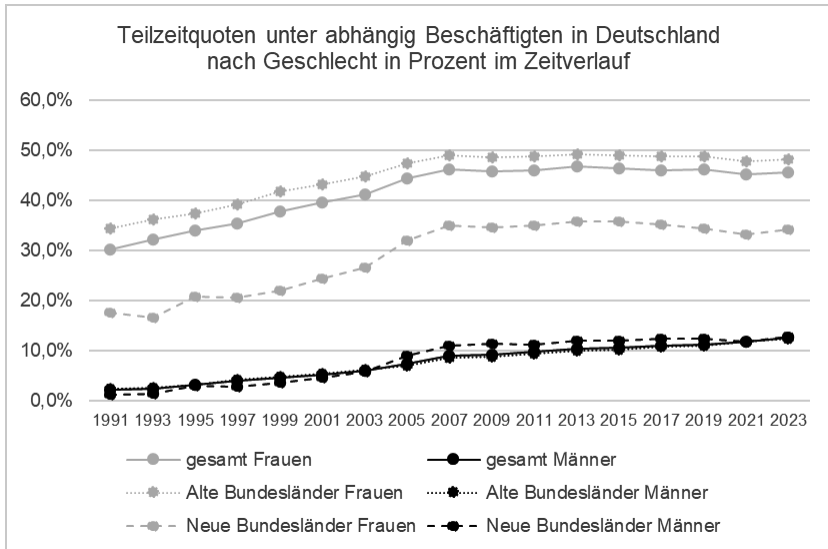


Abbildung 1: Teilzeitquoten nach Geschlecht in den alten und neuen Bundesländern, Daten vgl. WSI GenderDatenPortal (2025)

Dennoch ist zu konstatieren, dass die Teilzeitquoten von abhängig beschäftigten Männern und Frauen sich massiv unterscheiden und Teilzeitarbeit von Männern nach wie vor ein Randphänomen darstellt, während nahezu die Hälfte der abhängig beschäftigten Frauen in Teilzeit arbeiten. Während bei der Teilzeitquote der Frauen eine erhebliche und seit der deutschen Einheit weitgehend stabile Differenz zwischen den alten und neuen Bundesländern besteht, ist dieser Unterschied bei Männern nicht vorhanden. Die geschlechtsbezogenen Unterschiede werden noch deutlicher, wenn das Auftreten von Teilzeitarbeit im Lebensverlauf betrachtet wird (s. Abb. 2): Hier zeigt sich, dass die Teilzeitquoten von Männern und Frauen bis etwa Mitte 20 mit einer Differenz von ca. zehn Prozentpunkten parallel verlaufen und dann radikal auseinanderdriften, bis sie bei Mitte-40-Jährigen mehr als 40 Prozentpunkte auseinanderliegen. Im Alter zwischen 30 und 60, also gewissermaßen den ‚Kernjahren‘ der Aktivitätsphase im institutionalisierten

verhältnisse beendet wurden und gleichzeitig weniger Neueinstellungen stattfanden, woraus aber über das Jahr 2020 (noch) kein allgemeiner Trend abzuleiten ist, weswegen hier das Jahr 2019 als Vergleichspunkt gewählt wurde.

Normallebenslauf, liegt die Teilzeitquote bei Männern im Schnitt bei 7,3 %, bei Frauen bei 47,7 % (vgl. Hobler et al. 2020, eigene Berechnung). In der Haupteinwerbungsphase tritt das Phänomen der Teilzeitarbeit bei Männern also noch einmal deutlich seltener auf.

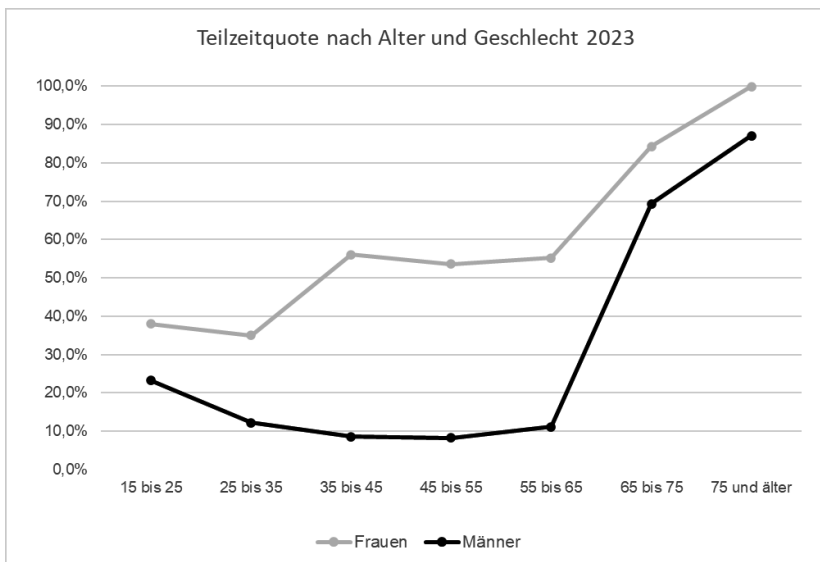


Abbildung 2: Teilzeitquote nach Alter und Geschlecht 2023.
Daten vgl. IAQ (2025)

Diese Verteilung spiegelt die nach wie vor weitverbreitete Hauptzuständigkeit von Frauen für die Versorgung von Kindern nach der Familiengründung deutlich wider, und ebenso verhält es sich bei den am häufigsten angegebenen Gründen für die Teilzeitbeschäftigung. Männer geben als Grund für eine Teilzeitbeschäftigung am häufigsten an, dass sie keine Vollzeitstelle finden können (26,8 %) oder sie sich aus Aus- und Weiterbildungsgründen für eine Teilzeitstelle entschieden haben (26,4 %). Familiäre Gründe, die Sorge für Kinder und pflegebedürftige Angehörige geben 51 % der Frauen, aber nur 6,8 % der Männer als Grund für ihre Teilzeitbeschäftigung an; bei Vätern und Müttern sind diese Anteile jeweils erhöht, auf 77,7 % bei den Müttern und 34,1 % bei den Vätern (vgl. Hobler und Pfahl 2021). Auch die Verläufe in und aus Teilzeitbeschäftigungen unterscheiden sich: Frauen wechseln insbesondere aus beruflichen Auszeiten und darin wiederum überwiegend aus Erziehungsphasen in Teilzeittätigkeiten (vgl. Klenner und Schmidt 2011), während Übergänge aus Elternzeit in eine Teilzeittätigkeit bei Männern nach wie vor nur selten vorkommen: Nach Ende der Elternzeit nehmen Väter zumeist im selben Umfang,

also häufig in Vollzeit, wieder die zuvor ausgeübte Tätigkeit auf: Wechsel von Vollzeit in Teilzeit und aus Beschäftigungslosigkeit in Teilzeit sind üblicher (vgl. Althaber 2022, 252).

Dabei gibt es deutliche Hinweise, dass nicht wenige Männer Arbeitszeitreduktionen sich nicht nur vorstellen können, sondern sogar wünschen. Das Statistische Bundesamt beziffert die Überbeschäftigungsquote, also den Anteil der erwerbstätigen Personen, die in der in den Mikrozensus integrierten Arbeitskräfteerhebung angeben, ihre Arbeitszeit mit entsprechend geringerem Verdienst verringern zu wollen, im Jahr 2019 auf 3,5 % (vgl. Statistisches Bundesamt 2020). In der Analyse von Daten aus dem SOEP kommen Blömer et al. im Auftrag der Bertelsmann Stiftung zu erheblich höheren Zahlen: Sie geben an, dass 50 % der männlichen und 41 % der weiblichen Arbeitnehmenden überbeschäftigt sind, also gern weniger Erwerbsarbeit leisten würden (vgl. Blömer et al. 2021). Die Ursache für das deutliche Auseinanderliegen dieser Werte liegt mutmaßlich vor allem in der unterschiedlichen Methodik der Befragungen – im Mikrozensus ist der Erhebung der gewünschten Arbeitszeit z. B. eine Filterfrage vorgeschaltet, im SOEP wird sie direkt erfragt. Zudem enthält das Item, mit dem Arbeitszeitreduktionswünsche im Mikrozensus erfasst werden, einen expliziten Hinweis auf die Verdienstanpassung (eine Analyse der Ursachen der Differenz liefern Rengers et al. 2017). Entsprechend erfassen die Daten aus dem Mikrozensus gewissermaßen den ‚harten Kern‘ der Veränderungswünsche bei der Arbeitszeit, während die SOEP-Daten eher auf einen hohen Wert kommen, weil sich durch sie jede, auch kleine, Abweichung der separat erhobenen gewünschten und tatsächlichen Arbeitszeit als Überbeschäftigung interpretieren lässt. Insofern lassen sich die unterschiedlichen Werte als unterer und oberer Rahmen für die Häufigkeit des Phänomens der Überbeschäftigung interpretieren. Dass dieses allerdings besteht und dass Männer davon häufiger betroffen sind als Frauen, ist unabhängig von der verwendeten Datengrundlage unstrittig.

Besonders deutlich wird die Persistenz geschlechtsspezifischer Erwerbsarbeitsmuster und vergeschlechtlichter Arbeitsteilung, wenn die Gruppe der Eltern fokussiert wird. In Deutschland war lange Zeit die sogenannte Hausfrauenehe unter heterogeschlechtlichen Paaren mit Kindern das am stärksten verbreitete Leitbild, das, so es die ökonomischen Rahmenbedingungen zuließen, auch häufig in die Tat umgesetzt wurde (vgl. Peuckert 2019, 405–412). Anfang der 2000er-Jahre identifizierte Birgit Pfau-Effinger das sogenannte „Vereinbarkeitsmodell der Versorgerehe“ (Pfau-Effinger 2000, 120) als in Deutschland kulturell dominantes Modell. Dieses stellt gewissermaßen eine Light-Variante der Hausfrauenehe dar; die ‚private Kindheit‘, die zeitweise Betreuung von Kindern im eigenen Haushalt und gemeinsame Zeit von Eltern mit ihren Kindern bleibe als wichtiges Element erhalten, zugleich habe sich aber die Erwerbsarbeit von Müttern erheblich ausgeweitet. Auf diese Art und Weise sei das „Vereinbarkeitsmodell“ entstanden: Eine Erwerbsarbeit der Frauen werde

nun angestrebt, insoweit sie mit den ihnen zugeschriebenen familiären Pflichten vereinbar ist. Daher seien sequenzielle Kombinationen von Erwerbsunterbrechungen und Teilzeitbeschäftigungen für die Erwerbsbiographien von Müttern kennzeichnend. Insbesondere in Ostdeutschland existiere neben dieser modernisierten Versorgungsebene parallel ein „Doppelversorgermodell mit staatlicher Kinderbetreuung“ (ebd., 128) als zweites kulturelles Familienleitbild. Aktuelle empirische Analysen auf Basis des Mikrozensus 2016 stützen die These einer Entwicklung von der „Hausfrauenehe“ zur „Hinzuverdienerinnen-Ehe“: in etwa 65 % der Paarfamilien mit heterogeschlechtlichen Eltern mit minderjährigen Kindern sind beide Eltern erwerbstätig, in ca. 28 % nur der Vater. Wenn beide Eltern erwerbstätig sind, dominiert wiederum das Modell eines vollzeiterwerbstätigen Vaters in Kombination mit einer teilzeiterwerbstätigen Mutter, das gute zwei Drittel der Doppelverdiener-Ehen ausmacht. Beinahe der gesamte Rest sind Paare, bei denen beide Partner:innen vollzeiterwerbstätig sind (25 %), die Modelle Vater in Teilzeit, Mutter in Vollzeit (2 %) und beide in Teilzeit (3 %) sind marginal (vgl. Keller und Kahle 2018). Pfau-Effingers These von der Modernisierung der männlichen Versorgungsebene scheint daher nach wie vor als zutreffend: Im überwiegenden Großteil der verwirklichten Lebensmodelle von heterogeschlechtlichen Paaren mit minderjährigen Kindern ist der Vater in höherem Umfang erwerbstätig als die Mutter. Das mag teils ökonomische Gründe haben, zeigt aber auch, dass die stereotype Verteilung eines männlichen Versorgers und eines weiblichen Care-Takers nach wie vor weitgehend in Kraft ist – ob Geschlechterdiskurse Ursache oder Folge dieser empirischen Situation sind, ist für diese Feststellung dabei zunächst zweitrangig. Und noch etwas zeigt sich: unter Vätern ist Teilzeitarbeit nicht verbreiteter als unter Männern, die nicht Väter sind¹⁷, trotz aller Wünsche einer aktiven Beteiligung von Vätern an der Betreuung, Erziehung und Sorge für ihre Kinder.

Auch die vom Statistischen Bundesamt alle zehn Jahre durchgeführte Zeitverwendungserhebung (ZVE) bietet Hinweise zum Fortbestand vergeschlechtlichter Arbeitsteilung in Familien mit Kindern. Die letzte Zeitverwendungserhebung wurde 2022 durchgeführt, zum Zeitpunkt der Erstellung dieser Studie waren allerdings noch keine Daten und Analysen verfügbar. Da sich die folgenden Ausführungen aus diesem Grund auf Daten aus der ZVE 2012/13 beziehen, beschreiben die skizzierten Befunde den Status quo vor 10 Jahren und es ist davon auszugehen, dass sich seitdem wiederum Verschiebungen in Zeitverwendungsmustern ergeben haben. Die Zeitverwendungsstudien des Statistischen Bundesamtes basieren allerdings auf so breiten und hochwertigen Zeitverwendungsdaten mit dementsprechend hohem Aufwand in der Erhebung, dass es keine vergleichbaren Studien neueren Datums gibt (vgl. zur Methodik: Theisen 2017) – und viele Tendenzen der letzten Erhebung sind mutmaßlich

17 8,0 % bei Vätern mit Kindern unter 6, 6,6 % bei Vätern mit Kindern über 6, Vergleichswert in der Kernerwerbsphase wie oben beschrieben 7,3 %.

weiterhin aktuell, weswegen es vertretbar scheint, diese Befunde hier als Argument zu verwenden. Zunächst ist als Ergebnis der ZVE festzuhalten, dass Väter nach wie vor erheblich weniger unbezahlte Arbeit in Haushalt und Familie leisten als Mütter, wenngleich im Vergleich zur vorherigen Studie eine marginale Annäherung um 13 Minuten stattgefunden hat (vgl. Klünder und Meier-Gräwe 2017, 70). Insbesondere im Bereich der Haushaltstätigkeiten sind die Unterschiede massiv – während Mütter im Schnitt z. B. 26 Minuten täglich für Wäschepflege und 1:06 Stunden für Beköstigung aufwenden, sind es bei Vätern im Schnitt 3 respektive 25 Minuten, also jeweils nur ein Bruchteil. Die Unterschiede in diesen Unterbereichen sind bei Paaren ohne Kinder fast genauso stark ausgeprägt (vgl. ebd., 72). Bezogen auf die Sorgearbeit für Kinder zeigt sich, dass die prozentuale Beteiligung an der Kinderbetreuung insgesamt hoch ist, bei Müttern allerdings noch deutlich höher – und dass diese Diskrepanz unter der Woche noch höher ist als am Wochenende. Innerhalb dieser Verteilung bündelt sich zudem die Aktivität von Müttern stärker auf Beaufsichtigung und Körperpflege, während Väter gleichmäßig Zeit auf die Bereiche Beaufsichtigung/Körperpflege, Spielen/Sport und Gespräche verwenden.

Weitergehende Analysen legen zudem eine ganze Reihe aufschlussreicher Zusammenhänge nahe: So ist die Betreuungszeit, die Eltern an Wochentagen an ihren Kindern leisten, niedriger, je höher die jeweilige individuelle Erwerbsarbeitszeit ist – es besteht also unabhängig vom Geschlecht eine Konkurrenz zwischen Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung. Eine höhere Erwerbsarbeitszeit von Müttern führt zu etwas höheren Betreuungszeiten durch Väter, während allerdings umgekehrt der Erwerbsarbeitsumfang von Vätern keinen Einfluss auf die Betreuungszeit von Müttern hat (vgl. Walper und Lien 2017, 106–109). Je jünger die Kinder sind, desto höher der zeitliche Aufwand für Betreuung, das gilt für Mütter allerdings stärker als für Väter, bei denen sich der Aufwand zudem zwischen Kleinkind- und Kindergartenalter nicht signifikant unterscheidet (vgl. ebd., 107). Die Zeitzufriedenheit, also die Zufriedenheit mit der mit den Kindern verbrachten Zeit, ist bei Vätern generell niedriger als bei Müttern, das heißt, es lässt sich bei Vätern häufiger ein Wunsch nach einem höheren eigenen Engagement erkennen als bei Müttern (was mit den tatsächlich erbrachten Betreuungszeiten korrespondiert). Bei Vätern, die in Vollzeit tätig sind, fällt die Zeitzufriedenheit geringer aus als bei Vätern in einer Teilzeitbeschäftigung und ohne Erwerbsarbeit. In den letzten beiden Gruppen ist sie gleich hoch, obgleich teilzeiterwerbstätige Väter im Schnitt weniger Zeit mit ihren Kindern verbringen als nicht erwerbstätige. Die Zeitzufriedenheit von Vätern ist also nicht linear an die mit den Kindern verbrachte Zeit gekoppelt. Dies ist bei Müttern auch nicht der Fall, allerdings sinkt deren Zeitzufriedenheit grundsätzlich mit dem Umfang der Erwerbstätigkeit und der Anzahl der Kinder. Die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf stellt sich also, so lässt sich aus diesen Daten schließen, Frauen nach wie vor

eindeutiger und stärker als Männern. Auf Basis der genannten Erkenntnisse kommen Walper und Lien in ihrer Analyse zu dem vorsichtigen Schluss, „dass vor allem reduzierte Arbeitszeiten *beider* Partner [...] das Potenzial bergen, Eltern – insbesondere Vätern – mehr Zeit für ihre Kinder zu verschaffen. Auch wenn die hier berichteten querschnittlichen Daten hinsichtlich ihrer Aussagekraft über Einflussfaktoren begrenzt sind, spricht doch vieles dafür, dass das in Deutschland vorherrschende modernisierte Ernährermodell aktive Vaterschaft erschwert.“ (Walper und Lien, 113, Herv. LK). Arbeitszeitreduktionen von Vätern erscheinen aus dieser Perspektive also als wesentlicher Faktor für egalitärere Formen der Arbeitsteilung und eine höhere Zufriedenheit von Partner:innen mit der Zeit für ihre Kinder.

Woher kommt nun aber diese beharrliche Tendenz einer vergeschlechtlichten Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen und was sind die Gründe für den niedrigen Grad an Teilzeitarbeit bei Männern? Unabhängig vom Geschlecht ist Teilzeitarbeit in verschiedener Hinsicht ökonomisch nachteilig: Sie bedeutet geringere Löhne, ein höheres Risiko für Altersarmut (vgl. Frommert und Strauß 2013) und berufliche Aufstiegsmöglichkeiten werden durch sie begrenzt. Während Teilzeitarbeit bei Männern mit einem geringeren Stundenlohn verknüpft ist (vgl. Bünning 2016; Wolf 2010), ist es die Inanspruchnahme von Elternzeit nicht (vgl. Bünning 2016). Bei Frauen sind die Stundenlöhne bei Teilzeitarbeit umgekehrt sogar geringfügig höher (vgl. Ziefle 2004), dafür hat eine über die Mindestdauer des Mutterschutzes hinaus andauernde Elternzeit einen erheblichen negativen Effekt auf die Lohnentwicklung und Karrierechancen von Frauen (vgl. Schmelzer et al. 2015; Ziefle 2004).

Eine wichtige Rolle spielen zudem familienpolitische Rahmenbedingungen. So ist der Elterngeldbezug pro Elternpaar aktuell auf 14 Monate beschränkt, wobei eine Person maximal 12 Monate davon nutzen kann, die zwei übrigen Monate verfallen also, wenn nicht der:die zweite Partner:in ebenfalls für eine gewisse Zeit Elterngeld bezieht. Obgleich es prinzipiell auch möglich ist, dass z. B. beide Partner:innen jeweils 7 Monate Elternzeit nehmen, zeigen die Daten zum Elterngeld, dass der Elterngeldbezug von Männern sich sehr häufig auf die zwei sog. Partnermonate beschränkt, während der Elterngeldbezug von Frauen oft 12 Monate oder seit der Einführung des sog. Elterngeld Plus, die – unter verminderter Bezugshöhe – eine längere Bezugsdauer von bis zu 24 Monaten ermöglicht, sogar länger beträgt. Die Einführung des Elterngelds und damit der sogenannten Partnermonate hat dabei grundsätzlich zu einer wesentlichen Erhöhung des Bezugs von Lohnersatzleistungen von Männern zu Betreuungs- und Erziehungszwecken geführt. Während nur 3 % der Väter 2006 das damals noch so bezeichnete Erziehungsgeld bezogen, fand nach der Einführung des Elterngelds mittels zwei Jahren ein Sprung auf 21,2 % Elterngeldbezug von Vätern 2008 und seitdem eine sukzessive Zunahme des Elterngeldbezugs von Vätern auf 43,7 % im Jahr 2020 statt (vgl. BMFSFJ 2016a). Fast unverändert blieb seit der Einführung des Elterngelds hingegen die Dauer

des Elterngeldbezugs von Vätern, die sich häufig auf die zwei sog. Partnermonate beschränkt. Für den Geburtenjahrgang 2019 betrug die Elternzeitnahme von Männern zu 75,5 % zwei Monate. Mütter hingegen nahmen für den gleichen Geburtenjahrgang zu 95,3 % zehn oder mehr Monate Elterngeld in Anspruch (vgl. Statistisches Bundesamt 2022, 13). Die Elterngeldnutzung bei Vätern ist dabei einkommensabhängig: bei höherem Einkommen und entsprechend höherem Leistungsbezug im Elterngeld gab es (für den Geburtenjahrgang 2019) insgesamt eine stärkere Nutzung, zumeist für die zwei ‚Partnermonate‘, bei den (wenigen) Vätern mit niedrigen Einkommen, die Elterngeld nehmen, war die Bezugsdauer (für den Geburtenjahrgang 2014) im Mittel länger (vgl. Statistisches Bundesamt 2022, 14, 18; Statistisches Bundesamt 2016, 12). Eine längere Elternzeitnahme geht für viele Männer mit der Sorge einher, einen ‚Karriereknick‘ zu erleiden (vgl. Possinger 2013, 204–207). Anders als bei Teilzeitarbeit, die sich negativ auf die Stundenlöhne auswirkt, hat eine Elternzeitnahme, auch eine längere, hierauf eigentlich keinen Effekt (vgl. Bünning 2016). An den Auswirkungen dieser bestehenden Sorge verändert dies allerdings nichts.

Zusätzlich ist auch die fiskale Praxis des Ehegattensplittings als institutionell-rechtlicher Faktor zu nennen. Im Rahmen des Ehegattensplittings können sich verheiratete und verpartnerte¹⁸ Paare steuerlich gemeinsam veranlagern lassen. In diesem Verfahren wird das gesamte steuerpflichtige Einkommen beider Partner:innen addiert und dann pro Partner:in jeweils für die Hälfte des Gesamteinkommens die Einkommenssteuer berechnet. Somit wird die Einkommenssteuerberechnung so durchgeführt, als ob beide Partner:innen genau die Hälfte des Gesamteinkommens beziehen würden. Die gemeinsame Veranlagung bietet dem Ehepaar umso stärkere Vorteile, je unterschiedlicher die zu versteuernden Einkommen sind¹⁹. Somit besteht für Paare ein ökonomischer

18 Homosexuelle und queere Paare können in Deutschland erst seit 2017 heiraten. Zuvor gab es seit 2001 bereits eine Möglichkeit der rechtlichen Festschreibung homosexueller und queerer Partnerschaften in Form einer sogenannten eingetragenen Lebenspartnerschaft, geregelt im Gesetz über die eingetragene Lebenspartnerschaft (LPartG). Die Lebenspartnerschaft war (und ist) der Ehe in vielerlei Hinsicht nachempfunden, beispielsweise was die steuerrechtliche Behandlung, das Güter- und Erbschaftsrecht oder die Regelungen der Ehe zum Sorgerecht angeht – gemeinsame Adoptionen waren hingegen nie möglich. Verfassungsrechtlich steht die eingetragene Lebenspartnerschaft im Gegensatz zur Ehe nicht unter dem besonderen Schutz des Staates (Art. 6 Abs. 1 GG), sodass das Recht auf eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft und aus ihrer rechtlichen Fixierung erwachsende Vorteile vom Gesetzgeber erteilt wird und von diesem auch wieder aufgehoben werden kann. Mit der Einführung der sog. Ehe für alle steht die Ehe nun auch gleichgeschlechtlichen Paaren offen und die Eintragung von Lebenspartnerschaften ist nicht länger möglich. Bestehende Lebenspartnerschaften können auf Antrag in Ehen umgewandelt werden, verbleiben aber ansonsten in der bestehenden Rechtsform (§20a LPartG).

19 Um eine kurze Beispielrechnung zu bieten: Wenn beide Ehepartner:innen zusammen jährlich brutto 70.000€ verdienen, schulden sie 2023 gemeinsam 7.712€ Steuern. Das entspricht der Summe aus der Steuerschuld zweier Bruttoeinkommen von 35.000€ – verdienen also beide Partner:innen gleich viel, hat das Ehegattensplitting keinen Vorteil. Verdient allerdings ein:e

Anreiz, anstelle zwei etwa gleich hoher Gehälter ein sehr hohes und ein sehr niedriges zu beziehen, was erreicht werden kann, indem ein:e Partner:in Karriere macht und die zweite Person ersterer „den Rücken frei hält“. In der Praxis führt dies aufgrund geschlechtsspezifischer Einkommensdifferenzen und der bereits skizzierten vergeschlechtlichten Aufteilung von Erwerbs-, Haushalts- und Sorgearbeit erheblich häufiger zu einem Erwerbsverzicht oder einer Arbeitszeitreduktion von Frauen als von Männern (vgl. Spangenberg 2005, 26–28). Hinzu kommt die Möglichkeit zur Wahl unterschiedlicher Steuerklassen, aus der zwar in der Höhe der geschuldeten Einkommenssteuer insgesamt kein Unterschied erwächst, die aber dazu führt, dass der:die besser verdienende Partner:in am Ende jeden Monats mehr Geld auf dem Konto hat und der:die schlechter verdienende weniger – was mit einer ungleichen Verteilung von Entscheidungs- und Gestaltungsmacht in der Partnerschaft einhergeht (vgl. ebd., 27–28). All die genannten ökonomischen und institutionellen Rahmenbedingungen spielen sicherlich eine Rolle in der Wahl bestimmter Familienmodelle und Erwerbsarbeitszeitarrangements; und auch da der Gender Pay Gap nach wie vor besteht (vgl. Schäper et al. 2023), ist es für viele heterogeschlechtliche Paare ökonomisch gesehen die bessere Wahl, dass eher die Frau als der Mann ihre Erwerbsarbeitszeit zugunsten von Care- und Hausarbeit reduziert. Diese Erklärung allein erweist sich allerdings als nur bedingt tragfähig, da zugleich ein höheres Einkommen der Frau in heterogeschlechtlichen Paarbeziehungen keinen Einfluss auf das familiäre Engagement von Männern hat (vgl. Brandt 2017, 610). Christine Wimbauer (2012) beschreibt sogar im Gegenteil, wie höhere Gehälter von Frauen in partnerschaftlichen Aushandlungsprozessen als Grund für die Unterbrechung der Berufstätigkeit der Frau auftauchen, gleichsam als Ausgleich für die Bedrohung der Männlichkeit des Partners durch den beruflichen Erfolg der Frau. Neben den ökonomischen Gründen müssen also auch kulturelle bestehen. Diese äußern sich z. B. auch in nach wie vor bestehenden geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Präferenzen, was die Arbeitszeitarrangement heterogeschlechtlicher Paare mit Kindern angeht: so wünschen sich Väter viel häufiger ein Vollzeit-Vollzeit-Arrangement (34 %) als Mütter (18 %) und Mütter häufiger ein Teilzeit-Teilzeit-Arrangement (22 %) als Väter (14 %) (vgl. IfD Allensbach 2021, 13). Benjamin Neumann und Michael Meuser 2017 arbeiteten zudem heraus, wie im Kontext von Elternzeitnahmen die Sorgearbeit von Frauen als Selbstverständlichkeit, die von Männern hingegen als Option thematisiert und wie eine relativ kurze Elternzeit von Vätern als ‚langer Urlaub‘ klassifiziert wird (vgl. Neumann und Meuser 2017, 89–90). Zumindest in Österreich zeigte sich während der

Partner:in 50.000€ und eine 20.000€, würde die individuelle Steuerschuld 7.569€ respektive 720€ betragen, in Summe also 8.289€. Der Vorteil durch das Ehegattensplitting beträgt in diesem Fall also 577€; wird das Einkommen durch eine Person allein erbracht, sind es stattdessen 6.080€. Der Steuervorteil durch das Ehegattensplitting ist also größer, je höher der Einkommensunterschied zwischen den Ehepartner:innen ist.

Corona-Pandemie zudem, dass die durch Homeoffice entstehenden Mehrbelastungen überwiegend auf den Schultern von Frauen lasteten (vgl. Derndorfer et al. 2021). All diese Befunde zeigen, dass die Norm der grundsätzlichen Verfügbarkeit von Männern für Erwerbsarbeit und der Hauptzuständigkeit von Frauen für Sorge- und Hausarbeit noch über Bindekraft verfügt. Der ideale „abstract, bodiless worker“ (Acker 1990, 151) ist männlich; und die mit diesem Ideal verknüpfte Normen sind es auch. In dieser Gemengelage sollen im Folgenden nun noch besonders Studien zu Männlichkeiten, Vaterschaft und atypischen Beschäftigungspraktiken ins Zentrum rücken, die ja auch im Mittelpunkt dieser Studie stehen.

2.2.3 *Vaterschaft und atypische Erwerbspraktiken im Kontext von Männlichkeit*

Der weitaus größte Teil der Studien, die für diese Studie einschlägige Befunde zu Männlichkeiten und, bezogen auf ‚moderne Normalitäten‘ atypische Praktiken und Weisen der Lebensführung enthält, setzt sich mit dem Thema Vaterschaft auseinander. Seit Wassilios Fthenakis (1999) eine „sanfte Revolution in der Familie“ diagnostizierte, die darin bestehe, dass sich Väter zunehmend engagiert am Familienleben beteiligten, ist eine ganze Reihe an Untersuchungen vorgelegt worden; Väterforschung etablierte sich gar als ein eigenständiges Forschungsfeld, und auch in der Öffentlichkeit werden ‚aktive‘ oder ‚neue‘ Väter immer wieder angeregt debattiert. Johanna Possinger (2013) identifiziert in ihrer Studie zu „neuen Vätern“ z. B. drei unterschiedliche Typen der Beteiligung von Vätern, die Elternzeit nehmen, an Sorgearbeit: einen *traditionell-generativen* Typ, der einem modernisierten Ernährermodell entspricht und entsprechend in einer Beteiligung des Vaters an Wochenenden und nach Feierabend besteht; einen *partnerschaftlich-generativen* Typ, der eine verstärkte Teilnahme an der direkten Sorgearbeit beinhaltet, wobei aber gleichzeitig einzelne Aufgaben weiterhin geschlechtlich kodiert bleiben sowie einen – allerdings eher selten vertretenen – *egalitär-generativen* Typ, in dem Aufgaben nach Verfügbarkeit und Vorlieben der Beteiligten, nicht aber nach deren Geschlechtszugehörigkeit zugeordnet werden (vgl. Possinger 2013, 148–152). Ein durchaus nennenswertes mediales Echo rief die 2023 veröffentlichte VA-PRO-Studie hervor. In dieser Mixed-Methods-Studie wurde auf Basis von qualitativen Interviews, einem bundesweiten Online-Survey und einer Medienanalyse die Selbstwahrnehmung von Vätern und deren Selbstauskunft über ihren Alltag und ihre Ausübung von Vaterschaft in den Blick genommen. Dabei identifizierten die Autor:innen, dass ein Ideal des freundschaftlichen und emotionalen Vaters (59,4% finden das Zeigen von Zuneigung gegenüber Kindern am wichtigsten) vorherrschend sei, während demgegenüber die Gewährleistung finanzieller Sicherheit für das Kind von nur 1,4% der Surveyteilnehmer als wichtigste Eigenschaft von Vätern benannt werde (vgl. Bräuer et al. 2023,

5). Auf der Ebene der Einstellungen erscheint die Reduktion der Vaterrolle auf die materielle Versorgung der Familie mit geringem Einbezug in die alltägliche familiäre Praxis also der Vergangenheit anzugehören. Zugleich nimmt nur etwas weniger als die Hälfte der Väter an, dass die Haus- und Familienarbeit in der Partnerschaft gleich verteilt sei; ein fast ebenso großer Anteil von 42% geht davon aus, dass der andere Elternteil einen größeren Teil der Haus- und Familienarbeit übernimmt und mit 10,3% ist etwa jeder zehnte Vater der Ansicht, mehr als der andere Elternteil beizutragen (vgl. ebd., 6). Dabei ist zu beachten, dass diese Zahlen eine Selbsteinschätzung der Väter sind, also nicht die tatsächlich aufgewendeten Zeiten für Haus- und Familienarbeit darstellen (hierfür sind Daten aus den Zeitverwendungserhebungen besser geeignet, s.o.). Auf Basis dieser Befunde arbeiten die Autor:innen der VAPRO-Studie unterschiedliche Muster von (Un-)Gleichberechtigung heraus, die sie als „versuchte Gleichberechtigung“, „Wochenend-Gleichberechtigung“, „Domänen-Berechtigung“, „gleichberechtigte Entscheidung für eine ungleich-berechtigte Aufteilung der Elternzeit“ und als „gelingende reflektierte Aufteilung“ beschreiben (vgl. ebd., 7–9). Für einen Großteil der Befragten erscheinen Erwerbsarbeit und Vaterschaft als gegenseitige Hindernisse: 75% der Befragten sehen einen Einfluss des Berufs auf ihr Vatersein, 79% davon betrachten diesen Einfluss als negativ. Zugleich beantworten 67,6% der Panelteilnehmer die Frage, ob ihr Vatersein ihren Beruf beeinflusse, mit Ja – und auch hier betrachtet eine Mehrheit von 69,6% diesen Einfluss als einen negativen (ebd., 10). In der Gesamtschau ergibt sich somit aus der VAPRO-Studie ein gemischtes Bild, das sich bereits in anderen Surveystudien der jüngeren Vergangenheit wie z. B. der 2021 vom IfD Allensbach durchgeführten Studie zu Elternzeit, Elterngeld und Partnerschaftlichkeit abgezeichnet hatte: auf der Ebene der Werte- und Wunschvorstellungen zeigt sich die deutliche Tendenz, dass die aktive Beteiligung von Vätern am Leben ihrer Kinder sowie an der anfallenden Familienarbeit in Haushalt und Fürsorge sowohl von ihnen selbst als auch von ihren Partner:innen stark erwünscht wird. Auch die Zustimmung zum Ideal einer gleichberechtigten Aufteilung der Haushalts- und Sorgearbeit steigt an. Laut IfD (2021) wünschten sich 2007 27% der Eltern mit jungen Kindern unter zehn Jahren eine solche, 2021 waren es bereits 43% (vgl. IfD Allensbach 2021, 12)²⁰. Bei den Vätern ist die Zustimmung zu solchen Arrangements mit 48% sogar höher als bei den Müttern (vgl. ebd., 13). Zugleich stagnieren die in Familien tatsächlich gelebten Arrangements schon in der Selbstauskunft: dass eine gleichmäßige Aufteilung verwirklicht sei, geben erst 17% der Eltern zu Protokoll, Väter häufiger als Mütter. Diese Befunde stehen in einer langen Reihe an Untersuchungen, die sich im Kern als Belege der viel zitierten These

20 Es ist allerdings festzuhalten, dass das Male-Breadwinner-Modell und das modernisierte Male-Breadwinner-Modell mit geringerer Erwerbsbeteiligung der Frau mit 50% Zustimmung immer noch das am stärksten präferierte Modell ist; die Female-Breadwinner-Modelle sind mit 3% quasi bedeutungslos (vgl. IfD Allensbach 2021, 13).

der „verbale[n] Aufgeschlossenheit bei gleichzeitiger Verhaltensstarre“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 31) lesen lassen, wobei zu konstatieren ist, dass sich durchaus ein Trend hin zu einer aktiveren Beteiligung von Vätern am Familienleben sowie einem steigenden zeitlichen Einsatz für Sorge- und Haustätigkeiten feststellen lässt (vgl. Kapitel 2.2), nur dass dieser Trend gegenüber dem zu verzeichnenden Wandel an Einstellungen beinahe in Zeitlupe abläuft. Aus diesem Grund müsste man vielleicht eher von einer relativen Verhaltensstarre oder eben einem raschen Wandel von Einstellungen, aber einer äußerst gemächlichen Anpassung von alltäglich gelebten Arrangements sprechen.

Was sich dennoch auch zeigt, ist, dass die Beteiligung an Haus- und Sorgertätigkeiten höher liegt, wenn Väter Elternzeit nehmen oder ihre Erwerbsarbeitszeit reduzieren. So konstatiert Schober (2014) eine stärkere Beteiligung von Vätern an der Kinderbetreuung während und (in geringerem Ausmaß) auch nach einer längeren Inanspruchnahme von Elternzeit, und in einer Untersuchung von Zerle-Elsäßer und Li (2017), in der auf Daten aus dem AID:A II-Survey zurückgegriffen wird, ist Teilzeitarbeit von Männern der stärkste Prädiktor der Ausübung einer aktiven Vaterschaft (vgl. Zerle-Elsäßer und Li 2017, 22), die definiert und operationalisiert wurde als eine überdurchschnittlich starke Verantwortungsübernahme für Kinder durch Väter sowie die Beteiligung von Beschäftigung mit sowie Betreuung und Versorgung der Kinder. Neben dem Arbeitszeitumfang des Vaters und der Mutter und weiteren ökonomischen und erwerbsbezogenen Faktoren wie dem Haushaltseinkommen und der Beteiligung der einzelnen Partner:innen am Haushaltseinkommen wurden auch der Einfluss von Genderkonzepten der Väter und Mütter sowie der Partnerschaftsqualität in die Analyse einbezogen. Dabei ist auch ein Einfluss der Genderkonzepte des Vaters auf den Grad seiner Aktivität festzustellen (je egalitärer das Genderkonzept, desto höher die Beteiligung), die Einflussgröße dieser Variable liegt allerdings unter dem Einfluss des Genderkonzepts der Mutter auf die aktive Beteiligung des Vaters und verliert zudem an Einfluss und Signifikanz, wenn ökonomische und erwerbsbezogene Variablen in das Modell einbezogen werden (vgl. ebd., 24). Wenn Väter Überstunden leisten, wirkt sich das wenig überraschend negativ auf ihr familiäres Engagement aus, positiv wirkt sich eine geringere Erwerbsarbeitszeit von unter 26 Stunden aus. Die Erwerbsbeteiligung der Mütter ist ebenfalls einflussreich: liegt deren wöchentlich in Erwerbsarbeit investierte Zeit bei über 36 bis 40 Stunden, ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Vater zur Gruppe der aktiven Väter gehört, signifikant höher (vgl. ebd., 22).

Eine weitere für meine Studie relevante Feststellung ist, dass nicht mehr nur die öffentliche, sondern zunehmend auch die private Sphäre zu einem bedeutsamen Ort der Darstellung und Herstellung von Männlichkeit werden: Die Beteiligung am Familienleben bedeutet für involvierte Väter keinesfalls eine Feminisierung oder Infragestellung von Männlichkeit, sondern Familie ist für sie Ort, an „dem sie sich *als Mann* beweisen können und *als Mann* anerkannt

werden möchten“ (Aulenbacher et al. 2013, 28 Herv. i. Orig.). Darauf, dass Männlichkeitskonstruktionen auch im familiären Kontext stattfinden und zudem milieuspezifisch differenziert betrachtet werden müssen, weisen auch Koppetsch und Speck in ihrer Studie zu heterogeschlechtlichen Paaren mit und ohne Kinder, in denen die Frau den größeren Teil (mindestens 60 % des Haushaltsnettoeinkommens) erwirtschaftet und der Mann atypisch beschäftigt ist, hin. In Anlehnung an Koppetsch und Burkhard 1999 unterscheiden sie zwischen einem individualisierten, familistischen sowie traditionellen Milieu und untersuchen anhand von Einzel- und Paarinterviews Machtverhältnisse in den Paardynamiken und der Arbeitsteilung innerhalb der Paare. Dem traditionellen Milieu diagnostizieren Koppetsch und Speck eine relative Beharrlichkeit in der Kopplung von Männlichkeit an die Rolle des Familienernährers. Insbesondere im ländlichen Arbeitermilieu werden die prekären Arbeitsverhältnisse, in denen sich die Männer in der Studie befinden, überwiegend als ein zu überwindender Übergangszustand betrachtet und es lassen sich Strategien der Paare identifizieren, die ein Festhalten an der kontrafaktischen „Fiktion der männlichen Ernährerrolle“ (Koppetsch und Speck 2014, 286) erlauben. Im städtischen Arbeitermilieu finden sich, so die Autor:innen weiter, auch andere ‚Workarounds‘ wie die ‚Inszenierung von Gewitztheit oder Weltgewandtheit‘ (ebd.). Grundsätzlich verweigerten sich die Männer dieses Milieus einer stärkeren Einbindung in Hausarbeit und Familie, selbst, wenn die Frauen diese einforderten. Im familistischen Angestelltenmilieu gestaltete sich die Lage etwas anders: hier finden sich stärkere Prozesse der Umdeutung von Männlichkeit, die sich aus einer starken Orientierung an Familie als Gemeinschaft ableiten: es herrscht ein pragmatischer Umgang mit dem höheren Verdienst der Frau vor, die somit als Familienernährerin betrachtet wird; die Männer werden nicht als ‚arbeitslos‘, sondern als ‚Hausmann‘ gekennzeichnet (wenngleich damit i. d. R. eine aktive Vaterschaft, nicht aber die vollständige Übernahme aller Haushaltsaufgaben gemeint ist, vgl. Koppetsch und Speck 2015, 127–162). Im individualisierten Milieu sind flexible Formen von Erwerbstätigkeit sowie eine projektförmige Organisation von Formen der Lebensführung allgegenwärtig. Sowohl Männer als auch Frauen hegen einen Anspruch auf eine eigene autonome Erwerbstätigkeit, in der zudem der Wert der Selbstverwirklichung noch einen höheren Stellenwert genießt als hohe Einkommen. Entsprechend sind vordergründig geschlechterbezogene Rollenverteilungen zwischen Erwerbs-, Sorge- und Hausarbeit überholt und flexible Arrangements, auch mit der Frau als Hauptverdienerin, erscheinen zunächst als gänzlich unproblematisch und denkbar. Hier wird es, folgt man Koppetsch und Speck, allerdings kompliziert, denn tatsächlich übernehmen die Männer auch in diesen Konstellationen zum einen selten den Großteil der Sorge- und Hausarbeit, zum anderen sind Tendenzen der argumentativen Nivellierung des höheren beruflichen Status und des höheren Einkommens der Frau zu verzeichnen (vgl. ebd., 55–92). Koppetsch und Speck heben hier insbesondere die Strategie der ‚Coolness‘ der

Männer in diesen Beziehungen hervor, die sie als eine „moralische Umdeutung der Erwerbs- und Karriereorientierung der Frau“, mit dem Ziel, „den Verlust des männlichen Status abzuwehren“ (Koppetsch und Speck 2014, 288) betrachten. Diese „Coolness“ wird beispielsweise durch eine ostentative Distanzierung der Männer von der als entfremdet dargestellten Erwerbswelt hergestellt, mit der Folge, dass die weniger einkömmlichen Tätigkeiten der Männer als weniger entfremdet und damit moralisch höherwertig erscheinen – und die einkommenstarken Frauen als „ehrgeizig“ oder „karrieristisch“. Auf diese Weise findet eine Re-Souveränisierung der minderverdienenden Männer statt, die es letztlich auch ermöglicht, die in den Paaren gefundenen oder sich einspielenden Arrangements in Haus- und Sorgearbeit als gänzlich unabhängig vom Grad der Erwerbsbeteiligung zu konstruieren, zumeist zum Nachteil der beteiligten und sozusagen umso ‚doppelter vergesellschafteten‘ Frauen. „Coolness“ erscheint so in Koppetsch und Specks Studie als eine latente männliche Strategie zum Stuserhalt. Während auf diese Weise Autonomie, emotionale Enthaltbarkeit und ‚Authentizität‘ als zugeschriebene Merkmale moderner Männlichkeit beibehalten werden, erweist sich das ‚unternehmerische Selbst‘ nicht als notwendigerweise bindendes Männlichkeits-Leitbild im individualistischen Milieu, sondern es kann gewissermaßen durch eine ‚Meta-Autonomie‘ übertrumpft werden.

Einen wiederum anderen Ansatzpunkt für Studien zu Männlichkeit und atypischen Erwerbspraktiken stellt die nach wie vor in erheblichem Maße bestehende horizontale Segregation des Arbeitsmarkts dar. Die Ausbildungs- und Berufswahl von Männern und Frauen unterscheidet sich nach wie vor und es gibt Berufsfelder, die in hohem Maße männer- oder frauendominiert sind. Insbesondere Dienstleistungsberufe im Gesundheits-, Sozial- und Kulturbereich, der Reinigung und im Verkauf sind nach wie vor stark frauendominiert (mit über 70 % weiblichen Beschäftigten, vgl. Hausmann und Kleinert 2014, 3). Organisationen rund um Erwerbsarbeit haben, das hat bereits Joan Acker (1990) beschrieben, gewissermaßen selbst ein Geschlecht, sie sind „gendered organisation“.

Anna Buschmeyers Studie „Zwischen Vorbild und Verdacht“ kann in diesem Kontext m. E. als Beispiel für eine Reihe weiterer Untersuchungen von Männern in frauendominierten Berufsfeldern (z. B. Ummel 2001; Schaffer 2014) gesehen werden. Buschmeyer setzt sich mit Männern im Erzieherberuf auseinander und fragt unter anderem nach Herstellungs- und Darstellungsweisen von Männlichkeit in Interviews und im konkreten, körpernahen Handeln mit Kindern. Das Interesse an diesen Männern richtet sich also auf die Atypik ihrer Berufswahl. In „Zwischen Vorbild und Verdacht“ werden verschiedene Praktiken identifiziert, mittels derer die befragten Erzieher ihre Männlichkeit betonen, namentlich die Abgrenzung von Weiblichkeit, das Betonen der eigenen Führungsposition, das Eingehen auf die geringe Entlohnung sowie die Selbstpositionierung als Vorbild. Auf Basis ihrer Untersuchung unterscheidet

Buschmeyer in Anlehnung an Connells Ansatz hegemonialer Männlichkeit die Typen „alternative Männlichkeit“ sowie „komplizenhafte Männlichkeit“; eine Unterscheidung, die ich – wie in Kapitel 1.2.1 beleuchtet – für theoretisch nicht unproblematisch halte, die aber dennoch in Buschmeyers Untersuchung interessante weitere Befunde zu Differenzen zwischen den Erziehern im Zusammenhang mit körpernahe Handeln – Zärtlichkeit, Nähe, Pflegen und Versorgung, Trösten – hervorbringt. Diese Differenzen konstituieren sich insbesondere vor dem Hintergrund dessen, als wie stark unter Pädophilieverdacht sich die Erzieher jeweils wahrnehmen und inwieweit sie daher körpernahe Handeln meiden und/oder als distanzierte väterliche Fürsorge rahmen (vgl. Buschmeyer 2013, 269–273). Deutlich wird, dass die Herstellung von Männlichkeit für Männer in frauendominierten Berufen vielfach besondere Relevanz hat und – aufgrund des Sonderstatus dieser Männer – in besonderer Art und Weise vonstattengeht. Die Positionierung als „Vorbild“ verweist zugleich darauf, dass ein solcher Sonderstatus als „token“ (Williams 1992, 256) auch symbolische Gewinne für diejenigen, die ihn einnehmen, bereithalten kann. Für die vorliegende Studie sind dies interessante Befunde, denn auch hier geht es um eine individuelle ‚Abweichung‘ von den oben skizzierten ‚modernen Normalitäten‘, während zeitgleich auch deren Gültigkeit zunehmend infrage steht.

Neben den weiter oben referierten quantitativen Befunden insbesondere zu für verschiedene Arbeiten nach Geschlecht aufgewendeten Zeiten ist die Studie von Agnieszka Althaber zur Teilzeitarbeit im Lebensverlauf von Männern erwähnenswert. Althaber untersucht, welche Verlaufsmuster und Übergänge in und aus Teilzeitarbeit von Männern vollzogen werden, forscht nach Gründen für das seltene Vorkommen von Teilzeitarbeit bei Männern und fragt, wie Geschlechtersegregation und Arbeitszeitznormen in Berufen bei Männern den Übergang von Vollzeit- in Teilzeitbeschäftigung beeinflussen. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass zwar Teilzeitarbeit in frauendominierten Berufsgruppen häufiger ist als in männerdominierten. Dennoch zeigt sich, dass sich nicht die Geschlechterkomposition des Berufsfeldes an sich auf die Wahrscheinlichkeit für Männer und Frauen auswirkt, einen Übergang von Voll- in Teilzeitarbeit zu vollziehen. Entscheidender sind vielmehr die bestehenden Arbeitszeitzarrangements: Eine bestehende Vielarbeitsnorm führt dazu, dass Frauen mit höherer und Männer mit geringerer Wahrscheinlichkeit Wechsel in Teilzeitarbeit vollziehen (vgl. Althaber und Leuze 2020). Zudem zeigt Althaber erneut, dass sich Teilzeitarbeit negativ auf die Karrieremöglichkeiten von Männern auswirkt und diese Karrierenachteile auch weitgehend unabhängig von den jeweiligen Berufsmerkmalen bestehen (vgl. Althaber 2022, 235–242).

Ein ähnliches Thema, aber mit einem etwas anderen Zugriff als in dieser Studie nimmt Julia Gruhlich in den Blick, indem sie sich dem Phänomen des *Downshiftings* zuwendet. Damit ist ein berufliches Kürzertreten in Form von selbst gewählten Arbeitszeitreduktionen oder hierarchischen Zurückstufungen sowie die Verweigerung von Beförderungen gemeint. Gruhlich untersucht

dieses Phänomen unter einer rechtfertigungstheoretischen Perspektive, da sie von einer Spannung zwischen der Verkörperung des „neoliberalen Ideal[s] eines freien, von sozialen Verpflichtungen losgelösten Individuums“ (Grulich 2023, 326) auf der einen Seite und einem Verstoß gegen die „sozialpolitische Grundnorm der wechselseitigen Verantwortung“ (ebd., 327) ausgeht. Grulich identifiziert drei Legitimationsmuster Fremdsorge, Selbstsorge und Sinnsuche, letzteres zumeist kombiniert mit einem der ersten beiden. In einer Geschlechterperspektive (die nicht so sehr im Mittelpunkt dieses Artikels steht) konstatiert Grulich, traditionelle Männlichkeitsideale im Kontext von Erwerbsarbeit hätten an „Bindungskraft [...] zumindest teilweise eingebüßt“ (ebd., 333), eine Orientierung oder ein gewisser Auseinandersetzungsdruk der befragten Männer mit demselben sei dennoch festzustellen.

2.2.4 *Arbeitszeitreduktionen von Männern: Transformation oder Transgression?*

Um noch einmal kurz zusammenzufassen, was in diesem Kapitel dargestellt wurde: Männlichkeit und Erwerbsarbeit sind historisch eng miteinander verknüpft. Die Etablierung der bürgerlichen Kleinfamilie und ihre massenhafte Verbreitung Mitte des 20. Jahrhunderts führten zu einer stark ausgeprägten männlichen Erwerbsnorm und einem männlichen Ernährermodell als vielfach praktiziertem Familienmodell. Diese historische Entwicklung fand ihren Höhepunkt in den oben geschilderten wohlfahrtsstaatlichen ‚modernen Normalitäten‘ des Normallebenslaufs, des Normalarbeitsverhältnisses und der Normalfamilie. Bis heute ist Vollzeitarbeit bei Männern erheblich häufiger als bei Frauen und Teilzeitarbeit stellt umgekehrt den Ausnahmefall innerhalb der Erwerbsformen von Männern dar. Die auf Erwerbs- sowie Sorge- und Hausarbeit entfallenden Zeiten von Männern und Frauen unterscheiden sich nach wie vor stark. Zugleich ist auf der Ebene der Arbeitszeit- und Beteiligungswünsche von Männern und Familienvätern ein starker Wandel zu verzeichnen, mit dem allerdings die gelebten Arrangements in keiner Weise Schritt halten.

Es ist diese Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel, die eine Forschungsarbeit zu Arbeitszeitreduktionen von Männern so lohnend erscheinen lässt: Was unter Arbeit verstanden wird, wer als Arbeitssubjekt Anerkennung findet, wie Arbeit gesellschaftlich organisiert wird, all dies ist Anfang des 21. Jahrhunderts bedingt durch wirtschaftliche (Globalisierung, Tertiarisierung, Digitalisierung) und kulturelle (insb. feministische Bewegungen) Entwicklungen in erhebliche Bewegung geraten. Die in Deutschland stark ausgeprägte industriegesellschaftliche Norm des männlichen Alleinernährers hat an fragloser Selbstverständlichkeit eingebüßt, ebenso wie die industriegesellschaftlichen „Standards“ des institutionalisierten Normallebenslaufs und des Normalarbeitsverhältnisses nicht länger (mehr oder minder) rigide Handlungsanweisungen und garantierte Sicherheiten für die Lebensführung – im Besonderen für

die Lebensführung von Männern – bieten. Diese Entwicklungen sind allerdings sektoren- und branchenspezifisch unterschiedlich stark ausgeprägt. Und auch, wenn die wohlfahrtsstaatlichen Institutionen des 20. Jahrhunderts an Bedeutung verloren haben, sind sie nicht gänzlich verschwunden. Das Ernährer-Hausfrau-Modell wurde in weiten Teilen der Gesellschaft nur modifiziert, nicht verworfen; und auch das Normalarbeitsverhältnis hat nur einen teilweisen Bedeutungsverlust erlitten. Das lässt sich etwa an der Art der Beschäftigungsverhältnisse ablesen: zwar wird die lebenslange Arbeit in einem Unternehmen zur Ausnahme, dennoch waren 2022 laut Zahlen der Arbeitskräfteerhebung immer noch 62 % der über 25-jährigen angestellten Erwerbstätigen seit fünf oder mehr Jahren beim aktuellen Arbeitgeber beschäftigt, 42,8 % sogar seit zehn oder mehr (vgl. Statistisches Bundesamt 2024b), und der Anteil befristeter Arbeitsverträge liegt bei 7,8 % (vgl. Statistisches Bundesamt 2024c). Die Arbeitsgesellschaft präsentiert sich so als post-fordistisch im treffendsten Sinne: während sich die Produktionsmuster (ungleichzeitig und uneinheitlich, aber insgesamt massiv) verändert haben, persistieren kulturelle Muster eines fordistischen Erwerbsarbeitsregimes in fast überraschendem Maße; handelt es sich dabei um Betriebszugehörigkeit, um Arbeitszeiten, Arbeitsteilung oder Arbeitsethos. Während industriegesellschaftliche Männlichkeit mit dem Ende der Industriegesellschaft gewissermaßen obsolet geworden ist, ist noch immer ein erhebliches Maß vergeschlechtlichter Arbeitsteilung zu verzeichnen und in der diskursiven Konstruktion einer Reihe von Männlichkeiten ist die Orientierung an Erwerbsarbeit, Karriere und einer Rolle als Versorger in der Familie nach wie vor von Bedeutung.

Teilzeitarbeit von Männern in der Haupterwerbsphase zwischen 30 und 60 als hauptsächlichlicher Gegenstand dieser Studie stellt in dieser Gemengelage nach wie vor ein sehr seltenes Phänomen dar, was ökonomische, institutionelle und kulturelle Gründe hat. Arbeitszeitreduktionen von Männern lassen sich dabei einerseits verstehen im Kontext von *Transformationen* ökonomischer Strukturen und politisch-rechtlicher Regulierungen sowie kultureller Normen und Diskurse einerseits (als zunehmend normalisierte und nur vormals ‚atypische‘ Erwerbsform – Stichwort: flexibler Normalismus). Andererseits können sie auch betrachtet werden als *Transgression* und eigensinnige Überschreitung (der in dieser Perspektive nach wie vor intakten – eher protonormalistisch rigiden – vergeschlechtlichten Erwerbsnormen). Die theoretische Auseinandersetzung mit Männlichkeiten sensibilisiert zusätzlich dafür, dass hegemoniale Männlichkeit und männliche Herrschaft auch von ihrer Unsichtbarkeit leben und äußerst subtile Mechanismen sind, die teils vordergründige Transformationen erfahren, ohne dass sie deshalb sofort gänzlich obsolet wären. Die eben angesprochene ‚Mikro-‘ und ‚Makro-Ebene‘ (Arbeitszeitreduktionen von Männern als Folge einer Transformation/als Transgression trotz persistenter Geschlechterdiskurse) lassen sich analytisch kaum voneinander differenzieren. Es bedarf daher eines methodischen Vorgehens, das diese verschiedenen

Ebenen zu integrieren vermag, und ein solches will ich im folgenden Kapitel zu entwickeln. Mein Interesse richtet sich dabei darauf, wie Männer, die Arbeitszeitreduktionen vollzogen haben, sich in biographischen Erzählungen als Mann artikulieren, auf welche diskursiven Konstruktionen von Männlichkeit sie also in welcher Art und Weise zugreifen, um eine anerkannte Subjektposition als Mann einnehmen zu können.

Teil II: Methodologie und Methode

3 Methodologische Einsätze

Nachdem bislang die Relevanz der vorliegenden Untersuchung begründet und ihr theoretischer Rahmen dargelegt wurde, widmet sich das folgende Kapitel ihrem methodischen Vorgehen. Dabei sollen sowohl die methodologischen Einsätze der Studie diskutiert werden als auch das konkrete methodisch-handwerkliche Vorgehen offengelegt werden. Dieses Methodenkapitel verfolgt zwei Ziele bzw. folgt zwei Logiken, nämlich (1) der Beschreibung des Vorgehens in einer temporalen Perspektive: Was habe ich zu welchem Zeitpunkt in meinem Forschungsprozess tatsächlich getan? Und (2) in einer argumentativen Perspektive: wie begründet sich dieses Vorgehen? Diese Perspektiven sind teilweise inkompatibel, weil der Forschungsprozess zu nicht unerheblichen Teilen aus Versuch und Scheitern, aus Affizierung für bestimmte Interpretationen und theoretische Ideen, aus Ratlosigkeit und Verzweiflung, Inspiration und Begeisterung, gemeinsamem Nachdenken mit Interpretationsgruppen und (nicht-)akademischen Gefährt:innen bestand. Diese Sozialität, Tentativität und Affektivität, die sicherlich nicht nur meinen Forschungsprozess auszeichnen, sondern vielmehr typisch sind für offene qualitative Herangehensweisen (vgl. Breuer et al. 2019; Langer 2013), lassen sich zwar zur besseren Verdaulichkeit des Forschungsberichts linearisieren, das wird ihnen aber nicht gerecht. Zugleich hat der Forschungsprozess gegenstandsbezogene Ergebnisse gezeitigt (Kapitel 6–11), deren Gültigkeit und Reichweite eingeordnet werden müssen. Manchmal ergeben sich aus diesen widersprüchlichen Zielen Kontingenzen und Aporien, dennoch stellt der nun folgende Teil den Versuch dar, möglichst beide Perspektiven zu ihrem Recht kommen zu lassen.

Jede Forschungsarbeit muss sich anhand bestimmter Gütekriterien bewerten lassen. Während es im quantitativ-nomologischen Vorgehen eine unumstößlich scheinende Trias an Gütekriterien gibt, die in jeder Einführungsveranstaltung in empirische Sozialforschung thematisiert wird – Objektivität, Reliabilität, Validität –, ist der Fall im qualitativ-interpretativen Paradigma ungleich verzwickter. Die Versuche einer Adaption der oft als ‚klassisch‘ bezeichneten Gütekriterien, wie man etwa Steinkes (2022) oder Flicks (2014) Einsätze in die Debatte verstehen könnte, bleiben sowohl disziplinpolitisch (qualitative Forschung als kleine Schwester/das Andere der ‚eigentlichen‘ quantitativen Forschung) als auch inhaltlich unbefriedigend, weil es ihnen nicht gelingt, eine von der Logik qualitativer Forschung ausgehende Folie zu deren Bewertung zu entwerfen. Auch der von Strübing et al. (2018) unternommene Versuch, mittels einer Art Konsens zwischen mehreren erfahrenen qualitativ forschenden und qualitative Arbeiten bewertenden Wissenschaftler:innen zu einem Katalog an Kriterien zu kommen, an dem sich qualitative Studien

unabhängig von ihrer theoretisch-methodologisch-methodischen Provenienz messen lassen müssten, blieb nicht unkritisiert. Zum einen zeichne dieser sich durch eine latente Ignoranz gegenüber den zahlreich vorhandenen Versuchen, derartige Kriterien zu formulieren, aus; zum anderen werde er der Vielfalt und Ausdifferenziertheit qualitativer Forschungsansätze nicht gerecht und erwecke den Anschein „paradigmatisch-operationalisierbarer“ Gütekriterien, die die Bewertungspraxis z. B. von Peer-Reviewer:innen und Gutachtenden zwar leichter, vor allem aber pauschaler und undifferenzierter machen könnten (vgl. Eisewicht und Grenz 2018). Diese Kritiken sind nicht von der Hand zu weisen und dennoch will ich es an dieser Stelle mit den von Strübing et al. (2018) vorgeschlagenen Kriterien versuchen, allerdings eben nicht in Anschluss an die These der Autor:innen, es handle sich um fast universale Bewertungskriterien für jegliche qualitative Forschung, sondern nur, um deutlich zu machen, an welchen Kriterien entlang sich der hier dargestellte Forschungsprozess entsponnen hat und woran er sich folglich auch gemessen sehen möchte. Strübing et al. schlagen dabei folgende Kriterien vor: *Gegenstandsangemessenheit* – sind „Theorie, Fragestellung, empirische[r] Fall, Methode und Datentypen“ (ebd., 86) aufeinander abgestimmt und wird diese Passung im Verlauf des Forschungsprozesses wiederholt überprüft und das Vorgehen angepasst? *Empirische Sättigung* – ist das Forschungsfeld gründlich erschlossen, der Datenkorpus hinreichend breit und vielfältig, die Beteiligung der Forschenden an der Generierung von Daten reflektiert? *Theoretische Durchdringung* – gute qualitative Sozialforschung benötigt Theorie (in Form von Methodologie und Gegenstandstheorien), um das Kriterium der Gegenstandsangemessenheit überhaupt erfüllen zu können. Einerseits bedarf es für die innere Logik und begriffliche Klarheit innerhalb eines Forschungsprozesses einer grundlegenden sozialtheoretischen Grundierung, einer Idee davon, „wie Sozialität ‚funktioniert‘“ (ebd., 92). Andererseits ist auch der Einbezug von Gegenstandstheorie notwendig, um überhaupt sinnvolle Fragestellungen entwickeln zu können. Zuletzt dient Theorie der Ermöglichung einer kritischen Distanznahme zum empirischen Material – theoretisches Wissen ist unverzichtbar, „um aus der empirischen Analyse wieder hinauszufinden und sie in den jeweiligen Fachdiskurs zu integrieren“ (ebd., 91). *Textuelle Performanz* – die Darstellung des Forschungsprozesses und der Forschungsergebnisse als Text ist in qualitativer Forschung kein Rand-, sondern ein Kernproblem, keine Geschmacks-, sondern eine Qualitätsfrage. Dabei gibt es nach Strübing et al. zwei zentrale Aufgabefelder: das der Übersetzung und das der Überzeugung. Im Feld der Übersetzung ist das Ziel, das empirische Material auf eine Art und Weise aufzubereiten, die es den Leser:innen zugänglich macht, zugleich aber auch den Verstehensprozess der forschenden Personen und die im Forschungsprozess getroffenen Entscheidungen transparent zu machen. Zudem muss der entstehende Forschungsbericht überzeugend sein: in verständlicher und stilistisch ansprechender Art und Weise, auf der Ebene der Argumentationen logisch

nachvollziehbar und im Kontext eines Forschungsfeldes auf der Höhe der Debatten und Fragen, die aktuell verhandelt werden. *Originalität* – um einen Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs leisten zu können, muss eine gute qualitative Studie nicht zuletzt originell sein. Dabei darf ein Beitrag hinter drei Wissensstände nicht zurückfallen: sie darf den Common Sense zum Gegenstand nicht ignorieren (herausfordern sehr wohl, aber er muss dann thematisiert werden), das Fachwissen des Feldes sollte nicht übergangen werden und die Studie muss an den Stand der Forschung anknüpfen und den Beitrag, den sie zu seinem Ausbau leistet, benennen (ebd., 86–96)

Die Aufgabe, im Einzelnen zu bewerten, inwiefern dieser Forschungsbericht den gerade vorgestellten Kriterien genügt, bleibt seinen Leser:innen vorbehalten. Die genannten Kriterien sollen daher im Folgenden nicht durchexerziert und die vorliegende Studie vor ihrem Hintergrund zu rechtfertigen versucht werden. Vielmehr liegt den benannten Gütekriterien eine bestimmte Vorstellung qualitativ-interpretativer Forschung zugrunde, denen ich mich anschließen will. Sie hier zu präsentieren, soll die Aufmerksamkeit darauf richten, auf welche An- und Herausforderungen ich mittels meines Forschungsstils und meines methodischen Vorgehens zu reagieren versucht habe. Diese Forschung ist im interpretativen Paradigma beheimatet, alles Weitere ist beweglich und steht im Forschungsprozess permanent zur Disposition. Insofern ist der Prozess auch nicht von Beginn bis Ende auf ein bestimmtes Methoden-Kochrezept festgelegt, das schrittweise ‚abgearbeitet‘ wird – und er kann das mit Blick auf die Fragen von Gegenstandsangemessenheit, empirischer Sättigung, theoretischer Durchdringung und der mitlaufenden, iterativ-zirkulären Vermittlung dieser Anforderungen auch überhaupt nicht sein (vgl. Kühner et al. 2013, 9). Im Folgenden wird – als Beginn dieses Prozesses, gewissermaßen – dargestellt, welche methodologischen Überlegungen der Fragestellung zugrunde liegen und welche sozialtheoretischen Konzepte sie rahmen. Zugleich werden konkrete Verfahren der Interpretation sowie zum Einsatz gekommene Heuristiken vorgestellt, um die Nachvollziehbarkeit der präsentierten Interpretationen sowie ihrer Darstellungsform zu gewährleisten.

3.1 Grounded Theory Methodology

Der Forschungsprozess dieser Studie wurde angelehnt an die Grounded Theory Methodology (GTM) organisiert. Gute 50 Jahre nach ihrer ‚Geburt‘ handelt es sich aber bei der GTM längst nicht mehr um eine einheitliche, sondern um eine allgemeine Methode (vgl. Charmaz und Henwood 2008). Die ‚Väter‘ Anselm Strauss und Barney Glaser zerstritten und trennten sich rasch und es entbrannte ein ‚Sorgerechtsstreit‘. Als Glaser und Strauss begannen, die GTM zu entwickeln, verfolgten sie damit im Wesentlichen eine wissenschaftspolitische Agenda: zum einen wandten sie sich *gegen* die von ihnen diagnostizierte

Übermacht der *grand theories* in der zeitgenössischen nordamerikanischen Soziologie und innerhalb davon insbesondere des Strukturfunktionalismus, zum anderen sahen sie sich im Kampf gegen die Hegemonie eines hypothetiko-deduktiven Erkenntnismodells und für eine gesteigerte Anerkennbarkeit qualitativer Methoden. Diese beiden Anliegen stehen in einem engen Zusammenhang, denn indem eine Art Auseinandersetzungspflicht mit den *grand theories* etabliert wurde und die dazugehörigen *grand theorists* als „theoretical capitalist[s]“ (Glaser und Strauss 2006, 10) fungierten, blieb dem gesamten Rest der Soziologie und vornehmlich jungen Wissenschaftler:innen nur die Rolle als „proletariat‘ testers“ (ebd.), die das begriffliche Instrumentarium der *grand theories* auf ihre Gegenstände überträgt und dann deren Tragfähigkeit überprüft. In der *Discovery of Grounded Theory* begaben sich Glaser und Strauss in Opposition zu den *grand theories* und dem Mainstream der zeitgenössischen qualitativen Szene, die sich mit Feldforschung und Deskription beschied und schlugen vor, eine regelgeleitete „Entdeckung“ von Theorie aus empirischen Daten heraus zu betreiben. Dabei führen Glaser und Strauss zwar keine konkreten Handlungsanleitungen ein (das taten sie dann später je einzeln), sie benennen allerdings einige geteilte Grundelemente des Forschungsstils, die auch für die späteren Ausarbeitungen von Strauss und Glaser und für die oft als „zweite Generation“ bezeichneten Schüler:innen zentrale Orientierungen darstellten:

- Zum Ersten ist dies die theoriegenerierende Absicht des Ansatzes: Es geht um die Produktion neuer Theorie, nicht um die Prüfung alter. Das Produkt, das am Ende des Forschungsprozesses generiert werden soll, ist eine Theorie, genau genommen eine Grounded Theory, also eine aus den Daten generierte Theorie. Diese kann materiell (das ist der Regelfall) oder formal sein, wobei erstere Theorien nur für einen bestimmten Gegenstandsbe- reich Gültigkeit beanspruchen und letztere über verschiedene Gegen- standsbereiche hinweg.
- Das Vorgehen muss iterativ-zyklisch sein. Erhebung, Auswertung und Theoriebildung erfolgen im permanenten Wechsel und sind in ihrer Logik miteinander verzahnt.
- Die Theoriebildung erfolgt durch einen Prozess stetiger Verallgemeine- rung mithilfe eines Kodierprozesses, ständiger Vergleiche und sukzessiver Erhöhung des Abstraktionsgrades.
- Die Theoriebildung bedarf der anhaltenden Rückbindung an empirische Daten ebenso wie theoretischer Sensibilität der Forschenden, da nur so eine Konzeptualisierung möglich wird, die über reine Deskription hinaus- reicht. Das Schreiben von Memos und die Arbeit in Interpretationsgrup- pen begleiten diesen Prozess der theoretischen Verdichtung.
- Das (kaum zu spezifizierende) Kriterium der theoretischen Sättigung ent- scheidet darüber, wann die Analyse endet: wenn der Einbezug weiterer

Daten in die Analyse keine wesentlichen Zugewinne mehr für die generierte Theorie verspricht, ist der Zeitpunkt gekommen, den Forschungsprozess abzuschließen (vgl. Mey und Mruck 2011, 22–42)

Über diesen Grundkonsens hinaus taten sich jedoch zwischen den „Gründervätern“ Strauss und Glaser über die Jahre immer mehr Differenzen auf. Strauss entwickelte v.a. gemeinsam mit Juliet Corbin eine am symbolischen Interaktionismus orientierte handlungstheoretische, pragmatistische Version der Grounded Theory weiter. Gemeinsam buchstabierten beide die GTM als ‚konkrete Methode‘ aus und entwickelten Lehrbücher sowie ein Kodierparadigma, das in der Methodenlehre häufig als ‚das‘ Kodierparadigma der Grounded Theory vorgestellt wird, obgleich andere Formen des Kodierens teils gegenstands- und datenangemessener sein können (vgl. für ein Beispiel zur Untersuchung von lebensgeschichtlichen Erzählungen Dausien 1996). Auch in dieser Studie wird es daher nicht zur Anwendung kommen. Im deutschsprachigen Raum ist Strauss‘ und Corbins Variante der GTM (vgl. Strauss und Corbin 2010; Corbin und Strauss 2008) die am weitesten verbreitete und bekannteste. Glaser verschrub sich, gegen die ‚Operationalisierungen‘ durch Strauss und Corbin, der Verteidigung der von außen so benannten „Classical Grounded Theory“, die emphatische Wert auf das induktive und emergente Element der GTM, das ‚Herausschälen‘ der Theorie aus den Daten legt, was einen interessanten Kontrapunkt zur pragmatistisch orientierten GTM setzt (vgl. für einige Beispiele Strübing 2011). Für die vorliegende Untersuchung möchte ich allerdings besonders auf zwei jüngere Weiterentwicklungen der GTM eingehen, die ein gutes Passungsverhältnis zu den konstruktivistischen und poststrukturalistischen Grundannahmen meiner Studie aufweisen: die besonders von Kathy Charmaz entwickelte konstruktivistische GTM (vgl. Charmaz 2012) und die reflexive GTM nach Breuer et al. (2019).

Charmaz, die ihren Ansatz als „konstruktivistische Grounded Theory“ bezeichnet, grenzt ihn zugleich von der von ihr so benannten „objektivistischen Grounded Theory“ ab, die einen (groben) Sammelbegriff für die, wie eben benannt, durchaus sehr verschiedenen positivistischen und pragmatistischen GTM-Spielarten darstellt. Entscheidend ist dabei die epistemologische Grundierung: Charmaz‘ Ansatz liegt eine Idee situierten und lokalen Wissens zugrunde, wie sie Haraway (2007) vorgestellt hat, er geht nicht von der Möglichkeit einer „Entwicklung allgemeiner abstrakter Theorien“ (Charmaz 2011, 190) aus. Es gibt, so die Perspektive der konstruktivistischen GTM, nicht eine äußere, sondern multiple Wirklichkeiten (ebd., 196). Dies führt zu gegenüber den früheren GTM-Ansätzen verschobenen Schwerpunktsetzungen; unter anderem erhält Reflexivität einen viel höheren Stellenwert, im Sinne einer Reflexion der Forschungsperson, ihrer Positionierungen im Feld und im Sinne eines Verständnisses des forschersichen Eingriffs in ein Feld oder, weitgehender, der Konstruktion eines Feldes durch Forschung. Dem „induktivistische[n] Selbstmissverständnis“ (Kelle 2007, 32) der ‚originalen‘ GTM, das gerade bei Glaser

teilweise eine Mystifizierung empirischer Daten zur Folge hatte (verbunden mit der Metapher der „Entdeckung“ und der Leitidee der Emergenz von Theorie aus Daten) setzt die konstruktivistische GTM eine Betonung des Erkenntnisgewinns mittels Abduktion entgegen. Forschungsdaten werden zwecks Forschung und entlang eines Forschungsinteresses (sogar: vielfacher Interessen) von Forscher:innen generiert. Entsprechend sind Daten als interaktiv konstruiert zu begreifen. Ähnlich verhält sich die konstruktivistische GTM zum Stellenwert und Einbezug von Vorwissen in den Forschungsprozess, ein Thema, das einen zentralen Streitpunkt im Methodendiskurs zur GTM einnimmt: wissenschaftliches als auch alltagsweltliches Vorwissen, ebenso wie Werte, Präferenzen und Handlungen der Forscher:innen sind *ohnehin da*, die Frage ist aus der Warte der konstruktivistischen GTM nicht, wie diese sich möglichst gut neutralisieren lassen, sondern vielmehr, was sie für den Forschungsprozess bedeuten, wie sie sich in der Konstruktion einer Grounded Theory auswirken und welche Repräsentation sie in einem Forschungsbericht erhalten. Auch das Ziel der Theoriebildung wird entsprechend der grundlagentheoretischen Grundierung des Ansatzes uminterpretiert: einerseits ist die historische und lokale Kontextualisierung der Daten im konstruktivistischen Paradigma von größerer Bedeutung; andererseits ist das Ziel die Entwicklung einer Theorie, die „glaubwürdig, originär, resonant und nützlich“ (Charmaz 2011, 196) ist und nicht, dass die entstehende Theorie zum Gegenstand „passt, funktioniert, relevant und modifizierbar ist“ (ebd.). Die konstruktivistische GTM teilt damit viele der grundlegenden, oben genannten allgemeinen Grundelemente der GTM, verschiebt sie allerdings weiter in Richtung des interpretativen Paradigmas, betont die Territorialität von Wissen und die Rolle der Forschenden in der Wissensproduktion und verändert so auch die Ansprüche an die entstehende Theorie.

Eine ähnliche Zielrichtung verfolgt der Ansatz der Reflexiven Grounded Theory (R/GTM), der von Franz Breuer und anderen entwickelt wurde. Auch dieser Ansatz wurde vor einer sozialkonstruktivistischen Hintergrundmethodologie entworfen und legt einen starken Fokus auf Selbst-/Reflexion und den Einbezug des Erkenntnisprozesses in die Interpretation. Als Lehrbuch bietet der Band von Breuer et al. (2019) eine ganze Reihe an Vorschlägen für konkrete Handlungsformen in der Interpretation und wartet zudem mit einigen hilfreichen Metaphern für den Forschungsprozess auf, wie der sogenannten hermeneutischen Spirale (vgl. ebd., 55–59). Diese bezeichnet den Erkenntnisprozess im Entstehen einer Grounded Theory: theoretisches und alltagsweltliches Vorwissen wird in die Interpretation erster Daten hineingetragen und durch die Auseinandersetzung mit Daten irritiert und weiterentwickelt. Dabei helfen hermeneutische Kniffe wie eine zweifelnde Haltung, der Versuch der künstlichen Dummheit oder der Entselbstverständlichung und Entfremdung von Alltagswissen. Dieses neue Wissen wird genutzt zur Erhebung weiterer Daten, die dann wiederum auf dessen Hintergrund interpretiert werden, usw. Dieser Prozess wird bis zum Punkt der theoretischen Sättigung wiederholt,

sodass das Verständnis eines Gegenstandes oder Phänomens durch die Konfrontation mit einer bestimmten Forschungshaltung und empirischem Material permanent herausgefordert und weiterentwickelt wird.

Durch den Rückgriff auf die Methodologien von Charmaz und Breuer et al. spielen im Forschungsprozess Induktion, Deduktion und Abduktion als Schlussweisen eine Rolle: in einem Akt der *Abduktion* wird einem Phänomen wie z. B. einer bestimmten Interviewpassage oder Argumentation, eine hypothetische Deutung zugeordnet, die dann in einem *deduktiven* Schluss gedanklich auf weitere Fälle und Phänomene erweitert wird. Sodann wird der Blick auf dieses weitere Material gerichtet, um *induktiv* Belege und/oder Kontraste für die bzw. zum entwickelten Konzept zu entdecken – um dann wiederum das Konzept zu modifizieren oder nach weiterem Material zu suchen, durch das das Konzept fortentwickelt werden soll (theoretical sampling) (vgl. Breuer et al. 2019, 59). Der Prozess der Abduktion ist dabei vielleicht die größte Blackbox und das Verfahren, das am meisten Fragen aufwirft – wie genau funktioniert ein abduktiver Schluss und unter welchen Voraussetzungen kommt er zustande?

Zunächst ist festzuhalten, dass es sinnvoll ist, den Prozess der Abduktion nicht zu mystifizieren. Es besteht keine Notwendigkeit für Geniestreiche, wohl aber für gedankliche Sprünge und Gedankenblitze – sehr wohl handelt es sich bei der Abduktion um einen kreativen Akt, der eine Erfindung bzw. Neuverknüpfung von Wissensbeständen beinhaltet. Worum es im Forschungsprozess daher geht, ist eine Entwicklung von „Gelegenheit, Fähigkeit und *Kunst* des Erfindens neuer Konzepte, Regeln und Theorien“ (ebd., 58, Herv. i. Orig.). Jo Reichertz, der sich intensiv mit dem abduktiven Schluss auseinandergesetzt hat (Reichertz 1999; Reichertz 2011; Reichertz 2013), hat unter anderem auch Strategien zur Herbeiführung von Abduktionen entwickelt, die im Übrigen auch bei Charles Sanders Peirce, der eine Art Stellung als Hofphilosoph der Abduktion genießt, bereits thematisiert werden. Die erste Strategie ist dabei eine künstlich herbeigeführte starke *Erhöhung des Handlungsdrucks*: „Not macht erfinderisch“ (Reichertz 2011, 287). Im Forschungsprozess ereignen sich solche Situationen durch die Notwendigkeit der Präsentation von Zwischenergebnissen ohnehin bisweilen und in Interpretationsgruppen lässt sich eine Kultur des „Bilde eine These“-Imperativs etablieren. Folgt man Reichertz und Peirce, sind solche Situationen des erhöhten Handlungsdrucks, des echten Zweifels und der Angst abduktionsförderlich und es ist durchaus möglich, solche Situationen als forschende Person bewusst herbeizuführen und sich ihnen auszusetzen. Die zweite Strategie stellt den Gegenentwurf zur ersten dar. Peirce nennt sie *musement – Tagträumerei*. „Enter your skiff of musement, push off into the lake of thought, and leave the breath of heaven to swell your sail“ (Peirce 1931, Bd. 6, 315; zitiert nach Reichertz 2011, 287), lautet Peirces Imperativ zur Zwanglosigkeit. Auch Situationen, in denen ein derartiger Müßiggang möglich wird, sind intentional herbeiführbar; ein wenig muss man sich

als forschende Person allerdings wohl kennen: von mir selbst kann ich jedenfalls sagen, dass ich einen nicht unerheblichen Teil der Ideen, die mir retrospektiv als abduktive Momente im Forschungsprozess erscheinen, auf Spaziergängen, beim Kochen, Putzen, Duschen, vor dem Einschlafen oder in Momenten des ‚Zoning-Out‘ in der Bibliothek hatte. Eine Schwierigkeit bei dieser Strategie zur Herbeiführung abduktiver Schlüsse ist die Dokumentation entstehender Ideen. Im Verlauf des Prozesses bin ich daher dazu übergegangen, in solchen Momenten Sprachmemos aufzunehmen und diese dann später zu verschriftlichen. Die beiden genannten Strategien – absichtsvolle starke Verringerung und Erhöhung des Handlungsdrucks – sind zwar situativ exklusiv, aber nicht so widersprüchlich, wie sie auf den ersten Blick scheinen: gemeinsam haben sie, dass „der bewusste arbeitende, mit logischen Regeln vertraute Verstand ausmanövriert wird“ (Reichertz 2011, 288), was für einen abduktiven Schluss unerlässlich ist. Zugleich ist das Ergebnis eines abduktiven Prozesses zunächst einmal eine unbewiesene, spekulative Vermutung. Es bedarf daher einer gründlichen Weiterverarbeitung im Forschungsprozess – durch das Herantragen der Hypothese an das Datenmaterial und die Diskussion in Peer-Kontexten. In den meisten Fällen führt dies dazu, sie zu verwerfen, teils sind die Hypothesen absurd genug, um neue zu provozieren, teils erweisen sie sich als vorübergehend tragfähig und müssen dann weiterentwickelt und differenziert werden. Jedenfalls bedürfen abduktive Schlüsse deduktiver und induktiver Anschluss-Operationen.

Ein weiteres Überlegungsfeld stellt die oben bereits kurz angerissene Rolle von Vorwissen im Forschungsprozess dar. Sowohl die R/GTM nach Breuer et al. als auch die Konstruktivistische GTM nach Charmaz gehen davon aus, dass Vorwissen in der Konstruktion einer Grounded Theory immer und unabhängig davon, ob sich Forschende das wünschen oder nicht, eine zentrale Rolle spielt. Damit wenden sie sich insbesondere gegen Glasers apodiktische Haltung gegenüber Vorwissen. Gefordert wird so vielmehr die Explikation von Vorwissen und die Kenntlichmachung der Standortbezogenheit der forschenden Person. Mit der Tatsache von Vorwissen wird dann in Form ihres Einbezuges in Form von Heuristiken oder durch künstliche und bewusste Versuche des zeitweisen Ausblendens, die bestimmten Interpretationsstrategien (z. B. Sequenzialitätsprinzip) zugrunde liegen, umgegangen. In den bisherigen Kapiteln dieser Studie wurden, etwa anhand der Begriffe Subjektivierung, Diskurs, Biographie, Geschlecht, Männlichkeit und Übergänge, die Heuristiken, die in dieser Studie zur Anwendung kommen, transparent gemacht; und im Folgenden soll noch deutlicher werden, in welcher Weise mit ihnen umgegangen wurde. Das nun anschließende Kapitel zu Reflexivität bildet für dieses Unterfangen einen wesentlichen Baustein.

Zusammenfassend lässt sich zur GTM festhalten: Das Ziel der Theoriebildung war von Beginn dieses Forschungsprozesses an instruktiv. Auf dem Hintergrund einer konstruktivistischen und poststrukturalistisch informierten

Methodologie wurde ein offener Forschungsprozess begonnen, zu dessen Anfang noch nicht feststand, welche Materialien in den Materialkorpus Eingang finden würden. Im Fortschreiten des Forschungsprozesses und des fortlaufenden Vergleichs, der Suche nach minimalen und maximalen Kontrasten sowie der Entwicklung theoretischer Ideen wurden weitere Interviewpartner auf dem Hintergrund theoretisierender Überlegungen ausgewählt und mediale Produkte, die sich mit Männlichkeiten befassen, in die Forschung einbezogen. Das Kodierparadigma der vorliegenden Studie entspricht dabei nicht dem handlungstheoretischen Kodierparadigma von Corbin und Strauss, sondern wurde im Sinne der Gegenstands- und Materialangemessenheit im Forschungsprozess entwickelt (s. Kapitel 5). Im Folgenden sollen daher einige weitere Überlegungen zu den Themenfeldern Reflexivität sowie Biographie, Diskurs und diskursive Artikulationen vorgestellt werden, die für den Forschungsprozess und die Entwicklung der im Ergebnisteil vorgestellten Konzepte und Überlegungen leitend waren.

3.2 Reflexivität als Forschungshaltung

Vorwissen und Standort der forschenden Person kenntlich machen, das klingt erst einmal nach einer recht eindeutigen Anforderung. Andreas Langenohl stellt allerdings fest, dass in der zeitgenössischen Soziologie (und dieser Befund lässt sich m.E. recht unstandslos auf die Erziehungswissenschaft übertragen) zwei gänzlich unterschiedliche Begriffe von wissenschaftlicher Reflexivität parallel existieren, die unterschiedliche Wurzeln, Reichweiten und Zielsetzungen haben und mindestens partiell unvereinbar sind. Er benennt diese Formen der Reflexivität als „pragmatisches Idiom“ und „Theorieidiom“ (Langenohl 2009, 13). Beide Idiome reagieren auf Impulse postmoderner Philosophie und die seit den 1980er-Jahren ausgehend von der Ethnologie diskutierte „Krise der Repräsentation“. Diese skandalisierte die Rolle epistemischer Grundannahmen und machtvoller Beziehungen zwischen Forschenden und Beforschten sowie den Anschein objektiver Repräsentation in ethnographischen Texten und forderte so die Methoden und Darstellungsweisen der Ethnologie heraus. Die beiden Idiome unterscheiden sich aber erheblich in ihrer Zielsetzung: Auf der einen Seite steht das pragmatische Idiom, das „einen epistemischen Bruch feststellt und die Konsequenzen – abhanden gekommene Objektivität – unaufgeregt prozessiert“ (ebd., 14). Es zielt daher auf Kontextualisierung und Relationierung wissenschaftlicher Erkenntnis und ist daher eher zurückhaltend, was Versuche theoretischer Großentwürfe angeht. Auf der anderen Seite steht das Theorieidiom, das auf dem Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität beharrt, Reflexivität dann aber als notwendige Voraussetzung für diese betrachtet. Als Hauptvertreter des Theorieidioms kann Pierre Bourdieu gelten, der dafür wirbt, eine Objektivierung wissenschaftlicher

Erkenntnisproduktion anzustreben. Dabei soll der Einfluss der Position von Forschenden im wissenschaftlichen Feld sowie ihr Habitus durch eine Anwendung soziologischer Methoden auf die Forschungspraxis selbst so stark wie möglich reduziert werden; im optimalen Fall wird so ein neutraler, von außen betrachtender, objektiver Blick möglich. Diese „wissenschaftliche“ unterscheidet Bourdieu abwertend von einer „narzisstischen“ Reflexivität (Bourdieu 1993), die in einer Nabelschau der Forscher:in und ihren vermeintlich persönlichen Praxen (die mit Bourdieus Termini von Habitus und Feld soziologisch auflösbar wären) bestehe, was jeglichen Besonderheitsanspruch wissenschaftlichen Wissens aufhebe und so letztlich an der Selbstabschaffung von Wissenschaft mitwirke. Die Gefahr einer Reduktion von Reflexivität auf die forschende Person besteht zwar, in systematischer Hinsicht zielt Bourdieu allerdings am Ziel des konkurrierenden pragmatischen Idioms vorbei. Dieses betont die Notwendigkeit von Partialität und Vielstimmigkeit in der Wissensproduktion, und es geht ihm um Relationierung, nicht Relativierung von Wissen. Es handelt sich also um zwei unterschiedliche Lösungen für das unlösbare Problem der Repräsentation: Keine Repräsentation eines Phänomens in Textform ist jemals identisch mit dem Phänomen an sich, selbst wenn die erkenntnistheoretische Position eingenommen wird, es gäbe ‚Phänomene an sich‘. Das theoretische Idiom versucht nun, das wissenschaftliche Besteck, das zur Verfügung steht, auf die eigene Praxis anzuwenden und so die in jedem Feld und allen Habitus inhärenten Biases aufzudecken und zu neutralisieren. Das pragmatische Idiom schiebt das „unlösbare Grundproblem im Vehikel immer je konkreter Forschungspraxen und Theorien mittlerer Reichweite“ (Langenohl 2009, 12) auf. Es handelt sich also um eine höchst nüchterne und pragmatische Umgangsweise, die keinesfalls in Sprachlosigkeit und der Aufgabe wissenschaftlicher Ansprüche endet. In gewisser Weise handelt es sich bei diesen beiden Positionen also um Positionen in einem Streit, der – so konstatiert Langenohl – nicht offen ausgetragen wird. Zugleich spricht auf einer forschungspraktischen Ebene wenig dagegen, die Anregung der „radikale[n] Infragestellung [der] eigenen Operationen und Denkinstrumente“ (Bourdieu und Wacquant 1997, 20) aufzunehmen, ohne erkenntnistheoretisch hinter die Anerkennung der grundsätzlichen Partialität und Standortgebundenheit von Wissen sowie der Notwendigkeit des Einbezugs von Positioniertheit und Verstricktheit der forschenden Person(en) zurückzufallen. Worum es hier geht, ist also eine vermittelnde Position, wie sie auch Kühner et al. zu Beginn ihres Sammelbandes „Reflexive Wissensproduktion“ vorschlagen: als Bedingung „*sozialwissenschaftlich tragfähiger* – nicht jedoch ‚objektiver‘ Erkenntnisse“ (Kühner et al. 2013, 11, Herv. LK) sehen diese einen Modus der Reflexivität über den gesamten Forschungsprozess, der sowohl die eigene Forschungspraxis beforcht als auch die irreduzible Positionalität des Forschungsprozesses erkennt und anerkennt. Im Folgenden will ich skizzieren, wie ich versucht habe, einen

solchen reflexiven Modus in meiner Forschungspraxis einzunehmen und wie sich das in der Darstellung der empirischen Ergebnisse zeigt.

Vorab: die methodische Einlösung des beschriebenen Reflexivitätsanspruchs erfolgte ‚on the run‘ und durchzog den gesamten Forschungsprozess. Es handelt sich nicht um einen einmaligen Akt der Pflichterfüllung im Methodenteil dieser Studie, sondern um einen integralen Bestandteil des Forschungsprozesses, von der Themenwahl über die Entwicklung der Fragestellung hin zu sämtlichen Bestandteilen des Erhebungs- und Interpretationsprozesses sowie Fragen der Ergebnisdarstellung. Dementsprechend werde ich dieses Thema auch immer wieder aufgreifen und es erschöpft sich nicht in dem nun folgenden Versuch, unterschiedliche Aspekte von Reflexivität für das vorliegende Projekt zu umreißen.

3.2.1 Feld- und institutionelle Kontexte des Forschungsprojektes

Diese Studie ist im Rahmen des Graduiertenkollegs Doing Transitions entstanden, das das Projekt einer „Reflexiven Übergangsforschung“ und eine Öffnung der Übergangsforschung für neue Themenfelder und insbesondere eine praxistheoretische Grundierung verfolgt (vgl. zur Einführung Wanka et al. 2020; Walther et al. 2022). Das Graduiertenkolleg wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziert, hat also ein mehrstufiges Bewerbungsverfahren bei der DFG durchlaufen, bei dem eine Gruppe an Gutachter:innen Einschätzungen zur Relevanz und Ausgestaltung des Vorhabens abgegeben und den Förderantrag (zweimal) positiv beschieden hat. Die Förderung durch die DFG ist Indiz dafür, dass Doing Transitions keine Außenseiterposition im Feld der Sozialwissenschaften einnimmt, denn die Gutachtenden, die aus unterschiedlichen Disziplinen stammen, erkannten die Innovativität und Relevanz des Vorhabens an und ratifizierten das Kolleg so als investitionswürdig und mitspielfähig. Beide Sprecher:innen und eine Mehrzahl sowohl der beteiligten Professor:innen wie auch Kollegiat:innen stammen disziplinär aus der Erziehungswissenschaft, darüber hinaus sind auch Vertreter:innen der Soziologie und Psychologie beteiligt. Aus dieser Ausgangssituation ergibt sich eine tendenziell erziehungswissenschaftliche Grundorientierung des Kollegs, die sich allerdings in der zweiten Förderperiode, sowohl was die personelle Zusammensetzung als auch die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen anbelangt, vermehrt in Richtung der Soziologie verschiebt. Das Feld der Erziehungswissenschaft selbst kann dabei als agonale organisiert verstanden werden; in ihm geht es darum, Einfluss auf die „Ordnung des pädagogischen Diskurses“ (Rieger-Ladich 2009, 163) sowie Deutungshoheit über den Gegenstandsbereich der Disziplin zu erlangen. Insofern ist auch „Doing Transitions“ eine Arena der Aushandlung und Verschiebung (sub-)disziplinärer Zuständigkeiten und Zuschreibungen von Aussagefähigkeiten. Die Verortung dieser Studie im Feld der Männlichkeitsforschung erhöht den Grad der Komplexität noch weiter, da

sich dieses einerseits durch einen relativ geringen Institutionalisierungsgrad auszeichnet und andererseits nicht ohne weiteres in gängige disziplinäre Grenzen einzuordnen ist. Obgleich die Themen Männer und Männlichkeiten über verschiedene Disziplinen (z. B. Soziologie, Literaturwissenschaft, Erziehungswissenschaft, Geschichtswissenschaft) hinweg durchaus eine gewisse Aufmerksamkeit erfahren haben, gibt es keine Lehrstühle oder Studiengänge, die dem Thema explizit gewidmet sind; somit beruht die Auseinandersetzung damit auf dem persönlichen Interesse von Lehrstuhlinhaber:innen, wissenschaftlichen Mitarbeitenden und Studierenden und unterliegt damit auch erheblichen Aufmerksamkeitskonjunkturen. Aktuell ist eine Art Generationenwechsel zu konstatieren – eine ganze Reihe an Forscher:innen, die die Männlichkeitsforschung im deutschsprachigen Raum merklich geprägt haben, wie Michael Meuser, Sylka Scholz, Andrea Maihofer, Toni Tholen oder Martin Dinges, werden in absehbarer Zeit ihre Beteiligung am Diskursfeld der Männlichkeitsforschung reduzieren oder einstellen. Die Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung (AIM Gender), die, von dieser Generation an Männlichkeitsforscher:innen etabliert, einen wichtigen Debattenraum im deutschsprachigen Raum bildet, besteht weiterhin. Zugleich positionieren sich aber neue Akteure im Feld. Hier ist z. B. die unter dem Dach der FG Geschlechterstudien organisierte AG Kritische Jungen*-, Männer*- und Männlichkeitsforschung, die erst 2021 gegründet wurde, zu nennen. Auch wenn es sich bei einer solchen Neuorganisation wesentlich um Symptome eines Generationenwechsels handelt, wohnt ihr auch ein Konflikt inne, der die Männer- und Männlichkeitsforschung, global wie im deutschsprachigen Raum, seit ihrer Etablierung begleitet: die Frage nach ihrem Verhältnis zu Feminismen und Frauenbewegungen. Die Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung an deutschen Universitäten war historisch gesehen eng verknüpft mit der zweiten Welle der Frauenbewegung. Einer ganzen Reihe an Forscherinnen gelang es beginnend in den 1970er-Jahren, die Auseinandersetzung mit Geschlechterverhältnissen aus einer explizit politisch-interventionistischen Intention heraus unter der Überschrift ‚Frauenforschung‘ an den Universitäten zu etablieren. Bewegung und Forschung waren dabei eng miteinander verbunden und der Impetus der wissenschaftlichen Beschäftigung war stets auch der politischen Durchsetzung von Frauenrechten und dem Anspruch der Gleichberechtigung der Geschlechter gewidmet. Mit den Jahren etablierte sich der Begriff der Geschlechterforschung oder Frauen- und Geschlechterforschung, da sich dieser Forschungszeitung ja explizit nicht nur mit Frauen, sondern mit Geschlechterverhältnissen befasste, die Frauen zwar benachteiligten, an denen aber logischerweise nicht nur sie beteiligt waren. Inzwischen hat mit den Gender Studies eine inhaltlich deutlich erweiterte ausdifferenziertere Forschungsrichtung an den Universitäten etabliert, die auch quantitativ noch einmal einen Sprung bedeutete: inzwischen gibt es grundständige Studiengänge zu Gender Studies und eine Reihe an Professuren insbesondere in der

Soziologie sind per (Teil-)Denomination inhaltlich auf die Erforschung von Geschlechterverhältnissen festgelegt. Die Männer- und Männlichkeitsforschung entstand allerdings nicht als Teil dieser in feministischen Bewegungen verankerten Forschungsrichtungen, sondern auch aus der ebenfalls ab den 1970er-Jahren entstehenden (allerdings wesentlich kleineren) Männerbewegung mit ihrem komplizierten Verhältnis zum Feminismus. Insofern bewegt sich diese Studie in verschiedenen umkämpften Feldern und unterliegt entsprechend der Anforderung unterschiedlicher Positionierungen in diesen Feldern. Zugleich sind die „Doxa“, die „Orthodoxien“ und „Heterodoxien“ dieser Wissenschaftsfelder auch für meine eigene wissenschaftliche Sozialisation prägend (vgl. Beaufays 2003).

3.2.2 *Biographische Kontexte des Forschungsprojektes*

Die Entwicklung eines Interesses an einem bestimmten Gegenstand und an einer bestimmten Fragestellung speist sich *auch* aus der Identifikation einer Forschungslücke (vgl. Kapitel 2) und aus dem Wissen über die Anerkennbarkeit des Projektes in bestimmten Forschungsfeldern und institutionellen Kontexten (vgl. Kapitel 3.2.1) – aber nicht nur. Forschende bringen immer eine ganze Reihe an weiteren Vor-Bedingungen mit, die in ihrem eigenen Aufwachsen, Vorerfahrungen aller Art, ihrer akademischen Sozialisation, Alltagstheorien, politischen Anliegen u. v. m. begründet liegen. Manche dieser präkonzeptuellen Bestände sind ohne Weiteres bewusst zugänglich und explizierbar, andere hingegen etwas ‚verschütteter‘ – sie wirken allerdings in Form von Affekten (vgl. Kapitel 3.2.3), auf bestimmte Aspekte gerichteter Neugierde, Tabuisierungen, Ängste etc. in den Forschungsprozess hinein. Nun kann man, was diese biographischen Kontexte angeht, keinen ernsthaften Anspruch auf Vollständigkeit erheben, denn es handelt sich bei ihnen um ein sprichwörtliches Fass ohne Boden. Es gilt allerdings anzuerkennen, dass die „Forscherperson selbst [...] *Teil des untersuchten Phänomens* (Problems, Zusammenhangs, Handlungsfelds)“ ist (Breuer et al. 2019, 91) und entsprechend einer wiederkehrenden Thematisierung im Forschungsprozess bedarf. Hier geht es also um eine bestimmte Form der (Selbst-)Aufmerksamkeit: Entscheidungen im Forschungsprozess auch daraufhin zu befragen, was neben Sachargumenten und Erwägungen bezüglich des Beitrags zum und der Positionierung im wissenschaftlichen Feld noch alles eine Rolle spielt; welche hidden agenda sich bei Zeiten Bahn bricht – oder umgekehrt: weder in euphorischen Phasen des Forschungsprozesses, dem „drugless trip“ (Glaser 1978, 24) noch in krisenhaften Phase die Auseinandersetzung mit den ‚Residuen‘ biographisch-lebensweltlicher Kontexte zu vermeiden, die mutmaßlich einen Teil zum Verständnis der Eigendynamiken des Forschungsprozesses betragen können.

Im dieser Studie zugrundeliegenden Forschungsprozess sind hier etwa Motivationen, als cis Mann zu Männlichkeit zu forschen, in den Blick zu nehmen;

ebenso wie die eigenen Positionierungen im Kontext von Männlichkeitsdiskursen, die eigenen politischen Anliegen, der Schmerz über die Schwierigkeit von (gesellschaftlicher, aber auch eigener habitueller) Veränderung; der Wunsch, um hier eine analytische Kategorie aus der Interpretation vorwegzunehmen, ein ‚guter Mann‘ zu sein ebenso wie die Sorge, auf diese Weise nur an einem immer avancierteren Spiel teilzunehmen, in dem es darum geht, eine möglichst moralisch anerkenbare Männlichkeitsperformance abzuliefern, ohne dass sich hierin irgendein emanzipatorisches Anliegen spiegelt. All diese Themen und noch viel mehr – wie methodische Zweifel im Forschungsprozess oder Überlegungen dazu, wie meine sozialstrukturelle Positionierung, meine Erfahrungen, meine Beziehungen in meiner Studie wirken – waren während des gesamten Forschungsprozesses wichtige Wegbegleiter. In Form reflexiver Memos habe ich sie zu würdigen und in der Interpretation präsent zu halten versucht.

3.2.3 Einbezug leib/körperlicher Resonanzen in den Interpretationsprozess

Auch im Anschluss an diese Überlegungen wurde im vorliegenden Projekt versucht, die persönliche Verstricktheit der forschenden Personen, ihre affektiven Reaktionen und ihr leibliches Spüren als Erkenntnisquellen zu verstehen, denen im Interpretationsprozess Raum gegeben wird und die Anlass zur Entwicklung von Interpretationsideen bieten. Eine ganze Reihe an Ansätzen, die dies zu gewährleisten versuchen, wurden in Auseinandersetzung mit George Devereux‘ psychoanalytischer Schrift „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“ entwickelt. Devereux zufolge erbringt „die Analyse der Gegenübertragung, wissenschaftlich gesehen, mehr Daten über die Natur des Menschen“ als die Untersuchung eines „Objekts“ selbst. Er betrachtet so die Beobachter als zentrale Quelle von Erkenntnis und richtet seinen Blick auf die forschende(n) Person(en) und die Interaktion zwischen Forschenden, Beforschten sowie Forschungsfeld. Daher qualifiziert Devereux drei unterschiedliche Typen von Daten, die von Interesse sind:

1. Das Verhalten des Objekts.
2. Die ‚Störungen‘, die durch die Existenz und die Tätigkeit des Beobachters hervorgerufen werden.
3. Das Verhalten des Beobachters: seine Ängste, seine Abwehrmanöver, seine Forschungsstrategien, seine ‚Entscheidungen‘ (d. h. die Bedeutung, die er seinen Beobachtungen zuschreibt) (Devereux 1998, 20, zuerst 1973).

Die unter dem ersten Punkt aufgeführten Daten sind im vorliegenden Projekt primär die Interviewtranskripte und Post-Interview-Memos. Punkt zwei weist darauf hin, dass die Anwesenheit der forschenden Person im Feld erheblichen

Einfluss hat, ja, die Daten letztlich überhaupt erst hervorbringt. Dieser Umstand wird in vielen Ansätzen als möglichst zu minimierender oder zumindest kontrollierender Fehler thematisiert. Hier hingegen erscheint er positiv als eigenständiger Datentypus, der Erkenntnisgewinne verspricht. Devereux geht dabei davon aus, dass Forschende und Beforschte in einem Wechselverhältnis der gegenseitigen Beobachtung und Beeinflussung stehen und füreinander einen je spezifischen „Reizwert“ besitzen und Zuschreibungen zueinander vornehmen. Diese Forscher:innen-Feld-Beziehung gilt es zu beschreiben und analysieren. Der dritte Punkt ist wohl die stärkste Idiosynkrasie von Devereux‘ Ansatz und gleichzeitig einerseits der Grund, warum „Angst und Methode“ in den Sozialwissenschaften immer *nur randständige* Beachtung fand und andererseits der Grund, warum er bis zum heutigen Tag *randständig immer noch* Beachtung findet. Die Aufmerksamkeit richtet sich hier auf leib/körperliche Resonanzen der Forschenden, auf affektive Reaktionen auf Forschungsfeld und Gesprächspartner:innen, spontane Assoziationen oder Gefühlsregungen. Die verkörperte Subjektivität der Forscher:innen wird hier nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern als Datenquelle verstanden. Dabei ist, wie Breuer anmerkt, Devereux‘ Terminologie und ihre Herleitung zwar von psychoanalytischen Annahmen geleitet, die Grundidee lässt sich allerdings auch als eigenständige epistemologische Figur auffassen und ergibt auch auf dem Hintergrund einer konstruktivistischen Methodologie Sinn. Devereux fordert dabei, nicht nur die distale (leib/körperferne) Leseweise von Daten zu schulen, sondern auch die proximale (leib/körpernahe) (vgl. ebd., 315). In die Forschungspraxis übersetzt bedeutet das, alle möglichen Arten von Resonanzen und Affekten bereits in der Datenerhebung, aber auch in der Interpretationspraxis (ob allein oder in Gruppen) und der weiterführenden Theoretisierung aufmerksam wahrzunehmen, sorgfältig zu erfassen und zu versprachlichen. Ein solcher Blick auf forschende Subjektivität als Datenquelle eröffnet einerseits Potenziale für abduktive Gedankensprünge, andererseits holt er die ohnehin bestehende Verstrickung der Forschenden mit dem Feld auf eine grundlegende Art und Weise ein, die die Durchdringung des empirischen Materials erheblich bereichert.

Konkrete Verfahren, um einem so verstandenen Anspruch reflexiver Forschung Genüge zu tun, sind: das Führen eines Forschungstagebuchs, das Verfassen selbstreflexiver Memos (vgl. z. B. Breuer et al. 2019, 176), die Explikation von Präkonzepten, die Thematisierung leib/körperlicher Resonanzen (vgl. Abraham 2002; Breuer et al. 2019, 93–107), subjektiver Verstrickungen und Logiken des wissenschaftlichen Feldes (vgl. Rieger-Ladich 2009), die den Forschungsprozess prägen im Peer-Austausch und in kollektiven Interpretationssettings sowie der Einbezug dieser Fragen in die Darstellung der Ergebnisse. Als heuristische Leitfragen in diesem Kontext dienen z. B. die folgenden:

- Warum entwickle ich ein Interesse an diesem Forschungsthema und Feld? Was steht, neben inhaltlichen Abwägungen, hinter Entscheidungen im Forschungsprozess? Warum folge ich bestimmten theoretischen Ideen und verwerfe andere?
- Welche Perspektiven und Vorannahmen bringe ich mit – aufgrund meiner eigenen Biographie, meiner disziplinären Verortung, meinem konkreten akademischen Umfeld?
- Was zeichnet Forschungssituationen als Interaktionssituationen aus – wer positioniert wen wie? Wie lassen sich diese Prozesse zu meiner Forschungsfrage in Verbindung bringen?
- Welche Prozesse leib/körperlicher Affizierung treten im Auswertungs- und Theoretisierungsprozess auf? Wie lassen sich diese unmittelbaren Affekte, Assoziationen, ausgelösten Gefühle und persönlichen Betroffenheiten interpretieren und welche Ideen zu meinen Forschungsfragen lassen sich daraus entwickeln?

3.3 Biographie, Diskurs und Artikulation

3.3.1 Biographie

Bei der vorliegenden Forschung wurde ein qualitatives Vorgehen gewählt, das in einem weiten Sinne der Biographieforschung zugeordnet werden kann. Nun handelt es sich bei biographischen Ansätzen allerdings um ein weites Feld, das hier nicht vollständig kartiert werden kann (wegen des Umfangs eines solchen Unterfangens) und soll (mangels Zweckmäßigkeit). Einige Grundannahmen und kritische Anfragen sowie deren Konsequenzen für das konkrete Verfahren in dieser Studie sollen nun dennoch dargestellt werden.

Sozialwissenschaftliche Biographieforschung ist ein heterogenes Forschungsfeld, das – kleinster gemeinsamer Nenner – im qualitativen Paradigma beheimatet ist. Dieses geht davon aus, dass in der sozialen Welt Konstruktionen erster Ordnung, lebensweltliche Konstruktionen der Akteur:innen nämlich, kursieren und so zum sozialwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand werden können. Auf die Rekonstruktion dieser Konstruktionen erster Ordnung folgt dann der Aufbau sozialwissenschaftlicher Konstruktionen zweiter Ordnung in Form von Hypothesen und gegenstandsbezogener Theorie (vgl. Schütz 1971, 3–8). Der Gegenstand qualitativer sozialwissenschaftlicher Forschung ist also eine bereits interpretierte Wirklichkeit. Sie widmet sich dem *Verstehen* von Sinn und subjektiven Sichtweisen (und nicht, wie im quantitativen Paradigma, dem *Messen* und *Erklären* sozialer Sachverhalte), auch wenn die theoretischen Grundlagen und begrifflichen Ausgestaltungen dieses verstehenden Ansatzes eine erhebliche Binnendifferenzierung aufweisen. Biographieforschung richtet ihren Blick dabei wenig überraschend auf Biographien als

Forschungsgegenstände. Diese sind allerdings kein voraussetzungsloses und selbstverständliches Konzept. Es handelt sich bei ihnen – der wörtlichen Übersetzung aus dem Griechischen folgend – um alle möglichen verschiedenen Sorten von ‚Lebens-Beschreibungen‘, wie z. B. schriftlich fixierte (Auto-)Biographien, Tagebucheinträge oder mündliche Erzählungen, Briefe oder Gerichtsakten. Auch wenn biographische Untersuchungen zumeist die individuelle Biographie als Ausgangspunkt und primäre Untersuchungseinheit wählen, geht es ihnen nicht nur um die Analyse und möglichst genaue Beschreibung einzelner Lebensgeschichten, sondern sie erheben darüber hinaus den Anspruch, aus diesen Lebensgeschichten heraus gesellschaftliche Strukturen, Prozesse, Diskurse zu rekonstruieren.

Der Hintergrund des Interesses an der Erforschung von Biographien ist dabei im Prozess der gesellschaftlichen Modernisierung zu suchen: die stattfindende Herauslösung von Individuen aus traditionellen Strukturen bzw. der Zugehörigkeit zu einem Kollektiv wie Herkunft oder Stand führt zu einer verstärkten Offenheit und Ungewissheit sowie der Notwendigkeit einer neuen Vergesellschaftungsform – der Individualisierung (vgl. Beck 1983). Im gleichen Maße findet auch eine Biographisierung statt, womit die durch die „Zunahme des Fächers verfügbarer Orientierungs- und Handlungsalternativen [...] erhöhte Notwendigkeit von Selbstthematization im Hinblick auf die eigene Lebensplanung“ (Fischer und Kohli 1987, 40–41) gemeint ist: Angesichts der abnehmenden Determination des Lebensverlaufes durch die Standes- und Klassenzugehörigkeit und die gleichzeitige zunehmende Planbarkeit der erwartbaren Lebensspanne entsteht für die freigesetzten Individuen der Moderne zunehmend die Notwendigkeit, ihr eigenes Leben schlüssig darstellen zu können. Dabei handelt es sich allerdings nicht um eine vollkommen beliebige und frei gestaltbare Darstellung – durch die gleichzeitige Etablierung eines Normallebenslaufs (vgl. Kohli 2017), der eine Dreiteilung des Lebens in Vorbereitungs-, Aktivitäts- und Ruhephase vorsieht sowie durch Geschlechter- sowie milieu- und klassenspezifische Normen u. v. m. unterliegen Biographien zahlreichen Rahmungen und Darstellungszwängen. Mit anderen Worten: durch die moderne Individualisierung wird eine Vergesellschaftung sichtbar, die am Individuum und nicht mehr am Kollektiv ansetzt – aber sie bleibt Vergesellschaftung. Wie wenig andere theoretische Konzepte eignet sich nun dasjenige der Biographie, das Besondere je individuell erzählter Leben in den Blick zu nehmen, ohne die Spannungsverhältnisse aufzulösen, in denen es steht: zur sozialen Funktion dieser Besonderheit und Individualität, zu Strukturen des sozialen Raumes, Normen, auf die Bezug genommen wird oder Diskursen, die über (Un-)Sagbarkeiten bestimmen. Biographie erscheint so als Konzept, „das einen Weg aus der dualistischen Sackgasse von Subjekt und Gesellschaft weist“ (Rosenthal 1995, 12). Das Ziel sozialwissenschaftlicher Biographieforschung ist entsprechend, „an einer modernen Morphologie des Lebens [zu] arbeiten“ (Marotzki 2006, 113), wobei es das „prozesshafte

Ineinandergreifen von Individuation und Vergesellschaftung“ (Alheit und Dausien 2009, 307) ist, das Biographien in den Fokus des Interesses rückt.

Eine zentrale Frage stellt aufgrund dieser Interessenkonstellation das Verhältnis von Erleben, Erinnern und Erzählen dar. Entgegen mancher Kritiken (hier besonders einschlägig: Bourdieu 1990b) findet in der Biographieforschung keinesfalls eine Gleichsetzung dieser Konzepte statt. Die Frage nach dem Grad der ‚Wahrheit‘ oder Ereignis- bzw. Erlebnisnähe einer Erzählung ist aus biographieforscherischer Perspektive zunächst sogar gar nicht besonders relevant: Worum es geht, ist schließlich die Erkundung dieser spezifischen Darstellungsform sowie dem darüber transportierten Besonderen (der individuellen Darstellung) sowie Allgemeinen (der diese bestimmenden und begrenzenden sozialen Kontexte) – nicht eine möglichst akkurate Rekonstruktion von Ereignissen. Hierfür sind häufig andere Methoden auch geeigneter. Gleichwohl sind theoretische Überlegungen zum Verhältnis von Erleben, Erinnern und Erzählen für den Umgang mit biographischen Texten selbstverständlich eine wichtige Voraussetzung. Fritz Schütze, der mit der Methode der Biographieanalyse eine der meistrezipierten und -angewandten Ansätze in der Biographieforschung entwickelte, nutzt zur Beschreibung dieses Verhältnisses den Begriff der „Erfahrungsaufschichtung“. In diesem Konzept geht er im Wesentlichen davon aus, dass durch die im Rahmen einer Stegreiferzählung wirkenden Erzählpzweige (Detaillierungs-, Gestaltschließungs- und Kondensierungszwang, vgl. Schütze 1976) die in einer je bestimmten Phase der lebensgeschichtlichen Erzählung herrschende „Prozessstruktur“ zum Vorschein kommt und dass diese Prozessstruktur tatsächlich in einem Entsprechungsverhältnis zum Erleben steht. Er unterscheidet dabei zwischen biographischem Handlungsschema, in dem der:die Biograph:in das eigene Leben gestaltet, einem institutionellen Ablaufschema, in dem der:die Biograph:in vorgegebene institutionelle Strukturen durchläuft, Verlaufskurven, die der:die Biograph:in ohne wesentlichen eigenen Handlungsanteil ‚erleidet‘ (wobei Schütze auch positive Verlaufskurven prinzipiell mitdenkt) und zuletzt biographische Wandlungsprozesse, die die Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten der:des Biographen:in systematisch verändern (vgl. Schütze 1984, 92).

Letztlich geht es also um das Verhältnis von Hetero- und Autonomie, von Erleiden und Gestalten, bei dem Schütze tatsächlich davon ausgeht, dass eine Homologie zwischen Erleben und Erzählen besteht, die sich aus der formellen Analyse lebensgeschichtlicher Erzählungen rekonstruieren lässt. Weiter will ich Schütze in der vorliegenden Studie nicht folgen: In seinem Ansatz geht es zusätzlich darum, Eigentheorien der Erzählperson diesen rekonstruierten Prozessstrukturen gegenüberzustellen (der Schritt der „Wissensanalyse“), um so letztlich Aussagen wie die folgende über die Erzählperson treffen zu können: „Der Biographieträger folgt einer illusionären Lebensorientierung“ (Schütze 1983, 284). Auf Basis der subjektivierungs- und diskurstheoretischen

Annahmen, die dieser Studie zugrunde liegen, erscheint die Suche nach einer solchen Diagnose wenig sinnvoll.

Gabriele Rosenthal, deren Methode der biographischen Fallrekonstruktion als die zweite stark verbreitete methodische Herangehensweise neben der Schütze'schen Biographieanalyse gelten kann, bezieht sich besonders auf die phänomenologischen bzw. gestalttheoretischen Ansätze von Edmund Husserl und Aron Gurwitsch. Kernbegriffe ihrer Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Erleben, Erinnern und Erzählen sind die Husserl'schen Termini von Noema und Noesis. Dabei bezeichnet die Noesis, den Akt bzw. die Art und Weise der Zuwendung zur eigenen Lebensgeschichte und das Erinnerungsnoema das sich in der Erinnerung Darbietende, das durch die Noesis entscheidend geprägt ist. In Erzählungen kommen so keinesfalls historische ‚Fakten‘ zum Vorschein, vielmehr verweisen sie „sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben“ (Rosenthal 2014, 181). Die Erzählung erfolgt dann in der zusätzlichen Verknüpfung der Erinnerung mit einem thematischen Feld. Als Beispiel führt Rosenthal die Diagnose von Multipler Sklerose ein, durch die das zuvor erlebte Fallenlassen eines Gegenstandes plötzlich nicht mehr als alltägliche Ungeschicklichkeit erscheint, sondern dem thematischen Feld „Krankheitssymptome“ zugeordnet wird: „Erzählungen über die Vergangenheit sind an die Gegenwart des Erzählens gebunden. Die gegenwärtige Lebenssituation bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit bzw. schafft eine jeweils spezifische Vergangenheit“ (Rosenthal 2002, 136). Durch die Rekonstruktion des erlebten Lebens in sequenzieller, chronologischer Reihenfolge und eine umfangreiche historische Kontextualisierung sowie die Rekonstruktion des erzählten Lebens in der Erzählreihenfolge sowie die Kontrastierung dieser beiden Rekonstruktionen versucht die von Rosenthal wesentlich entwickelte biographische Fallrekonstruktion das Verhältnis der erlebten und erzählten Lebensgeschichte im Einzelfall auszuloten. Ohne Rosenthals Ansatz in seinen einzelnen Schritten zu folgen, lieferte auch er für das vorliegende Projekt einige fruchtbare Anregungen, wie etwa historische Kontextbeschreibungen, das Anfertigen eines tabellarischen ‚Lebenslaufs‘ aus den biographischen Erzählungen oder die von mir vorgenommene Unterscheidung von erzähltem und erzählendem Ich.

3.3.2 *Kritiken und Weiterentwicklungen biographietheoretisch orientierter Forschungsansätze*

Ansätze der Biographieforschung waren in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten verschiedentlich Kritik ausgesetzt. Die wohl berühmteste stammt von Pierre Bourdieu (1990b), der unter dem Titel „Die biographische Illusion“ die Biographieforschung harsch kritisiert. Er unterstellt dieser, die subjektive Lebensgeschichte zu objektivieren und so zur allgemeingültigen Wahrheit zu erheben; also der Illusion aufzusitzen, dass ein Leben in der Form einer

kohärenten Geschichte, eines intentionalen Projektes eine angemessene Darstellung erfahre. Seine Hauptkritik richtet sich dabei auf das seiner Ansicht nach Biographieforschung implizit zugrundeliegende Subjektverständnis, das dem des bürgerlichen Romans entspreche. Der ‚Träger‘ einer solchen Biographie werde als konstantes und von der sozialen Welt unabhängiges Subjekt konzipiert, sodass es zu seinem Verständnis ausreiche, die Stationen seines Lebens wie eine „Metro-Strecke“ (ebd., S. 80) ohne das umgebende Streckennetz aufzuzeichnen. In der deutschsprachigen Biographieforschung evozierte Bourdieus Rundumschlag, wohl nicht zuletzt aufgrund des Gestus, in dem er vorgetragen ist, teilweise massiven Widerspruch. So warf Gabriele Rosenthal (1995, 17) Bourdieu Unkenntnis der soziologischen Biographieforschung vor und Lutz Niethammer urteilte: „[Z]u sagen, dass die soziologische und historische Biographieforschung im Wesentlichen nur darauf abhebe, den subjektiven Sinn der Quellen zum objektiven Sinn der Gesellschaft zu verdichten, ist eine Illusion über die Biographieforschung“ (Niethammer 2019, 57). Bezogen auf Bourdieus Vorwurf, Biographieforschung vertrete ein gänzlich naives Subjektverständnis, das gesellschaftliche Kontexte außen vor lässt, ist die Heftigkeit dieser Reaktionen nachvollziehbar. Wie oben beschrieben, ist es gerade der enge Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Konstitution des Subjekts und der biographischen Bewältigung und Aneignung struktureller und kultureller Anforderungen, der den Ausgangspunkt für das Interesse an biographischen Darstellungsformen bildet. Woran Bourdieu zu Recht erinnert, ist das Faktum der kommunikativen Herstellung von Biographien, die sich nicht in „intentional reflexiven Deutungen der Erzähler erschöpf[en]“ (Griese und Schiebel 2018, 117) – auch dies ist zwar in der Biographieforschung methodologisch thematisiert, aber schleicht sich in der Forschungspraxis womöglich manchmal ein.

Eine weitere Kritik entspinnt sich an der bereits angedeuteten grundlagentheoretischen Klärung des Verhältnisses von Erleben, Erinnern und Erzählen. In einem stark rezipierten Aufsatz wirft Heinz Bude (1985) insbesondere dem Ansatz von Fritz Schütze eine Art Naturalisierung bzw. Mystifizierung der Darstellungsform Erzählen vor. Der „Narrativismus“ (ebd., 327) priorisiere die Erzählung als Darstellungsform, weil sie nach dessen Ansicht besonders direkten Zugriff auf Erfahrungen der Erzählenden biete – basierend auf einer „grundlagentheoretischen Annahme einer Homologie von Erzählkonstitution und Erfahrungskonstitution. Das heißt, einfach gesprochen, so wie es erzählt wird, ist es auch erfahren worden“ (ebd., 329). Bude zweifelt diese Homologietheese an und hält die Priorisierung von Erzählungen gegenüber anderen Darstellungsformen daher für nicht ausreichend begründet. Als Kronzeuge dient ihm der „neurotische Erzähler“, der „erzählt und erzählt und erzählt. Eine Geschichte nach der anderen. Er macht keine Fehler im Sinne der formalen Narrationspragmatik. [...] Nur, sein Sprechen ist leer“. Budes Argument ist also: Es muss nicht notwendigerweise eine Nähe von Erleben und Erzählen

geben, sondern es gibt auch ein ‚leeres‘ Erzählen, das nichts mit eigenen Erlebnissen zu tun hat, sondern nur eine Praktik zum Selbst-Erhalt darstellt. Und umgekehrt: es gibt Darstellungsformen, die auf ungeheuer komplexe Art mit Erfahrungen verknüpft sind (so z. B. Begriffe, die auf ein geteiltes historisches Schicksal oder eine ‚Vorgeschichte‘ verweisen, wie ‚Aufsteiger‘, oder ‚Migrantin‘), die aber im „Narrativismus“ auf der Basis einer kaum ausbuchstabierten Subjekttheorie links liegen gelassen werden. Auch wenn Bude sich sehr stark auf den Ansatz Fritz Schützes beruft und damit Jahrzehnte der Weiterentwicklung von Biographieforschung logischerweise noch keine Berücksichtigung finden können und auch wenn ihm verschiedentlich vorgeworfen wurde, Schützes erzähltheoretische Grundannahmen verkürzt dargestellt zu haben, da er das Verhältnis von Erfahrungsaufschichtung und Erzählaufbau gleichsetze mit dem von Erzählten und Erlebten (vgl. Rosenthal 1995, 17; Wohlrab-Sahr 2002, 8), trifft Bude mit seiner Kritik einen neuralgischen Punkt: Biographieforschung kann der Frage nach ihrem Subjektverständnis und ihren subjekttheoretischen Grundannahmen ebenso wenig aus dem Weg gehen wie der Frage, ob sie den Anspruch erheben will, nicht nur Erzählungen, sondern auch Erlebtes zu rekonstruieren.

In dasselbe Horn stößt Armin Nassehi (2019, zuerst 1994 erschienener) Beitrag. Der Autor versucht sich daran, Biographieforschung aus einer systemtheoretischen Perspektive methodologisch neu zu begründen. Dieser Fährte will ich in dieser Studie nicht folgen und sie daher auch nicht ausführlich referieren, gleichwohl ist die Prämisse, deretwegen sie von Nassehi gelegt wird, bedenkenswert: „Eines der größten Probleme der qualitativen Biographieforschung, insbesondere der Forschung auf der Datenbasis narrativer Interviews, sehe ich darin, dass in der Forschung nicht oder nicht ausreichend genug zwischen biographischen Texten bzw. biographischen Daten auf der einen Seite und den biographischen Verläufen, also dem Lebensverlauf selbst unterschieden wird“ (ebd., 138). Wofür Nassehi plädiert, ist, den Versuch einer Rekonstruktion von Ereignissen zu unterlassen und den Blick dafür auf „biographische Kommunikationen bzw. deren Ergebnisse: biographische Texte“ (ebd., 149) zu legen. Diese wiederum seien soziologisch hochinteressant, eben weil sie sich nicht in gerader Linie aus Erlebnissen ableiten, sondern da es sich um in hohem Maße kontingente Texte handelt, deren Themen und deren Formen der Thematisierung situativ durch den Erzähler ausgewählt werden müssen.

In Anbetracht der bisherigen Einwände interessiere ich mich in diesem Projekt – wie im Übrigen viele andere Biographieforscher:innen vor mir auch – nicht für den Nachvollzug realer Erfahrungen, und die Frage, wie „wahr“ eine Geschichte ist, halte ich für schlicht falsch gestellt. Jede Erzählung ist gleichermaßen fiktional und wahr. Ersteres in dem Sinne, dass sie, und sei es auch auf der Basis von Erinnerungen, im Moment der Erzählung ‚erfunden‘ wird, angepasst auf die Situation, in der sich Biograph:innen je befinden, geprägt durch spätere Erfahrungen, den aktuellen Blick auf das eigene Leben, das

Publikum, dem sie erzählt wird. Letzteres in dem Sinne, dass der:die Autor:in eines solchen Textes in seiner Produktion auch je selbst im Verhältnis zu gesellschaftlichen Diskursen hervorbringt, dass die Art und Weise des Sprechens etwas aussagt über Regeln des Sprechens (diesen Gedanken weiterführend werde ich später das Konzept der Artikulation vorstellen). Dieser Aspekt ist in einer weiteren Kritiklinie, die ich im Folgenden vorstellen will, erheblich deutlicher ausbuchstabiert.

Anders als Pierre Bourdieu hat sich Michel Foucault zur Biographieforschung nie explizit geäußert. Dennoch lassen sich einige seiner Überlegungen auch als Anstoß an der und für die Biographieforschung lesen. Dies ist einerseits Foucaults Kritik der Humanwissenschaften und andererseits die Denkfiktion der Subjektivierung im Diskurs, die auf Louis Althusser's „Interpellation“ fußt und von Foucault, Butler und Hall verschiedentlich weiterentwickelt wurde. Zunächst zur für die Biographieforschung laut Thomas Schäfer und Bettina Völter (2015) schwerer ‚verdaulichen‘ Wissenschaftskritik, die sich aus Foucaults Genealogie der Humanwissenschaften ergibt: Seine historische Analyse führt ihn zum Befund, dass das Individuum als Wissenskategorie sich erst vermittels „moderner Formen der Unterwerfung des Menschen unter verschiedene, um das 17./18. Jahrhundert herum entstandene Disziplinarinstitutionen und -mächte, wie Schule oder Militär“ (ebd., 162) entwickelte. Die Entdeckung des Individuums als Gegenstand der Forschung erscheint so nicht als voraussetzungs- und harmlos. Vielmehr gilt Foucault der Aufstieg der Humanwissenschaften und die Entstehung zahlreicher Formen medizinischen, pädagogischen und psychologischen Wissens auch dem Vermögen geschuldet, Kontroll- und Regulierungspraktiken aus ihren Befunden abzuleiten. In diesem Lichte erscheint auch der zuvor beschriebene moderne Prozess der Biographisierung nicht als harmlos, sondern kann vielmehr als Instrument der Regierung, als „Individualitätsdispositiv“ (Kretschmann 2009, 76), als eine Folge des herrschenden Subjekt-Diskurses gedeutet werden. So wird auch die Reproduktion eines Individuums durch die Biographieforschung – um die sie allerdings nicht herumkommt – problematisch. Das Individuum wird so von der Biographieforschung, folgt man Foucault sinngemäß, nicht nur zum Objekt der Erkenntnis, sondern auch zum Subjekt gemacht, und zwar im doppelten Sinne der Unterwerfung einerseits sowie der Bindung an Bewusstsein und Selbsterkenntnis der eigenen Identität andererseits (vgl. Foucault 2005a). Biographieforschung als Teil der Humanwissenschaften im Allgemeinen und mit ihren Methoden – wie dem narrativ-biographischen Interview – im Besonderen wirkt so mit an der Produktion der „schönen Totalität des Individuums“ (Foucault 1977, 278), die Foucault kritisiert. Diese Einwände gegen die Biographieforschung kann man zum Anlass nehmen, sie in Bausch und Bogen zu verwerfen und ihr Tun als sinnlos oder gar schädlich zu betrachten. Oder, und das ist der Weg, der hier beschritten werden soll, und in dem ich z. B. Reh (2003), Spies (2010), Rose (2012) oder Thon (2016) – um nur einige zu

nennen – folgen möchte, man fasst sie als eine interne Kritik auf. Auf diese Weise fungiert die Kritik als Anspruch, mit dem Faktum der Existenz moderner Herrschaftsformen reflexiv umzugehen und die eigenen methodologischen Basisannahmen sowie Erhebungs- und Analyseinstrumente auf ihre ‚Nebenwirkungen‘ hin zu befragen und entsprechend zu modifizieren. Die Skepsis gegenüber bestimmten rekonstruktiven Ansprüchen bedeutet nicht notwendigerweise, sich von allen bewährten interpretativen Verfahren abzuwenden, nur ihre gegebenenfalls vorhandenen methodologische ‚Mitgift‘ zu kennen, reflektieren und sie ggf. auf der Basis dieser Überlegungen zu modifizieren. Hier ist für dieses Projekt wieder die Denkfigur der Subjektivierung, wie sie in Kapitel 1.1.2 bereits vorgestellt wurde, zentral. Anders als z. B. im sozialisationstheoretischen Paradigma verwirft diese die Vorstellung der Aufschichtung und Stabilität von Identität und setzt an ihre Stelle eine temporal und normativ verflüssigte Variante. Das ‚Subjekt‘ ist so nicht länger eine vorgängige Größe, sondern immer in der Produktion begriffen, und dies als Effekt von Diskursen, die Subjekte überhaupt erst als solche (an-)erkennbar machen. Zugleich sind jene Diskurse allerdings auch keine natürliche Tatsache, sondern bedürfen der permanenten Aufführung, der Reproduktion durch Akteure im sozialen Raum. Mit einer solchen theoretischen Perspektive auf biographische Erzählungen zu blicken, erlaubt es, diese sowohl in ihrem Eigensinn zu würdigen als auch ihre konstitutive Abhängigkeit von Diskursen nicht aus dem Blick zu verlieren. Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, mit dem Denken von Stuart Hall und insbesondere im Anschluss an die von Tina Spies (2010, 109–142) vorgenommenen methodologischen ‚Übersetzungen‘ seines Begriffs der diskursiven Artikulation ein angemessenes Instrumentarium für eine diskurs-kritische Interpretation biographischer Erzählungen zu entwickeln.

3.3.3 *Diskursive Artikulationen*

Stuart Hall, einer der Gründerväter und Galionsfiguren der Cultural Studies, kritisiert Foucault dafür, dass ihm eine ausgearbeitete Idee von Handlungsmacht (agency) abgeht. Hall wirft Foucault einen Hang zum Determinismus vor, der sich allerdings in der tatsächlichen Aneignung von Subjektpositionen durch Individuen nicht halten lasse: es bleibe die Frage offen,

„what the mechanisms are by which individuals as subjects identify (or do not identify) with the ‚positions‘ to which they are summoned; as well as how they fashion, stylize, produce and ‚perform‘ these positions, and why they never do so completely, for once and all time, and some never do, or are in a constant, agonistic process of struggling with, resisting, negotiating and accommodating the normative or regulative rules with which they confront and regulate themselves” (Hall 1996, 13–14).

Die Frage nach der Möglichkeit einer vom Subjekt ausgehenden Widerständigkeit, letztlich jeglicher Ausgestaltung von Subjektpositionen und diskursiver Verschiebung, müsste, folgt man Hall, mit Blick auf weite Teile von

Foucaults Werk verneint werden. Diese Leerstelle will Hall füllen und führt dazu den von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe verwendeten Begriff der Artikulation ein. Laclau und Mouffe gehen im Anschluss an Ferdinand de Saussures linguistische Theorie davon aus, dass die Beziehung zwischen Signifikanten – also Zeichen/Bezeichnendem – und Signifikaten – also Bezeichnetem – arbiträr ist, dass also ein bestimmtes Zeichen nicht an eine bestimmte Bedeutung gebunden ist. Bedeutung ist damit keine Eigenschaft von Zeichen, sondern wird durch Übereinkunft einer Sprachgemeinschaft über ihre Verwendung festgelegt und ist damit prinzipiell auch veränderbar. Jeder Signifikant steht entsprechend in zunächst offenen und flexiblen Verweisungszusammenhängen zu anderen sprachlichen Elementen, und aus diesen Beziehungen ergibt sich auch seine jeweilige Bedeutung. Nun wäre dieses Verweisungsspiel der Signifikanten theoretisch unendlich und unabschließbar – oft weisen bestimmte Bezeichnungszusammenhänge aber eine erstaunliche Stabilität auf. Laclau und Mouffe richten ihr Interesse genau darauf und damit auf – wie sie es nennen – die Praxis der Artikulation, womit sie den „Akt des In-Beziehung-Setzens“ (Nonhoff und Stengel 2014, 50) bezeichnen, durch den Elemente aneinander gekoppelt werden und ihre Bedeutung so vorläufig fixiert wird. Letztlich sind Diskurse für Laclau und Mouffe nichts anderes als das Resultat einer Vielzahl von Artikulationen: „Die aus der artikulatorischen Praxis hervorgehende strukturierte Totalität nennen wir Diskurs“ (Laclau und Mouffe 2006, 141). Durch Artikulationen sprachlicher Elemente kommt es zur Entstehung ganzer Ketten von miteinander verknüpften Signifikanten – so werden beispielsweise zunächst ganz unterschiedliche Signifikanten wie direkte Demokratie, Ökologie, Feminismus und Pazifismus im Diskurs mittels des Begriffs ‚grüne Politik‘ in eine Signifikantenkette eingebunden (vgl. Stavrakakis 2000). Im Zentrum von Diskursen befinden sich Knotenpunkte (im Beispiel eben: grüne Politik), an denen und durch die der Diskurs, um im sprachlichen Bild zu bleiben, ‚zusammengebunden‘ wird. Die zunächst unverbundenen und differenten Elemente werden durch Knotenpunkte zu „Momenten“ eines Diskurses und auf diese Art und Weise in ein Verhältnis der Äquivalenz zueinander gestellt: Sie gehören alle zu einem Diskurs und sind damit nach außen hin abgrenzbar – im Beispiel grüner Politik z. B. gegen fossile Energiequellen oder Imperialismus. Welche Elemente einem Diskurs angehören oder nicht, ist dabei im Übrigen nicht für alle Zeiten stabil, so können Elemente wie Antikapitalismus oder auch Konservatismus, die einst Elemente des Diskurses zu grüner Politik waren, heute nicht mehr als Teil dessen gelten. Die Logik der Äquivalenz dient also der Einheitsstiftung eines Diskurses, die ihn von einem Außen abgrenzbar macht. Innerhalb eines Diskurses herrscht jedoch eine Logik der Differenz, ohne die die einzelnen Momente des Diskurses nicht voneinander unterscheidbar wären. Innerhalb des um den Knotenpunkt ‚grüne Politik‘ organisierten Diskurses ist etwa die Differenzierung zwischen Umweltschutz und Naturschutz von erheblicher Bedeutung. Ein Diskurs hat so zwei

Gesichter: nach innen stellt er ein System an Differenzen dar, nach außen erscheint er durch seine Zusammengebundenheit an einem Knotenpunkt einheitlich. Um einen Diskurs aufrechtzuerhalten, sind beide Logiken notwendig, auch wenn sie einander zunächst zu widersprechen scheinen. Diskursive Knotenpunkte, bestimmte Signifikanten, die stellvertretend für eine ganze Signifikantenkette stehen, können sich im Zuge der Etablierung und Hegemonialisierung eines Diskurses ‚entleeren‘. So „erfährt die nicht-repräsentierbare Totalität des Diskurses eine Bezeichnung; der leere Signifikant bekommt eine Platzhalterfunktion, wird sozusagen mit Macht aufgeladen und bildet die Grundlage für die Hegemonie eines Diskurses“ (Thon 2013, 107). Er steht für alles und nichts und bezieht genau daraus seine Wirkmacht. Ein eindrückliches Beispiel für die Analyse einer solchen ‚Entleerung‘ bieten beispielsweise Paula-Irene Villa und Sabine Hark, die die diskursive Bedeutung der Kölner Silvesternacht 2015/16, in deren Verlauf zahlreiche Frauen überwiegend von jungen Männern mit nordafrikanischen und arabischen Wurzeln verübten sexuellen Übergriffen ausgesetzt waren, herausarbeiten und in deren Folge sich eine kaum noch zu überschauende öffentliche Debatte entflamte. ‚Köln‘ steht aus ihrer Perspektive „für die ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart“ (Hark und Villa 2017, 10) – und fungiert dergestalt als diskursiver Knotenpunkt, der eine vorübergehende Stillstellung von Bezeichnungs- und Bedeutungsprozessen auslöst. „[G]enau das ist ‚Köln‘: Ein privilegierter, bedeutungsfixierender Signifikant in einem xenophoben Sicherheits-Diskurs. Ein Punkt, auf den sich angeblich alle irgendwie einigen können, wo ansonsten Unklarheit und Diskussion herrscht“ (ebd.). Andere, vielleicht noch unmittelbarer zugängliche Beispiele für leere Signifikanten wären der Begriff der Freiheit im Zentrum eines westlichen Demokratiediskurses oder der Begriff der Leistung im kapitalistischen Diskurs.

Artikulatorische Praxis und Diskurs befinden sich in dieser Konzeption einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis: einerseits ist ein Diskurs Folge artikulatorischer Praktiken, er wird konstituiert und fixiert durch deren Summe – zugleich bildet der Diskurs andererseits die Bedingung der Artikulation. Das wird dort deutlich, wo es um die Frage nach dem Subjekt und dessen Verhältnis zu den Diskursen geht. Laclau und Mouffe verstehen Subjekte „im Sinne von ‚Subjektpositionen‘ innerhalb einer diskursiven Struktur“ (Laclau und Mouffe 2006, 153), also – ganz wie Foucault – nicht außerhalb des Diskurses denkbar und zudem fragmentiert: da es ganz unterschiedliche Diskurse gibt, kann ein Individuum auch ganz unterschiedliche, sogar widersprüchliche Subjektpositionen einnehmen. Das Subjekt erscheint so als nicht nur rational handelnd, sich seiner selbst gewahr, einheitlich und homogen, sondern wiederum als durch Diskurse konstituierte und produzierte Mannigfaltigkeit an Subjektpositionen, als Träger einer fragmentierten Identität. Nach wie vor ungeklärt bleibt allerdings auch hier die Frage nach der Handlungsfähigkeit (agency) von Subjekten. Laclau widmet sich dieser Frage später vermehrt und führt die

Denkfigur des sogenannten primordialen Subjekts ein. Dieses – so Laclau – existiere bereits vor der Anrufung in eine diskursiv bestimmte Subjektposition, bestehe jedoch aus einem Mangel, der erst durch Unterwerfung unter Diskurse beseitigt werden kann: „Wenn ich mich mit etwas identifizieren muss, dann deshalb, weil ich von Anfang an keine volle Identität besitze.“ (Laclau 2002, 135). Diskurse erfüllen nun also den subjektiven Wunsch nach einer Identität durch die Möglichkeit zur Identifikation mit bestimmten Subjektpositionen und damit zur (temporären und fragmentarischen) Schließung der eigenen Identität. Weil aber Diskurse nie vollständig geschlossen, sondern selbst in ihrer stabilsten und rigidesten Form letztlich notdürftig zusammengehalten werden, sind auch die durch die Diskurse bereitgestellten Subjektpositionen brüchig. Bisweilen produzieren Diskurse durch ihre notwendige Offenheit sogar Situationen, in denen gänzlich unklar wird, welche Subjektpositionen Individuen zur Verfügung stehen. In einer solchen „Situation der Unentscheidbarkeit steht ein Subjekt, das aus einem Mangel besteht, zwischen einem Diskurs und seinem Außen. Es muss die Unentscheidbarkeit durch eine Entscheidung auflösen und sich mit einem bestimmten Inhalt identifizieren, um wieder zu einem Moment des Diskurses zu werden“ (Spies 2010, 132). Durch diese „Dislokationen“, durch die Identitäten und Diskurse irritiert werden, entsteht ein Spielraum für die Handlungsfähigkeit (und sogar die Notwendigkeit der Handlung) von Subjekten. Subjekte erscheinen damit bei Laclau als abhängig von in Diskursen bereitstehenden Subjektpositionen, zugleich aber auch als bedingt handlungsfähig und an ihren eigenen Identifikationsprozessen aktiv beteiligt. Zudem wird nicht von ‚einem Subjekt‘ ausgegangen, sondern von einer Vielzahl an Subjektpositionen, die ein Individuum einnimmt.

Stuart Hall schließt nun an diese spätere Fortentwicklung von Laclau an. Aus seiner Perspektive stellen sich Diskurse als notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen für die Einnahme einer Subjektposition dar, zugleich sind diskursive Artikulationen, also das Einnehmen einer Subjektposition, Bedingung dafür, als Individuum sprechen zu können und entsprechend zum Subjekt zu werden. Das Konzept der Artikulation weist dabei, z. B. gegenüber der Denkfigur der Interpellation einen höheren Grad an Differenzierung und subjektiver Agency auf, ohne dem Subjekt dabei einen Wesenskern oder pure Intentionalität zu unterstellen (vgl. Hall 2004, 173). Artikulation beschreibt nicht mehr nur lineares Hineingerufenwerden und Einnehmen einer Subjektposition, sondern die Möglichkeit ganz unterschiedlicher Verhältnisse zu einer Subjektposition: z. B. eine teilweise, bedingte Einnahme, eine Aneignung und Verschiebung oder auch ein anhaltender Kampf gegen sie. Diese Identifizierungsprozesse münden nicht in eine stabile und überdauernde Identität, sondern sind oft flüchtig und vorübergehend; und die notwendigen dauernden Verschiebungen führen dazu, dass Identität in Halls Theorie als nicht-essenzialistisch, instabil, unfixiert und hybrid erscheint (vgl. Spies 2018, 540–542).

Die theoretische Idee der Artikulation ist deshalb ein so hilfreicher Beitrag zur Klärung des Verhältnisses von Subjekt und Diskurs und der Erhöhung der Zugänglichkeit für empirische Untersuchungen, weil sie erstens keine reine Determinierung von Subjekten durch Diskurse annimmt, sondern auch deren eigene Beteiligung am Prozess der Subjektivierung fokussiert (z. B. durch die Annahme eines prä-diskursiven, „primordialen“ Subjektes, das aus einem Mangel besteht, den zu füllen nur durch den Anschluss an einen Diskurs möglich wird). Zweitens wird kein unabschließbares und letztlich nur dem dauernden Hinweis auf seine Kontingenz zugängliches Spiel von Verweisen angenommen, wie es ein radikal dekonstruktives Denken bisweilen tut (vgl. Hall 2000, 71). Demgegenüber wird stattdessen, drittens, durch die Denkfigur der Artikulation die empirische Zugänglichkeit erhöht – denn es gibt einen konkreten Moment und Vorgang, der einer Beobachtung und Beschreibung zugeführt werden kann. Eine Artikulation ist kein Punkt, aber sie ist ein Semikolon; an ihr kristallisiert sich für einen Moment etwas heraus, das sich in Augenschein nehmen lässt.

Das theoretische Konzept der Artikulation ist auch für die Biographieforschung fruchtbar: so müssen, um sprechen zu können, Subjektpositionen eingenommen werden, wobei die Verfügbarkeit dieser Subjektpositionen durch Diskurse vorgegeben ist. Biographisch-narrative Interviews lassen sich unter dieser theoretischen Perspektive auf diskursive Artikulationen hin untersuchen. Die Aufmerksamkeit richtet sich dann auf die im Sprechen eingenommenen Positionierungen sowie die Art und Weise, in der sie erfolgen. Diese Positionierungen und Positionierungsweisen werden einer genaueren Analyse unterzogen, deren Ziel die Rekonstruktion von Diskursen und konkreten subjektiven Aneignungsweisen dieser als Artikulation in der biographischen Erzählung ist: Biographie- und Diskursforschung gehen auf diese Weise Hand in Hand.

4 Erhebung

4.1 Biographisch-narrative Interviews

Nachdem die methodologischen Prämissen der Untersuchung geklärt sind, soll im folgenden Abschnitt die konkrete forschungspraktische Umsetzung erläutert werden. Das primäre empirische Material dieser Studie sind biographisch-narrative Interviews. Die Erhebungsmethode des narrativen Interviews wurde – obgleich sich schon weit vorher Soziolog:innen an narrativen Erhebungsmethoden und biographischen Darstellungsformen versuchten – unter dieser Bezeichnung erstmals von Fritz Schütze zur Anwendung gebracht. Dieser wollte in einer Studie zu Gemeindezusammenlegungen von Kommunalpolitiker:innen nicht nur Auskunft über die oberflächlichen Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens (wie die Auswahl des Namens der neu gebildeten Gemeinde) erhalten, sondern auch über sonst häufig dethematisierte Hintergrundfragen. Nach diesen Hintergründen direkt zu fragen, hätte häufig „die Interessenkonstellationen und Machtstrukturen der Kommunalpolitik involvier[t]“ (Schütze 1976, 162) und damit auch (egoistisch-)persönliche Interessen der befragten Kommunalpolitiker:innen, was deren Auskunftsbereitschaft gegenüber den neugierigen Forschenden deutlich reduziert hätte. Schütze und seine Forschungsgruppe wählten daher den Kunstgriff,

„Gemeindepolitiker über ein epiphänomenales Thema der Zusammenlegung ihrer Gemeinde erzählen zu lassen. Das Erzählen eigenerlebter Geschichten verwickelt in Gestaltschließungs- und Detaillierungszwänge, die den Informanten bewegen, auch über Vorgänge und Handlungsmotivationen zu berichten, über die er in der normalen Interviewkommunikation schweigen würde.“ (ebd., 163)

Diese Herangehensweise war ein Erfolg und Schütze begann in der Folge, die Erhebungsmethode des narrativen Interviews und Methoden zu ihrer Interpretation systematisch auszuarbeiten. Bis heute gelten die sich aus der Kulturtechnik des Erzählens ergebenden Erzählzwänge (die beiden oben bereits genannten sowie der sog. Kondensierungszwang) als Begründung für den Einsatz narrativer Interviews: durch diese Erhebungsform setzten die Interviewpartner:innen in besonderem Maße ihre eigenen Relevanzen und das Interview erlaube so einen besonders fruchtbaren Zugriff auf individuelle Interpretationen sozialer Wirklichkeit und Sinnkonstruktionen. Bald schon setzten Schütze und viele andere dieses Instrumentarium unter der Bezeichnung biographisch-narratives Interview auch zur Erhebung ganzer Lebensgeschichten ein. Schütze schlägt ein Vorgehen in drei Phasen vor: Nach einer Erzählaufforderung beginnt (1) die autobiographische Anfangserzählung, die vonseiten des:der

Interviewer:in möglichst nicht unterbrochen wird und die erst mit der Formulierung einer Erzählkoda wie „Ja. Das war mal so'n (.) @(.)@ Galopp. //mhm// Durch die Lebensgeschichte.“ (Elmar, 271–272) vom: von der Interviewpartner:in selbst beendet wird. Im anschließenden (2) narrativen Nachfrageteil versucht der:die Interviewer:in, das „tangentielle Erzählpotential“ (Schütze 1983, 285) auszuschöpfen, also narrative Nachfragen zu formulieren, die an Stellen ansetzen, an denen stark gerafft erzählt wurde, die sehr vage geblieben sind oder an denen etwas ausgelassen wurde. Zuletzt dient der (3) theoretische Nachfrageteil überwiegend der „Nutzung der Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst“ (ebd.), die durch Fragen nach wiederkehrenden Abläufen und systematischen Zusammenhängen erreicht werden soll. Da diese Studie, anders als Schütze, nicht an einer „Wissensanalyse“ (ebd., 286), sondern an einer Gegenstandstheorie zu einem Phänomen interessiert ist, wurde das Interviewverfahren gegenüber Schützes Vorschlag abgewandelt. Im Sinne Gabriele Rosenthals wurde der erste Nachfrageteil als immanenter Nachfrageteil erweitert, auch unter Einbezug der von ihr vorgeschlagenen erzählgenerierenden Nachfrage-techniken (vgl. Rosenthal 2014, 162), und zudem ein zweiter, exmanenter Nachfrageteil mit für das Thema der Studie relevanten Fragen ergänzt.

Die in dieser Studie verwendete Erzählaufforderung lautete (mit leichten Abwandlungen, die sich aus der Interviewsituation ergaben – ohnehin wurden die Erzählaufforderungen in die Interpretation einbezogen):

„Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen. Dazu können Sie sich so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie auch erst einmal nicht unterbrechen, sondern mir nur einige Notizen machen, auf die ich dann später zurückkommen möchte. Jetzt wäre ich erst einmal ruhig und Sie können gern erzählen“

Bis auf den letzten Satz, der den Sprecher:innenwechsel noch einmal deutlich kennzeichnet, ist diese Erzählaufforderung eng angelehnt an die von Rosenthal (ebd., 159) vorgeschlagene. Der Leitfaden für den externen Nachfrageteil wurde in Anlehnung an ein offenes, teilnarratives Leitfadeninterview mithilfe des Manuals von Cornelia Helfferich (2011, 178–189) erstellt und befindet sich im Anhang der Studie. Am Ende des Gespräches wurden die Interviewpartner zudem dazu aufgefordert, einen kurzen Fragebogen zu soziodemographischen Merkmalen auszufüllen, der ebenso im Anhang aufzufinden ist.

4.2 Samplingprozess, Gestaltung und Rahmung der Interviewsituation

Die Suche nach Interviewpartnern erfolgte im Rahmen eines theoretischen Samplings (Glaser und Strauss 2008, 61–92). Zunächst wurde dabei nur unter

der Bedingung der grundsätzlichen Einschlusskriterien (Mann, unter 65, hat eine Erwerbsarbeitsreduktion vollzogen – vgl. Infokasten unten) über verschiedene Facebook-Channels (z. B. Vätergruppen, ‚Frugalismus‘-Gruppen, Feeds von Freund:innen) sowie diverse Mailverteiler pädagogischer und politischer Einrichtungen der Jungen- und Männerarbeit sowie nach dem Schneeballprinzip über Kolleg:innen, Freund:innen und Bekannten offen nach Interviewpartnern gesucht.

Unter Arbeitszeitreduktionen wird in dieser Arbeit die Praxis verstanden, die Anzahl der pro Woche verrichteten Erwerbsarbeitsstunden dauerhaft, also über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren, zu reduzieren. Der Umfang der Reduktion wurde dabei nicht eingeschränkt. Das Spektrum der denkbaren Arbeitszeitreduktionen reicht also von einer geringfügigen Reduktion der vertraglich festgelegten zu leistenden Stundenzahl bis hin zur vollständigen Aufgabe von Erwerbsarbeit. Ausschlaggebend war die Selbsteinschätzung der Interviewteilnehmenden, ob sie eine Erwerbsarbeitsreduktion vorgenommen haben. Es wurden allerdings nur Männer einbezogen, die diese Reduktion in einem bestimmten Alter, nämlich in der Haupterwerbsphase (in dieser Studie definiert als der Zeitraum zwischen dem 30. und 60. Lebensjahr) vollzogen haben. Für die Untersuchung der Beteiligung an Erwerbsarbeit und die Häufigkeit von Teilzeitarbeit werden i. d. R. der vertraglich fixierte Stundenumfang eines Arbeitsvertrages oder die Selbsteinschätzung der Arbeitnehmenden verwendet. Das Sozio-oekonomische Panel (SOEP), eine der wichtigsten, ältesten und größten repräsentativen Wiederholungsbefragungen Deutschlands, auf die viele Analysen aufbauen, erhebt die vertraglich vereinbarte Stundenzahl (wenn keine besteht, eine Einschätzung der tatsächlichen Arbeitszeit) und definiert Teilzeitarbeit als vereinbarte Wochenarbeitszeit von bis zu einschließlich 34 Stunden, Vollzeitarbeit entsprechend bei einem höheren Stundenumfang. Der Mikrozensus hingegen, eine weitere große Erhebung, mit deren Daten eine Reihe an Studien arbeiten, spricht dann von Vollzeitarbeit, wenn die gewöhnlich geleistete Erwerbsarbeitszeit pro Woche von der befragten Person mit 37 oder mehr Stunden angegeben wird. Als Teilzeitarbeitnehmer:in eingeordnet werden Befragte, die eine wöchentliche Arbeitszeit von bis zu 24 Stunden angeben. Im Korridor zwischen 25 und 36 Stunden ist die Selbsteinschätzung der Befragten ausschlaggebend (vgl. Holst und Bringmann 2016, 3–4). In dieser Studie wird, wenn dies nicht explizit anders gekennzeichnet wird, die Definition des SOEP übernommen, es ist also dann von Teilzeitarbeit die Rede, wenn die wöchentliche Arbeitszeit weniger als 35 Stunden beträgt. Die Binnendifferenzen innerhalb des Phänomens der Teilzeitarbeit sind so allerdings erheblich, weswegen in quantitativen Studien häufig zwischen vollzeitnaher, substanzieller und marginaler Teilzeitarbeit differenziert wird. Die Unterscheidungen sind wiederum je nach Studie und

Datenbasis unterschiedlich; als Beispiel kann die Definition von Klenner und Schmidt (2011) herangezogen werden, die dann von vollzeitnaher Teilzeitbeschäftigung sprechen, wenn die Wochenarbeitszeit mehr als 25 Stunden beträgt, zwischen 15 und 25 Wochenstunden von substanzieller Teilzeitarbeit und von marginaler Teilzeitarbeit bei einer wöchentlichen Erwerbsarbeitszeit von unter 15 Stunden (vgl. Klenner und Schmidt 2011). In der vorliegenden Studie wird das Phänomen von Arbeitszeitreduktionen zunächst nicht danach differenziert, wie hoch der Grad der Reduktion ist, dennoch ist diese Unterscheidung natürlich relevant und wird in die Interpretation einbezogen.

Nach der Durchführung der ersten Interviews ergaben sich, um bestimmte Vergleiche anstellen zu können und eine ungewollte Verengung des Gegenstandsbereiches dieser Studie zu vermeiden, weitere Kriterien, die in die Suche nach Interviewpartnern einfließen. Diese Kriterien waren teilweise geleitet von bestimmten Besonderheiten des Samples, die sich auch aus den initialen Samplingstrategien ergaben. So waren z. B. mehrere Interviewpartner kirchlich organisiert oder Teilnehmer bzw. Mitglied in verschiedenen Organisationen, in denen Männlichkeiten explizit thematisiert und pädagogisch bearbeitet werden; zudem gab es zwei Altersschwerpunkte von etwa 60-jährigen und knapp über 30-jährigen Interviewpartnern, allerdings keine in der Altersspanne dazwischen. Teilweise spielten auch erste theoretischen Ideen eine Rolle – so z. B. die Frage, inwiefern ‚neue‘ Konzepte von Väterlichkeit als Ersatz für das vollständige Erfüllen einer männlichen Ernährernorm fungieren und wie sich dann kinderlose Männer in Bezug auf diese Konstrukte positionieren. Auch die Auseinandersetzung mit theoretisch-historischem Wissen leitete das Sampling teils. Beispielsweise fanden die ersten Interviews mit einer Ausnahme mit in Westdeutschland sozialisierten Männern statt und keines mit einem in Ostdeutschland sozialisierten Mann, was allerdings aufgrund der unterschiedlichen Geschichte und Geschlechterdiskurse der einstmals getrennten Staaten DDR und BRD von Interesse ist. In Reaktion auf diese Leerstellen im Sample und die sich neu ergebenden Kriterien und Fragestellungen wurde die Interviewakquise (mit ähnlichen Mitteln) zielgerichteter und differenzierter. Das Sample ist damit auch in verschiedenerelei Hinsicht heterogen und bietet Anlass und Möglichkeit zum Vergleich: Es beinhaltet Männer mit und ohne Kinder, Vertreter verschiedener Klassen und Milieus, vom Land und aus der Stadt, unterschiedliche Altersgruppen, DDR- und BRD-sozialisierte Männer. In anderer Hinsicht ist dies nicht der Fall: Das Sample ist ohne Ausnahme *weiß*, verfügt bis auf eine Ausnahme über keine Migrationsgeschichte, identifiziert sich als cisgeschlechtlich und begehrt nach allem, was in den Interviews thematisiert wurde, heterosexuell und -romantisch.

Je nach Weg der Kontaktherstellung verlief auch die Kontaktaufnahme unterschiedlich. Wenn die Aufmerksamkeit auf das Interview durch ein Mailing

zustande kam, kontaktierten mich die potenziellen Interviewpartner i. d. R. per Mail, ebenso, wenn Bekannte im Zuge des Schneeballverfahrens potenzielle Interviewpartner auf meine Studie aufmerksam gemacht hatten. Wenn auf ein Facebook-Posting reagiert wurde, kam der Erstkontakt i. d. R. über einen Facebook-Kommentar oder eine private Nachricht zustande, wobei ich auf beides jeweils mit privaten Nachrichten antwortete. Nach einem teils kürzeren, teils längeren Austausch von Nachrichten sendete ich den potenziellen Interviewpartnern die Datenschutzerklärung und Einwilligung in die Teilnahme an einem Interview zu, damit sie sich diese bereits vorab durchlesen konnten.

Zudem vereinbarte ich ein kurzes telefonisches Vorgespräch, in dem ich einerseits das Thema meiner Studie sowie das Interviewverfahren kurz vorstellte, andererseits Orts- und Terminabsprachen getroffen sowie offene Fragen der Interviewpartner geklärt werden konnten. In der Auswahl des Interviewortes richtete ich mich nach den Vorlieben meiner Interviewpartner; bis auf die formale Anforderung eines ruhigen und ungestörten Ortes, um ein möglichst freies und ununterbrochenes Gespräch sowie eine qualitativ hochwertige Audioaufnahme zu ermöglichen. So fanden die Interviews auch an ganz verschiedenen Orten statt: bei Interviewpartnern zu Hause, in einem Biergarten, in einem Gemeindehaus, an einem See, im Wohnzimmer einer Freundin von mir und in meinem Büro. Zum Zeitpunkt der Erhebung war die Covid-19-Pandemie in vollem Gange und die politisch beschlossenen Eindämmungsmaßnahmen beinhalteten zeitweise erhebliche Kontakt- und Mobilitätsbeschränkungen. Zeitweise wären Interviews in Präsenz daher sowohl aus rechtlichen als auch aus ethischen Gründen verboten respektive problematisch gewesen wären. Während einige Forscher:innen sich in dieser Zeit zu einem vermehrten Einsatz von Online-Interviews insbesondere über Videotelefonieplattformen entschieden, blieb ich aus verschiedenen Gründen, insbesondere allerdings aufgrund der Einsicht, dass gerade biographisch-narrative Interviews eines starken Rappports zwischen Interviewer und Interviewten bedürfen und dass in ihnen sehr persönliche Inhalte verhandelt werden (was offline erfahrungsgemäß einfacher realisierbar und auch datenschutztechnisch unbedenklicher ist) beim ursprünglichen Plan, die Interviews in Präsenz zu führen – und dann eben zu warten, bis die Durchführung wieder erlaubt und zu rechtfertigen war.

	Name ²¹	Verbliebene Arbeitszeit in %	Beruf	Alter	Hauptgrund für Arbeitszeit- reduktion	Dauer in min
1	Marius Horn	70	Ingenieur	37	Kind, Fernbeziehung	152
2	Georges Durand	0	Ingenieur	53	Kind, Unzufriedenheit im Job	126
3	Wolfgang Schnell	80	Sicherheits- techniker	63	Pflege des Vaters	79
4	Steffen Merk	85	Sozial- pädagoge	33	Kinder, Aufbau selbst- ständiger Existenz	121
5	Elmar Ziegler	50	Kirchlicher Fach- referent	62	Kinder, Erwerbsarbeit der Frau	133
6	Lars Neubauer	50	Wissen- schaftlicher Mitarbeiter	34	Psychische Schwierigkei- ten	219
7	Eberhard Greferath	60	Sozial- arbeiter	62	Krebserkrankung, De- pression	214
8	Helmut Groß	0	Supermarkt- betreiber	46	Ausreichende materielle Versorgung, Stress im Job, Tod des Sohnes	176
9	Sebastian Ehrmann	80	Logistiker	43	Gesundheit, Freizeitbe- dürfnis, Eltern	58
10	Alex Richter	20	vormals in Bundes-be- hörde, nun Studien- beratung	45	Ausreichende materielle Versorgung, Bevorzu- gung anderer Tätigkeiten	99
11	David Urban	0	vormals Ver- packungs- techniker, nun Musiker	34	psychische Belastung durch Schichtarbeit	33

Tabelle 1: Übersicht über die für die Studie geführten Interviews

Das Setting von Interviews ist selbstverständlich von erheblicher Bedeutung für ihren Verlauf: für wen handelt es sich um ein Heim- bzw. Auswärtsspiel, wer fungiert als Gastgeber, wer muss Strecken zurücklegen usw.? Diese Aspekte wurden in der Analyse der Interviews einbezogen, ebenso wie Beobachtungen rund um die Interviewsituation: wie ist die Kommunikationssituation

ausgestaltet, in welcher physischen Nähe und Distanz befinden sich die Interaktanten, welche Kleidung tragen sie, welche Affekte sind in der Interviewsituation eingelagert, wie ist die räumliche Situation? Diese Fragen richten sich auf das Interview als Interaktionssituation und auf Versuche, im Interviewkontext nicht nur als Interviewer anwesend zu sein, sondern zugleich teilnehmend zu beobachten, wie die (künstlich hergestellte) Interviewsituation von den Interaktanten aufgenommen und sich angeeignet wird. Ein solcher Versuch wird z. B. von Eckert und Cichecki (2020) unternommen, die sich mit dem ‚Scheitern‘ von Interviews und im Zuge dessen mit unausgesprochenen Basisannahmen zur Interviewsituation und einem vertieften Verständnis dieser befassen. Auch Arnulf Deppermann (2013) plädiert für ein Verständnis von Interviews als Interaktionssituation statt ausschließlich als Text. Seine Überlegungen und Forderungen nach einer interaktionsanalytischen Untersuchung sozialwissenschaftlicher Interviews als Methode zu ihrer grundlegenden methodologischen Weiterentwicklung kann in diesem Projekt nicht vollumfänglich eingelöst werden; dennoch ist der Impuls wichtig, den intersubjektiven Herstellungsprozess von Interviewtexten auch in nicht-interaktionsanalytischen Forschungsweisen ernster zu nehmen und zu thematisieren. Zu diesem Zweck habe ich unmittelbar nach den Interviews Sprachmemos zu den oben genannten Aspekten aufgezeichnet, die ich später auch transkribiert und in die Interpretation einbezogen habe. Auch der explizite Einbezug von Erzählaufforderungen und Nachfragen in die Interpretation erscheint aus einer solchen Perspektive als unbedingt notwendig und wurde konsequent umgesetzt.

Nach der Unterzeichnung der Einverständniserklärung wurde das gesamte Interview mittels eines Diktiergerätes aufgezeichnet, zusätzlich wurden das Interview über Notizen zur Formulierung immanenter Nachfragen und zum Festhalten erster Auffälligkeiten gemacht. Die Interviewpartner erhielten von mir keine monetäre Aufwandsentschädigung, allerdings hatte ich nach Beendigung des Interviews immer noch ein kleines Dankeschön dabei (i. d. R. eine Flasche Olivenöl), habe, wenn wir in Cafés o.ä. waren, die Rechnung übernommen und wenn ich den Ort stellte, eine Auswahl an Getränken bereitgestellt.

Die Transkription der Interviews wurde durch studentische Hilfskräfte des Graduiertenkollegs Doing Transitions durchgeführt, anschließend habe ich eine Feinkorrektur durchgeführt, indem ich das ganze Interview noch einmal hörte, Fehler korrigierte, undeutliche Stellen zu verstehen versuchte und Zeichensetzung, Pausen etc. an mein eigenes Hörempfinden anpasste. Zur Transkription wurde ein System mittlerer Genauigkeit gewählt (Transkriptionsregeln s. Anhang). Dialekte wurden auf der lautlichen Ebene nicht mit transkribiert, allerdings wurde keine sprachliche Glättung vorgenommen, d.h. Dialektbegriffe verbleiben im Text. Die Setzung von Kommata, Semikola und Punkten erfolgt nicht auf Basis der geltenden Interpunktionsregeln, sondern anhand

²¹ Alle hier aufgeführten Namen sind Pseudonyme, ebenso wurden die Namen aller in der Erzählung vorkommenden Personen sowie alle Orte und genaue Zeitangaben verändert.

der Sprachführung der Interviewteilnehmenden. An dieser Stelle wird besonders deutlich, warum die Transkription von Interviews als erster Interpretationsschritt gelten kann: oft lassen sich bereits mehrere Varianten der Zeichensetzung rechtfertigen und die transkribierende Person trifft insofern eine Interpretationsentscheidung, indem sie eine der Varianten auswählt.

4.3 Diskursdokumente

Zusätzlich zu den Interviewtranskripten und wissenschaftlicher Literatur floss noch eine weitere Datenquelle in den Erkenntnisprozess ein, aus deren Lektüre im Verlauf des Projektes immer wieder theoretische Ideen entstanden und anhand derer sich insbesondere immer wieder am Interviewmaterial entstandene Interpretationsideen schärfen und ‚erhärten‘ ließen. Die Rede ist von ‚Diskursdokumenten‘ – in Ermangelung eines besseren Begriffes, denn die Interviews sind nicht weniger Diskursdokumente als die Texte, um die es hier geht: Zeitungsartikel, Ratgeberliteratur, Postings in sozialen Netzwerken oder Blogs.

Link (2006, 19–20) unterscheidet zwischen drei unterschiedlichen Diskurstypen: Elementar-/Alltagsdiskurse, mediale Interdiskurse und Spezial-/Fachdiskurse. Alle drei spielen in der vorliegenden Studie an unterschiedlichen Stellen und in unterschiedlichen Gewichtungen eine Rolle. Während in den biographisch-narrativen Interviews überwiegend Alltagsdiskurse rekonstruierbar sind, sind es in der theoretischen Auseinandersetzung besonders Fachdiskurse, die interessieren; und in der Auseinandersetzung mit den hier angesprochenen Diskursdokumenten geht es vor allem um die Betrachtung von Interdiskursen in den Medien, die auch eine vermittelnde Funktion einnehmen und auf diese Weise bei der ‚Übersetzung‘ von Alltagsdiskursen in theoretische Konzepte hilfreich werden können. Es handelt sich bei diesen Betrachtungen nicht um eine eigenständige Diskursanalyse im Sinne einer Kritischen Diskursanalyse (Jäger 2015), einer Wissenssoziologischen Diskursanalyse (Keller 2011) oder einer Analyse diskursiver Praktiken (Wrana 2015). Vielmehr stellen sie eine von den geschilderten Überlegungen zu Biographie, Diskurs und Artikulation getriebene Sampling- und Interpretationspraxis, die eine Ergänzung zur Interpretation der Interviews darstellen soll, dar, eine Art „Brandbeschleuniger“ in der Entwicklung theoretischer Ideen im Auswertungsprozess.

Der Einbezug solcher Dokumente in den Interpretationsprozess ist eine erprobte Praxis und spielt in verschiedenen methodischen Ansätzen eine Rolle – sei es durch den Einbezug einer Art Dokumentenanalyse in Gabriele Rosenthals Ansatz der biographischen Fallrekonstruktion zum Zweck der historischen Kontextualisierung oder auch in den Fallstudien von Maria Pohn-Lauggas (Pohn-Weidinger 2014) in Form einer Diskursanalyse, bei Andrea Pohling (2021) in Form einer Inhaltsanalyse oder bei Tina Spies (2010) in Form einer vorangestellten „Kontextbeschreibung“.

Der Samplingprozess zur Auswahl der in die Interpretation einbezogenen Texte war dabei einerseits eine Art Ping-Pong-Spiel in Auseinandersetzung mit dem Interviewmaterial im Sinne des theoretischen Samplings und einer offenen Felderkundung andererseits: aus einem Interview oder einer bestimmten Interviewpassage heraus entwickelte sich ein Interesse an einem bestimmten Deutungsmuster oder Thema, sodass ich explizit nach Texten suchte, die dieses Deutungsmuster explizierten oder dazu in einem Äquivalenzverhältnis standen – und dann in der Folge ebenso Texte, die in starkem Kontrast hierzu standen. Teils stieß ich aber andererseits auch im Alltag auf Zeitungsartikel, politische Initiativen oder Instagram-Seiten, um nur einige Beispiele zu nennen, die z. B. Männlichkeit auf eine spezifische Art und Weise thematisierten. Diese Samplingstrategie ließe sich im Kontrast zur ersten als „im Feld treiben lassen“ beschreiben. Auch hierauf folgte allerdings stets eine Phase der weitergehenden Recherche, eine Suche nach ähnlichen und ganz anderen Positionen. In diesem Kontext stand im Übrigen auch die Lektüre historischer, zusammenfassender oder diskursanalytischer wissenschaftlicher Arbeiten Dritter, um auf zu kurz Gekommenes in meiner eigenen Auseinandersetzung mit dem Feld aufmerksam zu werden. Auch aus diesen Arbeiten zitiere ich daher in der Ergebnisdarstellung. Der Einbezug der Diskursdokumente in den Prozess der Interpretation wird im folgenden Teil, der das Vorgehen auf einer deskriptiv-technischen Ebene erläutert, gedanklich mitgeführt und bisweilen auch explizit thematisiert. Dennoch bilden die biographisch-narrativen Interviews den Kernbestand und ersten Ausgangspunkt meiner Forschung – und dementsprechend auch den Schwerpunkt des nächsten Kapitels. Dennoch handelt es sich bei den im Feld kursierenden Diskursdokumenten um eine eigenständige empirische Materialquelle, die als solche kenntlich gemacht werden und dementsprechend auch in der Darstellung meiner Ergebnisse Platz finden soll.

5 Interpretation

Nachdem die methodologischen Rahmungen des Vorgehens sowie die Erhebung und der Einbezug von Material in den Forschungsprozess geklärt sind, soll die Aufmerksamkeit im Folgenden dem konkreten Vorgehen in der Interpretation gelten: Was ist mit dem erhobenen Material konkret geschehen und in welchen Arbeitsformen? Welche generativen Fragen wurden an das Material gestellt und wie wurden die beschriebenen grundsätzlichen Heuristiken in eine konkrete Arbeitsweise übersetzt?

Wie bereits der Erhebungs- wurde auch der Interpretationsprozess im vorliegenden Projekt als Interaktionsgeschehen begriffen. Im Bereich der qualitativen Sozialforschung wird die Arbeit in Interpretationsgruppen bzw. zumindest die Interpretation in Gruppen als wesentliches Instrument zur Sicherung der Qualität von Interpretationen betrachtet (vgl. Steinke 2022, 326). Die Interpretation und die Diskussion von Interpretationstexten in Gruppen (vgl. das Konzept des Peer Debriefing, Lincoln und Guba 1985, 308) leisten einen wesentlichen Beitrag zur Steigerung der Kriterien der empirischen Durchdringung, der theoretischen Reichhaltigkeit und der Originalität leisten. Gerhard Riemann formuliert diesen Beitrag folgendermaßen:

„Die Wirksamkeit zentraler Aktivitäten der Datenanalyse [...] kann dadurch gesteigert werden, dass sie sich in der Interaktion einer Arbeitsgruppe von – natürlich auch studentischen – Forscherinnen und Forschern entfaltet: man entdeckt mehr im gemeinsamen – mündlichen – Beschreiben von Texten, die Darstellung wird facettenreicher und dichter; und das dialogische Argumentieren – das Behaupten, Bestreiten, Bezweifeln, Begründen und Belegen – führt zu einer Differenzierung und Verdichtung von analytischen Abstraktionen, kontrastiven Vergleichen und theoretischen Modellen“ (Riemann 2011, 413)

In der GTM spielen Interpretationsgruppen von Beginn an und jederzeit eine zentrale Rolle, ablesbar beispielsweise an Strauss' „Grundlagen Qualitativer Sozialforschung“ (Strauss 1991), die durchzogen sind von Transkripten von Interpretationsgruppen und die Interaktivität und Kollaboration im Forschungsprozess stark betonen. Auch wenn auch zahlreiche Interpretationen ‚allein am Schreibtisch‘ entstanden, waren die Gruppen und Settings, in denen ich regelmäßig Material einbringen konnte, äußerst gewinnbringend. Gemeinsam hatten sie, dass sequenziell vorgegangen wurde, wobei das Zurückspringen im Gegensatz zum Vorgreifen weitgehend als unproblematisch erachtet wurde. Die Äußerung von Einfällen und Affekten jeder Art war in allen Gruppen erwünscht und wurde als Erkenntnisquelle betrachtet (vgl. Sieferle 2017, Abschnitt 3.2.3). Auch die Überprüfung der Tragfähigkeit von Interpretationen im Kontext von (festen und situativen) Interpretationsgruppen war im Forschungsprozess äußerst gewinnbringend.

Dausien (1996) argumentiert bezüglich des Einbezugs von Theorie in den Forschungsprozess im Rahmen der GTM, dass eine „Metatheorie“ notwendig sei, um überhaupt etwas im Material ‚sehen zu können‘ und entsprechend eine (künstlich herbeigeführte) Theorie-Enthaltbarkeit allenfalls bezogen auf gegenstandstheoretische Wissensbestände sinnvoll sei. Diese notwendige Metatheorie – und das ist hier der springende Punkt – müsse aber nicht notwendigerweise handlungstheoretisch-interaktionistisch sein. Dausien entwickelt im Anschluss an diese Überlegungen ein biographietheoretisch orientiertes Kodierparadigma. Analog zu dieser Überlegung möchte ich im Folgenden das auf den skizzierten methodologischen Überlegungen zustande gekommene Paradigma der vorliegenden Studie darstellen. Die Schritte meines Vorgehens will ich dabei in Anlehnung an Strauss und Corbin (2010, zuerst 1996 erschienen) unterteilen in eine Phase des Offenen Kodierens und eine Phase des Selektiven und Axialen Kodierens. Eine strikte Trennung zwischen Offenem, Selektiven und Axialen Kodieren wurde dabei nicht vorgenommen. Bereits in einer später veröffentlichten, von Juliet Corbin verantworteten Neuauflage (Corbin und Strauss 2008) wurde eine solche strenge Unterteilung mit dem Hinweis verworfen, dass sie in ihrer Strenge nicht haltbar sei und eine Linearität vorgebe, die tatsächlich nicht sinnvoll sei. Entsprechend sind auch im vorliegenden Projekt die im Folgenden dargestellten Interpretationsschritte nicht linear nacheinander durchlaufen worden, sondern es wurde hin- und hergesprungen. Bereits früh wurden auch einzelne Stellen feinanalytisch in den Blick genommen und auch im späteren Verlauf des Projektes wurden immer wieder grobkörnigere Betrachtungen der Gesamterzählung einbezogen. Zu Darstellungszwecken wird dennoch getrennt zwischen offeneren Verfahren zum „Aufschließen des Textes“ einerseits und fokussierteren und kleinteiligeren, feinanalytischen und positionierungsanalytischen Verfahren andererseits. Während erstere primär auf eine Charakterisierung einer Gesamterzählung bzw. eines Falles in seiner Struktur und seinen Inhalten zielte, dienten letztere der Analyse diskursiver Artikulationen durch die Interpretation von Textstellen, die thematisch von besonderem Interesse sind und besonders reich an Positionierungsaktivitäten sind.

5.1 Offenes Kodieren – Verfahren zur Textstrukturanalyse

Die transkribierten Interviewtexte wurden im Zuge der Analyse in ihrer Struktur nachvollzogen. Dabei ist insbesondere die Struktur der Eingangserzählung und längerer, von den Erzählpersonen selbst ohne Intervention des Interviewers dargestellten Passagen von Interesse. Es wurde sequenziell vorgegangen, wobei zunächst eine Segmentierung des Erzähltextes stattfand.

Dieser Arbeitsschritt beruht auf der Annahme der Sequenzialität von Erzählungen, dass also eine biographische Erzählung aus einer Aneinanderkettung unterschiedlicher, aufeinander aufbauender Darstellungseinheiten beruht, die sich voneinander abgrenzen lassen. Der Beginn eines neuen Erzählsegments ist häufig, aber nicht immer ablesbar an formalen Markern wie sogenannten „Rahmenschaltelemente[n]“ (Schütze 1983, 286), zeitlichen Schwellen oder Pausen. Auch die Binnenstruktur eines Segments kann Aufschluss über seine Grenzen geben. Je nach vorherrschender Darstellungsform beinhalten Segmente häufig bestimmte Elemente; bei einem Erzählsegment etwa ein Abstract, eine Orientierung (also eine Einführung in die Situation), eine Komplikation (die den Kern des Erzählsegments darstellt, nachgerade den Grund, warum etwas überhaupt erzählt wird) und eine Coda, in der oft auch eigenthereoretische Darstellungen einen Platz finden (zu strukturellen Merkmalen von Erzählungen vgl. Labov und Waletzky 1967). Argumentationen und Beschreibungen enthalten andere Elemente. Manchmal sind Segmentgrenzen auch an einem Wechsel des Themas erkennbar (was aber ebenso wenig zwingend notwendig ist wie die Anwesenheit formaler Marker und einer vollständigen binnensstrukturellen Ausgestaltung jedes einzelnen Erzählsegments). Das eigentlich entscheidende Kriterium bei der Unterteilung des Textes in unterschiedliche Segmente ist allerdings, dass es sich um eine erkennbar neue inhaltliche Einheit des Textes handelt (vgl. Detka 2005)

Die identifizierten Segmente wurden dann jeweils einer Textsortenanalyse unterzogen, in der die pro Segment vorwiegende Textsorte bestimmt wurde. Dabei wurde zunächst zwischen Erzählungen, Argumentationen und Beschreibungen unterschieden. Die Textsortenanalyse verfolgt verschiedene Ziele. Die Kenntnis der Textsorte eines je bestimmten Segments ist hilfreich bei ihrer weiteren, feinteiligen Interpretation (vgl. Feinanalysen): während z. B. positionierungsanalytische Verfahren sich ganz besonders für erzählte Passagen eignen, ist bei argumentativen Passagen besonders die Rekonstruktion der Prämissen, Argumente und zugrundeliegenden Selbstverständlichkeitsannahmen eine erfolgversprechende Heuristik. Zudem sind Zusammenhang zwischen Form und Inhalten der Darstellung sowie mit ihnen verknüpfte Positionierungs- und Inszenierungsaktivitäten der erzählenden Person von Interesse: warum wird für was welche Darstellungsform gewählt (vgl. Lucius-Hoene und Deppermann 2004, 141–176)?

Als weiteres Verfahren zum Aufschließen des Textes wurden die erzählten Daten in der Erzählzeit in die Form eines Kurzlebenslaufes gebracht, also alle datierbaren Ereignisse in der Lebensgeschichte tabellarisch gesammelt und die dazu gehörenden Textstellen aus Eingangserzählung und Nachfrageteil dazu gruppiert. Um auf den zeithistorischen Kontext und ggf. den Bezug auf altersspezifische Anforderungen eingehen zu können, wurden diese Daten jeweils mit der Jahreszahl und dem kalendarischen Alter der Protagonisten in der ihr zugehörigen Erzählung versehen. Durch diesen überwiegend aus einer

Neuanordnung und Reformulierung des Erzähltextes bestehenden Schritt werden bestehende Verständnisprobleme auf der Erzählebene deutlich und es lassen sich durch den gewonnenen Abstand vom empirischen Material und dem Einbezug der überblicksartigen Darstellung Hypothesen über die Struktur der Erzählung und grundlegende Themen des Falles generieren. Zudem ermöglicht die Datierung einen Einbezug (lokaler und) zeithistorischer Kontexte. Dieser Analyseschritt entspricht dem Schritt der sequenziellen Analyse der biographischen Daten im Ansatz von Gabriele Rosenthal (vgl. Rosenthal 2014, 204–213), allerdings wird dort die Erarbeitung des zeithistorischen Kontextes weit systematischer und akribischer betrieben als im vorliegenden Projekt. Hier erfolgte solch eine Kontextualisierung primär bei Ereignissen, die einen unmittelbaren Bezug zu Thema und Fragestellung aufweisen; ein Vorgehen, das sich unter anderem Ingrid Miethes Vorschlag einer stärker theoretisch und an der Fragestellung der Untersuchung fokussierten Modifikation von Rosenthals Verfahren verdankt (vgl. Miethes 2015, 169–177).

Über den gesamten makrostrukturanalytischen Interpretationsprozess wurden laufend Codes gebildet und Memos geschrieben – das Ziel dieses Analyseschrittes ist einerseits eine gründliche Lektüre sämtlicher Interviewtexte und das Gewinnen von Orientierung und Überblick, andererseits das Aufbrechen des Textes und einer Entwicklung erster theoretischer Ideen, die sich auf die Gesamtgestalt des Interviews beziehen. Damit entsprechen die angewandten Verfahren dem Schritt des offenen Kodierens in gängigen Verfahrensvorschlägen in der GTM. Es handelt sich dabei um ein biographietheoretisch inspiriertes offenes Kodieren, nicht aber um ein ‚lehrbuchhaftes‘ Vorgehen im Sinne eines der kanonischen Verfahren der Biographieforschung: Da ich mich nicht primär für lebensgeschichtliche Verläufe und erschöpfende Interpretationen von Einzelfällen, sondern vor allem für im Moment des Interviews stattfindende Identifikationen und Schließungen und deren Typisierung und Theoretisierung interessiere, folge ich den dargestellten, aus der Biographieforschung stammenden Verfahren in diesem Schritt nur insoweit, wie es vor dem Hintergrund meines Interesses sinnvoll erscheint. Bei den einbezogenen Diskursdokumenten, die wie beschrieben, eine sekundäre Datenquelle für dieses Projekt darstellten, war der Analysefokus etwas anders; hier wurde deutlich grobkörniger offen kodiert, auch um besonders konzentrierte Stellen zu identifizieren. Entscheidender war bei der Lektüre von Diskursdokumenten für mich das Herausarbeiten von argumentativen Strukturen und unausgesprochenen Prämissen.

5.2 Axiales und selektives Kodieren – Heuristiken in der Feinanalyse

Die feanalytische Interpretation einzelner Interviewpassagen verfolgte das Ziel der Entwicklung weiterer Codes bezogen auf die Erzählstruktur sowie die Forschungsfrage. Es handelt sich dabei um eine kleinteiligere Analysestrategie, mittels derer die zuvor identifizierte, für das Forschungsthema zentrale Stellen einer weitergehenden Lektüre und Analyse unterzogen wurden, als dies mit den bereits beschriebenen textstrukturellen Verfahren möglich war. Auf Basis dieser feineren Analyse erfolgte die Ausarbeitung der in den Kapiteln 7–11 dargestellten Spannungsfelder.

Die *Auswahl* der Stellen, die einer Feinanalyse unterzogen wurden, erfolgte auf der Basis verschiedener Kriterien. Das erste ist dabei eine besonders *gute thematische Passung*: diejenigen Stellen, in denen eine Arbeitszeitreduktion oder Männlichkeit explizit thematisiert werden oder bei denen sich in der grobanalytischen Betrachtung eine besondere Fruchtbarkeit in Bezug auf die Entwicklung von Codes und theoretischen Memos andeutete, wurden zuerst in die Analyse einbezogen. Das zweite Kriterium war eine Häufung von Positionierungsaktivitäten, also das Hinzuziehen von Stellen, bei denen eine positionierungsanalytische Untersuchung besonders lohnend wirkte. Dies geschah, um den methodologischen Überlegungen zu Artikulation und Positionierung gerecht zu werden und Stellen in die Analyse einzubeziehen, die sich für eine derart fokussierte Betrachtung besonders eigneten. Des Weiteren interessierten mich im Verlauf des Projektes auch *argumentative Stellen* in besonderer Weise – weil sich anhand von ihnen diskursive Rahmungen besonders gut rekonstruieren lassen: einerseits impliziert die Wahl einer Argumentation als Darstellungsform, dass die interviewte Person eine bestimmte Äußerung als mir oder einem imaginierten Publikum gegenüber begründungs- oder erklärungsbedürftig markiert. Entsprechend hält die Interviewperson ihre Äußerung also nicht für selbstverständlich und unumstritten. Andererseits weisen gerade die in Argumentationen enthaltenen Prämissen auf solches unhinterfragtes und selbstverständliches Alltagswissen hin: das Anlegen eines bestimmten Deutungs- oder Bewertungsmusters erfordert eine Identifikation mit diesem; eine Setzung. Diese Setzungen herauszuarbeiten bietet einen geeigneten Zugang zu diskursiven Rahmenbedingungen des Gesagten. Zuletzt wurden im Laufe des Interpretationsprozesses Stellen, die bestimmte Interpretationsideen stützen und/oder herausfordern, im Sinne minimaler und maximaler Kontraste (Glaser und Strauss 2008, 115–130) also zu den bereits untersuchten *ähnliche* und *ganz andere* Stellen Feinanalysen unterzogen. Die Feinanalysen wurden weit häufiger in Interpretationsgruppen erarbeitet oder diskutiert als die Grobanalysen.

Neben den sich aus der bisherigen Auseinandersetzung ergebenden heuristischen Fragen sowie der Nutzung der gleich vorzustellenden positionierungsanalytischen Heuristiken wurden in der Feinanalyse zur Generierung

theoretischer Ideen und zum Aufschließen der ausgewählten Stellen eine Reihe an Heuristiken verwendet, die sich insbesondere Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann (2004) verdanken. Anschließend an die Textsortenanalyse ist hier speziell die Herausarbeitung der einzelnen Elemente von Argumentationen und der sich in diesen Argumentationen spiegelnden Deutungsmuster sowie die in Beschreibungen eingelagerten Kategorisierungen oder die in Erzählungen vorgenommenen Rahmungen und Bewertungen zu nennen. Hilfreich waren in diesem Kontext insbesondere auch die Fragen „Was wird dargestellt? Wie wird es dargestellt? Wozu wird es jetzt so dargestellt?“ sowie die Mittel der Variationsanalyse, der Kontextanalyse, der Analyse der Folgeerwartungen und der interaktiven Konsequenzen (vgl. ebd., 320–322). Auch wenn diese Heuristiken hier nicht in besonderer Breite dargestellt werden, waren sie in der feinanalytischen Arbeit wertvolle Werkzeuge und brachten eine Vielzahl fruchtbarer theoretischer Ideen hervor.

5.2.1 *Positionierungsanalyse als Leitheuristik*

Um dem geschilderten Anspruch einer Lektüre biographischer Interviews als Artikulationen gerecht zu werden, sind in der Feinanalyse einzelner Interviewstellen positionierungsanalytische Heuristiken zum Einsatz gekommen. Die Wurzeln der Positionierungsanalysen sind in der Discursive Psychology zu finden, diese theoretische Herleitung spielt allerdings an dieser Stelle keine größere Rolle mehr: das grundlegende Anliegen, das zu ihrem Einsatz in diesem Projekt führte, ist es, diskursive Artikulationen im zuvor erläuterten Sinne zu rekonstruieren – und hierfür werden heuristische Hilfsmittel benötigt. Eine diskursive Artikulation bedeutet die Einnahme von oder zumindest Auseinandersetzung mit einer bestimmten Subjektposition. Der Blick richtet sich daher auf Praktiken der Selbstpositionierung innerhalb der Darstellungsaktivitäten meiner Interviewpartner sowie Praktiken der Selbst- und Fremdpositionierung innerhalb der Interview- als Interaktionssituation, also Aufforderungen zur Einnahme bestimmter Subjektpositionen. Um einen analytischen Zugriff auf diese Positionierungsaktivitäten zu erhalten, bieten die in positionierungsanalytischen Forschungsarbeiten und -ansätzen entwickelten Verfahren ein hilfreiches Instrumentarium.

Im konkreten Fall eines biographisch-narrativen Interviews sind verschiedene Ebenen zu unterscheiden, auf denen Positionierungsaktivitäten stattfinden. Die analytischen Ansätze von Michael Bamberg sowie Lucius-Hoene und Deppermann bieten hier Differenzierungen an, anhand derer an das Material zu richtende Leitfragen formuliert werden können. Zwei grundlegend unterschiedliche Ebenen, auf denen sich Positionierungsaktivitäten ereignen sind *erstens* die Interaktionssituation des Interviews und *zweitens* die Darstellungsaktivitäten der Biographen selbst. Die Interaktionssituation des Interviews ist dabei in verschiedener Hinsicht in die Analyse einzubeziehen: Beginnend mit

dem Interviewaufruf, dem all meine Interviewpartner im Vorfeld des Interviews zu irgendeinem Zeitpunkt begegnen, über die telefonische und E-Mail-Korrespondenz im Vorfeld des Interviews ist die Kommunikation zwischen mir als Interviewer und meinen Interviewpartnern von Positionierungsaktivitäten durchzogen, die sich auch auf die Interviewsituation selbst auswirken. In meinem Interviewaufruf schreibe ich, ich suche nach: „Interviewpartnern, die ihre Erwerbsarbeitszeit dauerhaft reduziert haben oder dauerhaft keiner Erwerbsarbeit mehr nachgehen, unter 65 und männlich sind [sowie] bereit sind, sich Zeit für ein Interview zu nehmen und mir aus Ihrem Leben zu erzählen“. Ziel der Studie sei es, so der Interviewaufruf weiter, zu „untersuchen, wie Sie als Männer, die Erwerbsarbeit dauerhaft reduziert oder vollständig aufgegeben haben, von dieser Erfahrung erzählen. Mich interessiert, welche Abwägungen, Aushandlungsprozesse und Entscheidungen diesem Übergang vorausgegangen sind und was Ihnen heute wichtig ist“ (vollständiger Interviewaufruf s. Anhang). Der Face-to-Face-Interaktionssituation, dem ‚eigentlichen‘ Interview geht also bereits eine ganze Reihe an Kommunikationsaktivitäten voraus und durch die Meldung auf meinen Interviewaufruf hin (womöglich zusätzlich durch Dritte vermittelt im Stile eines „wäre das nicht was für dich?“) ratifizieren meine Interviewpartner bereits vorab eine Positionierung als aus meiner Perspektive lohnend erscheinendes Objekt meiner Forschung. Die Wirkmacht dieser dem Interview vorangehenden Adressierung zeigt sich auch darin, dass teils in den Interviews selbst ohne erkennbaren Zusammenhang zu Interviewerinterventionen oder direkten thematischen Bezug eine erneute, differenzierte Positionierung zu ihr eingenommen wird – wie im Interview mit Georges, der mitten im Nachfrageteil recht unvermittelt die Berechtigung der von ihm vorher online recherchierten Fragestellung meiner Studie betont:

Georges: Meine Mutter war gestresst nicht ich. //@(.).@// Sie ist auch mehr gestresst als ich für die (.) für diese dass ich nicht verdiene mehr, //@ja okay@// sie immer: „Du bist sicher dass deine Frau dich irgendwann nicht da äh (.) ä:::h nicht akzeptiert oder“ (.) //okay// die hat ein bisschen äh aufgegeben aber am Anfang hat sie schon ein zweimal gesagt: „Du äh was (.) bist du sicher dass die Brigitte das äh akzeptiert oder willst du das nicht das äh//mhm// du willst wirklich nicht? Du suchst wirklich keine Arbeit?“ //mhm// (4)

I: L Aber Sie hatten immer J

Georges: L Das heißt ihre ((stottert)) J Ihre Recherchen haben einen Sinn. Das ist doch/ das ist nicht aus (.) der Luft @gezogen@.

I: Was welche

Georges: Ja Ihr Doktorarbeitsthema

I: Ach so @ja ja@

Georges: hat schon einen Sinn (Georges, 943–956)

Teils wird auf die erlebte Besonderung der eigenen Erwerbsarbeitspraxis in den Interviews auch eher ablehnend reagiert. An dieser Stelle ist ausreichend, festzustellen, dass bereits durch die Kommunikation vor dem Interview eine Anrufung der Interviewpartner als Forschungsobjekte und -subjekte erfolgt, mit denen zugleich eine Relevanzzuschreibung zur Praxis von Arbeitszeit-

reduktionen und eine Markierung der Interviewpartnern als kompetente Auskunftgeber einhergeht.

In der Interviewsituation selbst ist eine ganze Vielzahl von wechselseitigen Positionierungen von Interviewtem und Interviewer beobachtbar. Wiederum bereits beginnend mit dem ersten gegenseitigen Erblicken und in Abhängigkeit von der räumlichen Situation/dem Interviewort bzw. generell der Interviewsituation positionieren die Interaktanten sich selbst und einander als Gäste, Gastgeber, Experten, Forscher, Komplizen, zu Überzeugende, Männer, bestimmten Altersgruppen zugehörig, über bestimmte Erfahrungshorizonten verfügend usw. Diese Positionierungen haben verbale und nonverbale Komponenten, die beschreib- und interpretierbar sind. Sie können z. B. in im Interviewtranskript nachvollziehbaren Reaktionen auf Erzählimpulse, verbalen und nonverbalen Reaktionen wie Zustimmung, Lachen oder formulierten Anschlussfragen bestehen. Als Grundlage für die Interpretation und Reflexion dieser Positionierungsaktivitäten in der Interviewsituation dienen also die Interviewtranskripte sowie zusätzlich Memos zur Interviewsituation. In der Interpretation des Interviews mit Wolfgang wurde so etwa, um ein Beispiel zu nennen, ein besonderes Augenmerk auf die Dynamik als Gastgeber/Interviewpartner – Gast/Interviewer, die Dynamik älterer Mann – jüngerer Mann (die etwa in Ratschlägen zum Ausdruck kam), der sich aus unterschiedlichen Klassen- und Bildungsherkünften sowie der lebensweltlichen Verortung in Stadt/Land zwischen den Interviewbeteiligten ergebenden Dynamik gelegt. Je nach Interview waren hier unterschiedliche Themen bestimmend und unterschiedliche Interviewdynamiken sichtbar. Zuletzt ist für den Einbezug der Interviewsituation als Interaktion in die Interpretation noch wichtig zu bedenken, dass alle im Interview getätigten Äußerungen auch an mich als Person und ggf. an ein größeres antizipiertes Publikum gerichtet sind. Annahmen über meine Person und dieses Publikum wirken sich also auf das gesamte Interview aus – was unvermeidlich ist, aber in der Interpretation mitgeführt werden sollte.

Nicht nur in der Interview- als Interaktionssituation, sondern auch innerhalb der Darstellung des Interviewten selbst sind allerdings verschiedene Formen von Positionierungsaktivitäten enthalten, die im Folgenden, anschließend an die Ansätze von Bamberg sowie Lucius-Hoene und Deppermann, differenziert werden sollen. Von entscheidender Bedeutung ist dabei die Differenzierung zwischen erzählendem Ich bzw. Erzähler und erzähltem Ich bzw. (in aller Regel) Protagonist der Erzählung. Auch in der Darstellung meiner empirischen Ergebnisse werde ich immer wieder zwischen Erzähler bzw. erzählendem Ich und Protagonisten bzw. erzähltem Ich unterscheiden, und zwar, weil ich mich letztlich für das erzählende Ich und seine Inszenierungen interessiere und das inszenierte erzählte Ich für mich eher ein Mittel zum Zweck des Zugriffs auf diese Inszenierungen darstellt. Erzählendes und erzähltes Ich stehen selbstverständlich in einem komplexen Verhältnis – weder handelt es sich um zwei völlig voneinander unterscheidbare Instanzen, noch gibt es notwendigerweise eine

klare Kontinuität vom erzählten zum erzählenden Ich. Vielmehr ist auch die Art und Weise der Darstellung des erzählten Ichs ein interessanter Aspekt biographischer Erzählungen – wird eine Kontinuität konstruiert, welche Bewertungen zu Handlungen oder Eigenschaften des erzählten Ichs werden vorgenommen usw.? Auch andere Figuren der Erzählung können in zeitlich differenzierter Form dargestellt werden, was interessante Interpretationsspielräume eröffnet, aber das Verhältnis von Erzähler und Protagonist ist in aller Regel das komplexeste und aufschlussreichste.

In Michael Bambergs Ansatz zur Positionierungsanalyse unterscheidet dieser zwischen drei verschiedenen Ebenen der Positionierung: *Erstens* der Positionierung der Charaktere einer Erzählung zueinander, was die Fragen aufwirft, wer in einer Erzählung mit welchen Bewertungen versehen, wem (oder was) welche Handlungsmacht zugeschrieben wird oder wie die Beziehungen der erzählten Figuren (menschlicher oder nicht-menschlicher Natur) zueinander dargestellt werden. *Zweitens* richtet sich der Blick auf die Positionierungen der:des Sprecher:in gegenüber dem Publikum, also mir als Interviewer und ggf. einem antizipierten weiteren Publikum: In welches Verhältnis setzt die erzählende Person sich dem:der Interviewer:in gegenüber? Liefert sie z. B. Handlungsanweisungen, wie sich in einer bestimmten Situation zu verhalten ist oder verteidigt sie die Handlungen des erzählten Ich wie vor einem Gericht – um nur zwei Beispiele für denkbare Positionierungen zu geben. *Drittens* stellt Bamberg die Frage, wie sich die erzählende Person sich selbst gegenüber positioniert. In den Fokus rückt auf dieser Ebene der Einsatz sprachlicher Mittel, um Aussagen zu treffen, für die die erzählende Person über die Interviewsituation hinaus einen Wahrheits- und Relevanzanspruch erhebt. Letztlich geht es auf dieser Analyseebene um die Konstruktion einer „(local) answer to the question: ‚Who am I?‘“ (Bamberg 1997, 337).

Lucius-Hoene und Deppermann differenzieren, auch in Anlehnung an Bamberg, verschiedene Positionierungsaktivitäten in biographischen Erzählungen, mit dem Ziel der Rekonstruktion narrativer Identität. Dieses Ziel steht der Frage nach diskursiven Artikulationen im Übrigen nahe, schließlich geht es in dieser theoretischen Rahmung ebenfalls um die Herausarbeitung temporärer Identifikationen, den Moment des Vernähens eines Individuums mit einem Diskurs mit dem Ziel der temporären Schließung seiner Identität. Insofern gilt es bei der Lektüre der Überlegungen von Lucius-Hoene und Deppermann, die eingangs erläuterte Verflüssigung des Identitätsbegriffes zwar stets mitzuführen, zugleich bietet ihr Ansatz eine ganze Reihe an Heuristiken, die in meiner auf diskursive Artikulationen ausgerichtete Interpretationsarbeit großen Nutzen besitzen. So auch ihre positionierungsanalytischen Überlegungen (zu anderen Heuristiken weiter unten mehr). Die Autor:innen unterscheiden auf der Ebene der Erzählung (1) zwischen der Analyse von Positionierungen von Figuren in einer Erzählung zueinander – also Positionierungen innerhalb der Erzählebene und (2) der Positionierung von erzählten Personen durch das

erzählende Ich – also der Frage nach der retrospektiven Darstellung der erzählenden Person: welche Aspekte einer erlebten Situation sowie welche spezifischen Darstellungsweisen bestimmter Akteure und Handlungen werden für die erzählte Darstellung inszeniert und welche Funktionen erfüllt diese Auswahl? Gegenwärtige Identifikationen der Erzählperson rücken ebenfalls in den Fokus: So fragen Lucius-Hoene und Deppermann, (3) in welcher Art und Weise die Darstellung vergangener Ereignisse Aufschluss über Konstruktionen narrativer Identität in der Erzählzeit geben. Beispielsweise könnte sich eine Erzählerin von Handlungen und Einstellungen des erzählten Ichs stark distanzieren oder aber auch sich in direkter Kontinuität zu einem erzählten Ich zu einer bestimmten Zeit innerhalb der Erzählung darstellen – gleichermaßen ist das auch mit der Darstellung anderer Personen möglich, z. B. wenn eine erzählende Person konstatiert, eine Regel der Eltern seinerzeit nicht verstanden zu haben, sie aber heute für eine wichtige Lektion der eigenen Kindheit hält o. Ä.. Zuletzt ist auch die Beschäftigung mit (4) Positionierungen zwischen erzählendem Ich und Zuhörer:innen von Belang: Einmal indirekt durch die Darstellungsakte der erzählenden Person, die Auswahl und Art und Weise des Erzählens und narrative Darstellungsstrategien, die die Erzählperson z. B. als humorvoll oder als Expert:in erscheinen lassen und so auch die interviewende Person mit-positioniert – als Fachkolleg:in, jüngere oder ältere Person, Verbündete:n, Kritiker:in usw. Und einmal explizit in Form von extra- und metanarrativen Äußerungen wie Positionierungen der erzählenden Person durch die Interviewperson im Zuge einer Erzählaufforderung oder Äußerungen wie ‚kennen Sie ja bestimmt‘ oder vergleichbare. Auch Reaktionen auf antizipierte Positionierungen durch die zuhörende Person können vorkommen, auch wenn diese gar nicht geäußert wurden – im Stile von ‚ich bin zwar Mitglied einer schlagenden Studentenverbindung, aber ich bin nicht reaktionär‘ (vgl. Lucius-Hoene und Deppermann 2004, 196–212).

Der Gewinn der Verwendung solcher Heuristiken im Kontext einer angestrebten Lektüre biographischer Interviews als diskursive Artikulationen liegt darin, dass in all den betrachtbaren Positionierungsaktivitäten immer auch eine Darstellung der Interviewperson ‚als jemand, der...‘ liegt. Über diese Positionierungen ist auch ein Zugriff auf die diskursive Bedingtheit des Sprechens der Erzählperson und auf diskursive Artikulationen möglich. Schließlich sind die Identifikationen, die in diesem Sprechen liegen, die Subjektpositionen, mit denen die Erzählperson sich während des Erzählens kurzfristig vernährt, ausgewählt und begrenzt. Sie lassen Rückschlüsse zu auf Ordnungssysteme von Aussagen, innerhalb derer die erzählenden Personen sich verorten und identifizieren können. Ob damit direkt auf ‚den‘ Diskurs zugegriffen werden kann und auf ‚welche Diskurse genau‘ sich Biograph:innen im Sprechen beziehen, bleibt dennoch eine Frage, auf die sich nur tentative Antworten finden lassen. Tina Spies zieht daher auch in Erwägung, ‚den Diskursbegriff nicht inflationär zu verwenden, sondern eher vom *Commonsense* [...] oder von

Deutungsmustern [...] zu sprechen“ (Spies 2018, 544, Herv. i. Orig). Dieser begrifflichen Vorsicht kann man folgen, ich halte sie allerdings nicht für unbedingt notwendig und zielführend: Jede Interpretation ist mit Unsicherheit und Ambiguität verbunden und je stärker diese ausgeprägt ist, desto stärker werde ich sie auch in der Darstellung meiner Ergebnisse ausweisen. Der Versuch, der entsprechend unternommen werden soll, ist, auch auf die Frage, innerhalb welcher Diskurse sich die Erzählenden mit ihren Darstellungen artikulieren, erste Antworten zu formulieren.

Entsprechend der skizzierten Überlegungen sollen im Folgenden – in enger Anlehnung an die Ansätze von Bamberg, Lucius-Hoene und Deppermann und Spies – noch einmal in Kürze die heuristischen Leitfragen dargestellt werden, die in der Interpretation herangezogen wurden, um Positionierungen in der Interviewinteraktion und den biographischen Erzählungen herauszuarbeiten und einer Lektüre als diskursive Artikulationen zu unterziehen:

- Wie werden die Figuren in der Erzählung zueinander positioniert?
- Wie positioniert das erzählende Ich die Figuren in der Erzählung und welche Selbst-Positionierungen gehen damit einher?
- Wie positioniert sich die interviewte Person gegenüber dem Interviewer und umgekehrt – über verbale Aussagen im Interview, aber auch in der Interviewinteraktion?
- Wie positioniert sich der Erzähler gegenüber sich selbst – durch die Darstellung des erzählten Ichs im Interview, durch Wahrheitsansprüche, der Konstruktion von Distanz/Nähe zwischen erzählendem und erzählten Ich usw.?
- Wie lassen sich diese Positionierungen als diskursive Artikulationen begreifen? Welche (selbstverständlichen) Deutungsmuster liegen ihnen zugrunde? Welche Subjektpositionen werden in welcher Art und Weise eingenommen und/oder zurückgewiesen?

5.2.2 *Vergleiche und Theoretisierung*

Die Systematisierung und Abstraktion der im bis hier dargestellten Prozess gewonnenen theoretischen Ideen und Kategorien stellte entsprechend der Logik des permanenten Vergleichs keinen völlig klar abgrenzbaren und erst im Anschluss an diese „Vorarbeit“ vollzogenen Arbeitsschritt dar. Vielmehr ergaben sich die Kernkategorien, die nun die Unterüberschriften der Kapitel 7–11 darstellen, gewissermaßen ‚on the run‘. Letztlich handelte es sich beim Interpretationsprozess um eine stückweise Zusammenstellung an Instrumentarien, die ermöglichen, Fragen an den Text zu stellen und so zunächst ein gutes analytisches Verständnis für ihn zu bekommen, um dann in einer abduktiven Bewegung über ihn hinaus gehen zu können. In der systematisierenden und theoretisierenden Arbeit spielte zudem die Relationierung der in der Interpretation

herausgearbeiteten Auffälligkeiten und Kontraste mit dem theoretischen und empirischen Vorwissen eine wichtige Rolle, ebenso wie der Einbezug von Diskursdokumenten. Häufig ergab sich in der Analyse eines bestimmten Arguments in einem Interview die Frage, wo denn ähnliche Prämissen auffindbar sein könnten. Auf Basis dessen begann eine Recherche, durch die sich oft Interpretationshorizonte eröffneten, die mit Blick auf das Interviewmaterial alleine nicht aufgekommen wären. Im Sinne abduktiver Erkenntnisprozesse und dem Versuch, schlüssige und reichhaltige theoretische Interpretationen anzubieten, war der Einbezug dieser Dokumente also eine große Stütze. Jeder Prozess der Theoretisierung birgt auch die Gefahr einer allzu starken Linearisierung, einer Darstellung als ‚So ist es, und nicht anders‘ dar. In diesem Kontext ist Langers (2013, 113–116) idealtypische Unterscheidung zweier unterschiedlicher Formen des Schreibens in qualitativer Forschung zwischen der Nachahmung quantitativer Ergebnisdarstellung und einem experimentellen, vorwiegend an künstlerisch-ästhetischen Ansprüchen orientierten Schreiben bedenkenswert. In diesem Feld gilt es sich zu orientieren: Auf der einen Seite steht der Versuch einer objektivierenden Darstellung von Ergebnissen in der Tradition quantitativ-nomologischer Konventionen, die der interpretativen Herangehensweise in dieser Studie nicht gerecht wird, tendenziell ihre Partialität verschleiert und den Forschungsprozess (zumindest teilweise irreführenderweise) linearisiert. Auf der anderen Seite wird in einem stärker literarisch geprägten Schreiben, wie es etwa in Autoethnographien teilweise praktiziert wird, ein Eindruck von Eindeutigkeit gar nicht erst erweckt und die Offenheit für unterschiedliche Deutungen des Textes durch die Rezipierenden erscheint eher als Qualitätskriterium denn als Schwäche. Zugleich steht die Anerkennbarkeit solcher Texte als Transportmedium wissenschaftlicher Erkenntnis ungleich stärker zur Debatte; und sie steht in der Gefahr, beschäftigt mit selbstreferenziellen Inszenierungen von Reflexivität, keine Aussagen über ihren Gegenstand mehr zu wagen. Insofern gilt es auch hier wieder, ähnlich wie bei den Ausführungen weiter oben zu Reflexivität, eine vermittelnde Position zu finden.

Dieser Anspruch spiegelt sich auch in der Strukturierung der Ergebnisse wider, die auch eine Sichtbarmachung der Interpretationsschritte darstellt. Im Ergebnisteil werden zunächst Fallporträts von fünf Biographien dargestellt und anschließend in kategorialer Form diskursive Artikulationen über verschiedene Interviews hinweg. Dies entspricht dem Vorgehen in der Interpretation: von einer biographischen Logik ausgehend stärker in Richtung einer diskursiven Logik strebend. Die Auswahl von fünf Fallporträts – alle Erzählungen im Detail darzustellen, hätte den Rahmen gesprengt – erfolgte auf Basis inhaltlicher Erwägungen. Mittels der fünf Porträts soll eine möglichst große Bandbreite an Fällen aus dem Interviewkorpus abgebildet werden. Die Kontextualisierungen, die als Nebenprodukt durch die Auseinandersetzung mit Diskursdokumenten entstanden sind, sind in der Art und Weise ihrer Formulierung häufig nicht sehr eng mit den im Text neben ihnen stehenden Interpretationen

der Interviews verbunden. Dies ist beabsichtigt. Zu behaupten, aus der von mir betriebenen (wie beschrieben: nicht im letzten Detail systematischen) Analyse von Diskursdokumenten ließe sich ein klares ‚Set‘ an Subjektpositionen destillieren, jenseits dessen die Einnahme einer Subjektposition als Mann nicht möglich sei, wäre vermessen. Dennoch bilden die von mir erarbeiteten Kontextualisierungen aus meiner Sicht wichtige gedankliche Horizonte, die die Interpretationen der Interviews in unterschiedliche Lichter zu rücken vermögen. Dieses Potenzial wollte ich dem Forschungsbericht nicht rauben, ohne aber gleichzeitig den Vereindeutigungen und Festschreibungen Tür und Tor zu öffnen. Wie in der Auseinandersetzung mit dem theoretischen Konzept diskursiver Artikulationen bereits dargestellt, sind Artikulationen, wenngleich sie auch ein Stück weit binden, stets temporärer Natur. Die Kontextualisierungen sind aus diesem Grund den Interview-Interpretationen im Text gewissermaßen beigeordnet, hinzuollagiert (vgl. zu nicht-linearisierenden Darstellungsmethoden Richter 2023; Staab und Boger 2022). Es gibt hier vielfach keine Eindeutigkeiten, also versuche ich auch, nicht fälschlicherweise diesen Eindruck zu erwecken. Zuletzt habe ich auch versucht, sprachlich die Partialität des in dieser Studie produzierten Wissens zu markieren. Dazu dient beispielsweise die Nutzung der Ich-Perspektive anstelle umständlicher Passivkonstruktionen, die oft dazu genutzt werden, den:die Autor:in des Textes (also hier: mich) als (situiertes und körperliches) Erkenntnissubjekt zu verschleiern.

Auf Basis meiner theoretischen und methodologischen Vorüberlegungen gehe ich davon aus, dass Positionierungsaktivitäten stets an diskursive Ordnungen gebunden sind. Entsprechend geht es nicht um eine Kritik der Handlungs- oder Positionierungsweisen einzelner Personen, sondern um die Frage, inwiefern diese diskursiven Praktiken Aufschlüsse über das Phänomen von Arbeitszeitreduktionen in Männerbiographien und übergreifend wirksame Männlichkeits- und Geschlechterdiskurse geben können. Manches mag sich aufgrund der Verankerung an individuellen Sprechakten wie eine Kritik individueller Handlungen lesen lassen, dies ist aber keinesfalls das Erkenntnis- und Darstellungsinteresse und ich bitte, es beim Lesen der Ergebnisse dieser Studie gedanklich mitzuführen.

Teil III: Ergebnisse

6 Fallporträts

6.1 Steffen Merk – „Also ich hab’ schon Bock dafür Werbung zu machen“

Steffen Merk, der zum Zeitpunkt des Interviews 33 Jahre alt ist, hat seine Arbeitszeit einige Zeit zuvor aus familiären Gründen auf 85% reduziert: Gemeinsam mit seiner Frau Katharina sorgt er für zwei kleine Kinder. Das Interview mit Steffen dauert in Summe 121 Minuten, die Haupterzählung nimmt hiervon 23 ein. Das Interview findet in der Wohnung einer Freundin von mir statt, in der sich während des Interviews nur wir befinden und am Wohnzimmerisch Platz nehmen.

Steffens lebensgeschichtliche Darstellung lässt sich in zwei Haupterzähllinien unterteilen: erstens sein Aufwachsen auf dem Lande, dessen Ambivalenz zwischen „Behütetsein“ und „Abgeschottetsein“ über die gesamte Dauer des Interviews unaufgelöst bleibt, zweitens Steffens gemeinsames Leben mit seiner Frau Katharina und die Gründung einer eigenen Familie, wobei sich in dieser Erzähllinie eine doppelte Auseinandersetzung mit der eigenen biographischen Prägung einerseits und Steffens eigenen aktuellen Arrangements in Paarbeziehung, Familie und Erwerbsarbeit andererseits abzeichnet. Während der erste Erzählstrang überwiegend durch einen berichtsformigen Stil mit zahlreichen eingelagerten Beschreibungen geprägt ist und, mit Schütze gesprochen, überwiegend die Form eines institutionellen Ablaufschemas annimmt, erscheint der zweite vorwiegend in Form eines biographischen Handlungsschemas. Argumentative Darstellungsformen, die teils als eigenständige Passagen auftreten und teils in wiederum berichtformige Erzählungen eingelagert sind, treten in den Vordergrund. Zwischen den beiden Haupterzähllinien besteht ein gleichzeitiges Verhältnis der Kontinuität, die der Erzähler insbesondere durch die Erwähnung von Praktiken des Christentums sowie Musik und Sport herstellt und ein Verhältnis der Abgrenzung, das durch eine Vielzahl an reflexiven Passagen und offenen Distanzierungen zum Ausdruck gebracht wird. Eine in Form eines Wandlungsprozesses dargestellte Passage, die von Steffens Studium und dem Leben in seinem neuen Wohnort in der Stadt handelt, nimmt eine Scharnierfunktion zwischen den beiden Haupterzähllinien ein.

Steffen Merk wird als Steffen Mahlzahl 1986 in einer süddeutschen Stadt geboren, 1988/89 zieht seine Familie in ein nahegelegenes Dorf mit etwa 2500 Einwohnern um. Steffens Mutter ist während der Zeit seines Aufwachsens Hausfrau, sein Vater in Vollzeit angestellt als Hausleitung in einem Jungeninternat und Lehrer in der benachbarten Schule. Die Familie besteht aus den Eltern, Steffen und seinen drei jüngeren Brüdern und wohnt in besagtem Internat.

Einer seiner Brüder, die alle in Abständen von ca. zweieinhalb Jahren geboren werden, hat das Down-Syndrom. Steffen durchläuft Kindergarten, Grundschule und Gymnasium, wobei in letzterem auch sein Vater tätig ist und ihn zum Schluss seiner Schulzeit sogar unterrichtet. Die Kindheit des Protagonisten wird vom Erzähler beschrieben als

sehr behütet muss ich schon sagen. //mhm// Ähm (.) auch (.) manchmal so christlich abgeschottet in so 'ner Blase mit so Jugendkreis und so weiter, //mhm// das war schon (.) also auch im Nachhinein immer so (.) im Studium hab' ich dann mal angefangen zu feiern und so. //@(..)@// (55–58)

Steffens Aussage, er sei „pietistisch-konservativ [...] aufgewachsen“ (47–48) wird auch dadurch illustriert, dass er die ganze Jugendarbeit der lokalen Kirche durchläuft („Kindergottesdienst, Jugendschar“, 46; „in so 'ner Blase mit so Jugendkreis und so weiter“, 56; „viel Ehrenamt in der Gemeinde“, 78). Steffen verlebt eine aktive Kindheit und Jugend, er treibt viel Sport, spielt Volleyball im Verein, trifft sich zusätzlich fast jeden Tag mit anderen zum Fußballspielen und spielt außerdem Schlagzeug in einer Band.

Schon früh in der Eingangserzählung eröffnet der Erzähler auf diese Weise ein Spannungsfeld im Aufwachsen des Protagonisten, nämlich eine Ambivalenz zwischen *Behütet-* und *Abgeschottetsein*. Es deutet sich zweierlei an: eine Differenz zwischen der Evaluation des Protagonisten in der Erzählzeit und der retrospektiven Evaluation des Erzählers im Jetzt – und ein biographischer Wandlungsprozess, für den das Studium des Protagonisten als zentrale Lebensphase konstruiert wird. Kindheit und Jugend des Protagonisten werden mittels mehrerer Beschreibungen und typisierter Handlungen skizziert, die hauptsächlich das Aufwachsen im Umfeld des Internats, in dem sein Vater arbeitet, die angeborene Behinderung des Bruders und Steffens zahlreiche Hobbies (Engagement in der Kirchengemeinde, Sport, Musik) thematisieren. 2006 absolviert Steffen sein Abitur und lernt die vier Jahre jüngere Katharina Merk kennen, die zu dem Zeitpunkt gerade ihren Realschulabschluss macht. Im Anschluss an die Einführung dieses ersten Erzählstrangs wird das Kennenlernen von Steffen und Katharina dargestellt:

(.) hab' damals ähm::m (2) schon/ also (.) also meine Freundin und jetzige Frau kennengelernt mit 19 und sie war 15, //mhm// damals hat sie mir noch'n Korb gegeben, deswegen hab' ich mich entschieden mein Zivi woanders zu machen, was aber voll gut war einmal rauskommen aus dem ganzen Dörflichen, und mal auf sich selbst gestellt zu sein, //mhm// genau das war 2006, hab' ich Abi gemacht, und bin weggezogen und 2007 (.) hab' ich ähm (.) in Stadt 5 an der evangelischen Hochschule (.) ähm (.) Religionspädagogik und Soziale Arbeit studiert. (81–87)

In diesem chronikartigen Bericht thematisiert der Erzähler die Frau des Protagonisten – und dies ist ein Motiv, das im Laufe der Erzählung immer wieder aufgerufen wird – als Anlass zur Reorientierung: Weil sie seine Avancen ablehnt, entschließt er sich, den Ort seines Aufwachsens zu verlassen und mal „aus dem ganzen Dörflichen“ herauszukommen. Das sich seinem Einfluss

zunächst entziehende Erlebnis, einen „Korb“ zu bekommen, wird so zu einem Handlungsimpuls umgedeutet, der positive Folgen für die Entwicklung des Protagonisten hat: Er verlässt das gemachte Nest, um „mal auf sich selbst gestellt zu sein“. Der Protagonist wird so als autonom handelndes Subjekt dargestellt, das aber nicht solitär steht und auf das die Einflüsse der Umwelt insofern eine Auswirkung haben, als dass sie den Protagonisten zu einer Reaktion veranlassen. Auch diese Konstruktion wird, wie sich im Folgenden erweisen wird, zu einer kennzeichnenden für die Erzählung: Es handelt sich um eine Entwicklungsgeschichte, in der der Protagonist durch und in Reaktion auf seine Umgebung und lebensgeschichtliche Ereignisse zu jemandem *wird*, die Darstellung von Kontinuität steht eher im Hintergrund. Dementsprechend erfolgt auch die Erzählung nicht chronologisch, sondern teleologisch; Erzählpassagen dienen überwiegend der Illustration der Entwicklung, in der ‚Aufwachsen‘ und ‚späteres Leben‘ häufig als Kontrastfolien verwendet und daher in gegenseitiger Durchdringung erzählt werden. Auch dieses Muster findet sich in der oben stehenden Passage wieder.

Im Anschluss an seine Schulzeit absolviert Steffen einen Zivildienst in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung in einem anderen Dorf in Süddeutschland, wo er ein „ziemlich langweiliges Jahr“ (61) verlebt, „weil die ziemlich viel selber konnten“ (61–62). Dass er auch seinen Wohnort aus dem Heimatort an den Ort verlagert, in dem sich die Werkstatt befindet, geschieht auch aufgrund der Ablehnung durch Katharina – die sich aber während Stefens Zivildienst doch entscheidet, eine Beziehung mit ihm einzugehen. Die beiden führen so zunächst eine Fernbeziehung.

Im Anschluss an seinen Zivildienst zieht Steffen Mahlzahl 2007 in eine größere Stadt im Süden Deutschlands und nimmt ein Studium der Religionspädagogik und Sozialen Arbeit auf. Der Studienzeit misst er rückblickend große Bedeutung bei:

also die/ diese Zeit an der Hochschule hat mich schon geprägt da ich ja sehr (.) konservativ auch christlich aufgewachsen bin, das war dann schon/ ist so als (.) liberale Hochschule verschrien was mir auch voll guttat, hab' mir dann auch extra jetzt nicht die besonders (.) christlichsten äh Kommilitonen und Kommilitoninnen ausgesucht sondern (.) einfach mal (.) wo ich gemerkt hab' das zieht mich da 'n bisschen raus aus dem ganzen, und (2) ähm (2) //mhm// da hat es auch dann (.) ähm angefangen dass man so diesem ganzen (.) Gender und so weiter (.) dass ich mich damit befasst hab' und //mhm// (.) ähm ich das eigentlich (.) als sehr positiv wahrgenommen hab'. So dass (.) //mhm// dass da irgendwie 'ne Art von Gleichberechtigung (.) äh hergestellt (.) wird, ähm ich bin aber auch (.) da tatsächlich (.) von meinem Naturell her so dass ich ähm so bisschen (.) ich halt's nicht aus wenn (2) jetzt schon mal nach vorne, also wenn (.) meine Frau jetzt die ganze Zeit jetzt zu Hause wär und ich irgendwie abends unterwegs, würde ich nicht aushalten weil ich das einfach unfair find'. //mhm// Ähm (.) genau ich äh hab' schon das Gefühl dass ähm (.) dadurch dass ich auch (.) da jetzt durch die Stadt immer mehr (.) ähm (.) oder liberalere Christen oder auch (.) einfach aus dem christlichen ganzen Blase rausgekommen bin, dass sich mein Blick sehr zum Positiven geweitet hat. (91–106)

Die vorliegende, erneut evaluative bzw. beschreibende Passage thematisiert das Studium des Protagonisten als biographischen Wendepunkt, der zugleich eine teilweise Abwendung von seinem Herkunftsmilieu bedeutet. Die Hochschule, an der er studiert, wird dabei als „als liberal[...] verschrien[...]“ charakterisiert. Damit übernimmt der Protagonist ein Deutungsmuster seines konservativen Herkunftsmilieus – denn dieses ist es, das den vermeintlichen Liberalismus der Hochschule als ein negatives Merkmal klassifiziert. Tatsächlich steckt sich Steffen in seiner Studienzeit mit ebenjenem Liberalismus und Egalitarismus an und bewertet dies aus der retrospektiven Erzählperspektive auch deutlich positiv. Die Formulierungen, in denen über die Hochschule und das Thema Gender gesprochen wird, bleiben dabei sprachlich allerdings distanziiert. Zugleich wird aber auch ein Verhältnis der Kontinuität in Steffens Person skizziert, das als sein „Naturell“ bezeichnet wird. Dieser stabile innere Kern (oder diese sehr frühe Prägung) besteht im Bedürfnis nach „‘ne[r] Art von Gleichberechtigung“ – aus einem gewissen Gerechtigkeitsempfinden heraus wirkt sich eine allzu sehr in Schräglage befindliche Arbeitsteilung in der Paarbeziehung negativ affektiv auf ihn aus. Er kann diese „nicht aushalten weil ich das einfach unfair find““. Es ist also nicht nur das So-Geworden-Sein des Protagonisten insbesondere durch sein Studium und die Auseinandersetzung mit „diesem ganzen (.) Gender und so weiter“, sondern auch sein Immer-Schon-So-Sein, das ihn zum Bemühen um Gleichberechtigung bewegt. Somit handelt es sich eher um eine Umdeutung als um eine Abwendung von Grundwerten in Steffens Aufwachsen. Hiervon zeugt auch die völlige Selbstverständlichkeit, in der der Protagonist weiterhin gläubig und kirchlich aktiv bleibt: Es ist eine Reform, keine Revolution, die sich im Leben des Protagonisten abspielt.

Katharina schließt derweil 2008 die Schule ab, absolviert dann ein Jahr lang einen Freiwilligendienst in Brasilien und zieht 2009 zu Steffen. Das junge Paar wohnt zunächst in einem kleinen Zimmer zusammen und zieht dann 2012 in eine eigene Wohnung um, die sie auch zum Zeitpunkt des Interviews 2020 noch bewohnen. 2010 verlobt sich das Paar, 2012 findet die Hochzeit statt; in diesem Zuge übernimmt Steffen den Namen seiner Frau und heißt nun Steffen Merk.

2012 arbeitet Steffen nach Abschluss seines Studiums zunächst zunächst fünf Monate lang im Lager von Firma 1, um „aus dieser ganzen sozialen Blase raus[zu]kommen“ (121), ehe er Ende 2012 beginnt, in einer etwa eine halbe Zugstunde entfernten Stadt in einer Tagesgruppe für Kinder mit Entwicklungsschwierigkeiten als Erziehungshelfer zu arbeiten. Nach einiger Zeit beginnt er neben diesem Job eine Beratungsweiterbildung. Weil er die Belastung aus Arbeit, Weiterbildung und Pendeln als zu groß empfindet, wechselt er auf eine 85 %-Stelle als sozialpädagogischer Familienhelfer nahe dem Wohnort der Familie.

Und das ist total super weil (.) dann 2017 unser erster Sohn zur Welt kam, und ich da dann (2) am Anfang noch weiterhin die Ausbildung gemacht hab', aber ich das ab/ die ganzen Terminen irgendwie gut hin und her switchen konnte. Und wo ich dann auch gemerkt hab': „Ich will (.) auch nicht mehr voll 100 Prozent arbeiten.“ Auf jeden Fall so lange (.) die Kinder (.) klein sind beziehungsweise irgendwie auch größer sind. Und (.) weil ich mir auch gesagt hab' ähm (2) dass ich's geil find' auch meine Kinder mitzukriegen. //mhm// Das (2) ich merk's dann also wenn die Kinder da sind dann (.) fangen die Großeltern voll an (.) zu leben oder vor allem mein Vater hab' ich das gemerkt, und wo ich dann schon auch 'n Stück weit dachte: „Ich will“ also (.) bei meinem Vater war's jetzt nicht so krass aber bei anderen wo ich das so schön mitkrieg, ähm: „Ja mein Vater war nie für mich da aber jetzt bei den Kindern ist er voll da.“ Wo ich dachte: „Ich will als Opa nicht (.) die Zeit mit meinen Enkeln (.) aufholen die ich mit meinen Kindern nicht verbracht hab'.“ //mhm// (2) Ähm (.) wo ich dann auch dachte: „(.) Megagut dass ich jetzt diese (.) 85-Prozent-Stelle hab'“ (141–153)

Der Erzähler evaluiert an dieser Stelle die zuvor berichtete Arbeitszeitreduktion. Der Duktus der Passage ist gekennzeichnet durch den Gebrauch überschwänglich positiver Adjektivattributionen zur Arbeitszeitreduktion des Protagonisten: „total super“, „geil“, „megagut“. Das Hauptargument, das der Erzähler für die Arbeitszeitreduktion ins Feld führt, ist die Möglichkeit, das Aufwachsen seiner Kinder miterleben zu können. Dabei führt er – und hier zeigt sich wiederum die Verflechtung seines ‚späteren‘ und ‚früheren‘ Lebens in der Erzählung – seinen Vater als Kronzeugen in die Argumentation ein. Anders als dieser – dazu später noch etwas mehr – will er sich in einer aktiveren Rolle im Aufwachsen seiner Kinder wiederfinden. Dabei wird nicht etwa das Wohlfinden der Kinder oder Fragen der geschlechtlichen Arbeitsteilung als Begründung für die Notwendigkeit einer solchen aktiveren Rolle verwandt, sondern die persönliche Lebensqualität des Protagonisten: Er selbst findet es „geil [...] auch meine Kinder mitzukriegen“ und richtet daher seinen Lebensstil danach aus. Zwar grenzt er sich durch diese Argumentation auch gegenüber anderen Vätern (und insbesondere Vätern vorheriger Generationen) ab, an dieser Stelle ist seine Argumentation allerdings nicht zunächst normativ-moralisch, sondern gewissermaßen individuell-eudaimonistisch. Weil er diesen seinen Anspruch, Zeit mit den Kindern zu verbringen, nicht einlösen kann, wenn er Vollzeit arbeitet, entscheidet sich der Protagonist bewusst, seine Arbeitszeit zu reduzieren und wird so zum souveränen Regisseur des eigenen Lebens – materielle Aspekte werden an dieser Stelle z. B. nicht besprochen.

Aktuell arbeitet Steffen bei Gelegenheit zusätzlich selbstständig als Berater und kann sich vorstellen, diese Tätigkeit auch auszubauen, was aber in der aktuellen Familiensituation nicht möglich ist. 2017 wird der erste Sohn der Familie Merk geboren, woraufhin Katharina zunächst für ca. 1,5 Jahre ihre Berufstätigkeit unterbricht, dann aber in geringem Umfang wieder erwerbstätig wird. Zum Zeitpunkt des Interviews ist der jüngere Sohn der Familie neun Monate alt und Katharina aufgrund des jungen Alters des Kindes noch in Elternzeit. Dem Erzähler ist wichtig, zu betonen, dass Steffen gut in der Lage ist, den Sohn ohne Unterstützung von Katharina auch mehrere Tage allein zu betreuen. Dieser „krassere [...] Aufwand“ (162) als im „klassischen Modell“ (163) sei,

darauf wird später noch etwas ausführlicher eingegangen, „'n großer Vorteil zu den Vätern die das nicht können“ (168).

Zusammenfassend sind für die Erzählung folgende Merkmale besonders charakteristisch: Ein hoher Anteil an argumentativen Darstellungsweisen, die einerseits begründen sollen, warum der Protagonist zu dem geworden ist, als der er heute beschrieben wird und die zum anderen die als avantgardistisch dargestellte Lebensweise – einem als sehr wohlgesonnen antizipierten Interviewer gegenüber – rechtfertigen soll (oder bewerben: „Also ich hab’ schon Bock dafür Werbung zu machen, dass ähm man sich als Mann (.) auch als Vater einbringen kann zu Hause“). 320). Dabei folgt die Eingangserzählung dementsprechend nicht einer einfach chronologischen Ordnung, sondern oszilliert zwischen Steffens Herkunft und seinem heutigen Leben, die zugleich in Kontinuität und Kohärenz sowie Kontrast zueinander dargestellt werden. Der Protagonist wird dabei dargestellt als durchgehend handlungsfähiges Subjekt, das allerdings durchaus geprägt wird durch seine Umwelt und deren Reize und Einflüsse aktiv in sich aufnimmt – es handelt sich um eine Art relationales, aber keinesfalls prekäres Subjekt. In unterschiedlichen Ausprägungen durchziehen verschiedene normative Vorstellungen die Darstellung: einerseits ein Sich-Abarbeiten an einem ‚klassischen‘ Modell familiären Zusammenlebens mit einer traditionellen geschlechtlichen Arbeitsteilung, das in der erzählerischen Darstellung analog und parallel zur Auseinandersetzung mit der Herkunft des Protagonisten verläuft, andererseits das positive Vertreten der Leitwerte der Aushandlung in einer Paarbeziehung und einem allgemeinen Eintreten für alternative Lebensentwürfe, als welcher auch der des Protagonisten und seiner Familie gekennzeichnet wird. Tatsächlich ist an vielen der Abwägungen, die im Interview präsentiert werden, eine starke Familienorientierung und ein Karriereverzicht abzulesen und auf die Kinder gerichtete Sorgepraktiken werden in Details thematisiert, die darauf hindeuten, dass sie im Alltagsleben des Erzählers eine wesentliche Rolle spielen. Zugleich klaffen Darstellung der „Alternativität“ und das gelebte Lebensmodell mit einem klaren Gefälle zwischen den Erwerbsanteilen des Protagonisten und seiner Frau Katharina ein Stück auseinander. Dieses Phänomen wird später noch vertieft thematisiert werden.

6.2 Eberhard Greferath – „Ich hab’ wieder ’ne körperliche Vitalität, die stärker ist als zu Dialysezeiten“

Eberhard Greferath ist zum Zeitpunkt des Interviews 62 Jahre alt und arbeitet 25 Stunden pro Woche als Sozialarbeiter, zusätzlich bezieht er eine teilweise Erwerbsminderungsrente. Seine Entscheidung zur Arbeitszeitreduktion resultiert aus einer existenziellen Krankheitsphase (Krebs, Nierenversagen), wird

von ihm rückblickend jedoch als Gewinn an Lebensqualität beschrieben. Zentral sind in seiner Erzählung Erfahrungen von Verwundbarkeit sowie die Bedeutung spiritueller und professioneller Ressourcen. Das Interview mit Eberhard dauert insgesamt 214 Minuten, von denen 77 Minuten auf die Eingangserzählung entfallen. Es findet in einem kirchlichen Gemeindezentrum statt, in dem Eberhard ehrenamtlich tätig ist und für das er daher einen Schlüssel besitzt.

Eberhard Greferath wird 1959 geboren und wächst gemeinsam mit seinem eineiigen Zwilling Bruder, einer älteren Schwester, einem älteren Bruder sowie Mutter und Vater in einer Großstadt im Westen Deutschlands auf. Als Eberhard fünf Jahre alt ist, bezieht die Familie ein eigenes kleines Reihenhäus in einer kleineren Nachbarstadt, die etwa zwanzig Kilometer entfernt ist. Einen Tag vor Eberhards siebten Geburtstag verstirbt der Vater infolge einer Krebserkrankung – „(.) aus heiterem/ äh ja eher für mich aus heiterem Himmel“ (25), die Mutter zieht die vier Kinder fortan allein auf.

Den Auftakt der Haupterzählung bildet ein einführendes Abstract, in dem Eberhard diese zwei Begebenheiten – den Zwilling Bruder und den frühen Tod des Vaters – als für sein Gewordensein wesentlich einführt. Der direkt auf den Erzählpuls folgende Einstieg in die lebensgeschichtliche Erzählung lautet:

Ah, ein wichtiges in meiner Lebensgeschichte ist dass ich Zwilling bin, ich (.) hab' also 'n eineiigen Zwilling Bruder, //mhm// wurde 1959 geboren, äh drei Monate zu früh, am 27. Januar, der Geburtstermin war der 1. April eigentlich, da hatte mein Vater schon 25-jähriges Jubiläum äh (.) bei der Firma 1 in Stadt 1 wo ich geboren bin. //mhm// Und das ist im Laufe meiner Biographie entscheidend dass ich 'n eineiigen Zwilling Bruder hab'. Das war natürlich auch prägend in der äh (.) in meinem Leben immer einen an meiner Seite zu haben der genauso aussieht wie ich, //mhm// ähm alle hatten Probleme uns zu unterscheiden außer (.) meine Mutter die konnte uns von hinten unterscheiden, und die Nachbarin auch äh (.) //mhm// aber alle Lehrer hätten arge Probleme gehabt wenn wir (.) nicht brav gewesen wären. (8–16)

In dieser vorwiegend beschreibenden Passage führt der Erzähler sein Zwilling-Sein als „prägend“ (22) für die eigene Lebensgeschichte ein. Zugleich wird das eigene Geburtsdatum (und damit das des Zwilling Bruders) an die Dauer der Betriebszugehörigkeit seines Vaters gekoppelt, die damit mit einer an dieser Stelle überraschenden Relevanz versehen wird. Mutter und Nachbarin werden an dieser Stelle als signifikante Andere und Kennerinnen der Zwillinge eingeführt, die beide nicht nur unterscheiden können, sondern sogar – Kunststück – von hinten. Kontrastiert werden sie hierbei zu den Lehrern (und womöglich auch zum Vater?), die die Zwillinge leicht hätten täuschen können, wären sie nicht „brav“ gewesen, was allerdings aus Perspektive des Erzählers der Fall gewesen zu sein scheint. Die prominente Einführung des (übrigens nicht namentlich benannten) Zwilling Bruders gleich zu Beginn des Interviews und die sofort im Anschluss stattfindende Argumentation, wieso dieser eine wichtige Rolle spielt, deutet darauf hin, dass die Beziehung zum Zwilling Bruder eine große Bedeutung entfaltet. Das Nicht-Erkant-Werden bzw. das nur als

Eberhard *oder* sein Zwillingbruder erkannt werden, erzeugt gewissermaßen einen *Verdopplungseffekt*, der Individualität einschränkt: Eberhard ist für sich genommen nicht erkennbar, sondern nur als Teil des Zwillingspaars Greferath. Zugleich ist der Protagonist aber auch *halbiert*, um in seinen eigenen Worten zu sprechen:

Prägend war bei mir auch dass (.) kaum waren wir eingezogen ((Räuspern)) ist am ers/ am (.) ein Tag vor meinem siebten Geburtstag ist mein Vater verstorben, //mhm// der war schwer erkrankt an einer Krebserkrankung, äh ist dann da verstorben so (.) aus heiterem/ äh ja eher für mich aus heiterem Himmel, //mhm// ((Räuspern)) und das war so 'ne Sache die mich (.) ab da irgendwie auch geprägt hat, //mhm// ja. Ähm (.) weil irgendwie war man dann ja nur noch halb und (.) ich kam dann/ war ja auch dann schon in der Schule und da (.) alle anderen hatten ja quasi (2) 'n komplettes Elternpaar ja. (22–28)

Auch diese beschreibende Passage führt ein Merkmal des Protagonisten ein, nämlich seine frühe Halbverwaisung unmittelbar nach Einzug der Familie in ein eigens erbautes Eigenheim. Diese führt im sozialen Kontext der Schule zu einer Besonderung: nur Eberhard (und sein Zwillingbruder) haben kein „komplettes Elternpaar“. Angesprochen ist hier nicht etwa die Trauer um den Verlust des Vaters, sondern vielmehr die Folgen seines Ablebens. Hinzu kommt ein Muster, das sich im Laufe der Erzählung noch mehrfach wiederholen wird: das der *Plötzlichkeit*. Der Tod des Vaters bricht über den Protagonisten hinein, ohne dass es für ihn eine Möglichkeit der emotionalen Vorbereitung gegeben hätte – „aus heiterem Himmel“. Der Protagonist wird dabei als unwissend, womöglich gar als desinformiert charakterisiert.

Trotz dieser einführenden „Vorbemerkungen“ stellt der Erzähler seine Kindheit und Jugend als weitgehend positiv erlebte Zeit dar. Eine erhebliche Rolle spielt dabei die Kirchengemeinde, in der Eberhard zunächst die Kinderkirche besucht und sich später umfänglich in der Jugendarbeit engagiert. Die Kirche wird bald zu Eberhards eigener Sache:

meine äh (.) Mutter war jetzt nicht ähm (.) so dass sie sagt: „Ihr müsst da hin“ sondern das war für mich irgendwie mehr 'n Angebot //mhm// und da war 'ne Frau wo ich heute noch weiß wie sie heißt die Karin die @hatte@ das einfach gut gemacht und da ist man gerne hingegangen. (59–62)

Später, als er sich in der Kirchengemeinde vermehrt engagiert, führt das sogar zu – mutmaßlich nur halb ernst gemeinten – Beschwerden der Mutter:

so'n Ausspruch meiner Mutter war dann irgendwann äh: „Für die Gemeinde tust du alles, für mich @nichts@“, wenn ich mal die Rosen schneiden sollte oder irgendwas. @(.).@ (161–162)

Ohnehin bleibt die Mutter in der gesamten Erzählung eine ambivalente Figur: einerseits wird sie dargestellt als großzügige Bereitstellerin von Räumen für ihre Kinder und deren Freund:innen an kalten Tagen, als gute Köchin, Haushälterin (im finanziellen Sinne), die dafür sorgt, dass genug Geld für die Freizeitaktivitäten der Kinder vorhanden ist, und Ratgeberin; andererseits spricht

aus verschiedenen Äußerungen bereits in der Haupterzählung eine eigentümliche Distanz – z. B., als der Protagonist nach dem Tod der Mutter auf der Beerdigung das Wort ergreift und, wie es wirkt, zu einer Art Ehrenrettung der Mutter ansetzt; oder indem er seine ältere Schwester auch als „Ersatzmutter [...] obwohl meine Mutter ja komplett da war“ (45–46) bezeichnet. Im Nachfrageteil wird dieser latente Konflikt, wenn auch in der Retrospektive verständnisvoll, expliziert:

rückblickend hab' ich mal gesagt ähm: ‚Ich glaub‘ der Tod meines Vaters hat meine Mutter tiefgefroren‘, äh von den Gefühlen her (994–995)

Irgendwann hatte ich so 'ne Zeit wo ich ihre Art (.) der Kommunikation mit ihr mal deutlich (.) kommunizieren wollte, @(.).@ hab' ihr dann 'n ganz langen Brief geschrieben und mal so richtig meinen Frust von der Seele geschrieben, dann hat sie einen Versuch zurückgeschrieben, wo ich da aber merkte ich überfordere sie, //mhm// ähm war dann auch mal live in Stadt 1 und hab' versucht das mit ihr anzusprechen, //ja// dann war klar äh (2) das macht kein Sinn (1002–1007)

Die Geschwister übernehmen dafür ansonsten Eltern zugeschriebene Aufgaben und Rollen; die Schwester insbesondere im Sinne emotionaler Zuwendung („Herzenswärme“, 993), der Bruder im Sinne gemeinsamer Unternehmungen, z. B. Ausflüge, um Eisenbahnen zu beobachten.

Eberhard besucht – stets begleitet von seinem Zwillingbruder – zunächst die Grundschule, dann die Realschule. In seiner Realschulzeit bildet sich eine stabile Clique heraus, mit der er viel Zeit verbringt. Gemeinsam mit seinem Bruder besucht er die Kindergottesdienste und ist später in der evangelischen Jugendarbeit aktiv. Nach seinem Realschulabschluss bewirbt sich Eberhard beim größten Arbeitgeber der Stadt, einer Firma, in der bereits sein Vater fast dreißig Jahre gearbeitet hatte und auch die Geschwister ausgebildet wurden. Das Tätigkeitsfeld des Unternehmens ist weit und so bewirbt sich Eberhard zunächst als Koch – ein Plan, der nicht aufgeht, da im betreffenden Jahr keine Köch:innen ausgebildet werden – und entscheidet sich dann unter Mithilfe des Schwiegervaters der Schwester, der ebenfalls im Unternehmen arbeitet und seiner Mutter – zu einer Kunststoffschlosserausbildung. Nach nur einem Jahr Ausbildung wird ihm allerdings mitgeteilt, dass mit dieser Ausbildung keine Folgeanstellung in der Firma möglich sein wird und Eberhard sattelt erneut um, dieses Mal auf Gas-Wasser-Installateur. Diese Ausbildung macht Eberhard Spaß und er beendet sie auch.

Eberhard verweigert den Wehrdienst und absolviert daher nach der Ausbildung seinen Zivildienst in der Kirchengemeinde in seiner Geburtsstadt, in der er seine „Jugend eigentlich verbracht“ (148) hat – von der Konfirmation bis zum 23. Lebensjahr verbringt er dort als Gruppenleiter einen großen Teil seiner Freizeit. Die Kirche symbolisiert in der Erzählung zunehmend eine Parallelwelt zu Eberhards Herkunftsfamilie. Besonders deutlich wird dies in der Darstellung seiner Wehrdienstverweigerung, der zudem ein biographischer Wandlungsprozess weg von Eberhards jugendlicher Militärbegeisterung vorangeht,

und der begleitet wird durch eine gegenseitige Unterstützung im Prozess der Wehrdienstverweigerung innerhalb der Kirchengemeinde – darauf wird in Kapitel 10.5 etwas ausführlicher eingegangen.

Der nun folgende Erzählabschnitt beginnt mit einem räumlichen Schnitt: Der Protagonist verlässt das Elternhaus. Eberhard setzt seine Ausbildung auf dem zweiten Bildungsweg fort, um Berufsschullehrer für Gas- und Wasserinstallateure zu werden – inspiriert von seinem älteren Bruder, der einen ähnlichen Ausbildungsweg eingeschlagen hatte. In gewisser Weise handelt es sich dabei zunächst auch um eine Aufstiegsgeschichte, wie sie für den Ausbau des Bildungssystems in den 1970er-Jahren nicht untypisch ist. Zu diesem Zweck zieht Eberhard nach dem Absolvieren der Fachoberschule 1983 einige Hundert Kilometer Richtung Süden, wo er entgegen dem ursprünglichen Plan bis heute lebt, und beginnt ein Ingenieursstudium. Dieses bricht er allerdings nach vier Semestern, in denen er mit den Anforderungen der Hochschule große Mühe hat, ab:

[ich hatte] obwohl ich Mathe und Physik dachte zu können ab Anfang an sofort Schwierigkeiten, ich hab' nur noch um 4,4 gekämpft in den meisten Fächern, //mhm// das hab' ich dann vier Semester getrieben und hatte auch alle Scheine zusammen die man/ wo sonst die Leute ausgesiebt werden aber hab' dann gesagt: „Es ge/ so/ das ist ja gar nich/ das ist aber gar nicht das wa/ das ist ja nur 'n Zwischenschritt, wenn ich jetzt hier jedes Semester zweimal machen muss, //ja// dann geh' ich mit keine Ahnung, mit 35 ins @Referendariat@“, //ja// und dachte: „Ne, das musste neu überlegen“ (292–298)

Interessanterweise wird der Abbruch des Studiums nicht als erlittene Scheiternerfahrung dargestellt, sondern vielmehr als bewusste Entscheidung trotz der Möglichkeit, das Studium fortzusetzen. Der Protagonist gerät zwar insofern an seine Grenzen, als dass es ihm schwerfällt, die Anforderungen des Studiums zu bewältigen, er hat allerdings den Teil des Studiums, „wo sonst die Leute ausgesiebt werden“ (295), bereits hinter sich gebracht, als er sich entscheidet, das Studium abzubrechen. Der Protagonist wird damit als in einer starken und handlungsfähigen Lage befindlich beschrieben, und der Entschluss, den er trifft, ist nicht erzwungen, sondern frei entschieden. Der Erzähler bilanziert: „Obwohl ich da am Ende nur 'ne Exmedi/ Exmatrikulationsbescheinigung hatte, wollte ich diese Zeit in Stadt 3 die ich da studiert hab' nicht missen, das war der Zeitpunkt wo ich (.) quasi aus dem elterlichen Haus äh verlassen hab', selbstständig gelebt hab', das war für mich 'ne besondere Zeit“ (364–367) – es wird hier deutlich, dass andere Themen im Vordergrund stehen: Die Emanzipation vom Elternhaus wird explizit genannt, aber in der Erzählung kommen zudem die Hochzeit und Trennung von Eberhards erster Frau, die Geburt des Sohnes Gabriel und ein umfangreiches kirchliches und politisches Engagement Eberhards vor.

Nach dem Abbruch des Studiums wechselt Eberhard – auch aufgrund seiner Erfahrungen in der kirchlichen Jugendarbeit – an eine kirchliche Ausbildungsstätte und wird Diakon und Sozialarbeiter. In die Anfangsphase seiner

Zeit in Süddeutschland fällt zudem eine Art Politisierung von Eberhards Glauben, die durch die Proteste gegen den NATO-Doppelbeschluss ausgelöst werden: „Christsein hat irgendwas mit Gesellschaft und Politik zu tun“ (386–387). Auch in der Vertretung der Auszubildenden in seiner Ausbildungsstätte engagiert er sich. 1986 heiratet Eberhard seine erste Frau Clara. Noch während der Ausbildung kommt Eberhards erster Sohn Gabriel zur Welt. 1989 schließt er seine Ausbildung ab und wird als Diakon eingeseignet. Seine ersten beruflichen Schritte vollzieht Eberhard in dieser Zeit in einer Jugendwohngruppe, in der er schon während der Ausbildung hospitiert hatte, dort absolviert er sein Anerkennungsjahr und erlangt so die staatliche Anerkennung als Sozialarbeiter. Nach der Familiengründung werden allerdings die nicht besonders familienfreundlichen Arbeitszeiten zum Problem, daher wechselt er 1991 in eine Fachberatungsstelle im Bereich Wohnungslosenhilfe in einer nahegelegenen Stadt.

Die Ehe mit Clara geht derweil nach acht Jahren in die Brüche – 1994 reicht das Paar die Scheidung ein. Während der Abbruch des Studiums trotz durchaus ausführlicher Darstellung für das Selbstbild des Protagonisten nicht allzu bedeutsam scheint, bezeichnet der Erzähler die Trennung von seiner Frau als „erste große Lebenskrise“ (358), die allerdings in der Erzählung kaum Raum einnimmt – möglicherweise auch, weil der Aspekt des ‚Erwachsenwerdens‘ und das Finden eigener Wege in der retrospektiven Darstellung dieser Lebensphase für Eberhard eine größere Bedeutung hat. 1998 vollzieht Eberhard einen Karriereschritt und übernimmt die Leitung einer Einrichtung für Notübernachtungen und Weitervermittlung wohnungsloser Menschen unter dem Dach des Trägers, für den er auch bisher tätig war. 1999 heiratet er seine zweite Frau Ilona, mit der er zu diesem Zeitpunkt schon drei Jahre zusammen war. Die gemeinsame Tochter Annika kommt Ende 2002 zur Welt. Dann trifft Eberhard ein Schicksalsschlag:

Und dann wurde ich/ Anfang Ju/ Januar 200::5, hatte ich dann eine schwere Diagnose, //mhm// hat man bei mir einen Blutkrebs festgestellt, (2) das nennt sich Plasmozytom, ich hatte Rückenschmerzen seit ‘nem halben Jahr und dann stellte sich raus nach langer Diagnose dass das ein riesiger Tumor ist der im Becken ist, aufgrund dieser Erkrankung (.) das stört dann noch die Blutbildung dieser Krebs und äh knabbert noch die Knochen an, //mhm// ähm (3) und dann begann eine steinige Zeit, ich war dann glaub’ von j:::etzt auf sofort quasi von der Arbeit äh weg, //mhm// ab (2) war’s der 22. Januar 2005 glaub’, ich bin nur noch zwei Nachmittage ins Büro um irgendwas zu sortieren (436–443)

Mit der Diagnose Blutkrebs nimmt die Erzählung einen dramatischen Wendepunkt, der in eine Verlaufskurve mündet, die in diesem und den folgenden Segmenten dargestellt wird. Erneut wird die *Plötzlichkeit* der Diagnose mit besonderer Bedeutung versehen. Zahlreiche Adjektive (schwere Diagnose, riesiger Tumor, steinige Zeit) dienen der Verdeutlichung des Erleidenscharakters des Geschehens, des hohen Grades des Ausgeliefertseins des Protagonisten. Der Begriff „knabbern“ weist zwar eine Art spielerisch-liebevolle Färbung auf, verleiht dem Krebs aber etwas Tierisches – so wird Eberhard im gleichen Zuge

zur Beute, zum Objekt der Erkrankung; ein Eindruck der noch verstärkt wird, indem Eberhard von „den Knochen“ und nicht „meinen Knochen“ spricht. Eine radikale Veränderung seines Alltags folgt auf die Diagnose: Eberhard geht „nur noch zwei Nachmittage ins Büro, um irgendwas zu sortieren“, eine Formulierung, die beinahe etwas an die Organisation des eigenen Nachlasses erinnert. Es erscheint offen, ob Eberhard überhaupt an seine Arbeitsstelle zurückkehrt. Die Tätigkeit, die ihm Spaß macht und die in seiner Erzählung als Ende einer Entwicklungsgeschichte konzipiert ist, wird ihm so von einem auf den anderen Moment entrissen und seine Zukunft erscheint gänzlich ungewiss.

Die verlaufskurvenförmige Erzählung setzt sich nun fort. Nachdem er monatelang Fieber hat, dessen Ursache nicht gefunden werden kann und sich daher der Therapiebeginn verzögert, muss sich Eberhard verschiedenen Behandlungen aussetzen die „Horrortrip[s]“ (469) gleichkommen, sei es durch die Isolation in der Chemo- und Stammzellbehandlung oder die trostlose Dialysestation in seiner Reha-Behandlung. Mitte 2004 versagen ebenfalls im Zuge der Blutkrebskrankung Eberhards Nieren und er muss nun zusätzlich regelmäßig zur Dialyse. Der eineiige Zwillingbruder spendet Stammzellen, die dann ab Oktober transplantiert werden. 2005 ist Eberhard in der Reha, hat Existenzsorgen und entwickelt schließlich eine depressive Störung, womit die Erzählung einen Tiefpunkt erreicht:

[ich] war in 'nem völlig (.) [Hand klopft leise auf Tisch] äh downen Zustand, ich hatte auch noch 'nen äh grippalen Infekt in der Reha ähm ich kam also schlechter nach Hause. //mhm// (2) Und hab' mir dann 'nen ambulanten Therapeuten erstmal gesucht (520–522)

Trotz dieser drastischen Schilderungen bietet die Eingangserzählung auch an dieser Stelle generell wenig Einblick in die Details von Eberhards emotionaler Verfassung. Wenn diese zur Sprache kommt, dann in vom Protagonisten abstrahierender, objektivierender Form, die das eigene Erleben als notwendige Folge aus den Widerfahrungen darstellt („das war irgendwie 'ne gruse/ gru/ das war (.) 'ne @gruselige@ Dialysestation gegenüber das was ich aus'm Hospital 1 kannte. Das (.) war jetzt auch eher/ hat einen auch eher @depressiv gemacht@. //mhm// @(.)@ Wenn man's nicht schon war.“, 514–516). Eberhard beginnt eine ambulante Therapie und entschließt sich, einen Renten Antrag einzureichen, was einen Wendepunkt in der Erzählung darstellt:

Und dann hat es aufgeheilt in dem Moment wo ich dann irgendwann gesagt hab': „Ich stell' jetzt 'n Renten Antrag.“ //mhm// (3) Weil irgendwie klar war äh: ‚Ich weiß noch gar nicht (.) [Hand klopft leise auf Tisch] wann das äh (.) ob das wieder was mit Arbeit wird und wann und wie und in welchem Umfang überhaupt. (522–526)

Es ist gerade die Distanznahme des Protagonisten zur Vorstellung, bald wieder in sein ‚normales Leben‘ zurückkehren zu können, die ihm wieder ein Stück Handlungsfähigkeit verleiht. Bald kommt eine weitere Quelle der Handlungsfähigkeit hinzu: immer wieder handeln staatliche Institutionen, insbesondere die Bundesagentur für Arbeit, aus Eberhards (professionell geschulter) Sicht

rechtswidrig, indem sie ihm z. B. die Reha-Kosten nicht erstatten wollen. Das lässt sich Eberhard nicht gefallen und entwickelt, von seiner aktuellen Erwerbsunfähigkeit unabhängig, aus einem professionellen Selbstverständnis heraus eine Art sozialarbeiterische Wehrhaftigkeit, die im Folgenden in mehreren Passagen zur Handlungsressource wird und so dazu beiträgt, dass die Erzählung in ein Handlungsschema zurückkehrt. Ressourcenreich versteht er es, gegen das ihm widerfahrende Unrecht vorzugehen und letztlich immer genau das zu bekommen, was er will: die Reha, dann zunächst eine vollständige Erwerbsminderungsrente und später – ungewöhnlicherweise – wieder eine teilweise, um Zugang zur Krankenversicherung zu haben. Eberhards psychische Verfassung beginnt sich zu verbessern. Ab Sommer 2006 engagiert er sich ehrenamtlich in seiner bisherigen Arbeitsstelle. Als eine Kollegin in einer Einrichtung seines Arbeitgebers für betreutes Wohnen kündigt, beginnt er Anfang 2007, zunächst auf Minijobbasis, später dann wieder 25 Stunden in der Woche dort zu arbeiten. Parallel ist er nach wie vor dreimal in der Woche bei der Dialyse.

Im Jahr 2008 besucht Eberhard einen Workshop zur „Männerinitiation“ (657); hierfür setzt er für eine Woche die Dialyse aus, was zur Überraschung der behandelnden Ärzte keine wesentliche Verschlechterung seiner Blutwerte zur Folge hat. Die Dialyse wird ab Pfingsten 2008 unter engmaschiger Überwachung vorerst ausgesetzt. Das funktioniert ein Jahr gut, dann verschlechtern sich die Blutwerte wieder. Die Ärzt:innen raten zu einer Organspende, da die Dialyse auf Dauer diverse andere Risiken erhöht.

Bei einem Brüdertreffen – die ältere Schwester ist inzwischen verstorben – bietet Eberhards Zwillingsbruder an, das Organ zu spenden. Auch dieses Angebot kommt allerdings wieder unerwartet und plötzlich und Eberhard ist zunächst überfordert damit, zu einer Entscheidung zu kommen. Im Moment, in dem er sich schlussendlich zur Entscheidung durchringt, die Spende anzunehmen, ist Eberhard sein Glaube von großem Nutzen – eine ausführlichere Interpretation der Stelle findet sich in Kapitel 10.5. 2013 findet die Nierentransplantation statt, durch die sich seine Lebensqualität deutlich steigert: Die Dialyse fällt weg, die Vitalität steigt. Zugleich stellt er durch die an die OP anschließende Reha fest, dass er trotz seiner de facto stattfindenden Teilzeit-Erwerbsarbeit keinen Anspruch auf Krankengeld hat, da er als voll erwerbsgeminderter Rentner nicht über den Arbeitgeber krankenversichert ist. Diese Erkenntnis beunruhigt ihn und er bemüht sich – einschließend eines Briefs an den Bundespräsidenten – darum, dass seine volle Erwerbsminderung von der Rentenversicherung in eine teilweise Erwerbsminderung umgewandelt wird. Nach einigen Bemühungen – in denen ihm seine sozialarbeiterische Ausbildung und Erfahrung zugutekommt – wird diesem Anliegen schließlich stattgegeben. Von da an bis zum heutigen Tag arbeitet Eberhard also – wie schon seit 2007, aber nun als regulärer Arbeitnehmer und nur teilweise erwerbsgeminderter Rentner – 25 Stunden in der Woche in der Einrichtung für betreutes

Wohnen, engagiert sich nebenbei im Kirchenvorstand und der katholischen Männerarbeit und geht in der übrigen Zeit seinen Neigungen nach, betreibt z. B. Meditation oder „@(.)@ hock mich da hin und les' 'n Buch, ich @mach@ vielleicht (.)äh all das wo der Schwabe sagen würde: ‚Mann das ist ja 'n Tag-dieb‘ (823–824).

Zum Ende der Erzählung hin stellt sich eine zunehmende Konsolidierung der Lebenslage des Protagonisten inklusive einer fortschreitenden Integration seiner Krankheit und der Einschränkungen, die diese immer noch nach sich zieht, ein. Seine Spiritualität ist dabei für den Protagonisten eine Ressource, ebenso wie die explizite Auseinandersetzung mit Männlichkeit, die u. a. im Rahmen von Workshops und einer selbst geleiteten kirchlichen Männergruppe stattfindet.

In der Gesamtschau ist die Erzählung gekennzeichnet durch die verlaufskurvenförmigen Erfahrungen des Verlusts des Vaters, der Trennung Eberhards von seiner ersten Frau und seiner schwere Krebs- und Nieren- sowie psychischen Erkrankung sowie der Bewältigung dieser Ereignisse. Eine bruchlose Konzeption des Protagonisten als permanent handlungsfähiges und unabhängiges Subjekt ist so nicht möglich; stattdessen konzipiert der Erzähler ihn als ein bedingt handlungsfähiges, relationales Subjekt, das zu seinem Bestehen auf bestimmte Rahmenbedingungen und Andere angewiesen ist. Es entwickelt sich so ein Ethos, das gerade nicht eines des Durchhaltevermögens und der absoluten Stärke, sondern der Anpassungsfähigkeit und der relativen Bereitschaft, sich auf verändernde Lebensumstände einzulassen, ist. Durch diese Orientierung und unter Bezugnahme auf seine christliche Spiritualität und sozialarbeiterische Professionalität als Handlungsressourcen gelingt dem Protagonisten auch nach seiner schweren körperlichen und psychischen Erkrankung eine graduelle Wiederherstellung seiner eigenen Handlungsfähigkeit. Die Geschichte seiner Arbeitszeitreduktion resümiert Eberhard wie folgt: „[F]ür mich kann man quasi sagen war die (2) ich wurde quasi in die Teilzeit (.)ge/ (2) äh durch diese Ereignisse bin ich hineinge(.)kommen, //mhm// aber ich hab' sie quasi lieben gelernt“ (811–812). Würde er wieder Vollzeit arbeiten „dann bin ich wieder im (.) Rad wie früher drin, als ich noch (.) äh gesund war, //ja// jetzt hab' ich aber meine Handicaps und sag' mir das ähm (.): ‚Warum/ ne, guck lieber dass (.) du gesund bleibst, //mhm// dass du 'n Teil Arbeit machst der gut geht, und diese Freiräume hast die du dann selber gestalten kannst“ (818–821).

6.3 Lars Neubauer – „Ich hatte keine Identität mehr in dem Sinne“

Lars Neubauer ist zum Zeitpunkt des Interviews 34 Jahre alt und arbeitet zu 50 % als Projektmitarbeiter in der öffentlichen Verwaltung. Seine Arbeitszeit-

reduktion steht in engem Zusammenhang mit dem Abbruch seiner Promotion, den er als schwere persönliche Krise beschreibt. Die Stegreiferzählung nahm bei diesem Interview den gesamten ersten Interviewtermin ein, aus praktischen (und seinerzeit auch aus inhaltlichen) Gründen vereinbarte ich allerdings keinen Folgetermin und beschloss, nur mit der Eingangserzählung zu arbeiten. Das Interview findet in Lars' Wohngemeinschaft statt, wo wir im Wohn-/Esszimmer Platz nehmen. Während des Gesprächs befinden wir uns allein im Raum und machen zwei kurze Pausen. Lars erzählt umfänglich und detailliert, die Eingangserzählung verfügt über eine große Anzahl an narrativen Passagen. Inhaltlich zeichnet sie sich durch eine besondere Unabgeschlossenheit aus: Der Protagonist erscheint auf der Suche nach einer tragfähigen Identität, rückblickend geprägt von Fragilität, Kontrollverlust und Enttäuschung. Dieses Grundmotiv der Unabgeschlossenheit stellt ein wesentliches Merkmal der Erzählung, auch im Kontrast zu anderen Erzählungen, dar. Es handelt sich nicht um eine Entwicklungsgeschichte des Gelingens, sondern vielmehr um eine Erzählung von Fragilität und Suchbewegungen.

Lars Neubauer wird 1987 als Sohn eines Radio- und Fernsehtechnikers und einer Erzieherin in einem Dorf nahe einer größeren Stadt in Westdeutschland geboren und wächst dort gemeinsam mit seinem drei Jahre älteren Bruder Ole auf. Die Mutter unterbricht ihre Berufstätigkeit zugunsten einer Betätigung als Vollzeithausfrau bis zu Lars' dreizehntem Lebensjahr. Als Lars drei Jahre alt ist, zieht die Familie in ein von den Eltern gebautes Haus in einer neu gebauten Reihenhaussiedlung um. Mit vier Jahren kommt er – aufgrund seiner eher zarten Konstitution ein Jahr später als geplant – in den Kindergarten; mit sechs wird er eingeschult. Obwohl Lars seine Kindheit zu seiner Grundschulzeit als „unbekümmert[...] [und] leicht“ (64) und sich selbst als „freudige[n] Junge[n]“ (58) bezeichnet, leidet er zugleich auch unter vielen Allergien und ihm geht ein gutes Körpergefühl ab. Lars konstatiert: „man musste sich irgendwie immer um mich sorgen“ (111), er sei „sozusagen der quirlige, aufgedrehte, immer (.) lustige aber auch bisschen (.) kleine (.) //mhm// schwache Junge so ungefähr“ (188–189) gewesen.

wir hatten zunächst ein Meerschwein (.) äh als Haustier, //mhm// und dieses Meerschwein hab' ich äh oft in meinem T-Shirt oder meinem Pullover getragen, also ich hab' am unteren Ende meines Pullovers so 'ne Tasche gebildet, indem ich den Pullover halt hochgehoben hab', //mhm// ((holt Luft)) und dann konnte das/ saß das Meerschwein eben in dieser Tasche, und ich hab' das so durch die Gegend getragen. Und (.) einmal äh hab' ich das eben auch die Treppe hinaufgetragen zu meinem Zimmer und es hat ä::h in dem Moment gequiekt und ich hab' mich erschrocken, und dann ist das Meerschwein zwischen den Stufen in den Keller gefallen, und war tot. //mhm// (2) Und das (.) war in dem Moment total schlimm für mich. Dass (.) dieses Meerschwein jetzt wegen mir gestorben ist. //mhm// @Ich@ weiß noch dass irgendwie meine Mutter mich gar nicht beruhigen konnte und sie dann meinen Vater anrufen musste und mein Vater (.) dann am Telefon mich beruhigt hat, //mhm// ((holt Luft)) und (.) es hat irgendwie in diese (.) oder es passt irgendwie in diese Kategorie glaube ich auch in der ich (.) erzogen oder in der ich heute glaube erzogen worden zu sein, in diesem (.): „Ja

auf den Lars muss man immer so ein bisschen achtgeben, und er ist so'n bisschen tollpatschig und auch so (.) fragil“ (153–167)

Die zitierte Passage stellt eine Belegerzählung zur These des Erzählers dar, der Protagonist sei von seinen Eltern als schutzbedürftig und ungeschickt betrachtet worden. Die besondere Dramatik der Situation liegt dabei im Kontrast zwischen dem liebevollen Umgang des jungen Protagonisten mit dem Meer-schweinchen, mit dem er Zeit verbringen will und das er herumträgt und dem letztlich aus seiner Ungeschicklichkeit bzw. Empfindlichkeit resultierenden Tod des Tieres. Nun ist eine starke Trauer um ein Haustier oder Lars' Schock vielleicht gar nichts Ungewöhnliches; für den Erzähler passt es aber in seine Einschätzung der Wahrnehmung des jungen Lars durch die Eltern. Sich „gar nicht beruhigen“ zu können, bedeutet einen Kontrollverlust, der durch die Intervention der Mutter nicht aufgehoben werden kann. Erst das Eingreifen des Vaters ermöglicht ein Zurückerlangen der Kontrolle über die eigenen Emotionen. Lars wird an dieser Stelle als schuldig am Tod des Tieres skizziert und diese Schuld lastet schwer auf ihm. Zugleich formuliert der Erzähler retrospektiv auch eine Kritik an der Erziehung der Eltern, die ihm zu wenig zutrauen und ihn wenig dabei unterstützen, ein stabiles Selbstbewusstsein auszubilden.

Der Wechsel auf eine Gesamtschule statt auf ein Gymnasium als weiterführende Schule ist für Lars ein weiterer Beleg für das nicht allzu starke Zutrauen in seine Person, zudem interpretiert er diese Entscheidung rückblickend als in einer „Arbeiterfamilientradition“ stehend. Die Gesamtschulzeit beginnt im Kreise der meisten Freunde und die Schule ist nicht weit entfernt – „das war so die ersten zwei Jahre [...] [eine] richtig okaye Schulerfahrung so“ (202–203). Danach beginnt eine Leidenszeit: Lars wird massiv gemobbt und ist körperlicher und auch sexualisierter Gewalt durch seine Mitschüler:innen ausgesetzt.

Und ich glaub' da gab's so (.) massive Bilder auch also (.) von Situationen (.) wo ich über den Tisch ge/ (.) also auf dem Tisch festgehalten werde von verschiedenen Leuten und ((holt Luft)) dann es sozusagen darum geht mir (.) in/ so/ in den Penis/ in den Geschlechtsbereich zu schlagen, die Hose runterzuziehen, am Penis zu ziehen und so weiter. Das heißt/ also genau. Es gab physische Gewalt, nicht nur in Form von Schlägen sondern auch in so 'ner Art //mhm/ sexualen/ sexualisierten Gewalt, //mhm/ ä::hm (.) und genau. Das war schon Teil oder großer Teil meiner (.) Schulerfahrung irgendwie so dieses ganze immer so 'nem (.) //mhm/ System irgendwie drinzustecken, ä::hm (.) //mhm/ und/ also irgendwann auch nicht mehr zur Schule gehen zu wollen natürlich. //mhm/ Aber sozusagen (.) es gab keinen Ausweg so also //ja// ich hab' dann versucht meinen Eltern was zu erzählen, so gut sie konnten haben sie dann versucht was zu machen, nämlich mit den Eltern zu reden von den Leuten, das hat's natürlich noch schlimmer gemacht. //mhm/ ((holt Luft)) U::nd (.) äh ja. Und das Verrückte für mich war, dass sozusagen Teil dieser Mobbing Erfahrung oftmals von jemandem ausging der eben bis zur sechsten Klasse mein bester Freund war (241–254)

Die zitierte Passage, die in Form einer typisierten Erzählung bzw. Beschreibung vorgetragen wird, berichtet von Lars' Mobbing- und Gewalterfahrung in der Mittelstufe der Gesamtschule, die der Protagonist besucht. Die Art der

Gewalt, die ihm dabei widerfährt, ist massiv symbolisch aufgeladen und extrem erniedrigend: Er erfährt einen Verlust an Freiheit, indem ihm die Möglichkeit genommen wird, sich zu bewegen und diese hilflose Situation wird genutzt, um ihm einerseits große physische Schmerzen im empfindlichen Genitalbereich zuzufügen und andererseits auf einer symbolischen Ebene durch Entblößung und Traktieren des Penis ihn als Jungen und werdenden Mann zu demütigen.

Bereits in der Einleitung der Passage wird eine Distanz zwischen (damaligem) Protagonisten und (heutigem) Erzähler etabliert, indem eine Unsicherheit über die genauen Geschehnisse („ich glaub““) angedeutet wird – zugleich klingt aber mit der Formulierung der „massive[n] Bilder“ an, dass es sich um prägende, vielleicht sogar traumatisierende Erfahrungen handelt, die den Erzähler bis zum heutigen Tag nicht verlassen. Die Art und Weise der Darstellung abstrahiert dabei recht deutlich von Lars eigener Position oder dem eigenen Erleben: der Bericht verbleibt auf der Ebene der Beschreibung körperlicher Misshandlungen und deutet die Folgen des Geschehenen für Lars‘ psychische Verfassung nur kurz an („nicht mehr zur Schule gehen zu wollen“). Der Nachvollzug subjektiven Erlebens rückt so in den Hintergrund, während das verwandte Vokabular – „sexualisierte[...] Gewalt“, „in so ‘nem [...] System [...] drinzustecken“ – eine analytische Distanz schafft, die möglicherweise entlastend vom Wieder-Erleben der Gewalterfahrungen im Erzählen wirkt.

Die Eltern, die zuvor (auch) als schädlich für die Entwicklung eines stabilen Selbstwerts dargestellt wurden, werden in dieser Passage entlastet: wie die Lehrkräfte haben sie zwar keine tragfähigen Rezepte, um an Lars‘ Situation etwas zu ändern. Dennoch tun sie, was sie können und für sinnvoll halten, um ihren Sohn zu schützen, auch wenn ihre Handlungen die Situation des Protagonisten letztlich eher verschlechtern als verbessern. Gemeinsam mit dem Protagonisten stehen sie machtlos dem „System“ von Mobbing und Gewalt gegenüber, das gewissermaßen die gesamte Agency in der beschriebenen Konstellation auf sich vereint. Während Lars‘ Erleben der Situationen physischer und psychischer Gewalt wie oben beschrieben weitgehend ausgeklammert wird, wird die Bedeutung eines bestimmten Aspekts der Gesamtkonstellation besonders betont: Zu allem Überfluss geht ein Teil der von Lars erlebten Gewalt auch noch von einem seiner bis dahin besten Freunde aus und endet auch zu Hause nicht, da er dort häufig von seinem Bruder Ole „verprügelt“ (287) wird. Nicht nur hier, sondern auch an vielen weiteren Stellen der Erzählung werden Vertrauen, Verrat und Verlust zu einem zentralen Thema. Auch im Fußballverein, in dem er bereits seine ganze Kindheit spielt, erlebt Lars einen Mangel an Anerkennung: Ein neuer Trainer klassifiziert die C-Jugendspieler nach Fähigkeiten und Lars findet sich in der „richtig schlecht[n] Fußballgruppe“ (316) wieder. Eine Bewältigungsstrategie für all diese Zurücksetzungen bieten Lars Videospiele, die er mit einigen Bekannten zusammen betreibt.

In Lars Familie ereignen sich währenddessen Umbrüche: beide Großeltern väterlicherseits versterben innerhalb weniger Jahre – wobei diese Trauerfälle für den Erzähler letztlich keine hohe Relevanz aufweisen: die Beziehung sei ohnehin nicht allzu liebevoll und eng gewesen. Zudem erleidet Lars' Vater, als dieser 15 ist, einen Herzinfarkt, den er zwar relativ unversehrt übersteht, der aber gleichwohl einen traumatischen Einschnitt im Leben des Vaters darstellt, zumal ihm in dieser Zeit die Beschäftigungslosigkeit droht.

Erst Jahre später endet Lars' schulische Leidensgeschichte mit dem Übergang in die Oberstufe: die Klassen werden nun neu zusammengesetzt und einige der Protagonisten des „Mobbingsystem[s]“ (272) verlassen die Schule. Außerdem zeigt sich eine neue Wertschätzung gegenüber kognitivem Arbeiten: „ich wurde nicht mehr verprügelt wenn ich 'ne Eins geschrieben hab' sondern (.) //ja// das war was Gutes“ (274–275). 2006 lernt Lars seine erste Freundin Sabrina kennen. Sabrina ist literarisch und kulturell interessiert und Lars erzählt, für ihn habe sich „dadurch [...] so 'ne ganz neue Welt aufgetan“ (363), die ganz anders ist als die Umwelt seines Aufwachsens. Im selben Jahr macht Lars sein Abitur. Gegen den Willen seiner Eltern entschließt er sich, bei der Bundeswehr zu dienen und so in die Fußstapfen seines großen Bruders zu treten, der ebenfalls zum Militär gegangen ist – wird aber ausgemustert, eine Erfahrung, die ihn „ziemlich bestürzt“ (401), weil sie für ihn einem staatlichen Attest körperlicher Untauglichkeit entspricht. Stattdessen beginnt er einen Freiwilligendienst in England, bei dem er erstmals einen „richtigen richtige[n] Freund in der Hinsicht dass //mhm// (2) dass er sich auch um mich kümmerte“ (426) findet. Sein Zuhause zu verlassen und neue Erfahrungen zu machen, ist für Lars zu dieser Zeit überhaupt ein wichtiger Schritt. Nach dem Ende seines FSJs, in dem er eine Fernbeziehung mit seiner Freundin Sabrina geführt hatte, entschließt sich das junge Paar, eine Zeit lang durch Australien zu reisen und sich dort mit Gelegenheitsjobs auf Farmen über Wasser zu halten. Diese Zeit sieht Lars im Rückblick als entlastete, sorglose, freie Periode in seinem Leben. Einen kurzen Aufenthalt in Thailand und die Konfrontation mit Armutsverhältnissen in diesem Land des Globalen Südens empfindet er zu dieser Zeit hingegen als überfordernd.

2008 nimmt Lars etwa 50 km vom Wohnort seiner Eltern entfernt ein Geographiestudium auf, während sich Sabrina in einer Stadt in Hessen in Soziologie einschreibt. Er ist der erste in seiner Familie, der „wirklich studierte“ (549) (wie in Abgrenzung zu seinem bei der Bundeswehr studierenden Bruder formuliert wird). Die Anfangszeit dort verbringt er in einem Studierendenwohnheim, in dem er sich nicht wohlfühlt. Zudem hat er mit den hohen Anforderungen, die das Studium an ihn stellt, mit der Orientierung an der Universität im Großen und Ganzen und auch mit der erneuten Veränderung seiner Beziehung mit Sabrina hin zu einer Fernbeziehung zu kämpfen. Nach eineinhalb Jahren entschließen sich Lars, sein Freund Martin und zwei weitere weibliche Bekannte, innerhalb des Wohnheims in eine gemeinsame Wohnung zu ziehen,

ein Schritt, der aus Lars' damaligem Empfinden sehr positive Wirkung entfaltet.

2010 begibt sich Lars mit einigen anderen Studierenden aus seinem Semester auf Exkursion nach Italien. Dort kommen Lars und Malin, eine Freundin aus dem Studium, die ihn bereits von Anfang des Studiums begleitet und deren Erfahrungen und Fähigkeiten ihn beeindruckten, sich näher. Für Lars wird aus „dieser platonischen Freundschaft irgendwie 'ne Li/ Liebe zu ihr“ (735–736). Zugleich wird die Pflege der Beziehung mit Sabrina zunehmend anstrengend und die anfängliche Hingezogenheit lässt für Lars immer mehr nach. Bald nach der Exkursion trennt Lars sich von Sabrina. Malin ist nun allerdings für fünf Monate für ein Praktikum in Äthiopien. Die beiden schreiben viel über Facebook und halten den Kontakt. Etwa zur gleichen Zeit beginnt Lars einen Nebenjob im International Office der Uni, in dessen Rahmen er Aktivitäten für Incomings, also Auslandsstudierende an seiner Uni, betreut. Bei diesem Job erlebt er sich als Person anerkannt und von vielen der Incomings (auch sexuell) begehrt wie kaum zuvor. Nach einigen Wochen fliegt Lars Malin besuchen, ein Besuch, den er für sich als „Weltöffnung“ (881) verbucht: zuvor speiste sich seine Vorstellung von afrikanischen Ländern aus „irgendwelchen schlechten Reportagen“ (885), nun erlebt er das Leben in Äthiopien gewissermaßen am eigenen Leib. Im Rahmen dieses Besuches schlafen Lars und Malin auch erstmals miteinander. Dennoch interpretiert Lars die Beziehung als nach wie vor nicht exklusiv und es kommt zu einigen sexuellen Kontakten mit Auslandsstudierenden – nach Lars' retrospektiver Deutung ein großer Fehler, der aus der Gelegenheitsstruktur in Kombination mit einer Übernahme männlich kodierter Verhaltensnormen resultiert habe: „dieses Gefühl [...]: „Das (.) muss ich doch als Mann erlebt haben“ [...] fast schon eine nicht aufzählbare Nummer an (.) Sexualpartnerinnen zu haben“ (987–989). Als Malin aus Äthiopien zurückkehrt und gemeinsam mit Lars einige Tage in den Urlaub fährt, erzählt er ihr an einem weinseligen Abend von seinem Verhalten während ihrer Abwesenheit und sie ist am Boden zerstört. Die beiden bleiben ein Paar, aber aus Sicht des Erzählers verheilt die Narbe, die durch Lars' Handlungen entstanden ist, nur schwer.

Lars und Malin schließen beide ihre Bachelor-Arbeiten ab, reisen dann eine Zeit lang gemeinsam durch den Senegal und entschließen sich letztlich beide, ihr Studium an der gleichen Universität fortzusetzen, an der sie bereits zuvor studiert hatten. Die beiden ziehen bald gemeinsam in eine kleine Altstadtwohnung, kennen sich an der Uni bereits aus und landen schnell als studentische Hilfskräfte in Arbeitsgruppen. Sie sind in ein enges soziales Netz eingebunden, engagieren sich politisch – „dann wurd's eigentlich zu so 'ner Universitätserfahrung (.) wie ich sie mir so vorgestellt hab““, resümiert Lars später. Ein wichtiger Bezugspunkt ist Erwin Meißner, der zu dieser Zeit eine Vertretungsprofessur an Lars' Institut innehat. Meißner nimmt Lars ernst, lässt ihn Lehrveranstaltungen mitgestalten, Klausuren korrigieren, wird letztlich zu seinem

Mentor. Lars' akademisches Selbstbewusstsein wächst an und er entschließt sich, ein Jahr in England zu studieren.

Und ((schluckt)) ähm (.) genau und dann bin ich also in meinem dritten Semester für ein Jahr äh (3) ins Ausland gegangen, nach England, nach Stadt 9, und (.) und auf einmal (2) hab' ich Sinn ergeben. In dieser Welt. In der (.) in der die Leute superhart studiert haben. Nicht so wie in Stadt 3 wo ich irgendwie sag' ich mal unter den (2) weiß ich nicht. Wo irgendwie ein Quantil irgendwie sich Mühe gegeben hat und der Rest hat's rumgeschlurft. Aber da war's halt so richtig/ die Leute haben halt ziemlich viel Kohle gezahlt dass sie da ihr Studium machen konnten und (.) auf einmal waren da kleine Kurse, es wurde gewertschätzt wenn man mehr gearbeitet hat als nur das Grundlagenpapier gelesen, //mhm// ich hatte irgendwie Wissen was die/ was die Leute interessant fanden und die Perspektive die ich hatte, die ich einbrachte wurde so unglaublich (.) wertschätzend behandelt und mein ((stottert)) mein Naturell irgendwie was auch eher erstmal (.) sozusagen so 'ne Art Höflichkeit beinhaltet, das ist halt völlig aufgeblüht in England irgendwie (1183–1194)

Mit der Formulierung „hab' ich Sinn ergeben“ kennzeichnet der Erzähler die vorübergehend aufgelöste Frage nach der Rolle des Protagonisten in der Welt: offensichtlich hat dieser vorher ‚keinen Sinn ergeben‘, sein Wesen fügt sich nicht in die ihn umgebenden sozialen Kontexte, auch wenn er dies offensichtlich wünscht. Dabei kontrastiert er seine Studienerfahrung in Deutschland mit derjenigen in England: während in Deutschland nur ein (kleiner) Teil der Studierenden das Studium ernst nimmt und Arbeit in dieses investiert, scheint dies in England der Regelfall zu sein. Dies wird vom Erzähler damit erklärt, dass die hohen Studiengebühren in England zu einem solchen Verhalten anhalten. Ein Studium bedeutet nicht den austauschbaren Regelfall, sondern eine mit materiellem Aufwand verbundene Chance, die nicht vertan werden sollte und der daher mit Ehrgeiz und Fleiß nachgegangen wird. Lars wird dargestellt als mit hoher intrinsischer Motivation ausgestattet. Damit verkörpert er im Kontext seines Studiums in Deutschland einen (wenig wertgeschätzten, vielleicht als ‚Streber‘ betrachteten) Ausnahmefall, in England hingegen einen stark erwünschten (als ‚Performer‘ betrachteten) Idealfall. Sein Fleiß, sein Wissen und sein ‚höfliches Naturell‘ gereichen ihm nun zum Vorteil, es besteht eine Passung zwischen der äußeren Welt und Lars, die im Kontext der gesamten lebensgeschichtlichen Erzählung ungewöhnlich und für den Protagonisten in diesem konkreten Moment ungewohnt erscheint.

In dieses Bild einer fortlaufenden Suche nach einer gangbaren, mehr oder weniger stabilen Identität fügt sich auch das wiederkehrend für den Protagonisten verwendete Bild des „Ensemble[s]“ (1213): aufgerufen wird so nicht eine solitäre, stabile Identität, die, einmal ausgebildet, wenig Veränderung unterworfen ist, sondern eine Zusammensetzung unterschiedlicher Elemente, die, zwar miteinander verknüpft, doch fragil eine temporäre Identität des Protagonisten bilden. Diese Konstruktion lässt sich auch daran verdeutlichen, dass der Erzähler den Protagonisten keineswegs grundsätzlich und ohne Ausnahmen positiv darstellt und bewertet, vielmehr zeigt sich stellenweise ein eher distanzierendes Verhältnis des einen zum anderen. Nichtsdestoweniger, und das kommt

in der England-Episode auch zum Ausdruck, begehrt der Protagonist eine Passung zwischen besagtem Ensemble und der es umgebenden Umwelt, die sich zu einer Art ‚Identitätskomplex‘ ‚verdichte[n]‘ (1234) und eine ‚Grundsicherheit‘ (1234–1235) bieten. Die Universität bietet als Umgebung nun Baustoffe für einen solchen Identitätskomplex.

Lars kehrt mit einem genauen Plan, wie seine Masterarbeit aussehen soll, nach Deutschland zurück, ein Plan allerdings, der im akademischen Umfeld seines Instituts auf wenig Gegenliebe stößt. Lars kann allerdings das Selbstbewusstsein aufbringen, nicht von seiner Idee abzurücken, findet eine Person am Institut, die die Arbeit „pro forma“ betreut und wählt als Zweitbetreuer einen Dozenten aus England, der ihm viele Impulse gegeben hatte. Die Arbeit, von deren Relevanz und Zuschnitt Lars überzeugt ist, die aber mit den in seinem Heimatinstitut vorherrschenden Paradigmen kollidiert, wird von der ‚deutschen Seite eher (2) //@(.).@// durchschnittlich bewertet [...] und von der englischen Seite [...] mit der Bestnote“ (1285–1286). Malin schließt ihre Masterarbeit gleichzeitig ab. Erwin Meißner erhält in der Zwischenzeit einen Ruf an eine bayrische Universität. Malin bewirbt sich – ebenso wie eine gemeinsame Freundin der beiden, Thea – erfolgreich auf eine Stelle an seinem Lehrstuhl, einige Tage später meldet sich Erwin Meißner telefonisch auch bei Lars und bietet ihm eine Projektstelle an. Alle drei ziehen nach Bayern und nehmen dort die Arbeit an Meißners Lehrstuhl und ihren jeweiligen Promotionen auf.

An dieser Stelle setzt jedoch eine dramatische, verlaufskurvenförmige Erzählung an, die bis zum Ende der Erzählung anhält. Der einstige Förderer von Lars und seiner Freundin entpuppt sich zunehmend als inkompetenter Lehrstuhlinhaber und intriganter Egomane. Meißner ist chaotisch und unzuverlässig, bespricht sich überhaupt nur abends beim Bier und nicht im Rahmen moderierter Besprechungen und nicht zuletzt intrigiert er und sät Zwietracht innerhalb seines Teams, um nicht selbst Verantwortung für die Zustände an seinem Lehrstuhl übernehmen zu müssen. Zugleich macht auch der Umzug Lars und Malin zu schaffen, ihre Wohnsituation ist prekär und beide tun sich schwer, in der neuen Stadt Freundschaften zu knüpfen und Fuß zu fassen. In den folgenden zwei Jahren spitzt sich die Situation am Arbeitsplatz immer weiter zu: Lars' akademische Ideen und insbesondere sein Interesse an feministischer Wissenschaftskritik stößt auf immer mehr Opposition von Seiten Meißners. Neu eingestellte Mitarbeitende teilen diese Ablehnung und Lars gerät innerhalb des Lehrstuhls mehr und mehr in die Opposition, während Meißner für ihn immer mehr zum Prototyp derjenigen Spielart von Männlichkeit wird, die ihm schon durch seine ganze Lebensgeschichte hindurch nur Schwierigkeiten bereitet hatte. Seine Versuche, Einfluss auf die Situation zu nehmen, werden abgewehrt oder versanden. Je näher das Vertragsende nach drei Jahren an Meißners Lehrstuhl rückt, desto mehr spitzt sich die Lage zu, desto mehr nehmen die Konflikte zu und desto isolierter ist Lars. Mit seiner Dissertation ist er allein, erfährt keinerlei Beratung und Unterstützung und die Arbeit daran

stagniert. Für Lars bedeutet all dies eine Scheiternserfahrung, die Verunmöglichung seiner sich gerade erst aufbauenden Identität als Wissenschaftler, für die er ja auch einen Ortswechsel von seiner bekannten Studienstadt in eine neue Stadt, in der er sich nicht zurechtfindet, vollzogen hatte. Nach drei Jahren bricht Lars seine Promotion ab, sein Vertrag und die Zusammenarbeit mit Meißner enden mit einem Abschlussgespräch:

in diesem Abschlussgespräch hat er irgendwie dann zu mir gemeint: „Na ja, weißte Lars, ich hab’ dann eigentlich schon im zweiten Jahr deiner Anstellung gedacht: ‚Ach deine Ideen passen eigentlich nicht zu mir‘ und hab’ dich da auch eigentlich ehrlich gesagt so’n bisschen aufgegeben.“ Und das/ in dem Moment hab’ ich irgendwie die Welt nicht mehr verstanden weil ich gedacht hab’ (4): „Du stellst jemanden an und sagst: ‚Komm, zieh 500 Kilometer um, ich find’ deine Ideen gut‘“, //mhm// nach ‘nem Jahr merkste: ‚Ja der ist doch ‘n bisschen anstrengend weil er mir zu viele Ideen hat‘, (.) und dann hast du noch nicht mal die Eier in der Hose dem das zu sagen?“ //mhm// (6) Und ich war so völlig (2) nach diesen drei Jahren Uni Stadt 13, °ich war so völlig depressiv.° Ich war so völlig (.) implodiert, ich hatte keine Identität mehr in dem Sinne, ich wusste nicht mehr was meine Zukunft sein sollte //mhm// und ((holt Luft)) und ich hatte das Gefühl (2) dass wie ich war irgendwie dieses ganze ((holt Luft)) emotional Feingefühliges, dieses Prozessgestaltende, dieses auf soziale Verbindung aus seiende (.) Mann, der diese (.) sozusagen stereotypisch zugeschriebenen weiblichen Eigenschaften hat, //mhm// (4) der (.) der wird einfach platt gemacht. //mhm// Für den gibt’s keinen Raum. (1927–1941)

Meißner wird an dieser Stelle als gänzlich unreflektierter, der Folgen seiner Handlungen nicht bewusster oder, noch unvoreilhafter für ihn, diese rücksichtslos in Kauf nehmender Akteur dargestellt. Die Folgen für den Protagonisten Lars sind erheblich: Einen Wohnortwechsel und zahlreiche Aberkennungserfahrungen später ist von der Euphorie, die den England-Aufenthalt, die Masterarbeit und den Antritt der neuen Stelle begleitete, nicht nur nichts mehr übrig. Der gesamte Identitätswurf von Lars als werdender Wissenschaftler ist über den Haufen geworfen. In einer eigentheoretischen Darstellung führt der Erzähler dies auch auf Lars’ Art und Weise des Mann-Seins zurück: Lars wird als Mann mit manch stereotyp weiblichen Eigenschaften dargestellt und sein Leiden wesentlich auf die Missachtung zurückgeführt, die ihm als Träger dieser Eigenschaften widerfahren. Mit Connell gesprochen, wird hier eine marginalisierte Männlichkeit dargestellt, in all den klassischen Unterdrückungsformen, denen sie zugeführt wird. Für Lars hat das erhebliche psychische Folgen, er wird depressiv. Dass Malin und Thea weiter bei Meißner am Lehrstuhl arbeiten und unter den dortigen Bedingungen leiden, belastet Lars, und auch, als die beiden – ebenfalls gebrochen und ohne ihre Arbeiten abzuschließen – den Lehrstuhl ebenfalls verlassen, zieht sich durch die Beziehung von Lars und Malin ein Riss, der nicht zu kitten ist und die beiden trennen sich schließlich. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet Lars zu 50% in einem partizipatorischen Forschungsprojekt. Das Scheitern dieses letzten ‚Identitätsversuchs‘ in der Erzählung ist daher so dramatisch, weil für den Protagonisten dermaßen starke positive Affekte mit dem akademischen Leben verbunden sind, das er gerne

führen will. In der Erzählung von Lars' kurzer akademischer Karriere spiegelt sich zudem in gewisser Weise ein Muster seiner ganzen bisherigen Lebensgeschichte: die Suche nach Stabilität, das Verlieren und Verraten-Werden; am Ende steht der Protagonist allein da und ist, selbst wenn er wollte, überhaupt nicht dazu in der Lage, einer Vollzeitbeschäftigung nachzugehen: „und im Moment kann ich (.) nicht mehr arbeiten weil ich ä::hm (2) sozusagen immer noch eigentlich sozu/ ja. Die (.) die emotionalen Scherben zusammenkehre von dieser äh Erfahrung irgendwie“ (2077–2079).

6.4 Wolfgang Schnell – „Man kann sagen, seit 2015 hab' ich auch wieder ein relativ normales Leben“

Wolfgang Schnell ist zum Zeitpunkt des Interviews 63 Jahre alt. Das Interview mit ihm, das wir bei sommerlicher Hitze auf seiner Terrasse führen, dauert 79 Minuten, davon entfallen 14 auf die Eingangserzählung. Wolfgangs Erzählung gliedert sich in drei Abschnitte: Zunächst schildert Wolfgang seinen durch Ausbildung und Beruf klar strukturierten Lebenslauf, der wie selbstverständlich erscheint. Danach beschreibt er eine langjährige Phase der Belastungsphase, ausgelöst durch die Trennung von seiner Frau, finanzielle Schwierigkeiten und berufliche Konflikte. Insbesondere die ökonomischen Folgen der Trennung werden hierbei mehrfach hervorgehoben. Im dritten Teil der Erzählung schildert Wolfgang eine Konsolidierung seiner zuvor schwierigen Situation: Seine beruflichen und privaten Belastungen lassen nach, was Wolfgang zum Anlass nimmt, seine Arbeitszeit auf 80% zu reduzieren, um seinen Vater häufiger im Pflegeheim besuchen zu können.

Zunächst liefert der Erzähler einen gerafften chronikartigen Bericht in Form eines institutionellen Ablaufschemas über die ‚Lebenslaufstationen‘ des Protagonisten, also die besuchten Bildungseinrichtungen und den groben beruflichen Werdegang. Wolfgang wird 1957 als zweiter Sohn einer Arbeiterfamilie in einer hessischen Kleinstadt geboren und wächst gemeinsam mit seinen drei Geschwistern – einem älteren sowie einem jüngeren Bruder und einer jüngeren Schwester in dieser Kleinstadt und einem ungefähr fünfzig Kilometer entfernten Dorf auf, in das die Familie umzieht, als Wolfgang vier Jahre alt ist.

Wolfgang durchläuft Grund- und Hauptschule im nächstgrößeren Ort und schließt daran den Besuch der Berufsfachschule in einer etwas weiter entfernten Stadt an, den er mit der Fachschulreife abschließt. Während seiner Kindheit und Jugend spielt er durchgehend Fußball im Verein, als Erwachsener ist er auch noch einmal als Fußballtrainer aktiv. Von 1974 bis 1979, also im Alter von 17 bis 21 Jahren arbeitet Wolfgang als Fahrzeugmechaniker, absolviert dann seinen Wehrdienst und beginnt 1981 mit 24 Jahren eine Ausbildung an der Technikerschule. Auch hier verbleibt er, wenngleich es sich um einen wiederum anderen Ort handelt, in derselben Region, in der er bereits

aufgewachsen war. Zu Beginn seiner Ausbildung lernt er am Rande eines Auftritts der Coverband, in der er spielt, seine spätere erste Frau kennen.

Nach Abschluss seiner Ausbildung nimmt Wolfgang 1984, erneut in einem anderen Ort in derselben Region, eine Tätigkeit als Techniker in einer größeren Firma, die Messsysteme für Industrieprodukte herstellt, auf. Es folgt die Familiengründung: 1986 heiratet Wolfgang im Alter von 29 erstmals, 1988 erwirbt das Paar ein Haus in der Stadt, in der auch Wolfgangs Arbeitsstelle liegt, 1989 kommt das erste Kind, ein Sohn zur Welt, die beiden jüngeren Kinder, zwei Töchter, erblicken 1992 und 1995 das Licht der Welt. 1996 bis 1998 absolviert Wolfgang nebenberuflich eine Weiterbildung zur Sicherheitsfachkraft, was ihm innerhalb seiner Firma eine neue Position im Arbeitsschutz- und Umweltschutzmanagement einbringt, die er 1998 antritt. Weite Teile der Eingangserzählung sind gekennzeichnet durch ein chronikartiges „Abarbeiten“ seiner Ausbildungs- und Berufslaufbahn, die weitgehend einer idealtypischen Vorstellung eines klassischen Facharbeiterlebenslaufes genügt: Wolfgang erwirbt einen Hauptschulabschluss (der zu dieser Zeit noch weit weniger stigmatisiert ist als heute; 1974, als er diesen Abschluss erwirbt, besuchen noch etwa die Hälfte der Schüler:innen in Deutschland in der Sekundarstufe eine Hauptschule, heute sind es deutlich unter 10%). Anschließend erwirbt er die Fachschulreife und absolviert eine Berufsausbildung, schließlich sogar eine Techniker Ausbildung – was ihn zu einem hochqualifizierten Facharbeiter macht (die Techniker Ausbildung wird im Deutschen Qualifikationsrahmen Lebenslanges Lernen mit Abschlüssen auf Meister- oder Bachelorebene gleichgesetzt, vgl. DQR 2024). All diese Stationen werden in einer nüchternen Berichtsform vorgetragen, die keinerlei Abwägungs- oder Entscheidungsprozesse, keinerlei Evaluationen oder Begründungen beinhalten. Dem Erzähler scheint der Lebenslauf des Protagonisten gänzlich selbstverständlich zu sein und dementsprechend keiner besonderen Erklärung oder Detaillierung zu bedürfen. Das Leben des Protagonisten verläuft so gewissermaßen wie auf Schienen.

Dies verändert sich mit der folgenden Passage, die erst nach einigem Zögern und einem Vorspann aus eigentheoretischen und metakommunikativen Sequenzen erzählt wird: „So das war jetzt erst einmal die (3) [Blatt wird gewendet] //mhm// diese Seite hier. Vom **Leben** ne? Diese (.) genau und jetzt kommt die andere Seite vom Leben. @(2)@ Genau jetzt kamen dann die ähm (.) sagen wir mal die Belastungen die dann halt/ klar es gibt ja kein Leben wo es bloß aufgeht, //mhm// es gibt ja die Hochs und Tiefs ge?“ (36–39) – „also Sie dürfen aber auch immer dazwischen haken ge?“ (43). Als negative Verlaufskurve wird nun eine Lebensphase dargestellt, die der Erzähler als Entfernung von der Normalität konstruiert. Der Protagonist verliert in gewisser Hinsicht den Boden unter seinen Füßen und ist nun zunächst damit beschäftigt, diesen wiederzufinden, ein Sachverhalt, der teils bericht förmig erzählt wird, teils in Beschreibungen der prekären Lebenssituation des Protagonisten ausgedrückt wird.

1999 geschieht Folgeschweres – und die darauffolgende Phase beschreibt Wolfgang folgendermaßen: „also von 99 [...] bis 2013 hatte ich schon extreme Belastungen //ja// das waren 14 Jahre ge.“ (117–118). Wolfgangs Frau betrügt ihn mutmaßlich mit einem Koch, den sie bei einem Job in einem Gasthaus in einem nahegelegenen Dorf kennenlernt. Die Ehe gerät in eine tiefe Krise, die schließlich die Scheidung im Jahr 2002 zur Folge hat. In den darauffolgenden Jahren befinden sich Wolfgang und seine Ex-Frau im tiefen Streit. Wolfgang ist unterhaltspflichtig, das Haus, in dem er wohnen bleibt – den Anteil seiner Ex-Frau übernimmt er –, ist noch nicht abbezahlt. Zu allem Überfluss wird 2005 Wolfgangs Firma umstrukturiert und er muss in dieser Zeit einige Konflikte mit seinem neuen Chef austragen.

Die Trennung des Protagonisten von seiner Frau kann als das biographisch kennzeichnendste Ereignis in der erzählten Lebensgeschichte und als Wendepunkt hin zu einer negativen Verlaufskurve gelten. Dabei werden allerdings die Geschehnisse rund um die Trennung und die Trennung selbst in der Haupterzählung allenfalls vage und in Andeutungen thematisiert:

und da kam eben diese private Geschichte noch dazu. Frau (.) hat also nebenher noch bedient in einer (.) Wirtschaft hier in der Gegend und (.) ja da war wohl dann irgendwas. Auf jeden Fall gab's dann (.) ging es dann in die Richtung Trennung ja, mehr oder weniger. (58–61)

Erstens wird in dieser Passage – die noch die expliziteste Thematisierung der Trennung von seiner Frau (und nicht nur ihrer Folgen) in der Haupterzählung ist – die Trennung als *zusätzliche*, also nachgeordnete Belastung zu Wolfgangs zuvor thematisiertem Stress bei der Arbeit eingeführt. Dies ist angesichts der massiven Folgen der Trennung für den Protagonisten, auf die später noch einzugehen sein wird, eine auffällige Darstellungsform. Zweitens fällt die Vagheit der Passage ins Auge: Das Betrogen-Werden und die Trennung werden nur in Andeutungen dargestellt. In der Formulierung „da war wohl dann irgendwas“ klingt an, dass die Fakten um das mutmaßliche Fremdgehen der Frau womöglich gar nicht abschließend geklärt sind und die relativierende Formulierung „Richtung Trennung ja, mehr oder weniger“ irritiert, da die Trennung in der Erzählung definitiv und endgültig stattfindet. Die Bedeutung der Trennung für die Erzählung insgesamt und die Darstellung der Trennung weisen auf diese Art und Weise eine gewisse Diskrepanz auf, zu der sich Hypothesen bilden lassen: Möglicherweise ist für den Erzähler die Erfahrung des Betrogen-Werdens auch in der Retrospektive scham- und schmerzbehaftet und wird daher in der Erzählung relativiert; möglicherweise handelt es sich auch um eine erlebensebene Darstellungsweise – und der (unabgeschlossene) Prozess der Entscheidung zur Trennung steht an dieser Stelle stärker im Mittelpunkt als an späteren Passagen im Interview, an denen die Trennung als unumstößlich und abgeschlossen dargestellt wird. Angesichts der ansonsten im Interview vorherrschenden Darstellungsweise, die stark chronikartig organisiert ist und eher informativ-berichtsformig als szenisch-erinnernd erzählend, scheint die erstere gegenüber der letzteren Hypothese allerdings plausibler. An einer späteren

Stelle wird die Trennung des Protagonisten und insbesondere deren Folgen als ein dramatisches Ereignis und Bewältigungsaufgabe evaluiert:

bei so äh bei so Beziehungen/ oder Scheidungen ist es leider (2) //mhm// leider so dass man (.) die Kinder dann äh (.) dass die dazwischen kommen irgendwie oder dass sie vernachlässigen oder (.) auf Abwege kommen und das war also schon wichtig dass das eben nicht passiert ge? //mhm// Deswegen hab' ich damals auch niemals (.) ä::h mit den Kindern praktisch über die Mutter hergezogen oder so ge. //mhm// Das war wichtig weil es war nicht so gesagt: „Eure Mutter und so weiter“ obwohl sie mir (.) die Hölle gemacht hat ge. //mhm// (.) Also nur Anwalt und so. kein normales (.) ä::h (.) kein normales (.) Kommunikation war nicht möglich. Es war schlimm. Es ist schlimm echt. ((trinkt)) (77–85)

Aus der heutigen Perspektive des Erzählers ist das Verhalten des Protagonisten vorbildlich: In rationaler Manier erkennt er, dass Trennungen und Ehescheidungen für Kinder häufig eine Belastung darstellen und die Gefahr besteht, dass sie „dazwischen kommen irgendwie oder dass sie vernachlässigen oder (.) auf Abwege kommen“. Als besorgter Vater möchte Wolfgang dies selbstverständlich vermeiden. Obwohl die Ex-Frau und Mutter der drei Kinder von Wolfgang vom Erzähler als aggressive und unvernünftige Person dargestellt wird, die jegliche Kommunikation verweigert, unter der der Protagonist leidet und auf die er zu Recht schlecht zu sprechen ist, achtet er streng darauf, nie mit den Kindern schlecht über die Mutter zu sprechen (was im Übrigen impliziert, dass auch die Kinder Anlass hätten, dies zu tun). Auch aus der Perspektive des gegenwärtigen Erzählers hat sich keine Milde in der Bewertung der Situation und des Verhaltens der Ex-Frau eingestellt: nicht nur *war* es schlimm, es *ist* nach wie vor schlimm. Hilfreich im Umgang mit dieser schwierigen Situation ist die Disziplin und Härte des Protagonisten gegen sich selbst: Er gibt keinen Impulsen nach, sondern handelt vernünftig und geplant – auf diese Konstruktion wird in Kapitel 10.3 vertieft eingegangen.

Abgesehen von dieser Dimension sind es allerdings die finanziellen Folgen der Trennung, die in den folgenden Jahren das Leben von Wolfgang bestimmen:

dann kam die (.) finanzielle Belastung natürlich dazu, drei Kinder, //mhm// also Unterhaltsleistungen, das war schon enorm (.) für drei Kinder dann den Unterhalt zu bezahlen, (2) aber da hatte ich wie gesagt auch dann das Glück oder das Glück im Unglück mehr oder weniger (2) dass wir, die Firma Firma 1 die wir/ wir haben so kleine Firmen gegründet, //mhm// also so Satellitenfirmen, so Tochterfirmen mehr oder weniger //ja// wie man will, und das waren so kleinere Firmen und die bräu/ brauchten dann auch einen Sicherheitsmann sozusagen. //mhm// (3) Also da konnte ich dann (.) wirklich wie durch Zufall konnte ich dann da praktisch auch ein bisschen Geld nebenher verdienen. (63–71)

Die finanzielle Schräglage, in die der Protagonist aufgrund der zu leistenden Unterhaltszahlungen gerät, ist erheblich: Der Lohn aus seiner Vollzeit-Erwerbsarbeit reicht nun nicht mehr aus, um sein Leben inklusive des nicht abbezahlten Hauses zu finanzieren und Wolfgang sucht sich daher zusätzlich zu seiner Arbeit noch einen Nebenjob und arbeitet als Sicherheitsmann für

kleinere Tochterfirmen seines Arbeitgebers. Die Frage der finanziellen Realisierbarkeit seines Lebens ist für die Erzählung ein bestimmendes Thema, das expliziter und detaillierter besprochen wird als etwa die emotionalen Folgen der Trennung. Diese werden nur unter dem Sammelbegriff der ‚psychischen Belastung‘ verhandelt, darüber hinaus allerdings nicht weiter spezifiziert. Der Erzähler bietet keinerlei Einblicke in die Gefühlswelt des Protagonisten; das, was sich bezüglich der Trennung rekonstruieren lässt, verweist auf nach außen gerichtete Emotionen wie Wut und Ärger, die allerdings, wie oben beschrieben, im Zaum gehalten werden – nicht aber auf nach innen gerichtete wie Trauer, Sorge, Angst usw.

Im letzten Teil gelingt dem Protagonisten eine von ihm selbst so beschriebene zunehmende ‚*Rückkehr zur Normalität*‘ (‚ja man kann sagen seit 2015 hab’ ich auch wieder ein relativ (2) normales (2) normales Leben“; 112–113). Dieser Abschnitt nimmt die Form eines Handlungsschemas an und ist überwiegend beschreibend und argumentativ; er antwortet gewissermaßen auf die Frage: was dem Protagonisten geholfen habe, um zurück zur Normalität zu kommen: Selbstdisziplin, Freunde und Familie, der Verzicht auf Alkohol – diese Punkte sind auch handschriftlich auf einer mir später übergebenen Vorlage notiert.

2007 ist ein ereignisreiches Jahr: Einerseits absolviert Wolfgang eine Weiterbildung als Auditor, wodurch sich sein Tätigkeitsfeld in der Firma erneut verschiebt. Andererseits kommt Wolfgangs Vater aufgrund einer Parkinson-Erkrankung in ein Altersheim – und Wolfgang lernt bei Besuchen in diesem Altersheim seine jetzige Frau kennen, die beiden kommen zusammen, 2016 zieht sie bei ihm ein und 2019 heiraten sie. Inzwischen geschieht allerdings noch einiges mehr: 2013 kommt die Enkelin Corinna zur Welt und Wolfgang wird erstmals Großvater, 2016 wird das zweite Enkelkind, Lennox, geboren. Die Unterhaltszahlungen enden und 2015 entschließt sich Wolfgang (im Alter von 58 Jahren), seine Arbeitszeit auf 80% zu reduzieren, insbesondere, um den Vater regelmäßig im Altersheim besuchen zu können.

Ja 2007 kam dann mein Vater endlich ins Altersheim, //mhm// (.) weil er eben Parkinson ähm (.) hatte, den haben wir wohl gut (2) sag’ ich mal gut äh wir sind da in eine gute Klinik gefahren, der wurde also (.) medizinisch sehr gut eingestellt muss ich sagen //mhm// also der hat echt ein Benefit gehabt nachher von der Geschichte. Also dem hat man nix mehr (.) ((holt Luft)) am Anfang wo das angefangen hat der hat ja so gezittert ja? //mhm// Und als er dann eingestellt war (.) der eine ruhigere Hand wie ich gehabt. //@ja@// @(.).@ ((holt Luft)) Ja gut und der kam dann wie gesagt ins Altersheim nach Stadt 6, (2) ja und das bedarf natürlich auch von meiner Seite (.) Zeit. //ja// Zeit. (94–101)

Der letztlich ausschlaggebende Grund für die Erwerbsarbeitsreduktion liegt in der Erkrankung und im Umzug des Vaters ins Altersheim. Für Wolfgang bedeutet dies – ganz ohne größere Abwägungen – dass fortan mehr Zeit in die Besuche des und das Kümmern um den Vater fließen muss. Diese Selbstverständlichkeit bietet auch einen Aufschluss über das Verhältnis, das Wolfgang

zu Erwerbsarbeit pflegt: Weder stellt seine Erwerbstätigkeit (abgesehen von Phasen, in denen Konflikte an der Arbeitsstelle akut sind) eine eigenständige Belastung dar – sie ist eben einfach da – noch ist ihr Umfang an einem anderen Kriterium zu messen als an der Notwendigkeit materieller Versorgung. Für die Unterhaltszahlungen ist es notwendig, mehr als 100% zu arbeiten, für das Kümmern um den Vater, weniger als 100% zu arbeiten. Der Erwerbsarbeitsumfang passt sich also recht umstandslos den Bedürfnissen des Lebens des Protagonisten an und es gibt keine sonderlich starke symbolische Aufladung einer Vollzeitarbeit. Dies zeigt sich auch im Kontrast der Darstellungsformen von Trennung/Scheidung und Erwerbsarbeitsreduktion: Während erstere ein bleibendes Stigma bedeutet, erscheint letztere eher unbedeutend, sogar ein Teil der Rückkehr zum ‚normalen Leben‘ mit keiner besonders hohen ‚Belastung‘.

In der Zusammenschau handelt es sich bei dem Interview mit Wolfgang um einen Fall, an dem sich vielerlei Aspekte impliziter Normalitäten ablesen lassen, auch und gerade wegen seiner überwiegend berichtformigen und teilweise grobkörnigen Darstellungsform. Im Kontrast zu einigen anderen Fällen ist die Arbeitszeitreduktion hier eine eher pragmatische Entscheidung ohne tiefere symbolische Aufladung; dafür ist die Trennung Wolfgangs von seiner Frau ein bleibendes Stigma, das in der Erzählung bis heute nachwirkt. Mit seinem heutigen Leben ist Wolfgang insbesondere mit Blick auf die zwischenzeitliche Belastung in der Zeit während und nach der Trennung von seiner ersten Frau zufrieden: „Ja und deswegen bin ich sehr zufrieden. Ich bin mit meinem Leben echt zufrieden. Ich hab’ ja sogar noch mal geheiratet, das hätte ich auch nicht gedacht ge? Hat sich so ergeben.“ (915–917)

6.5 Helmut Groß – „Ja und dann überlegst du dir, warum du weitermachen sollst“

Helmut Groß ist zum Zeitpunkt des Interviews 46 Jahre alt. Er erzählt seine Lebensgeschichte in erster Linie als Berufs- und Aufstiegsgeschichte, und zwar als Geschichte der Berufung zu seiner Tätigkeit als Einzelhändler. Die Erzählung beginnt mit einer frühkindlichen Inspiration durch die Großmutter, führt über einen konfliktbehafteten Bildungsweg und zahlreiche Stationen innerhalb einer Supermarktkette hin zur Selbstständigkeit mit eigenem Geschäft. Seine Erwerbsarbeit beschreibt Helmut durchweg als sinnstiftend, identitätsstiftend und mit Freude verbunden – bis sie zur Belastung wird. Helmut berichtet von Stress, von familiären Verlusten und wachsender Ernüchterung über die Entwicklung seiner Arbeitsbeziehungen. Schließlich entscheidet er sich, sein Geschäft zu verkaufen, aktuell arbeitet er nicht und finanziert sich durch das angehäuften Kapital aus seiner unternehmerischen Tätigkeit. Mit Helmut treffe ich mich in einem Biergarten, den er als Interviewlocation ausgesucht hat. Der Ort erscheint mir nicht optimal, weil wir nicht weit entfernt von

den nächsten Tischen sitzen und so nicht ganz die Ruhe haben, die ich mir für die Interviewsituation vorgestellt hatte. Ich befürchte, dass der Erzähler seine Erzählung nicht ganz frei entfalten kann. Dieser Gedanke erweist sich als unbegründet, die Situation ficht Helmut nicht an. Die Eingangserzählung, die er mir präsentiert, dauert 58 Minuten, das gesamte Interview schließlich 176 Minuten.

Helmut Groß wird 1976 in Süddeutschland geboren. Noch während seines ersten Lebensjahres gibt sein Vater den vormals selbstständig geführten Handwerksbetrieb auf und die Familie zieht in eine etwa 300 Kilometer entfernte Kleinstadt in Hessen. Helmut besucht Grund- und Hauptschule und ist nie ein sonderlich guter Schüler. Inspiriert durch seine Großmutter, die als Verkäuferin gearbeitet hatte, entschließt sich Helmut – höchst eigensinnig gegen den erklärten Willen seiner Eltern – eine Ausbildung in einem Supermarkt zu absolvieren und arbeitet dort fortan als Angestellter.

mein Vater wollte immer dass ich Handwerker mach, äh wie er auch, hat mich aber nie so interessiert, u::nd ich war als (.) Kleinkind, Kind, äh war ich erst bei meiner Oma, und die hat als Verkäuferin gearbeitet, und da hat sie mir Geschichten aus ihrer Jugend erzählt, //mhm// und das hat mich als Kind halt fasziniert ne? //mhm// Auf jeden Fall, wo ich dann 14, 15 war, ähm hab' ich dann eben äh (.) Praktikum ähm (.) in 'nem Supermarkt gemacht und das hat mir ganz gefallen, und dann wollte/ hat das (.) war das Ziel m::meine Berufswahl, //mhm// und ähm das hat mir (.) hat mir gefallen, wie gesagt Handwerker war nicht so mein Ding, meine Eltern waren (.) sag' ich mal weniger begeistert ne? Also Begeisterung hätte besser ausschauen können, //mhm// hab' dann aber den Beruf erlernt und das hat mir Spaß gemacht. (15–24)

Mit 20 lernt Helmut seine spätere Frau kennen, die zu diesem Zeitpunkt 16 ist. Zwei Jahre später wird sie ungeplant schwanger und bringt 1999 den ersten Sohn des Paares zur Welt. Helmut verdient zu diesem Zeitpunkt nicht viel und entschließt sich, um die junge Familie gut versorgen zu können, innerhalb der Supermarktkette beruflich aufzusteigen. Obgleich hier sozusagen ein ‚Zwang‘ besteht, indem der Protagonist es offensichtlich für selbstverständlich hält, dass sein Gehalt die junge Familie ernähren muss, ist die Darstellungsform weiterhin eine handlungsschematische: Der Protagonist reagiert mit Eigeninitiative auf die Schwangerschaft. Er durchläuft verschiedene Stationen innerhalb des Unternehmens, wird ausgebildet und steigt schließlich zum Marktleiter in einer kleinen Supermarktfiliale auf. In dieser kleinen Supermarktfiliale fühlt er sich jedoch nicht wohl: Sein Verhältnis zu seinem Chef ist so schlecht, dass sich Helmut zur Kündigung entschließt. Davon bekommt allerdings der Geschäftsführer eines der Geschäftszweige der Supermarktkette Kenntnis, der Helmut schätzt und unbedingt im Unternehmen halten will. Er bietet ihm daher eine andere Stelle im Unternehmen an und Helmut wird nun Marktleiter in einem größeren Supermarkt. Nebenher absolviert er eine Ausbildung zum Handelsfachwirt, was der Meisterprüfung für Verkäufer entspricht. Während Helmut's Wanderjahren durch die Firma trifft seine Frau ihre „große Jugendliebe“ (1301) wieder und verlässt zu dessen Gunsten zeitweise Helmut. Nach

einigen Monaten, in denen auch Helmut sich auslebt – mit einer „schöne[n] Blondine [...], die mich getröstet hat“ (1302–1303) – kommen die beiden allerdings wieder zusammen.

Im Folgenden trägt der Erzähler in hoher Detaillierung vor, welche Zweige innerhalb des Unternehmens es gibt, wie Machtkämpfe innerhalb der Firma ausgetragen werden und wie es dem Protagonisten vor diesem Hintergrund gelingt, einen raschen Aufstieg zum Marktleiter und später auch Filialbesitzer zu absolvieren. Dabei ist dem Erzähler wichtig, dass es kein abgebrühtes Kalkül war, das ihm zu diesem Aufstieg verhalf, sondern in erster Linie sein Fleiß und eine Prise Glück:

Also wie gesagt, letztendlich war das alles von mir nicht geplant, natürlich erwünscht, ich hab' da niemals irgendwelche Strippen gezogen oder hab' da versucht irgendwo zu manipulieren oder mit irgendwelchen (.) //ja// Leuten zu reden oder Spielchen zu spielen, das sind auch Spiele die ich nie verstanden hab', ähm aber im Endeffekt ist es immer zu meinem Wohlgefallen äh so ausgegangen, im Grundsatz denk ich dass ich halt einfach ähm gute Arbeit geleistet hab', //mhm// und eben aufgrund dessen meiner guten Arbeit und meiner Qualifikation eben auch dann (.) diesen Weg geschafft hab' und auch die Fürsprecher hatte, //mhm// äh wenn ich scheiße gewesen wäre dann hätte ich ja wohl auch die Fürsprecher nicht gehabt ne? (230–238)

Der Protagonist wird präsentiert als ein einfacher, fleißiger Arbeitnehmer, der sich an den Ränkespielen der Firmenoberen nicht beteiligt; auch weil er weiß, dass er diese „nie verstanden“ (234) hat. Er spielt nach den Regeln und wird nach den Regeln belohnt; das meritokratische System der Firma tut also aus der retrospektiven Perspektive des Erzählers, was es soll; nur auf verschlungenen Wegen: Nach einigem politischen Hin und Her innerhalb der Supermarktkette bekommt Helmut 2006 die Möglichkeit, den Supermarkt, in dem er vormals als Marktleiter angestellt war, zu erwerben. Er ergreift diese Möglichkeit und verschuldet sich dabei erheblich – er steht nun mit etwa einer Million Euro bei der Bank in der Kreide. In den ersten Jahren als Eigentümer des Supermarkts arbeitet er sehr viel und hat wenig Zeit für seine Familie – 2008 kommt eine Tochter zur Welt – oder die Pflege von Freundschaften und Hobbies. Eigentlich kann ein Geschäft, das so klassifiziert ist wie das von Helmut geleitete, innerhalb der Logik der Firma gar nicht privatisiert werden und es bedarf eines (mehr oder weniger zufälligen) Kontakts über zwei Ecken in die Gesamtgeschäftsführung, damit die Privatisierung zustande kommt. Diese Randbedingungen werden allerdings vom Erzähler als zweierlei nicht gedeutet: einerseits nicht als Vetternwirtschaft, Strippenziehen, Intrigieren, andererseits auch nicht als bloßer Zufall oder Glück. Vielmehr sei es seine Eignung und die Qualität seiner Arbeit, die ihm zu seinem Weg verholfen habe. Von Beginn der Erzählung an ist auch die Beziehung zu seiner Arbeit sehr positiv, beinahe liebevoll aufgeladen. Mehrere Anekdoten aus der Anfangszeit seiner Selbstständigkeit bringen diese Aufladung und den Grad der Identitätsstiftung durch die Erwerbsarbeit zum Ausdruck:

mir hat's einfach Spaß gemacht, //ja// und ich wollte einfach (.) ähm (..) mein eigener Herr sein, und hab' meine Arbeit geliebt. //mhm// Also ich hab' ähm (.) hab' auch äh Deko-Materialien gekauft, ich hab' mir mal 'n Oldtimer gekauft, alt vergammelt, hab' den dann daheim äh abgeschliffen, haben den äh sandgestrahlt, mit 'nem Sandstrahlgerät von 'nem Kumpel, //mhm// haben den sauber gemacht, haben den dann angestrichen, äh hab' den wieder einigermmaßen hingebaut, das war 'n Opel von 1938, //mhm// also kein (.) kein qualitativ hochwertiger Oldtimer. Also ne? //ja// Gelaufen ist er nicht mehr, war so'n Pritschenwagen, //mhm// und hab' den quasi dann daheim wieder hingebaut und hab' den dann quasi in meinen Laden reingestellt, hab' dann hinten Kartoffeln drauf geschmissen und so quasi: „Kartoffeln jetzt frisch vom Feld“, //mhm// mit dem äh Ackerauto (260–269)

Helmuts Supermarkt soll nicht nur irgendein Supermarkt sein, sondern der Protagonist investiert über das notwendige Maß hinaus Lebenszeit in den Laden, um ihn ästhetisch ansprechend zu gestalten. Der „alt[e] vergammelt[e]“ (262) Opel fungiert dabei als Symbol seiner Investition in die eigene Erwerbsarbeit: Der Wille zur Gestaltung überwiegt den Ekel vor dem heruntergekommenen Gefährt. Helmut betätigt sich dabei – entgegen seiner ursprünglichen Ablehnung dem Job des Vaters gegenüber – auch handwerklich, wenn auch nur als Mittel zum Zweck der Ladendekoration. Dennoch scheint in der Schilderung des Umbaus ein gewisser Stolz auf das gelungene Projekt durch. Auch die Grenze zwischen Privatem und Geschäftlichen verschwimmt in diesem Zuge: Helmut arbeitet mit einem „Kumpel“ „daheim“ am Pritschenwagen und nicht etwa mit einem Kollegen in seinem Geschäft. In der folgenden Passage setzt sich die Begeisterung für und das Hineingeben der ganzen Person in Helmut's Arbeit fort:

meine Tochter hat auf der Arbeit das Fahrradfahren gelernt, //mhm// die hat ähm zu Weihnachten 'n Fahrrad geschenkt gekriegt, //mhm// und wir waren dann auch oft sonntags arbeiten und haben da irgendwelche Regale aufgefüllt, Sonderaufbauten gemacht, //mhm// und meine Frau hat mit ihr dann quasi (.) äh zwischen den Tiefkühltruhen das Fahrradfahren äh gelernt, im Winter wenn's schneit ne? Natürlich im Laden hast Platz, //mhm// und dann ist meine Tochter da Fahrrad gefahren und ich hab' quasi (.) Regale aufgefüllt und meine Kinder sind woanders da rumgehüpft, die anderen und (.) //mhm// haben aus ähm (.) haben aus äh Zevarollen und Klopapierpack haben meine Kinder dann äh irgendwelche Lager und Türme gebaut und //mhm// also einfach/ hat Spaß gemacht. (282–291)

Erneut wird der Protagonist als der Arbeit vollständig zur Verfügung stehend und hochgradig engagiert beschrieben. Die gegenseitige Durchdringung von familiärem und beruflichem Leben gewinnt dabei an Kontur: einerseits sind Helmut's Ehefrau und die Tochter wie selbstverständlich sonntags auch im Supermarkt und die Tochter erlernt dort das Radfahren; ein Bild, das auch deswegen so stark erscheint, weil der Ort Supermarkt für gewöhnlich im Alltagsverständnis einen hohen Grad an Routinisierung, Institutionalisierung und Funktionalität aufweist. In den Supermarkt gehen die meisten Menschen sehr überwiegend zu einem Zweck: dem Erwerb von Alltagsgütern. In den Supermarkt als Ort sind zahlreiche institutionelle Skripte wie z. B. das Anstellen in einer Schlange, die Verwendung von Warentrennern, das Wiegen von

Lebensmitteln usw. eingelagert – und an diesem hochgradig institutionalisierten Ort erzeugt das Bild eines fahrradfahrenden Kindes erzählerisch einen fast komischen, jedenfalls aber irritierenden Kontrast. In der Verbindung mit der Erwähnung der Weihnachtszeit und des Schneefalls, mit denen oft Besinnlichkeit und Gemütlichkeit aufgerufen werden, wirkt dieser Kontrastw beinahe romantisch: die Familie eignet sich den väterlichen Supermarkt an. Andererseits bleibt in dieser Vermengung eine Trennung bestehen, nämlich die der Tätigkeiten: Der Protagonist räumt Regale ein, die Ehefrau unterrichtet Fahrradfahren und die Kinder springen herum. Während der Erzähler die Nähe seiner Familie als angenehm empfindet, nimmt der Protagonist in der Erzählung gerade nicht an ihren Praktiken teil. Dem Protagonisten ist ein Empfinden der Kontrolle über sein Geschäft sehr wichtig, er will sein „eigener Herr sein“ (260–261) und da dies der Fall ist, ist die Ausgestaltung der Erzählpassage affektiv positiv aufgeladen, wie auch die Auswahl von Begriffen wie „Spaß“ und „geliebt“ verdeutlicht. Die Erzählweise erinnert dabei an ein Schwelgen in guten Erinnerungen, ein Phänomen, das womöglich bereits darauf hindeutet, dass dieser Zustand nicht andauern wird – durch konsequentes Nutzen der entsprechenden grammatikalischen Formen wird die ‚Liebe zur Arbeit‘ eindeutig in der Vergangenheit verortet und nicht in die Gegenwart verlängert.

Das Geschäft läuft hervorragend und Helmut baut sich zunehmend ein Vermögen auf. Nach etwa fünf Jahren beginnt er mit dem Hausbau (samt Sauna und Pool) und kauft seinen alternden Eltern eine Wohnung. Durch den Gewinn aus seinem Unternehmen besitzt er binnen weniger Jahre mehrere Millionen Euro, die er in Aktien und weitere Wohnungen investiert. Aber der Job macht ihm zu schaffen: Als er 2016 einen Burn-out aufgrund seiner langen und unvorhersehbaren Arbeitszeiten sowie der Verantwortung, die er zu tragen hat, erleidet, beginnt er vermehrt über seine Erwerbsarbeit nachzudenken. Zudem kühlt sich Helmut's Verhältnis zu seinen Mitarbeitenden über die Jahre merklich ab. Er hat vermehrt den Eindruck, dass seine Angestellten immer anspruchsvoller und immer weniger arbeitswillig sind und dass zudem die Beziehungen zwischen ihm und seinen Angestellten nicht mehr so eng wie einstmals sind. Helmut nimmt sein einstiges Hobby Taekwondo, das er während seines beruflichen Aufstiegs aufgegeben hatte, wieder auf und distanziert sich innerlich etwas von seinem Beruf.

Während die Arbeit selbst vom Erzähler als sinnstiftend und freudvoll beschrieben wird, ist die Darstellung seines Verhältnisses zu den meisten Personen, die dem Protagonisten im Kontext der Supermarktkette begegnet, distanziert bis ablehnend. Der Grund dafür liegt, folgt man Helmut's Darstellung, in deren blindem Materialismus, in ihrer Fixierung auf Statussymbole und ihrer sprichwörtlichen A-Sozialität. Im Laufe der Erzählung wird immer wieder sein eigener Freundeskreis als Gegenbild konstruiert, der einerseits gegenseitige Verbundenheit und Verlässlichkeit als Leitwert aufweise und andererseits die einfachen Dinge des Lebens zu schätzen wisse:

ich kenn viele die Geld haben, aber ich kenn auch viele arrogante, blöde Kackarschlöcher. //mhm// Und ich hab' festgestellt dass wenn du 'n Arschloch bist und 'n Porsche fährst, bist du halt der Arschloch in dem Porsche, aber dein Charakter bleibt gleich. Das verändert 'n Menschen nicht. //mhm// Und (.) wenn ich irgendwelche Leute sehe auf irgendwelchen Sitzungen wo ich war, die mit ihren großen Autos spazieren gefahren sind, aber waren solche arrogante, hochnäsige Blödkackarschdeppidioten. (329–334)

Der Erzähler entfaltet an dieser Stelle eine Eigentheorie, die sich an zahlreichen Stellen in der Erzählung spiegelt und die sich grob zusammenfassen lässt: Geld verdirbt zwar nicht den Charakter, verändert ihn aber auch nicht zum Besseren; letztlich bringt es den ‚wahren Charakter‘ einer Person zum Vorschein. In der vorliegenden Passage wird diese Grundformel am häufigst bemühten Beispiel des Porschefahrers durchdekliniert: Ein „Arschloch in [einem] Porsche“ bleibt ein „Arschloch“. In deftigem Vokabular bringt der Erzähler seine Abneigung gegenüber von ihm wahrgenommenen Arroganz vieler wohlhabender Menschen zum Ausdruck. Auch der Protagonist selbst ist nicht gefeit davor, dass sein Wohlstand ihm zu Kopfe steigt. Sein Freundeskreis hält ihn allerdings am Boden:

Mein Kumpel, ne? der fährt seit 15 Jahren das gleiche Auto. //mhm// Und wenn ich den dann immer mal wieder mit 'nem anderen Auto abgeholt hab' hat er halt: „Ey du spinnst doch.“ Ähm (.) dann bin ich mal essen gegangen, oder hab' mal Hunger gehabt essen zu gehen, wir waren abends auf 'n Bier verabredet, hab' ich gesagt: „Ey komm, gehen wir essen“, „Ja wohin gehen wir?“ Sag' ich: „Ja in Stadt 2 gibt's 'n geiles Steakhaus“, dann schaut er mich an und sagt: „Du, Helmut, ich kann nicht für 150 Euro essen gehen. Wir gehen in 'ne Pizzeria alles gut“ (1179–1185)

Diese Passage erfüllt in erzählender Form einen argumentativen Zweck: Helmut bleibt habituell Teil eines weniger wohlhabenden Milieus als des vorher beschriebenen porsche-fahrenden. Der Kumpel wird hier charakterisiert als treuer und ehrlicher Wegbegleiter, der dem Protagonisten Helmut regelmäßig vor Augen führt, dass sein eigener Lebensstil nicht selbstverständlich ist und ihn rasch zurück auf den Boden dieser Tatsache holt, wenn er droht, ‚abzuheben‘. Wenn er neue Autos anschafft (was regelmäßig zu geschehen scheint), wird er (mutmaßlich liebevoll) als ‚Spinner‘ betitelt, wenn er in teure Restaurants gehen will, bestimmt, aber freundschaftlich darauf hingewiesen, dass nicht jedes Gehalt gleichermaßen dazu in die Lage versetzt, solche Lokale aufzusuchen – um dann gemeinsam den ‚einfachen Freuden‘ zu fröhnen und „[z]um Doni, Pizzeria, Rigatoni al Forno sieben achtzig“ (1191) essen zu gehen. Letztlich wird so auch eine Läuterungsgeschichte des Protagonisten konstruiert: Er ist nicht ohne Fehler und den Versuchungen, die sein hoher Verdienst mit sich bringt, nicht abgeneigt, stellt aber über die Zeit fest, dass sein eigenes soziales Umfeld verlässlicher und moralisch integrierter ist. Diese Läuterung bedeutet allerdings zugleich eine gewisse, teilweise Entfremdung Helmuts von seiner Arbeit.

Einen Wendepunkt der Erzählung stellt schließlich der Tod von Helmut's Sohn dar:

Lange Rede kurzer Sinn, am End des Tages, äh um bisschen kurz zum Ende zu springen, ((holt Luft)) hab' ich dann irgendwann genug Geld gehabt. //mhm// Und ähm (.) dann realisierst du das einmal langsam dass du genug Geld hast ne? Dann arbeitest du trotzdem weiter, //mhm// und dann (.) dann (.) fängst du an nachzudenken. //mhm// Also zumindest war's bei mir so. //mhm// Noch mehr Geld (.) für noch mehr? Für (.) also ich hatte zu dem Zeitpunkt hatte ich dann mein Haus abbezahlt, //mhm// mit Pool, allem drum und dran, Sauna mit drin, also alles gut und schön, //mhm// ähm (.) fünf Wohnungen, und ein bisschen Aktien, und ein bisschen davon, und ein bisschen davon, also letztendlich auch gut äh gestreut, und dann hab' ich mir gedacht: „Warum soll ich weiter arbeiten? Warum arbeite ich weiter? Was (.) was äh (.) bringt mir das?“ Zehn Wohnungen, Haus an der Cote d'Azur, und dann blickste auf dein Leben zurück und dann (.) stirbt dann ein Familienangehöriger ziemlich jung, und dann lernst du dass das Leben ziemlich schnell zu Ende sein kann, //mhm// wirklich, auch (.) dass, ob du jetzt Geld hast oder nicht, du das Menschenleben trotzdem nicht retten kannst, //mhm// (..) äh das war mein Sohn der mit 19 gestorben ist, an 'ner ziemlich blöden Krankheit, (..) ((trinkt)) mh (.) und dann (.) arbeitest du deine 60 Stunden die Woche, hast immer noch Spaß auf der Arbeit aber das Personal nervt dich, //mhm// äh (.) viele negativen Punkte, ähm (.) ähm (.) hast immer noch Spaß an deiner Arbeit, aber dann merkst du dass du viele Geburtstage verpasst hast, dass eigentlich (.) du oft müde bist, du viel schläfst, deine Energie auf der Arbeit äh verbringst, ähm (.) das normale Leben vielleicht an dir vorbeizieht? (351–369)

In dieser argumentativen Passage, in die einzelne berichtförmige Erzählungen eingelagert sind, stellt der Erzähler die Hauptgründe von Helmut's Geschäftsaufgabe dar. An erster Stelle steht hierbei eine materielle Sättigung. (Un-)Sinn und Zweck(-losigkeit) der Anhäufung materieller Besitztümer waren bereits zuvor Thema und die Einstellung des Erzählers setzt sich hier fort: ab einem bestimmten Punkt hat er genug und sein Lebensglück hängt nicht davon ab, noch weiter materielle Güter zu sammeln. Helmut's Sicherheits- wie Luxusbedürfnis sind schlicht gedeckt, seine Versorgung durch Anlagen auch im Alter gesichert, er ist also auf Einkommen aus Arbeit nicht mehr angewiesen. Für den Protagonisten stellt sich so eine Sinnfrage in Bezug auf seine Erwerbsarbeit, die es zuvor nicht gab: „Warum soll ich weiter arbeiten?“. Hinzu kommt der Tod von Helmut's Sohn, der mit 19 an einer angeborenen Krankheit ver stirbt. Auffälligerweise wird an dieser Stelle nicht etwa die Trauer um den Sohn thematisiert, sondern der biographische Lerneffekt, der von seinem Tod ausgeht: Das menschliche Leben ist endlich; und kein diesseitiges Vermögen vermag dies zu ändern. Möglicherweise scheint an dieser Stelle eine – durch dessen Tod jäh zerschlagene – Hoffnung Helmut's durch, sein Vermögen für die medizinische Behandlung seines Sohnes einsetzen zu können. Jedenfalls bedeutet der Tod des Sohnes für Helmut einen biographischen Moment der Reorientierung: Das Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit sensibilisiert ihn für die Frage des Gelingens seiner eigenen Lebensführung. Ein ‚Memento mori‘ wird für ihn die Richtschnur seiner Lebensentscheidungen und lässt auch seine Arbeit ambivalenter erscheinen als zuvor: Diese muss sich nun in einem

Wettbewerb von Möglichkeiten der Lebensgestaltung behaupten – mit schlechten Karten. Noch macht sie ihm Spaß, aber „das Personal nervt“ und die Belastungen einer 60-Stunden-Woche rauben Energie, die „das normale Leben“ – womit hier wohl das Leben außerhalb der Arbeitszeit gemeint ist – einschränken.

Kennzeichnend für die Darstellung in dieser Passage ist eine eigentümliche Distanziertheit des Erzählers zum emotionalen Empfinden des Protagonisten, was besonders deutlich wird in von dessen Person abstrahierenden Formulierungen oder der Verwendung der zweiten Person Singular, die einen doppelten Effekt hat: Einerseits werden Empfinden, Überlegungen und Entscheidungen des Protagonisten als übergreifend und intersubjektiv eindeutig markiert, andererseits setzt sich der Erzähler in eine Distanz zum unmittelbaren Erleben in der Situation, was ihm den Verbleib in einer relativ souveränen und ‚unberührten‘ Erzählperspektive trotz des offensichtlich durch Erleiden gekennzeichneten Erlebens erlaubt.

Das Eigentum am und die Arbeit im Supermarkt werden für Helmut sukzessiv von einer Quelle der Selbstwirksamkeit und Freude zur Belastung – weil anderes im Leben, wie eben geschildert, an Bedeutung gewinnt, aber auch, weil sich aus Helmut's Perspektive die (Zusammen-)Arbeit im Betrieb über die Zeit deutlich verschlechtert. Für diesen Umstand macht er insbesondere seine Angestellten und deren mangelhafte Arbeitsmoral verantwortlich:

Und mit meinem Personal, wir hatten da also echt schöne rauschende Feste ne? //mhm// Ähm (2) ähm (3) jetzt können wir natürlich in die Geschichte gehen mit: „Früher war alles besser“, also früher (.) haben die Leute gearbeitet, und haben auch noch gewusst um was es geht, und mit der heutigen Jugend ist es halt schwierig ne? Ähm (2) ähm die Motivation vom Personal geht nach unten, früher (2) hast du eine gehabt, da ist eine krank geworden ne? Dann bist du zur Betta, und sagst: „Ey du Betta, die Anna ist krank, kannst du morgen für die die Früh- schicht übernehmen? Helga, machst du die Spätschicht?“ „Jo Chef, machen wir.“ //mhm// Sache erledigt. Heute, wenn irgendjemand krank wird, gehst du hin und sagst: „Du, kannst du?“ „Ha nein, also heute Abend hab' ich die Yogastunde, und aber Chef, wenn ich heute Abend länger arbeite, und morgen Früh- schicht, da gib'ts doch die gesetzlich geregelte (2) Ruhezeit von 13 Stunden, weil dann hab' ich ja bloß elf, das geht ja gar nicht“, das war früher so einfach. Früher (.) haben die Leute gern gearbeitet. Und heute, die jetzige Generation hat sich (.) verändert. (1578–1590)

In der vorliegenden beschreibenden Passage stellt der Erzähler die Entwicklung der Motivation und Arbeitsbereitschaft seines Personals über die Zeit dar, die sich nach seiner Ansicht deutlich negativ verändert hat. Diese These illustriert er mit einer typisierten Darstellung der Situation eines Krankheitsfalls in der Belegschaft. Während es früher ein Einfaches gewesen sei, in Abstimmung mit den Mitarbeitenden spontan den Dienstplan zu ändern, werden das Beharren auf Arbeitsschutzvorschriften und die mangelnde zeitliche Flexibilität durch Hobbys als gegenwärtiges Hindernis für eine unkomplizierte Handhabung solcher alltäglichen Situationen skizziert. Die Moral von der Geschichte, die zunächst ironisierend vorgetragen zu werden scheint, wahrscheinlich, weil

sich der Erzähler der Debatten zur Rechtmäßigkeit eines solchen Lamentos bewusst ist, die aber letztlich in vollem Ernst vertreten wird, lautet: ‚Früher war alles besser‘. Die aktuelle Generation an Arbeitnehmer:innen, die dem Protagonisten für seinen Supermarkt zur Verfügung stellt, wird als unflexibel und unmotiviert porträtiert. Der Protagonist entschließt sich schließlich zum Verkauf des Geschäftes und dazu, fortan als Privatier zu leben. In den folgenden Jahren arbeitet Helmut auf ein Arrangement hin, das ihm finanzielle Unabhängigkeit mit einem gehobenen Lebensstandard ohne Erwerbsarbeit ermöglicht und bereitet sein Ausscheiden aus dem Unternehmen vor. Einige Wochen vor dem Interview wird dieses Ausscheiden vollzogen und Helmut verkauft sein Geschäft. Vom einen auf den anderen Tag genießt er nun großen Zeitwohlstand:

Ähm (.) abends um zehn wenn ich Bock hab' schwimmen zu gehen, dann geh' ich schwimmen, und wenn ich 'ne Stunde schwimmen will weil ich Bock drauf hab', dann (.) schwimm ich 'ne Stunde, //mhml// geh' um elf aus meinem Pool, (2) ess noch was, trink noch 'n Bier oder auch nicht, ähm (.) und dann geh' ich halt um zwölf ins Bett. Und am nächsten Tag kann ich ausschlafen, natürlich auch nicht so ausschlafen, natürlich steh ich in der Früh um acht auf, unterstützt meine Frau mit der Kleinen, also es ist nicht so dass ich jeden Abend sauf und dann bis um elf im Bett lieg, um Gottes Willen, ähm (.) ähm (.) nein, einfach (.) jeder Tag (.) äh ist für sich (.) schön (.) und besser wie arbeiten gehen zu müssen. (1525–1532)

An Helmut's Erzählung als ganze auffällig sind die Abgrenzungen des Protagonisten in zwei Richtungen, die in relativ derben Worten und durch in vehementer Eindeutigkeit vorgetragene Unterscheidungen von gut und böse, richtig und falsch gekennzeichnet werden: einerseits von den von ihm als unzuverlässig, arrogant und oberflächlich-materialistischen Wohlhabenden, in deren Kreisen der Protagonist zwar verkehrt, zu denen er sich allerdings weder zugehörig noch hingezogen fühlt; andererseits von seinen Angestellten, deren Arbeitsmoral und mangelnde Loyalität er bemängelt. Ein Konzept von Ehre, die in Verlässlichkeit und dem Vorhandensein eines moralischen Kompasses jenseits von Materialismus besteht, erweist sich so durch die Erzählung hindurch als orientierungsstiftende Folie.

Das sich in der Erzählung immer wieder andeutende Verlaufskurvenpotenzial – durch die vorübergehende Trennung von der Frau, den Tod des Sohnes, eine Art Burn-out und Sinnfragen bezogen auf seine Arbeit – wird vom Protagonisten, der so beinahe bruchlos souverän und autark agiert, rasch erkannt, abgewendet und in ein Handlungsschema zurückgeführt. Auch die Geschäftsaufgabe wird in diesem Modus der Resouveränisierung erzählt: der Protagonist löst sich – auch mittels einer Neuorientierung, die im Erkennen der eigenen Sterblichkeit und dem Wert des ‚normalen Lebens‘ besteht – eigenwillig aus dem ihn inzwischen gefangenhaltenden Geschäft und ihm gelingt auf diese Weise etwas, woran viele andere scheitern. In Helmut's Geschichte gibt es kein Bereuen, nur die Realisation, dass es eines anderen Weges bedarf.

Nachdem nun fünf recht unterschiedliche Fälle vorgestellt wurden, mittels derer versucht wurde, die Breite des untersuchten Gegenstandes abzubilden und der eigensinnigen Logik biographischer Erzählungen sowie ihrer je spezifischen Struktur Raum zu geben, werden im Folgenden diskursive Artikulationen rund um die Arbeitszeitreduktion und Männlichkeit im Zentrum der Darstellung stehen. Dabei wurden in der Interpretation Spannungsfelder herausgearbeitet, innerhalb derer nun einzelne Positionen und Artikulation dargestellt werden. Die übrigen Fälle, die hier nicht breiter vorgestellt wurden, fließen in diesen Teil ebenso mit ein, Kontexte, die zum Verständnis der jeweils interpretierten Passagen dieser Fälle notwendig sind, werden dann unmittelbar gemeinsam mit der Interpretation dieser Passagen dargestellt.

7 Arbeit und Tätigkeiten: zwischen Berufung und Work-Life-Balance

7.1 Einen Beruf haben und sich darüber identifizieren

Durch eine ganze Reihe an Interviews zieht sich eine starke Identifikation der Protagonisten mit ihrem Beruf, die in verschiedenen Spielarten dargestellt wird. Im Folgenden möchte ich zunächst erzählte Konstellationen vorstellen, die ein solches Passungsverhältnis und eine gelingende Identifikation der Protagonisten mit ihrem Beruf darstellen. Im Interview mit Eberhard findet sich eine solche Konstellation an einer Stelle, an der damit kaum zu rechnen ist. Der Protagonist ist zu diesem Zeitpunkt schwer erkrankt, depressiv und arbeitsunfähig und hat gerade erst eine medizinische Rehabilitation (Reha) absolviert.

Dann gab's Stress mit der Bundesagentur, die wollten mich dann/ obwohl ich ja erst in 'ner Reha war haben die gesagt ich soll wieder 'ne Reha beantragen, dann ja. Wusste ich da kommt gar nix bei raus, dann wurde die abgelehnt, dann sollte ich Widerspruch (.) einlegen, dann hab' ich dreimal nachgefragt bei irgendso 'nem Callcenter: „Was soll ich bitte machen?“ Und dann haben die sich nie gemeldet und plötzlich wollte sie mir das Arbeitslosengeld eins (.) einstellen weil ich (2) äh (.) dem Ablehnen der Reha kein Widerspruch eingelegt hab'. Dann dachte ich: „Das darf doch nicht wahr sein.“ Und obwohl ich nervlich so am Ende war, (2) hab' ich gesagt: „Leute ihr habt übersehen dass ihr hier mit 'nem Sozialarbeiter @zu tun habt@. Euch gebe ich jetzt Feuer.“ (Eberhard, 533–541)

Die Bundesagentur für Arbeit fordert von Eberhard, dass er direkt wieder eine Reha beantragen soll. Obgleich er der Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens gewahr ist, kommt Eberhard dem nach – wie erwartet ohne Erfolg. Die Bundesagentur fordert nun, dass er gegen diese Entscheidung Widerspruch einlegen solle, woraufhin Eberhard mehrfach versucht, bei einem Callcenter der Bundesagentur nachzufragen, was genau von ihm erwartet wird. Ohne weitere Rückmeldung soll ihm nun die Zahlung des Arbeitslosengeld I eingestellt werden. Es folgt die Stelle, an der der Bericht von einem Ausgeliefertsein umschlägt in ein Handlungsschema – und als Grund dafür führt der Erzähler das professionelle Können des Protagonisten an: Wäre er kein Sozialarbeiter, so wirkt es, würde der Protagonist an dieser Stelle verzweifeln oder aufgeben. Da er aber um seine Rechte weiß und über die Kompetenzen verfügt, deren Einhaltung auch durchzusetzen, stellt die Einstellung des Arbeitslosengeldes für Eberhard einen Wendepunkt dar. Er beschließt, sich die Zumutungen der Bundesagentur nicht länger gefallen zu lassen und sagt sich: „Euch gebe ich jetzt Feuer“. Sein Beruf, seine Profession wird so an einer Stelle zur Handlungsressource, die kaum erwartbar gewesen wäre. Auch ansonsten erscheint Eberhard

als Figur mit seinem Beruf als Sozialarbeiter stark verbunden: „[Ich] arbeite bis **heute** da, da war bis heute mein Herzblut quasi mit wohnungslosen Menschen zu arbeiten (Eberhard, 427–428)

Weniger zu arbeiten ist für Eberhard entsprechend zumindest zunächst nichts, das er freiwillig tut. Letztlich erlauben sein gesundheitlicher Zustand und die Zeit, die er darauf verwenden muss, diesen aufrechtzuerhalten, keine Vollzeitarbeit. Nachdem der Erzähler die Frage aufgeworfen hat, ob Eberhard vor seiner Rente noch einmal mehr arbeiten wollte oder könnte, bilanziert er:

mein Chef hätte mich schon lange mehrmals auf hundert Prozent wieder aufgestockt, //mhm// müsste ich aber noch irgend'ne andere Arbeit ja machen zusätzlich, ähm denk dann bin ich wieder im (.) Rad wie früher drin, als ich noch (.) äh gesund war, //ja// jetzt hab' ich aber meine Handicaps und sag' mir das ähm (:): „Warum/ ne, guck lieber dass (.) du gesund bleibst, //mhm// dass du 'n Teil Arbeit machst der gut geht, und diese Freiräume hast die du dann selber gestalten kannst (Eberhard, 816–821)

Eberhard wird damit als körperlich nicht imstande präsentiert, einen höheren Arbeitsumfang zu stemmen. Sogar die Arbeitszeit, die er aktuell erbringt, bringt ihn beizeiten an seine körperlichen Grenzen. Damit hat er sich gut arrangiert und es ist ihm nun auch kein Anliegen mehr, wieder in einem höheren Umfang zu arbeiten; dennoch wird er auch an dieser Stelle noch einmal als wertvoller Mitarbeiter und hochmotiviert für seine Arbeit charakterisiert – nur, dass er eben auf seinen Körper Rücksicht nehmen muss.

In ähnlicher Art und Weise werden auch andere Protagonisten zu ihren Berufen und Stellen ins Verhältnis gesetzt. Besonders auffällig ist das bei Helmut. Obgleich er also seine Tätigkeit vollständig aufgegeben hat, konstatiert er: „(Ich) hab' meinen Job wirklich geliebt, lieb ihn heute noch, also würde ihn auch noch ganz gerne machen, aber es kostet einfach zu viel“ (Helmut, 390–391). Hier wird also sogar die Kategorie der „Liebe“ in Anschlag gebracht, die ansonsten in Helmut's gesamter Erzählung keinerlei Rolle spielt. In der Erzählung von Georges Durand gibt der Protagonist seine Erwerbsarbeit ebenfalls vollständig auf; und ebenfalls mit einem gewissen Widerwillen, denn biographisch wird sein Beruf in einer großen Behörde durchaus als eine Quelle von Identität, Lebenschancen und Zufriedenheit und in einer guten Passung zu den Fähigkeiten des Protagonisten konstruiert. Es ist gewissermaßen sogar diese Identifikation in Verbindung mit einer gewissen Kompromisslosigkeit, die den Protagonisten dazu veranlasst, mit 50 Jahren in Frührente zu gehen: Die neue Führungsetage in der Behörde legt auf Aspekte von Arbeitsleistung wert, die aus Georges' Perspektive nicht mit seinem Berufsethos vereinbar sind: „Sie haben ä:h vorne gesagt Qualität ist wichtig und hinterher die Leute gefördert die scheid Qualität gemacht haben, //ja// und deswegen ich hab' mich nicht mehr wohl gefühlt (Georges, 233–234)“. Aus diesem Grund – und weil es ökonomisch möglich ist und mit dem jungen Kind des Paares ein günstiges Arrangement ermöglicht – entschließt sich Georges, seine Erwerbsarbeit aufzugeben.

In gelingenderer Art und Weise wird in Elmar Zieglers Erzählung eine starke Verbindung aus politischem Engagement und Arbeit zu einer Art Lebensprojekt deutlich, die zugleich wiederum deutliche Verschiebungen gegenüber einem klassischen Breadwinner-Modell bedeutet (vgl. dazu „Sich selbst und eine Familie ernähren“). Bereits früh in seiner Erzählung tritt der Protagonist durch seine Berufswahl in Opposition zum Vater:

es war irgendwie (.) klar auch im (.) Konflikt zum Elternhaus dass ich (.) mein Vater hätte gern (.) der war Betriebswirt und Volkswirt von Haus aus und hat uns das nahe gelegt weil da findest immer was und (.) //mhm// so das war die Idee halt in den Siebzigern und ähm (.) aber das wollte ich nicht. Ich wollte eher in Richtung sozialen Beruf gehen (Elmar, 62–65)

Möglicherweise auch durch diese konfliktbehaftete Berufswahl bildet sich in Elmars Lebensgeschichte eine starke Verbindung zwischen seinen politischen Anliegen und Interessen und seiner beruflichen Tätigkeit – Work-Life-Identity-Blending sozusagen: Elmars politische Sozialisation in einer Studierendenstadt inspiriert seine beruflichen Vorstellungen, führt dazu, dass die Familie sich dazu entscheidet, auf das Gelände zu ziehen, auf dem sowohl Elmar als auch seine damalige Frau angestellt sind – und die Auseinandersetzung mit Gleichberechtigung wiederum führt zu einer beruflichen Neuorientierung in die pädagogische Männerarbeit. Elmars Beruf, seine politischen Anliegen und die von ihm gewählte Art und Weise der Lebensführung sind untrennbar miteinander verschmolzen. Insofern ist auch in diesem Fall der Grad der Identifikation des Protagonisten mit seiner beruflichen Tätigkeit hoch, dennoch erscheint die bereits bekannte Verbindung hier in einer verschobenen Form: seine berufliche Laufbahn steht nicht gänzlich und unhinterfragt im Mittelpunkt der Darstellung, sondern erscheint in hohem Maße *bedingt* durch seine Idealvorstellungen von Lebensführung und Familienleben.

Interessanterweise wird die Idealvorstellung einer quasi-organischen Verbindung von Person und Beruf auch in einer Erzählung sichtbar, in der sie (zunächst) scheitert: Indem durch das Scheitern von Lars' Wissenschaftskarriere auch seine ‚Identität‘ in sich zusammenfällt, wird deutlich, wie stark sich der Protagonist an einem Selbstbild als Wissenschaftler orientiert. Der Schritt, in England zu studieren, wird, wie etwas weiter oben beschrieben, zunächst als eine Zäsur für den Protagonisten dargestellt. Auf einmal ‚ergibt er Sinn‘ – was mehrerlei impliziert: einerseits das Ideal der Einheit einer Person, dass es erstrebenswert ist, als Person ‚Sinn zu ergeben‘, dass also die einzelnen Charakterzüge und Aspekte, mit denen besagte Person ausgestattet sind, ein erkennbares und sinnvolles Ganzes ergeben. Andererseits, dass dieses Ideal durch den Protagonisten vor dem Schritt ins Auslandsstudium nicht erfüllt werden konnte. Dass dies nun gelingt, ist eng verknüpft mit dem Umfeld in England, das als durchgängig hoch motiviert und inhaltlich ambitioniert dargestellt wird. Tätigkeit, Umfeld und Person bilden eine Einheit: es ist klar, dass Lars wissenschaftlich arbeiten will, er baut seine Identität darauf auf. Das so geschaffene Person-Tätigkeits-Amalgam findet aber nur unter bestimmten Umständen, in

einem besonderen Umfeld, Anerkennung. Lars' Identität ist an den Beruf des Wissenschaftlers gekoppelt, und seine späteren Verwehrungserfahrungen im wissenschaftlichen Betrieb wiegen umso schwerer, als dass er *zur Wissenschaft berufen* ist, ihm aber die Anerkennung als Wissenschaftler und damit als die Person, die er verkörpern will, verwehrt wird.

7.2 Ein Leben neben der Erwerbsarbeit haben und sich darüber identifizieren

Auch die Geschichte von Sebastian Ehrmann ist zunächst in gewisser Weise eine des Scheiterns: Er findet nach seiner Ausbildung keine Arbeit und tritt dann zwischenzeitlich eine Stelle in einem Sicherheitsdienst an, die durch die häufige Nacharbeit einen starken Gewichtsverlust und weitere gesundheitliche Probleme mit sich bringt. Sebastian kündigt und heuert schließlich bei einem Logistikunternehmen an:

Da hat äh (.) war man sehr zufrieden mit dem äh was ich da getan hab', //mhm// auch da hab' ich mich sehr schnell reinarbeiten können in das Ganze, //mhm// der Situation anpassen können, mehr Wissen aneignen können, //mhm// und ähm (.) da wurde ich dann auch direkt nach einem Jahr dann auch eingestellt, fest eingestellt. //mhm// Und seitdem bin ich da, //mhm// und äh hab' mich auch immer weiter entwickelt, //mhm// bin für viele Ansprechpartner geworden, für viele andere Abteilungen auch (Sebastian, 159–165)

Ähnlich wie zuvor bei Lars ist auch hier das grundlegende Thema die Anerkennung, die der Protagonist Sebastian an seinem Arbeitsplatz erfährt. Sein Kompetenzprofil und seine Lernfähigkeit erlauben es ihm, sich an der neu eingenommenen Arbeitsstelle rasch zurechtzufinden. Dies spiegelt sich in großer Zufriedenheit seines Arbeitgebers mit seiner Leistung, einer starken Einbindung in die Abläufe des Unternehmens, was den Protagonisten im Betrieb schwer verzichtbar macht, und auch formeller Anerkennung in Form einer Festanstellung wider. Dennoch fällt im Vergleich mit den zuvor eingeführten Fällen auf, dass Person und Beruf hier viel weniger stark miteinander verwoben sind. Das hier eingeführte Verhältnis zu Erwerbsarbeit ist erheblich pragmatischer; die aktuelle Stelle ermöglicht Sebastian materielles Einkommen und ein grundlegendes gesundheitliches und soziales Wohlbefinden, darin erschöpft sich allerdings ihre Bedeutung auch. Dafür spricht auch eine gegenüber den oben beschriebenen Fällen verschobene Bedeutungszuweisung zur Arbeitszeitreduktion. Während für Helmut, Eberhard und Lars gesundheitliche und für Georges arbeitsstrukturell-inhaltliche Gründe als ausschlaggebend für die Erwerbsarbeitsreduktion beschrieben und wie oben dargestellt fast ein Widerwille gegen diese besteht, wirkt die Entscheidung, weniger zu arbeiten, bei Sebastian für sein Selbstbild unerheblich. Es sind eher zuvor geschilderte Erfahrungen der Entfremdung von Arbeit, deren Überwindung dem Protagonisten nun ein höheres Maß an Zufriedenheit spendet. Auch bei David Urban

spielen die Themen Schichtarbeit, harte körperliche Arbeit und die daraus resultierenden körperlichen und psychischen Belastungen eine wichtige Rolle:

Hab' mich da aber dann ähm (.) ja. In dieser Arbeit ziemlich verloren gefühlt halt auch so, also ähm (.) ja. Hab' dann auch tatsächlich auch 'n bisschen ähm mit Depressionen und so weiter ähm (.) //mhm// zu kämpfen gehabt und ähm (.) ja. Hab' mich da immer so'n bisschen abgekapselt gefühlt auch halt von dieser ganzen äh Menschheit, weil ähm (.) diese Schichtarbeit hat's mir halt unmöglich gemacht halt an (.) dem Leben von meinen Freunden halt teilzunehmen so //mhm// und äh ja. Ähm hab' mich dann immer recht einsam dann irgendwann gefühlt (David, 40–46)

David beschreibt die Erfahrung an seiner ersten Arbeitsstelle als Verpackungsmitteltechniker als isolierend und führt die Depressionen, die ihn plagen, direkt auf diese Erfahrung zurück. Erwerbsarbeit erscheint hier also als ein dem Protagonisten auferlegtes Joch, das dieser kaum tragen kann. Im weiteren Verlauf der Erzählung zieht David in eine andere Stadt und wechselt mehrfach die Arbeitsstelle, ohne dass sich an diesem Erleben etwas Wesentliches ändert. Als der befristete Arbeitsvertrag an Davids bisher letzter Arbeitsstelle ausläuft, nimmt er ein Verlängerungsangebot hierfür nicht an, sondern widmet sich vollständig seiner Leidenschaft, Musik zu produzieren. Diese Tätigkeit ist bis zum Zeitpunkt des Interviews nicht profitabel und der Protagonist ist zum Selbsterhalt auf staatliche Transferleistungen angewiesen. Trotz des Ziels, eines Tages seinen Lebensunterhalt aus dem Einkommen zu bestreiten, das er durch die Musikproduktion generiert, wird diese als *Nicht-Arbeit* klassifiziert:

Musik läuft jetzt so'n bisschen halt, also da verdien ich mir jetzt nebenbei so'n bisschen äh //mhm// Geld sag' ich mal und ähm (.) versuch mir damit auch dass äh Jobcenter so'n bisschen auch vom Hals zu halten. //mhm// Weil ähm klar muss ich da natürlich immer aufstocken, //ja// aber ähm ich sag' eben immer: „Ich hab' hier so'n ((Räuspern)) kleines Gewerbe eben“ //mhm// und ähm (.) versuche mich da jetzt halt zu vergrößern eben und dann irgendwann hoffentlich auch (.) relativ selbständig da zu sein. //mhm// Und da wär's dann auch so dass ich das halt äh nicht so richtig als Arbeit ansehe so. Das ist dann einfach was was ich dann halt gerne mache und dann könnte ich auch den ganzen Tag dann damit verbringen sag' ich mal und ähm //mhm// (.) da kann ich mir ja dann auch die Zeiten selber legen wie ich's gerne hätte und äh machen wie ich möchte und ähm (.) das wäre auf jeden Fall ideal, //mhm// nur ist jetzt halt eben die Frage äh wie's läuft. (David, 69–79)

Gegenüber dem Jobcenter wird das Kunstschaffen von David als ‚kleines Gewerbe‘ klassifiziert, das dem Protagonisten perspektivisch den Lebensunterhalt sichern wird. Aus Perspektive des Erzählers präsentiert sich seine Musikproduktion allerdings „nicht so richtig als Arbeit“ – weil sie Spaß macht. Der Begriff der Arbeit bleibt auf diese Weise in der Terminologie des Erzählers mit seinen Entfremdungserfahrungen verbunden und ist so negativ konnotiert. Nur ‚Nicht-Arbeit‘ als Tätigkeitsfeld und Einkommensquelle kann es dem Protagonisten entsprechend ermöglichen, dieser Entfremdung durch Arbeit zu entkommen. Trotz der grundlegenden Parallelität der erzählten Ereignisse (ein gesundheitsschädlicher Job, der letztlich zu einer beruflichen Reorientierung führt) bildet diese Konstruktion insofern einen Kontrast zur Erzählung von

Sebastian, als dass Sebastian *pragmatisch* eine *gute Arbeit* sucht und findet, während David *idealistisch* versucht, sein Einkommen aus ‚Nicht-Arbeit‘ zu bestreiten. Damit entsteht vordergründig eine Parallele zur weiter oben verhandelten Position des Berufs als Berufung, mit dem deutlichen Unterschied, dass zwei Faktoren überhaupt keine Rolle spielen: das Bedürfnis nach materieller Sicherheit (und dem Erfüllen einer Versorgerfunktion für eine Familie, die David aber ohnehin nicht hat), das in vielen anderen Interviews zentral ist sowie Momente der Pflichterfüllung (wie sie sich etwa im Interview mit Georges finden) oder unhinterfragter Selbstverständlichkeit von Erwerbsarbeit. Der Verlauf ist bei David gegenüber den o.g. Konstruktionen ‚selbstverständlicher‘ Erwerbsarbeit, die den Protagonisten ‚in Fleisch und Blut übergeht‘ und als wesentlicher Teil ihrer narrativen Identität erscheint, gewissermaßen umgekehrt: Er schlägt nicht eine Karriere ein und der damit verbundene Beruf wird ihm zur ‚zweiten Haut‘, sondern die ursprünglich eingeschlagene Laufbahn erweist sich als unerträglich. Dennoch hängt David der Orientierung an, dass die Tätigkeit, der er nachgeht, Ressourcen zur Selbstverwirklichung bieten soll, was ihn dazu veranlasst, nach einer Beschäftigung zu suchen, die ihm das ermöglicht, auch wenn sie nicht sofort profitabel ist.

In Steffens Erzählung erhält Erwerbsarbeit argumentativ einen rein instrumentellen Stellenwert:

der muss zu meinem Lebenskonzept (.) passen der Job. //mhm// Grad muss er sehr viel Flexibilität mit sich bringen. //ja// Und der braucht jetzt grad nicht so vi:el (.) Aufstiegsmöglichkeiten. //mhm// Klar denk ich jetzt so irgendwie: „Wenn ich da jetzt noch lang arbeiten würde würde ich gern mehr Verantwortung und Gestaltungsmöglichkeiten übernehmen“, //mhm// aber (.) grade ist auch ganz geil dass ich zur Arbeit fahr, mein Ding mach und dann fahr ich wieder zurück und (.) ich hab’ da einfach nicht so viel (.) äh wo ich dann noch jetzt (.) zu Hause so (.) dran grübel sondern ((holt Luft)) ähm (.) ich hab’ noch voll die Freiheiten einfach ganz viele schöne Dinge nebenher zu machen. Also viel Zeit mit meinen Kids zu verbringen aber (.) Musik zu machen wenn ich darauf Bock hab’, ich kann samstags 'n ganzen Tag musikalisch unterwegs sein bin dafür aber freitags (.) 'n ganzen Tag zu Hause. //ja mhm// Äh und hab’ dann trotzdem zwei Tage die ich zu Hause bin. //mhm// Äh und hab’ dann nicht 'n schlechtes Gewissen meiner Frau gegenüber dass ich sie jetzt (.) ich fünf Tage weg bin und am sechsten Tag auch noch und (.) keine Ahnung. Also (.) das würde noch mehr zum Ungleichgewicht führen. //mhm// Oder ich hab’ die Möglichkeit (.) dass meine Frau 'n Tag oder was weiß ich weg sein kann und ich (.) zu Hause bin und wir trotzdem (.) noch zwei Tage Familienzeit haben. //mhm// Und (.) da merk’ ich für mich (:): „Der Job muss mir dienen.“ Also ich will nicht meinem Job dienen, sondern der muss mir dienen (Steffen, 1006–1023)

Das zentrale Kriterium, ob ein Job gut ist, so argumentiert der Erzähler hier, ist, ob er zum eigenen Lebenskonzept passt. Dieses Lebenskonzept könnte dabei ein ganz anderes sein als das vom Protagonisten aktuell gewählte und eine Veränderung von dessen aktueller Prioritätensetzung befindet sich deutlich im Rahmen des Möglichen, die entscheidende Richtschnur allerdings ist und bleibt: „ich will nicht meinem Job dienen, sondern der muss mir dienen“. In der aktuellen Lebenssituation des Protagonisten sind dabei zwei Aspekte

besonders ausschlaggebend dafür, ob eine solche Passung zwischen Lebenskonzept und Erwerbsarbeit gegeben ist: die „Freiheiten [...] ganz viele schöne Dinge nebenher zu machen“ und die Möglichkeit, seine Rolle als Vater in der Familie (raum-zeitlich und nicht nur finanziell) auszufüllen. Hierfür ist hilfreich, dass die aktuelle Anstellung des Protagonisten zeitliche Spielräume bietet und zudem nicht mit einem solchen Maß an Verantwortung und Belastung versehen ist, dass sie den Protagonisten auch außerhalb der Arbeitszeiten und -orte gedanklich bindet. Zugleich wird eine zukünftige Veränderung dieser Priorität zugunsten einer stärkeren Karriereorientierung explizit nicht ausgeschlossen. Auf diese Weise wird der Protagonist dauerhaft als jemand positioniert, der die Rolle von Erwerbsarbeit in seinem Leben bewusst wahrnehmen und steuern kann (und entsprechend auch auf dem Arbeitsmarkt eine so komfortable Position hat, dass eine solche Steuerung ohne Weiteres möglich ist) – und temporär als jemand, der Freizeitaktivitäten wie Musik und insbesondere die Teilnahme am Familienleben höher priorisiert als beruflichen Aufstieg. Dadurch werden Debatten rund um Work-Life-Balance und aktive Vaterschaft aufgerufen und der Protagonist wird in Subjektpositionen platziert, die erst aus diesen Diskursen heraus einnehmbar werden.

In Marius Horns Erzählung wird der Protagonist in ähnlicher Art und Weise zu Erwerbsarbeit relationiert. Für den Augenblick ist die Arbeitszeitreduktion, so wird argumentiert, durch die familiäre Situation mit einem kleinen Kind und einer gleichzeitigen Fernbeziehung das einzige Mittel, durch das der Protagonist seinem Anspruch, seine Vaterschaft aktiv wahrzunehmen, gerecht werden kann. Zugleich wird, wie in der folgenden Passage, als Priorität benannt, dieses Arrangement auch flexibel wieder anpassen und verändern zu können. Auf diese Weise wird das Moment der partner:innenschaflichen Aushandlung betont. Vor allem die Möglichkeit, innerhalb dieser über eine große Freiheit zu verfügen, in einer anderen Lebensphase eine andere Positionierung einzunehmen und Prioritätensetzung vorzunehmen, ist entscheidend:

Für mich ist es auch nicht so, ich (.) könnte mir auch vorstellen, längerfristig auf den 70% zu bleiben, aber nicht (.) dass es von außen gesetzt wird (.) sondern so, dass es halt (.) dass man sich aktiv dafür entscheidet und man auch jederzeit wieder zurückkann. Aber nicht, dass es heißt, ähm, unsere Familienkonstellation ist jetzt so dass du das machen musst //mhm//. Da würde ich dann sagen: „Hey Stopp, das ist für mich nicht mehr auf Augenhöhe.“ //mhm// (..) (Marius, 1323–1328)

Eine vollständige Abwendung von der Idee sinnstiftender Erwerbsarbeit vollzieht sich schließlich bei Alex Richter. Dieser arbeitet einige Jahre in einem gut bezahlten Job in einer öffentlichen Kultureinrichtung und stellt schon während seiner Vertragslaufzeit fest, dass er mit dem angehäuften ökonomischen Kapital seinen non-konsumistischen Lebensstil auf Dauer finanzieren kann:

Ähm ne auf jeden Fall entdeckte ich dann in den ersten Jahren meines äh Jobs, den ich jetzt/ äh (.) dessen Freiheiten ich mochte und dessen Inhalt/ dessen Inhalt mich nicht interessierte, //mhm// (..) den ich so hinnahm, akzeptierte, ähm ähm (...) da entdeckte ich ähm (.) was, was

ich irgendwie schon vorher/ was schon vorher in mir brodelte. Ich bin relativ ähm sparsam //mhm// (..) oder sagen wir's mal so, nicht konsumistisch //mhm// und ähm da konnte ich ganz gut sparen //mhm// und ähm ähm (..) quasi ich entdeckte aber/ eh quasi auch auf 'ner äh Weltanschaulichen (.) oder formalisierten Ebene den/ äh äh (.) so den Frugalismus ähm ähm (..) die early-retirement-Bewegung, die fire-Bewegung und solche Geschichten und rechnete mir aus, dass ich eigentlich die fünf Jahre (.) abarbeiten muss und dann hab' ich genug Geld für mein äh //mhm// meinen genügsamen Lebensstil //mhm// ähm für den Rest meines Lebens (Alex, 144–154)

Die hier beschriebene Position des Protagonisten ist die einer gänzlich materialistisch-instrumentellen Perspektive auf Erwerbsarbeit: Dem Protagonisten ist der Inhalt seiner Arbeit gleichgültig, er nimmt ihn lediglich desinteressiert hin. Einzig entscheidend sind die Rahmenbedingungen, die aus Freiheiten, Einkommen und (an anderer Stelle) sozialem Status bestehen und somit die Investition von Zeit in Erwerbsarbeit rechtfertigen. Aber: Arbeit erscheint hier beinahe ausschließlich als notwendiges Übel, nicht aber als Quelle von Identität irgendeiner Art und Weise.

Zusammenfassend können die Relationierungen der erzählten Protagonisten zu Erwerbsarbeit auf verschiedenen ‚Achsen‘ unterschieden werden: Anhand dessen, ob Erwerbsarbeit einen instrumentell-pragmatischen Stellenwert (materielle Versorgung) oder einen idealistischen Stellenwert (symbolische Verwirklichung) erhält, wie hoch der Grad der Selbstverständlichkeit und Unhinterfragtheit einer bestimmten Laufbahn erscheint (zwischen Determination und Sinnsuche) und ob ein Vor- oder Nachrang von Erwerbsarbeit (z. B. gegenüber der Familie oder eigenen Interessen abseits von Erwerbsarbeit) postuliert wird. Die Grundposition, zu der die Protagonisten dabei zumeist ins Verhältnis gesetzt werden – sei es, indem sie sie einnehmen, an ihr scheitern oder sie ablehnen –, ist die einer als sinnhaft betrachteten Erwerbsarbeit, mit der sich der Protagonist der Erzählung in hohem Maße identifiziert. Dennoch scheint der Grad der Verbindlichkeit dieser Norm in den einzelnen Fällen sehr unterschiedlich ausgeprägt sein. Hierzu zwei weiterführende Gedanken: *Ers- tens* mag es sich (auch) um eine Generationenfrage handeln. Die Positionierungen zu Erwerbsarbeit mit der höchsten Selbstverständlichkeit und Identitätsnähe finden sich in den Interviews mit Eberhard, Elmar und Georges, die zugleich die ältesten Interviewpartner sind. Bezugnahmen auf Diskurse rund um Work-Life-Balance sind hauptsächlich in den Interviews mit jüngeren Männern aufzufinden. Mit Blick auf die Rolle von Vaterschaft erscheint das Bild gemischter. *Zweitens* fällt ein Zusammenhang des Grades der Identifikation mit dem Beruf und den ausgeübten Tätigkeiten ins Auge, die auch eine Verbindung mit der Milieuverortung der Protagonisten vermuten lässt: bei ‚klassischen‘ Arbeiterjobs, insbesondere in Schichtarbeit, spielen Entfremdungserfahrungen tendenziell eine größere Rolle und das Verhältnis zu Erwerbsarbeit erscheint eher instrumentell-pragmatisch, während bei denjenigen Protagonisten, die in Anstellungen in der Wissensökonomie und dem

Sozialwesen oder selbstständig tätig sind, Identität und Beruf als enger verwoben präsentiert werden (Der Fall von Alex bildet die Ausnahme dieser Regel).

Bezogen auf die Frage nach der Verknüpfung von Erwerbsarbeit und Männlichkeitskonstruktionen lässt sich an dieser Stelle zunächst einmal feststellen, dass die oben beschriebene sinnhaft-identitätsstiftend-unhinterfragte Deutungsfolie von Erwerbsarbeit für die untersuchten Männer-Lebensgeschichten einen wichtigen Orientierungs- und Ankerpunkt darstellt. Damit ist nichts darüber gesagt, ob diese Orientierung unmittelbar mit Männlichkeit verknüpft ist und ob z. B. Frauen-Lebensgeschichten sich nicht in ähnlicher Art und Weise auf Erwerbsarbeit beziehen. In einer historischen Perspektive und in der Zusammenschau von Forschung zu Erwerbsarbeit und Männlichkeit stellt die Feststellung der weiter bestehenden Wirkmacht besagter Deutungsfolie allerdings durchaus einen Hinweis auf eine gewisse Kontinuität dar – die allerdings durch Diskurse von Work-Life-Balance und neuer Vaterschaft an Selbstverständlichkeit einbüßt und teilweise nur noch als negative Abgrenzungsfolie dient. Weniger brüchig erscheint an dieser Stelle der Konnex von Männlichkeit und dem Anspruch materieller (Selbst- und Familien-)Versorgung.

7.3 Kontext: Frugalismus

Den im letzten Abschnitt vorgestellten Interpretationen soll nun zum Abschluss dieses Kapitels noch eine Kontextualisierung bezogen auf das Thema Frugalismus hinzugefügt werden, das in den späten 2010er- bis frühen 2020er-Jahren mediale Aufmerksamkeit erfuhr. In dieser Studie ist das Thema Frugalismus relevant, weil in verschiedenen Interviews die Idee eines Vermögensaufbaus und der Versorgung aus passivem Einkommen ebenso eine Rolle spielt wie eine genügsame und kostenarme Gestaltung des eigenen Lebens. In den Interviews mit Sebastian, Alex und Helmut ist sogar Frugalismus in der einen oder anderen Weise explizit Thema; bei Georges spielt der Begriff keine Rolle, obwohl die Vorgehensweise des Protagonisten auch als „frugalistisch“ gelten könnte.

Insbesondere zu Beginn der Corona-Pandemie gab es im Kontext einer generell verstärkten öffentlichen Debatte zu sinnhafter Arbeit sowie der Gestaltbarkeit von Arbeitsbedingungen auch eine Reihe an medialen Auseinandersetzungen mit der US-amerikanischen Bewegung FIRE, was kurz für „Financial independence, retire early“ steht, sowie den Ideen des Frugalismus. Die Grundidee des Frugalismus stammt aus den USA und wurde wesentlich durch den Blogger Peter Adeney alias „Money Moustache“ bekannt, wengleich die wesentlichen Ideen durch das Buch „Your Money or Your Life“ (Dominguez und Robin 1992) schon vor über 30 Jahren

formuliert wurden. Verstärkte Aufmerksamkeit erlangte das Konzept dann aber insbesondere in den 2010er-Jahren, Ende der 2010er-Jahre setzte auch die Rezeption in Deutschland verstärkt ein. Die Medien, mit denen ich mich in diesem Kontext im Besonderen befasst habe, sind das 2019 veröffentlichte Buch „Rente mit 40 – Finanzielle Freiheit und Glück durch Frugalismus“ von Florian Wagner (2019), der Blog „Geldschnurrbart“ des gleichen Autors (Wagner 2024) sowie der von Oliver Noelting betriebene Blog *frugalisten.de* samt dem dazugehörigen Forum (Noelting 2024). Zudem habe ich eine Reihe an Artikeln über und Interviews mit Frugalist:innen in die Betrachtung einbezogen (etwa Sticht 2022; Spandick 2021; von Lindern 2019; Mičijević 2023).

Frugalist:innen haben das Ziel, ein Leben zu führen, dessen Gestaltung unabhängig vom Einkommen aus Erwerbsarbeit ist. Dieses Ideal wird oft mit dem Begriff der ‚finanziellen Freiheit‘ bezeichnet. Entgegen einiger medialer Darstellungen bedeutet dies nicht notwendigerweise die Aufgabe von Erwerbsarbeit in dem Moment, in dem das finanziell rechnerisch möglich ist – das Ziel ist nicht zuerst die Aufgabe von Erwerbsarbeit, sondern die Unabhängigkeit von einem Einkommen aus dieser. Um dieses Ziel zu erreichen, wird zu einem „frugalen“ (Synonyme laut Duden einfachen, bescheidenen) Lebensstil geraten, in dem sowohl die Einkommens- als auch (insbesondere) die Ausgabenseite in der persönlichen Haushaltsführung so optimiert wird, dass eine hohe „Sparquote“ erreicht wird. Eine in diesem Kontext vielfach zitierte Regel ist die 50-30-20-Regel (Dominguez und Robin 1992). Maximal 50 % des Einkommens sollen für Grundbedürfnisse wie Wohnen, Ernährung, Versicherungen, Mobilität etc. verwendet werden, maximal 30 % für Wünsche und persönliche Bedürfnisse wie etwa Restaurantbesuche, Urlaube oder Luxusgüter. Die übrigen 20 % sollen gespart bzw. investiert werden. In den wenigen medial stark rezipierten Fällen von Menschen, die einen frugalistischen Lebensstil wählen, liegt die Sparquote (bei auch deutlich überdurchschnittlichen Einkommenssituationen) sogar erheblich höher.

Auch wenn festzuhalten ist, dass sehr unterschiedliche Lebensstile mit dem Label „Frugalismus“ gekennzeichnet werden und zudem z. B. die politischen Positionen von Frugalist:innen keinesfalls eindeutig sind, gibt es doch einige sich in Interviews, Ratgebern und Artikeln immer wieder wiederholende Figuren. Zum Ersten ist dies eine Perspektive der Nutzenmaximierung und Optimierung. Das in diesem Kontext mutmaßlich am häufigsten gebildete Beispiel ist der morgens auf dem Weg zur Arbeit gekaufte Coffee to go. Aus frugalistischer Perspektive ist diese gewohnheitsmäßige Praxis darauf zu befragen, ob der Nutzen, den sie zeitigt, die „Freude“, die sie bringt, den finanziellen Preis, der für sie anfällt, rechtfertigt. „Welche Ausgaben machen dich glücklich?“ (Wagner 2019, 97): Diese Frage wird an alle alltäglichen Konsumausgaben, vom Wohnen über die Ernährung und

Hobbys bis zur Reise formuliert, und der Rat lautet, diese Ausgaben umzustellen, wenn persönlicher Nutzen und anfallender Preis in einem Missverhältnis stehen. Bisweilen wird dieser Imperativ auch in einen Zusammenhang mit konsumkritischen Einstellungen gebracht und die positiven ökologischen Effekte verminderten Konsums betont. Dass eine gedankliche Nähe zum Minimalismus besteht, liegt auf der Hand.

Mit dem Imperativ „Bewege dich freiwillig außerhalb der Komfortzone!“ (ebd., 141) deutet sich ein weiteres sich wiederholendes Leitmotiv an, das sich als gedankliche Unabhängigkeit von gesellschaftlichen Normen bezeichnen ließe. „Wenn das teurere Auto jemandem jeden Tag Freude bereitet, dann ist dessen Kauf eine frugalistische Ausgabe. Aber wenn ich es nur kaufe, um den Nachbarn zu beeindrucken, lohnt es sich nicht.“ (Wagner im Interview mit von Lindern 2019). Die eigene Lebenspraxis wird hier in Kontrast zur als gesellschaftlich normal gekennzeichneten Lebensweise gesetzt und unterscheidet sich von ihr insofern, als sie sich nicht durch Gewohnheit und Konformität, sondern durch rationale Abwägung von Nutzen in einer langfristigen Perspektive auszeichnet. In diesem Kontext ist auch der Imperativ „Behalte den Überblick!“ (Wagner 2019, 167) zu verstehen. Durch genaue Analyse des eigenen Wirtschaftens sollen optimierbare Posten identifiziert werden, wobei die Frage, welche gesellschaftlichen Erwartungen erfüllt oder unterlaufen werden (z. B. Konsum, Reisen, Tätigkeitsformen), nur einen Aspekt der oben angesprochenen Nutzenabwägung darstellt. Der:die optimale Frugalist:in wird so als möglichst weitgehend emanzipiert von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen und Statusstreben dargestellt. Hierzu gehört auch, dass Altersnormen zur Debatte gestellt werden. Auch wenn im deutschsprachigen Diskurs von „Frührente“ kaum je die Rede ist, sondern vor allem von „finanzieller Freiheit“, dokumentiert schon allein der Buchtitel „Rente mit 40“, dass Frugalismus auch die Zurückweisung altersspezifischer Erwartungen bedeuten kann.

So umfassend die Vision, so idealistisch das Vokabular, so profan lesen sich die daraus resultierenden Ratschläge für das alltägliche Leben: Auf der Ausgabenseite wird empfohlen, Miet- und Heizkosten möglichst niedrig zu halten, Mobilität zu reduzieren und günstige Fortbewegungsmittel wählen, wenig auswärts zu essen und viel selbst zu kochen, laufende Kosten zu reduzieren und auszumisten. Fallen wie die „hedonistische Adaption“ (ebd., 131) bei steigenden Einkommen (bei der Konsumausgaben steigen, ohne dass deswegen Zufriedenheit notwendigerweise zunimmt) sollen vermieden werden. Zudem ist eine starke Auseinandersetzung mit der Frage, wie Geld angelegt werden soll, festzustellen. Investitionen am Aktienmarkt, insbesondere in sogenannten ETFs, spielen dabei eine wichtige Rolle: Ohne Einnahmen aus Zinsen oder Dividenden geht die Grundidee des Frugalismus nicht auf. Wagner schreibt daher: „Beherrsche die Grundlagen des Investierens!“ (ebd., 245), und auch der Blick auf die einschlägigen Blogs zeigt,

dass die Wahl der richtigen Anlagestrategie ein zentrales Thema im Frugalismus darstellt. Das „passive Einkommen“ soll schließlich die Einnahmen aus Erwerbsarbeit auf mittlere oder lange Sicht verzichtbar machen, und dafür ist neben dem Vermögensaufbau auch eine ertragreiche Investitionsstrategie vonnöten (ebenso wie ein Markt, an dem diese Erträge erwirtschaftet werden können, was eher selten thematisiert wird).

Bei Frugalismus kann nicht von einer politischen Bewegung im eigentlichen Sinne die Rede sein. Es handelt sich eher um eine Lebensstil-Bewegung: worum es geht, ist vorrangig die Steigerung individuellen Wohlbefindens und individueller Lebenszufriedenheit. Dies kann natürlich auch mit politischen Anliegen (Konsumverzicht, Ressourcenschonung etc.) einhergehen, muss es aber nicht notwendigerweise. Die Grundidee des Frugalismus ist zunächst radikal individualistisch: angestrebt wird die Unabhängigkeit der einzelnen von Einkommen aus Erwerbsarbeit ebenso wie von gesellschaftlichen Normen rund um Erwerbsarbeit. Im Vordergrund stehen die individuelle Verwirklichung und das Unternehmertum der Einzelnen. Die private Sphäre und die der Arbeit werden neu verhandelt – letztlich entsteht aber keine Eindeutigkeit darin, wie diese dann genau zueinander ins Verhältnis gesetzt werden: möglich ist sowohl eine ganz klare Trennung im Sinne einer rein instrumentellen Betrachtungsweise von Erwerbsarbeit (so etwas wie: „Meine Arbeit bringt mir sehr viel Geld und wird mir bald finanzielle Freiheit erlauben, obwohl ich sie nicht mag“) als auch eine Verschmelzung der Sphären (so etwas wie: „Ich möchte meine Zeit mit genau dieser Erwerbsarbeit verbringen und deswegen muss ich auch Privatleben und Arbeit nicht streng voneinander trennen“). Weil individuelle Unabhängigkeit und die Orientierung an individueller Zufriedenheit den ideologischen Kern des Frugalismus bilden, sind innerhalb davon sehr unterschiedliche Relationierungen zwischen Erwerbsarbeit und Privatleben denkbar. Grulich (2023) beschäftigt sich, wie weiter oben in Kapitel 2.2.3 beschrieben, in ihrer Forschung zu „Downshifting“ mit einem verwandten Phänomen, das sich aber in wesentlichen Punkten unterscheidet: In einer frugalistischen Logik könnte z. B. auch zeitweilig viel mehr Erwerbsarbeit betrieben werden, um dann in der mittleren Frist unabhängiger von ihr zu sein, während Downshifting gerade bedeutet, dass akut beruflich kürzergetreten oder auf Beförderungen verzichtet wird. Dabei sind von den drei Legitimationsmustern, die Grulich identifiziert – Fürsorge, Selbstsorge und Sinnstiftung – insbesondere die letzten beiden in Fallbeispielen von Frugalist:innen, die medial porträtiert werden, stark präsent. Das Thema der Fürsorge taucht eigentlich nur in einer gebrochenen Form auf, nämlich als Fürsorge als Selbstsorge und Sinnstiftung. Zum Beispiel formuliert Noelting gegenüber einem Journalisten: „Jetzt sind die Kinder klein und süß, da will ich möglichst viel Zeit mit ihnen verbringen“ (Noelting in Sticht 2022) – nicht etwa: jetzt sind die Kinder klein und daher besonders sorgebedürftig.

Zugleich öffnet die frugalistische Idee der Inwertsetzung der eigenen Zeit aber auch Möglichkeiten zur Kompensation ungleich verteilter Aufgaben in Sorge- und Hausarbeit. So beschreibt etwa Noelting auf seinem Blog, wie seine Frau und er sich darauf verständigt haben, einen finanziellen Ausgleich für die stärker von ihr geleisteten Sorge- und Haushaltstätigkeiten einzuführen:

„Dabei überlegen wir gemeinsam, wer in etwa welchen Anteil an den Familienaufgaben übernommen hat. Dazu zählen der Haushalt, Kinder, Einkäufe, aber zum Beispiel auch das Elternamt in der Kita. Wer mehr geleistet hat, erhält dann vom Einkommen des anderen die Differenz zur 50:50-Aufteilung. Übernimmt Joana beispielsweise 60 % der Familienaufgaben und ich 40 %, erhält sie von mir zum Ausgleich 17 % meines Einkommens.“ (Noelting 2022)

Bezogen auf das Thema dieser Studie ist abschließend verschiedenes zu konstatieren: zum einen ist die große Mehrzahl derjenigen, die mit dem Thema Frugalismus öffentlich präsent sind, Männer. Es gibt zwar vereinzelt Ausnahmen – hier ist etwa der Blog Madame Moneypenny (Wegelin 2024) zu nennen, der sich explizit mit der Finanzsituation von Frauen befasst –, dies geschieht aber gerade im Kontrast dazu, dass finanzielle Planung und Sicherheit grundsätzlich als Männerdomäne markiert sind. Finanzblogs speziell für Männer, so könnte man sagen, gibt es aus gutem Grund nicht. Zudem wird Frugalismus häufig als mehr oder weniger von der Höhe des konkreten Einkommens unabhängige Idee oder Prinzip beschrieben: zwar sei es mit einem höheren Einkommen einfacher, das für den Verzicht auf Erwerbsarbeit notwendige Vermögen aufzubauen, prinzipiell gelte aber, dass „Effekte eines frugalistischen Lebens [...] umso größer“ seien, „je weiter wir uns im Einkommensspektrum nach unten bewegen“ (Wagner 2019, 91). Dies wird von anderer Seite erheblich skeptischer gesehen – die Finanzblogger Gerd Kommer und Alexander Weis meinen etwa:

„Um nennenswertes passives Einkommen zu erzeugen, muss man schon vorher reich sein [...]. Wer sich über die Route Sparsamkeit „finanziell frei“ machen möchte, muss akzeptieren, dass damit eine substanzielle Schrumpfung seines Lebensstandards verknüpft ist – sofort und in der Zukunft. Ein ungeplanter Nebeneffekt könnte die Verkleinerung des Freundes- und Bekanntenkreises sein. Bleibt eine letzte Frage: Warum existieren so viele [...] Ratgeberbücher und -blogs [...]? Die Antwort ist simpel: Diese Bücher und Blogs gibt es primär, um für ihre Autoren ein paar Krümel passiven Einkommens zu generieren.“ (Kommer und Weis 2018)

8 Familie und Partnerschaft: zwischen Ernähren und Mitwirken

8.1 Kontext: Aktive Vaterschaft

Die im folgenden Kapitel präsentierten Interpretationen von Positionierungen der Erzähler im Spannungsfeld zwischen Ernähren und Mitwirken in der Familie stehen im Kontext einer in den letzten Jahren intensivierten öffentlichen Auseinandersetzung mit ‚aktiver‘ oder ‚involvierter‘ Vaterschaft. Dieser diskursive Rahmen soll im Folgenden umrissen werden, um auf diese Weise die Äußerungen meiner Interviewpartner und die getätigten Interpretationen dieser Äußerungen zu kontextualisieren.

Wie an anderer Stelle bereits eingeführt, ist Vaterschaft einem steten historischen Wandel unterlegen und in den vergangenen Jahren verändern sich die Wünsche von Vätern ebenso wie Idealbilder von Vaterschaft; weg von einer reinen materiellen Versorgungsfunktion, hin zu einem Ideal ‚aktiver‘ oder ‚involvierter‘ Vaterschaft. Mit diesem Wandel korrespondiert auch die verstärkte mediale Zuwendung zum Thema Vaterschaft. Eine Reihe an Ratgebern, deren Titel von neutral gehalten („Vater werden: Dein Weg zum Kind“, Schmidt und Althoff 2021; „Mann & Vater sein“, Juul 2011) über humoristisch („Cool bleiben und Vater werden!“, Binder 2021; „Vatermilch: Die nackte Wahrheit übers Vatersein“, Max & Jakob 2021) bis zu explizit politischen Plädoyers („Prinzessinnenjungs. Wie wir unsere Söhne aus der Geschlechterfalle befreien“, Pickert 2020; „Vatersein: Warum wir mehr denn je neue Väter brauchen“, Prüfer 2022) reichen, legen hiervon beredt Zeugnis ab. Über verschiedenste Printmedien hinweg werden Kolumnen über das Leben als Vater abgefasst, die Namen wie „Oh Mann“ (Tagesspiegel: Soethof 2024), „Prüfers Töchter“ (ZEIT: Prüfer 2024) oder schlicht „Papa-Kolumne“ (Apotheken-Umschau: Schäfer 2019) tragen. Und auch in den sozialen Medien ist das Thema Vaterschaft vertreten, eine Reihe an Accounts auf Instagram, um ein Beispiel zu nennen, wendet sich bei teils erheblichen Followerzahlen Themen rund um Vaterschaft zu (einige der größten Accounts sind etwa @jonaskozi mit 148.000 Followern, @Tigges mit 123.000 oder @papaundpapi mit 119.000 Followern). Damit können die „Dadfluencer“ zwar bei Weitem nicht mit den größten deutschen Accounts (Toni Kroos mit 45 Mio. Followern oder Lena Mantler mit 21 Mio. Followern als erste Nicht-Berufsfußballerin) mithalten, spielen aber in etwa in einer Liga mit öffentlichen Personen wie Sophie Passmann (386.000

Follower) oder Margarete Stokowski (169.000) (alle Zahlen Stand April 2024). Die Arten und Weisen der Thematisierung von Vaterschaft, ihre Inhalte und Verblendungen geben Aufschluss über das Feld, in dem diskursive Artikulationen von Vaterschaft sich ereignen, über die Gängigkeit bestimmter Aussagensysteme, zu denen sich auch meine Interviewpartner, sei es affirmativ oder oppositionell, in ein Verhältnis setzen. Anhand einiger Studien will ich dieses diskursive Feld – ohne Anspruch einer abschließenden Darstellung – umreißen, um einen Horizont zu eröffnen, vor dem sich meine Interpretation des Interviewmaterials nachvollziehen und weiterführen lassen kann.

Vor inzwischen schon fast 20 Jahren untersuchte Meike Sophia Baader (2006) auf Basis der Feststellung, dass jene seit den 1990er-Jahren zunächst in der Forschungslandschaft und dann zunehmend auch in Populärmedien vermehrt stattfanden, Thematisierungen von Vaterschaft in zeitgenössischen Printmedien wie „Psychologie heute“, „Zeit“, „Spiegel“, „Fokus“, Lifestyle-Magazinen und der „Tageszeitung (taz)“. Dabei identifizierte sie zwei Stränge der Thematisierung, nämlich einerseits jene des Vaters als Bindungsperson für das Kind, der im Umgang ein anderes Verhalten an den Tag lege als die Mutter, woraus seine Wichtigkeit für die kindliche Entwicklung abgeleitet wurde (Baader 2006, 121). Andererseits identifiziert Baader die Leitfrage nach dem Umgang von Vätern mit neuen Erwartungen an sie. Innerhalb der Auseinandersetzung mit dieser Leitfrage finde sich eine Bandbreite einer klaren, feststehenden Norm männlicher (man kann annehmen: Vollzeit-)Erwerbsarbeit, neben der Vaterschaft als ‚Nebenjob‘ dargestellt werde sowie engagierter Vaterschaft „als Alternative zur aufreibenden Karriereorientierung“ (ebd., 124). In den ebenfalls untersuchten, den Artikeln beigefügten Bildern identifiziert Baader das Muster „Großer starker Vater, kleines Kind“ (ebd., 125), eine Inszenierung eines Kontrastes zwischen den Körpern des Kindes und des Vaters. Diese sind zumeist nicht auf Augenhöhe angeordnet, sondern der Kopf des Kindes befindet sich deutlich unterhalb dem des Vaters. Zudem beobachtet Baader das Muster der „Infantilisierung des Vaters durch das Kind“ (in dem etwa der Vater eine Babyflasche in die Hand hält oder einen Schnuller im Mund trägt). Diese „Bilder unterstellen, dass der Mann, der sich um Kinder kümmert und sorgt, zwangsweise regrediert“ (ebd., 126). In der Zusammenschau dieser Befunde postuliert Baader ein „Spannungsverhältnis zwischen Männlichkeitsideal und Vaterschaft – und eine[...] gewisse[...] Unvereinbarkeit im Ideal“ (ebd., 127). Die Auflösung dieses Widerspruchs lässt sich, betrachtet man spätere Arbeiten, auch im weiteren zeitlichen Verlauf als wesentliches Anliegen und Kernthema medialer Thematisierungen von Vaterschaft verstehen.

So stellen etwa Höher und Mallschützke (2013), die sich in einer vergleichenden Perspektive mit Väterratgebern aus den den 2000er-Jahren (als Teil des Booms der Väterliteratur seit den 1990er-Jahren) sowie aus den

1950er- und 1960er-Jahren (als Vorläufer) auseinandersetzen, fest: In den aktuellen Ratgebern wird gute Vaterschaft als aus den Aspekten Wechselseitigkeit und Autorität bestehend konstruiert. Die Betonung von Wechselseitigkeit ist zwar höher als in den alten Ratgebern, dennoch wird an Konzepten wie „Stärke“ (Höher und Mallschützke 2013, 255) oder dem Bild des Vaters in der „Chefetage“ (ebd.) festgehalten. Zwar konstatieren die Autor:innen eine sich in Anlehnung an das romantische Ideal der Mutterliebe konstituierende Emotionalisierung auch der Vater-Kind-Beziehung, finden aber – trotz expliziter Rede von „bedingungsloser Kinderliebe“ und in Juuls Fall sogar bedingungsloser „Mutterliebe“ – keine explizite Konstruktion von „Vaterliebe“. Höher und Mallschützke vermuten wegen dieses Umstandes einen Konflikt zwischen emotionalisierter Vater-Kind-Beziehung und Männlichkeitsidealen, die Emotionalität gerade nicht vorsehen.

Aylin Viola Gramlich (2020) wiederum stellt die Frage, auf welche Weise Väter in populären Ratgebern positioniert werden und nimmt zu diesem Zweck eine diskurslinguistische Untersuchung von drei Väterratgebern vor. Sie stellt dabei eine Reihe generalisierender und vermutender Zuschreibungen zu Vätern fest, die zwischen den Polen des „Überlebenskampfes“ (Gramlich 2020, 54) (eine Problematisierung ist notwendig – sonst wäre das Verfassen eines Ratgebers anlasslos) und des „Vaterglücks“ (ebd.) positioniert werden. Die große Spannweite sieht Gramlich als strategische Maßnahme an, da sie wahrscheinlicher macht, dass eine große Zahl an Rezipienten sich mit den Ratgebern identifizieren kann. Insgesamt konstatiert Gramlich eine starke Präsenz heteronormativer Festschreibungen (etwa der stillschweigenden Annahme, dass Väter cis-männlich sind und sich in hetero-Zweierbeziehung befinden) sowie zuschreibender Generalisierungen auf der Basis von Geschlecht: Annahmen über Fähigkeiten, Eigenschaften, Gefühle, Gedanken, Interessen und Pflichten erfolgen vielfach in vergeschlechtlichender Art und Weise (vgl. ebd., 66), z. B. wird Vätern zum Teil eine generelle Ablehnung von oder mangelhafte Fähigkeit zu Haushaltstätigkeiten zugeschrieben. Insgesamt werden in den Ratgebern bindungsbezogene Handlungen in positiver Art und Weise dargestellt, haushaltsbezogene Tätigkeiten als „unliebsame Pflichten“ (vgl. ebd., 69). Entsprechend ist das Konzept des „sorgenden Vaters“ gängiger als das des „Hausmanns“ (ebd., 70).

Auch im Internet und den sozialen Medien sind Auseinandersetzungen mit Vaterschaft, wie oben bereits angeklungen war, omnipräsent. Hannes Krämer (2020) versucht daher, auf Basis von Weblogs zu Vaterschaft die Präsentation eines spezifischen Selbstbilds und korrespondierender Inszenierungen von Vaterschaft zu analysieren. Hierzu analysiert er drei besonders erfolgreiche Weblogs in Anlehnung an die Methodologie der Grounded Theory und bezieht zusätzlich weitere Blogs zur Kontrastierung ein. Dabei identifiziert Krämer folgende Eckpunkte der Präsentation von Vaterschaft:

1. *Väter sind keine Mütter*: zum einen wird die Neuartigkeit der aktiven Beteiligung von Vätern am Familienalltag (im Gegensatz zur etablierten Beteiligung von Müttern) betont, zum anderen eine spezifisch ‚männliche‘ Logik und spezifisch ‚männliche‘ Interessen (wie Technik oder Handwerk) postuliert und so Väter *als Männer* dargestellt. Auf Basis dieser „Absatzbewegung[en]“ (Krämer 2020, 403) – als Nicht-Mutter und Nicht-Frau werben die Blogger nun für eine Aufwertung von Vater- und Mann-Sein im familiären Kontext sowie eine stärkere öffentliche Sichtbarkeit von Vaterschaft und Interessen von Vätern. 2. Väter werden in den untersuchten Blogs als *Agenten des Wandels* in zweifacher Dimensionierung dargestellt: Ihre Lebenspraxis wird einerseits als Infragestellung einer reinen Ernährer-Rolle zugunsten einer „starken Partner[schaft]“ (ebd., 405) gedeutet, wobei Mut zur und Freude an involvierter Vaterschaft stärker in den Mittelpunkt gerückt werden als Überforderung oder Sinnsuche in dieser Rolle. Andererseits ist der Wandel der individuellen Lebenswirklichkeit sowie der daraus resultierende „Wandel der eigenen Identität“ (ebd.) ein zentrales Thema. (Involvierte) Vaterschaft erscheint so als biographische Sondersituation, die individuell bewältigt werden muss (und, so könnte ergänzt werden, deren Bewältigung einen individuellen Erfolg darstellt). 3. Bezogen auf die Darstellung des Alltags, fällt Krämer insbesondere ins Auge, wie stark der Erlebnischarakter alltäglicher Routinen hervorgehoben wird. Vaterschaft wird als Abenteuer konstruiert, allerdings vorwiegend mittels der (Um-)Deutung alltäglicher Erfahrung, die auch durch „kreative[...] und spielerische[...] Praktiken“ (ebd., 406) im Alltag ermöglicht wird. Der resultierende aufregende Alltag wird als in intensiver Art und Weise affizierend dargestellt – insbesondere in gemeinsamen Erlebnissen, aber auch in der Vater-Kind-Beziehung generell berichten die Väterblogs von einer starken emotionalen Eingebundenheit der Väter. Diese erscheinen so als *Erlebnissubjekte und Emotionswesen*. 4. Zuletzt beschreibt Krämer, wie die Väterblogger durch eine direkte Ansprache des Publikums (das geduzt wird), sowie durch die Nutzung von Alltagssprache und humoristischen Elementen ebenso wie durch ironische Distanznahmen von alltäglichen Herausforderungen von Eltern sich selbst als *direkt, cool und authentisch* darstellen: „Väter werden hier als lustige und auch coole, lässige Typen inszeniert, die zwar um ihre veränderte Lebensführung wissen, aber trotz der lebenspraktischen und ästhetischen Zumutungen ihres Alltags (erhöhtes Ansteckungsrisiko, kindgerechte Unterhaltungspraktiken, veränderte Konsumformen) selbstreflexiv, das heißt in diesem Fall in cooler Distanz, mit diesen Veränderungen umgehen und ihnen immer noch eine Portion Humor abgewinnen können“ (ebd., 409). Krämer deutet diese Darstellungsweisen auch als Selbstbeschreibungsangebote, die Vaterschaft als Lebensform attraktiv und als mit Individualismus und Erlebnisorientierung nicht unvereinbar erscheinen lassen. Vatersein wird so auch zu einem Angebot einer post-

industriegesellschaftlichen Männlichkeit, die sich neben und jenseits einer reinen Ernährerrolle in der Vaterschaft konstituiert: „Verhaltensweisen, die als männlich gedeutet werden, [werden] auch jenseits einer Ernährerrolle an die Vaterschaft geknüpft und deren Bedeutung betont“ (ebd., 412)

Insta-Dads, also Väter, die auf Instagram Inhalte einstellen, in denen sie sich mit ihrer Vaterschaft auseinandersetzen, fokussiert schließlich Bräuer (2023) in ihrem Beitrag „#papahatdazuehnichtszusagen“. In dieser Teilstudie der im Forschungsstand bereits erwähnten VAPRO-Studie setzt sich Bräuer mittels einer medienanalytischen Untersuchung mit sieben öffentlichen Instagram-Accounts von Väterbloggern auseinander. Besonders sticht dabei Bräuers Beobachtung hervor, dass sich keiner der Väterblogger als sozial benachteiligt inszeniert – Erfahrungen von Armut, chronischer Erkrankung, Behinderung, Minderheitenstatus oder Migrationserfahrung spielen keine Rolle. Als tendenziell von der ‚Norm‘ abweichende findet einzig die Lebensrealität gleichgeschlechtlicher Väterpaare auf Instagram große Aufmerksamkeit. Alle Blogger, konstatiert Bräuer, thematisieren die Vereinbarkeit von Vaterschaft, Partnerschaft und Erwerbsarbeit als Herausforderung (obgleich sehr unterschiedliche Grade an Beteiligung in familiärer Sorgearbeit dargestellt werden). Im Zentrum der meisten Selbstdarstellungen steht die Erfüllung des Ideals aktiver Vaterschaft; dabei werden Ratschläge erteilt und es wird auf Herausforderungen eingegangen, wobei wiederum positiven Emotionen wie der Freude, mit den Kindern Zeit zu verbringen, größere Aufmerksamkeit zuteilwird als Herausforderungen und Schwierigkeiten von Elternschaft. Bezogen auf Dadfluencer auf Instagram sind noch zwei weitere Umstände bemerkenswert: Einerseits, dass die Follower:innenschaft von Väterbloggern auf Instagram weit überwiegend weiblich ist (vgl. Bräuer et al. 2023, 13), die Inhalte der Accounts also nur in geringerem Maße der Orientierung und Verständigung von Vätern dienen. Andererseits, dass Instagram-Väter (wie viele Influencer) ihre Plattform häufig auch zur Vermarktung nutzen und beispielsweise für Produkte „von Lebensmitteln, über Windeln bis hin zu Rasierern“ (ebd.) werben oder auf ihrem Inflencerdasein eine Tätigkeit als Berater oder Redner aufbauen. Auf diese Weise wird Vater-Sein für die Väterblogger stellenweise auch zum Beruf.

In der Zusammenschau dieser Befunde und eigenen Streifzügen durch das Feld von Ratgebern, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, Blogs und sozialen Medien ergibt sich folgendes Bild: Eine aktive Beteiligung von Vätern am Familienleben (in Familien mit heterosexuellem und homosexuellem Elternpaar) wird medial weitgehend als etwas Wünschenswertes dargestellt, und zwar für die Entwicklung des Kindes/der Kinder, für die Väter selbst und aus Gründen der Gleichstellung der Geschlechter. Dabei besteht aber stellenweise das Problem der Konkurrenz zwischen traditionellen Männlichkeitsnormen und Anforderungen aktiver Vaterschaft, wie sich

etwa an der Anforderung emotionaler Autarkie einerseits und der Anforderung einer affektiven Hinwendung zum Kind/den Kindern zeigt. In den Inszenierungen von Vaterschaft finden sich nun Reaktionen auf diesen Widerspruch oder gar Strategien zu seiner Auflösung. Dies geschieht zum einen durch die Zurschaustellung von Coolness (vgl. hierzu auch Koppetsch und Speck 2014) gegenüber und ironischer Distanz zur eigenen Vaterschaft, zum anderen durch die Deutung von aktiver Vaterschaft als aufregender, erlebnisreicher Lebensstil. Zuletzt wird aktive Vaterschaft als etwas explizit Männliches und in einem heterosexuellen Begehrensschema für Frauen Attraktives codiert. Diese Konstruktion lässt sich auch an (für Instagram allerdings üblichen) ästhetisierten Darstellungsformen von Vaterschaftspraktiken oder der Verbindung von Vaterschaft und Lifestyle-Themen wie Mode oder Barista-Kaffee (wie bei @tigges und @danielreith zu finden) ablesen. Neben der Attraktivierung von Vaterschaft ist aber auch festzuhalten, dass geschlechtlich kodierte Arbeitsteilung auch innerhalb der Familie als diskursive Hintergrundfolie weitgehend bestehen bleibt, indem bindungsbezogene Aktivitäten für Väter vielfach als attraktiv, Hausarbeit zugleich aber als unattraktiv dargestellt wird. Dies lädt ein zu der Kritik, dass bestehende Ungleichheitsverhältnisse in medialen Darstellungen involvierter Vaterschaft teils performativ überdeckt werden.

8.2 Ein guter Vater sein

Das Thema Vaterschaft spielt in den Interviews in verschiedener Art und Weise eine Rolle, genauer gesagt in verschiedenen Beziehungskonstellationen: Vorstellungen guter Vaterschaft werden entlang der eigenen Vaterschaft und der Beziehung zu den eigenen Kindern entfaltet – dies selbstverständlich nur in den Interviews, in denen die Protagonisten Väter werden. Ebenso finden sich Aussagen darüber, was gute Vaterschaft für die Erzähler bedeutet, aber auch in Äußerungen zu den Vätern der Protagonisten, also Beschreibungen und Evaluationen zur Rolle der Väter in den Leben der Protagonisten. Ich möchte mich hier dennoch vorwiegend auf erstere Dimension, also den auf die Protagonisten selbst gerichteten Vorstellungen guter Vaterschaft beziehen und die Frage nach Evaluationen und Beschreibungen der Vaterschaft der Protagonisten-Väter überwiegend dort einbeziehen, wo sie auf deren eigene Vaterschaft zurückbezogen werden. Von dieser grundlegenden Themen- und Fragestellung ausgehend, will ich im Folgenden von den Erzählern benannte Kriterien ‚guter Vaterschaft‘ benennen, anhand von Interviewpassagen plausibilisieren und schließlich mit einigen anderen empirischen Befunden und theoretischen Überlegungen rund um Vaterschaft relationieren.

Zunächst zur Gewichtigkeit von Vaterschaft in den untersuchten lebensgeschichtlichen Erzählungen:

da wurde grad 'ne Stelle frei im Heim 1, war dann zwei Jahre in meinen ersten zwei Berufsjahren dort, das sind aber (.) Arbeitszeiten die sie im Heim sind, //mhm// wir haben vorwiegend von halb zwei und halb drei bis nachts um halb elf gearbeitet und jedes zweite Wochenende und ich (.) hatte dann irgendwann junge Familie, (2) äh eigentlich/ ne noch im Studium wurde der Gabriel geboren, mein äh Sohn aus erster Ehe und dann merkte ich irgendwann die Zeiten passen nicht ähm (2) //mhm// zu 'ner Familie obwohl ich/ obwohl das/ mein Herzenswunsch war in diesem Haus zu arbeiten, hab' ich irgendwann gesagt: „Ne ich muss nach Alternativen suchen.“ (Eberhard, 339–346)

Diese berichtsformige Passage aus dem Interview mit Eberhard illustriert die in mehreren Interviews wiederkehrende Darstellung einer *Vorrangstellung der Vaterschaft gegenüber anderen Lebensbereichen*. Der Protagonist hat gerade, kurz nach Ende seines Sozialarbeitsstudiums, seine erste Stelle in einer stationären sozialpädagogischen Jugendhilfeeinrichtung begonnen. Nach der Geburt des ersten Sohnes erweisen sich die dort erforderlichen Arbeitszeiten zunehmend als unvereinbar mit dem Familienleben. Eberhard ist sein Job zwar wichtig, der Erzähler beschreibt es sogar als seinen „Herzenswunsch“, weiterhin in dem Heim zu arbeiten, das Familienleben übertrumpft diese affektiv aufgeladene Beziehung zu seiner Arbeitsstelle aber sogar, und zwar in unbedingender Bindung an Art und Weise: Eberhard „muss nach Alternativen suchen“ (Herv. LK). Durch das Modalverb „müssen“ wird hier eine Alternativlosigkeit, ein Zwang konstruiert. Dieser wirkt allerdings nicht von außen auf Eberhard ein – er selbst wird als die Instanz positioniert, von der der Zwang ausgeht, denn er hat „irgendwann gesagt“, dass er sich einen anderen Job suchen muss. Die Zeiten des Familienlebens sind also die, nach denen Eberhard sein Erwerbsleben organisiert, und nicht umgekehrt: Ersteres hat Vorrang vor letzterem; seine Vaterschaft ist vorrangig gegenüber anderen Lebensbereichen. Diese Konstruktion findet sich, sogar explizit formuliert, auch in folgender Passage aus dem Interview mit Steffen, wird dort aber auch noch einmal in gewisser Art und Weise gebrochen:

Also das ist so (.) es war sehr intensiv (.) Eltern zu werden aber auch (.) echt schön. Ja. //mhm// Aber trotzdem auch krass so diese ganzen Freiheiten aufzugeben. Wo ich schon auch/ wo ich mich auch selbstständig gemacht hab' und (.) so weiter, //mhm// wo ich schon gemerkt hab': „Okay jetzt (.) um 'n gutes Level (.) an (.) Gesundheit zu haben muss ich halt irgendwie mit meiner Zeit haushalten und kann nicht alles machen.“ //mhm// Und da mein Wert Familie schon sehr hoch steht war für mich klar: „Okay ich (.) schraub wieder andere Dinge zurück“, //mhm// und (.) hab' im ersten Jahr kaum (.) Zeit gehabt für andere, dadurch dass ich ja noch gearbeitet hab' und dann (.) //mhm// morgens Kind, Arbeit, abends wieder Kind übernehmen, manchmal auch 'ne Nacht übernehmen, also das ist schon (.) hohe Intensität, //mhm// und meine Frau die dann halt dann das erste Jahr nicht gearbeitet hat, oder glaub' anderthalb oder fast zwei Jahre nicht gearbeitet hat, hat halt dann vormittags dann noch Freundinnen getroffen, die auch Kinder hatten, die hatte viel mehr Kontakt zu anderen noch (.) //mhm// als ich jetzt, und das hab' ich dann irgendwann wieder gemerkt: „Das muss ich jetzt auch wieder hochfahren um zufrieden zu sein.“ (Steffen, 707–720)

Der Erzähler evaluiert auf Nachfrage hin die erste Phase nach Geburt seines ersten Kindes. Möglicherweise spielt auch die erste Phase nach der Geburt des

zweiten Kindes eine Rolle; ob dies der Fall ist, ist für die Darstellung hier allerdings unerheblich, weil der Erzähler eine sehr typisierende bzw. systematisierende Sprechweise an den Tag legt – es geht nicht um eine konkrete Situation, sondern um eine Beschreibung und Evaluation der Erfahrung, Vater zu werden. Zunächst wird vom Erzähler etwas ganz Ähnliches geschildert wie zuvor in der Passage aus dem Interview mit Wolfgang, nämlich eine Priorisierung der Vaterschaft gegenüber anderen Bereichen seines Lebens – er verzichtet auf seine Selbstständigkeitspläne und trifft außerhalb der Erwerbsarbeit und seiner Familie kaum noch Dritte. Ganz auf Erwerbsarbeit zu verzichten, ist mutmaßlich aus ökonomischen Gründen keine gangbare Option, denn Steffens Frau übernimmt in der ersten Lebensphase der Kinder die Betreuung zu Hause in Vollzeit (oder in den Worten des Erzählers: hat „fast zwei Jahre nicht gearbeitet“, was wiederum auf die Verwendung des Wortes ‚Arbeit‘ ausschließlich im Sinne von ‚Erwerbsarbeit‘ verweist). Steffen verzichtet dann allerdings auf diejenigen Aspekte von Erwerbsarbeit, die vornehmlich der Selbstverwirklichung dienen und nicht der familiären Subsistenz – und eben auf bestimmte Aspekte seines Privatlebens („Kontakt zu anderen“). Der Erzähler beschreibt diese erste Phase als belastend („krass“, „schon (.) hohe Intensität“) und benennt eine Notwendigkeit der Einschränkungen eigener „Freiheiten“ deswegen als notwendig „um 'n gutes Level (.) an (.) Gesundheit zu haben“. An dieser Stelle deutet sich bereits etwas an, das im Folgenden noch etwas expliziter verhandelt wird: eine Art ‚Grundwerteabwägung‘. Der Wert der Familie steht dabei „schon sehr hoch“, er ist allerdings nicht gänzlich unhinterfragbar und muss sich der Konkurrenz durch andere Werte stellen, hier konkret der Gesundheit des Protagonisten und dessen Zufriedenheit. Das Treffen von Freund:innen und anderen außerhalb von Erwerbsarbeit und Familie wird dabei als Instrument dargestellt, um diese zu gewährleisten. Temporär ist eine Einschränkung der Gesundheit und Zufriedenheit des Protagonisten zugunsten der Familie akzeptabel, aber auf die längere Sicht müssen auch diese Domänen zu ihrem Recht kommen.

Auch in Steffens Darstellung spielt das Modalverb „müssen“ eine Rolle: Der Protagonist „muss“ wieder andere Menschen außerhalb der Familie treffen. Die Idee ungebrochener Entscheidungsfähigkeit bleibt allerdings auch hier – trotz der Vorrangstellung der Vaterschaft – bestehen. Dies spiegelt sich in den Erzählformulierungen: es ist krass, Freiheiten „aufzugeben“ – nicht, sie zu verlieren – und das „müssen“ ist stets eingebunden in um-zu-Konstruktionen: will der Protagonist gesund sein, muss er haushalten, will er zufrieden sein, muss er Leute treffen. All dies geschieht aber im Modus freier individueller Entscheidung und es ist das eigene Werte-‚Ranking‘ des Protagonisten, durch das er sich selbst diese Abwägungen aufbürdet und nichts von außen Oktroyiertes. Es handelt sich um eine individuell-aktive Entscheidung zur aktiven Wahrnehmung der Vaterschaft. Worin sich die beiden eben interpretierten Stellen geringfügig unterscheiden, ist die Betonung des

Reflexionsprozesses in Steffens Erzählung. Während Eberhard einfach einen Entschluss fasst – „hab’ ich irgendwann gesagt“ –, erläutert Steffen den Prozess der Abwägung, er übt sich in Introspektion und „merkt“, was er „tun muss“. Er (er)kennt seine Bedürfnisse und handelt ihnen entsprechend. Dass die Frau des Protagonisten überwiegend für die Versorgung der Kinder zuständig ist, wird übrigens – dies an dieser Stelle nur als Randnotiz – interessanterweise im ganzen Interview nicht als Gegenstand einer Abwägung oder Aushandlung thematisiert.

Ein weiteres Indiz für die hohe Relevanzzuschreibung zur Vaterschaft durch eine Reihe an Erzählern ist die prominente Erwähnung der Kinder auf die Interviewer-Bilanzierungsfrage hin, welches das schönste Erlebnis ihres Lebens oder die schönste Lebensphase gewesen sei. Wolfgang resümiert, nach einem kurzen Aushandlungsprozess zwischen Erzähler und Interviewer ob der schwierig zu beantwortenden Frage:

warum ich so zufrieden bin mit meinem Leben bin echt zufrieden. Weil (.) die Genugtuung dass meine Kinder (.) alle ihre ähm ihren Weg gehen konnten, dass keins abgerutscht ist, die sind alle (.) sind alle gesund, denen geht's gut. Die haben eine gute Ausbildung. Die (.) die haben ein gutes äh also gute Basis geschaffen, //mhm// und das war mir eigentlich am wichtigsten. Dass (.) ihr nicht, (.) ein Kind auf eine schiefe Bahn kommt, weil das ähm ist leider nicht (.) selbstverständlich ge? //ja// Ich weiß von (.) Kumpel in Stadt 12 zum Beispiel. Der eine Sohn. Mit Drogen und so. //mhm// Ja ist schon gestorben, ist schon tot gell? Und (.) das wär das Schlimmste gewesen für mich. Wenn die Kinder irgendwo in so Clique reingekommen wären, //mhm// aber das ist [klopft dreimal] toi toi. //@(.)// (Wolfgang, 907–915)

Obleich ein wenig im Telegrammstil vorgetragen, könnte die Botschaft, die Wolfgang hier übermittelt, nicht eindeutiger sein: Seine Zufriedenheit mit seinem Leben ist unmittelbar an das Wohlergehen seiner Kinder geknüpft. Deren Gesundheit, Ausbildung sowie ihre Möglichkeit, „ihren Weg“ zu gehen sind es, die dem Protagonisten eine „Genugtuung“ verschaffen. Der Begriff der Genugtuung steht dabei im thematischen Kontext der Trennung des Protagonisten von seiner ersten Frau und der Mutter seiner Kinder, deren Verhalten als höchst problematisch dargestellt wird und der gegenüber der Erzähler sich auch aus der heutigen Perspektive noch äußerst kritisch und mit negativen Affekten aufgeladen positioniert. Wolfgangs Sorge um seine Kinder beinhaltet unter anderem auch die Sorge vor deren Abrutschen in eine kriminelle Karriere oder ein ungünstiges Milieu. Der bereits verstorbene Sohn eines „Kumpel[s]“ dient als Illustration dieser Möglichkeit, über die sich der Erzähler offensichtlich nach wie vor Gedanken macht, indem er auf Holz klopft und das im Theater übliche „Toi toi“ äußert – auf dass diese Möglichkeit nie eintreten möge. Die väterliche Sorge richtet sich hier also auf das Ergebnis des Aufwachsens der Kinder insgesamt – der Begriff der Sorge, wie er hier verwendet wird, impliziert also eher ein ‚Sich-Sorgen-Machen‘ als alltägliche und kleinteilige Sorgepraktiken. Somit handelt es sich hier um eine Positionierung des Protagonisten als mitverantwortlich für und (aus Liebe zu ihnen) besorgt um das Wohlergehen seiner

Kinder – und um eine hohe Relevanzsetzung auf diese Vaterrolle – „das war mir eigentlich am wichtigsten“ (im Leben). Bei Helmut gibt es diese Form der Vorrangstellung väterlicher Sorge über andere Lebensbereiche überhaupt nicht, dafür ist zweites wiederkehrendes Thema in Bezug auf die Relevanz von Vaterschaft in den lebensgeschichtlichen Erzählungen umso zentraler.

Und (.) wenn ich (.) wenn der Preis (.) des Geldes (.) oder mehr zu arbeiten der ist dass ich meine Tochter nie ins Bett bring, und die mir abends nie 'n Gute-Nacht-Bussi, ich mein jetzt ist sie 13, jetzt krieg' ich eh keinen Bussi mehr, um Gottes Willen, aber früher zumindest ne? //ja// Ähm (.) dass ich das nicht hab', dann ist (.) der Preis des Geldes in dem Punkt schon viel zu viel für das dass ich nie ein Gute-Nacht-Bussi von meiner Tochter bekommen hab'. //mhm// Also ist (.) der Wert (.) des Gute-Nacht-Bussis von meiner Tochter und: „Schön Papa dass ich dich noch seh bevor ich schlafen geh“; //ja// viel viel höher anzusetzen, wie alles Geld das man verdient. (Helmut, 1444–1451)

Der Erzähler legt hier eine eigentheoretische Beschreibung in Form einer quasi-ökonomischen Abwägung vor, eine Kosten-Nutzen-Rechnung darüber, wie hoch der Wert von Geld im Leben des Protagonisten gegenüber den Kosten, die er dafür zu tragen hat, ist. Dabei kommt er zum Ergebnis, dass das Erfahren oder vielmehr Verpassen töchterlicher Liebe in Form eines „Gute-Nacht-Bussis“ mit keinem Geld der Welt aufzuwiegen sei. Worum es hier also, im Gegensatz zur bisher skizzierten Betonung von Aufopferungsbereitschaft zum Wohle der Kinder als Erfordernis von Vaterschaft, geht, ist *Vaterschaft als Bestandteil einer guten Lebensführung*. Die Perspektive, aus der argumentiert wird, ist nicht die der Notwendigkeit der Versorgung der Kinder oder eines Pflichtgefühls gegenüber Mit-Sorgenden und -Erziehenden, sondern es wird als für den Protagonisten selbst von großem Vorteil dargestellt; seine eigene Zufriedenheit bzw. sein Lebensglück soll durch den Kontakt mit seiner Tochter gesteigert werden. Wolfgang bilanziert ähnlich:

Also ich hab' (.) ich- wenn die kommen, die Kinder kommen gern zu mir, kommen (.) wenn sie da sind. Übernachten bei mir. Nicht bei der Mutter, bei mir. //mhm// Und dann sitzen wir draußen und (.) feiern und so das ist echt schön. //mhm// Das ist schön. Hat sich gelohnt. //ja// Hat sich gelohnt sich nicht (.) aufzugeben //mhm// sondern (.) das Tal durch (2) //mhm// bereit zu sein das auch durchzugehen und nicht ((holt Luft)) äh sich gehen zu lassen ja. (Wolfgang, 929–934)

Der Erzähler beschreibt hier eine typisierte Szene, in der der Protagonist in seinem Haus von den inzwischen erwachsenen Kindern besucht wird. Diese wird als Beleg für die Evaluation angeführt, die Trennung von seiner Frau und die vom Erzähler beschriebenen finanziellen und psychischen Belastungen gut bewältigt und dabei noch zum Wohl der Kinder gehandelt zu haben. Die Situation, gemeinsam am Haus des Protagonisten draußen zu sitzen und zu feiern, wird dabei als „schön“ evaluiert und gewissermaßen als ein Einfahren der Dividende seiner Vaterschaft und seines materiellen und disziplinierten Einsatzes für seine Kinder eingeführt. Das Durchhaltevermögen und die Duldsamkeit des Protagonisten werden belohnt; und dass diese erwähnt werden, liefert auch

einen Hinweis darauf, dass es in der Ausgestaltung der Vaterschaft durch den Protagonisten vorwiegend um zweierlei geht: die materielle Versorgung der Kinder sowie das Abwenden von Schaden von ihnen. Zudem wird gerade durch die mehrfache Wiederholung „Übernachten bei mir. Nicht bei der Mutter, bei mir“ deutlich, dass der Protagonist auch als Gewinner des mit seiner Ex-Frau ausgetragenen Wettbewerbs um die Gunst der Kinder positioniert wird.

Marius, zuletzt, kombiniert die beiden Relevanzkonstruktionen von Vaterschaft, *Vorrang/Aufopferung* und *Bestandteil einer guten Lebensführung* miteinander:

Ja vorher hätte ich natürlich nicht gedacht wie viel Arbeit ein Kind ist @(..)@ //@(..)@/. (.) Mh hat unser Leben auf jeden Fall umgekrempelt //mhm// ja (..) einfach weil (.) man braucht länger weil man einfach mehr Krempel hat immer mit dran denken muss auch noch für den Sohn die Sachen mitzunehmen. Trotzdem finden wir es auf jeden Fall cool und mh kriegen `ne Menge zurück einfach durch die Interaktion das ist halt das was einen so begeistert //mhm// mh wenn man sieht wie er dann irgendwie was kann oder mit einem interagiert sich freut das gibt einem im Endeffekt so viel zurück //mhm// dass es im Endeffekt einen dafür entschädigt mh //mhm// was man verpasst an Sachen die man sonst hätte selber unternehmen können. (Marius, 604–612)

Der Erzähler evaluiert an dieser Stelle den Einfluss des Sohnes auf das Leben des Protagonisten und seiner Partnerin. Dabei betont er zunächst die Arbeit, die die Versorgung eines Kindes bedeutet und verdeutlicht diese exemplarisch anhand der Verlangsamung alltäglicher Wege und Praktiken durch die Notwendigkeit, die für den Sohn benötigten Dinge ebenfalls mitzunehmen sowie den ‚Mental Load‘, an das Mitnehmen dieser Dinge zu denken. Dass der Sohn in das Leben des Paares getreten ist, wird als deutlicher Wendepunkt und reorientierendes Ereignis für die erzählten Figuren konstruiert – dieser „hat unser Leben auf jeden Fall umgekrempelt“. Auf solch drastische Auswirkungen scheint der Protagonist nicht gefasst gewesen zu sein, denn es wird betont, dass er von der Menge an Arbeit, die ein Kind erfordert, überrascht gewesen sei und das „natürlich nicht gedacht“ hätte. Das „Trotzdem“ leitet den zweiten Teil der Evaluation ein, die genau im Sinne der Argumentation des individuellen Gewinnes durch Vaterschaft steht: „das gibt einem [...] so viel zurück“. Dabei ist der gewinnbringende oder befriedigende Aspekt der Vaterschaft das Erlernen bestimmter kommunikativer Fähigkeiten durch den Sohn. Auffällig ist dabei auch die Wortwahl: eine an das thematische Feld der Technik angelehnte Begeisterung bricht sich Bahn – die Formulierung der „Interaktion“, die „begeistert“, könnte mit etwas Fantasie auch einem Testbericht über die jüngsten Produkte eines Tech-Konzerns oder einer Autowerbung entnommen sein. Hier könnten ja auch Vokabeln wie Bedingungslosigkeit, Liebe, Sorge usw. zum Einsatz kommen. Zum Ende der Passage wird noch einmal im Konjunktiv ein Parallelhorizont eröffnet – was hätte sein können ohne Kind? Es ließe sich hier die Andeutung und sofortige Abwehr eines Bereuens von Elternschaft

hineinlesen; jedenfalls aber ergibt der Vergleich mit einem solchen „Was wäre, wenn“-Szenario auf dem Hintergrund des Bewertungsmaßstabes der eigenen Lebensqualität Sinn: die Belastung durch den Sohn wird aufgewogen durch die Bereicherung des Lebens des Protagonisten (und, so stellt es mindestens der Erzähler dar, seiner Frau).

Im Draufblick auf die beiden herausgearbeiteten Relevanzsetzungen zeigt sich zum einen ein interessanter Zusammenhang, zum anderen eine Artikulation ganz verschiedener Diskurslinien. Die erste Relevanzsetzung der *Vorangstellung der Vaterschaft gegenüber anderen Lebensbereichen* bzw. der *Aufopferung* taucht in denjenigen Interviews auf, in denen die Protagonisten stärker in die Betreuung der Kinder eingebunden sind und in denen die Aufteilung von Arbeitsdomänen auch grundsätzlicher infrage steht. Hier sind es insbesondere Diskurse rund um aktive Vaterschaft, letztlich auch in einer gewissen Anlehnung an klassische Leitbilder von Mütterlichkeit in der Moderne oder auch im Anschluss an emotional involvierte Vaterschaftsideale der Vormoderne, die affirmiert und innerhalb derer die Protagonisten artikuliert werden. Gleichwohl wird auch innerhalb dieser Relevanzsetzungen stark auf die materielle Versorgung der Familie als väterliche Aufgabe abgehoben und die primäre Pflege und Betreuung von Kindern bleibt weitgehend unhinterfragt und unkommentiert vorwiegend Aufgabe der Mütter. Ausnahmen hiervon stellen – zumindest temporär – das im Interview mit Elmar thematisierte Modell einer vollständig egalitären Verteilung von Familien- und Erwerbsarbeit in der Paarbeziehung sowie Georges' hauptsächliche Verantwortungsübernahme für das Kind, die aber nur sehr sporadisch thematisiert wird, dar. Die zweite Relevanzsetzung – der *Vaterschaft als Bestandteil eines guten Lebens* – ist hingegen überwiegend dort zu finden, wo die erzählten Protagonisten und ihre Kinder relativ wenig Zeit miteinander verbringen. Innerhalb dieser Relevanzsetzung werden die Protagonisten vermehrt in Bezug auf Diskurse rund um das Streben nach einem guten Leben und um Work-Life-Balance artikuliert. Vaterschaft erscheint hier als etwas Lohnendes, Investitionswertes im Sinne des eigenen Wohlbefindens und der eigenen Zufriedenheit.

Nachdem es bislang vornehmlich um die Relevanz von Vaterschaft in den Interviews und die Art und Weise, in der diese hergestellt wird, ging, sollen nun die mit der Vaterschaft verknüpften Ziele sowie einige Inhalte der aktiven Wahrnehmung von Vaterschaft ins Zentrum der Betrachtung rücken. Diese sind zwischen den Interviews sehr unterschiedlich, im Folgenden will ich daher einige Elemente, auf die sich in unterschiedlich starkem Maß bezogen wird, anhand von Interviewpassagen einführen und als diskursive Artikulationen interpretieren. Ein besonders privilegiertes Ziel, das daher als erstes genauer betrachtet werden soll, ist das der materiellen Versorgung der Familie, mit dem eine Positionierung der Protagonisten als ‚Versorger‘ einhergeht. Spielt die Anforderung, Versorger zu sein, in den Interviews eine Rolle? Welche Inhalte werden damit verknüpft? Nun war der Ausgangspunkt der Studie

auch die Frage, inwiefern Praktiken der Arbeitszeitreduktion narrativ als Abweichung von der Ernährernorm dargestellt werden. In den Interviews, in denen die Protagonisten Väter werden (Marius, Georges, Wolfgang, Steffen, Elmar, Eberhard, Helmut) ist ein solcher gegenseitig ausschließlicher Konnex zwischen Erwerbsarbeitsreduktion und Orientierung an oder Erfüllen der männlichen Ernährernorm allerdings aus verschiedenen Gründen nicht festzustellen: Bei Georges, Steffen und Helmut hat dies schlicht und ergreifend materielle Gründe: sie stellen, unabhängig von ihrem Arbeitsumfang, qua Einkommenshöhe die primäre monetäre Einkommensquelle ihrer Familie dar. In diesen Fällen stellen sich Fragen nach einer Orientierung an der Ernährernorm also nur auf symbolischer Ebene, nicht aber auf materieller. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Orientierungen dann allerdings doch recht stark. Einerseits ist hierbei die Beteiligung an Haus- und Sorgearbeit zu nennen. Für Helmut ist die Aufgabenverteilung klar: Er bringt das Einkommen ein, seine Frau sorgt für die private Sphäre. Helmut verfolgt als (ökonomischer) Versorger das Ziel, sogar über seinen Tod hinaus materiell für sein Kind zu sorgen:

Also ich wollte schon dann so viel Geld haben dass ich sicher bin, //ja// dass ich meiner Tochter was (.) ähm hinterlassen kann (Helmut, 772–773)

Innerhalb dieser klaren Aufgabenverteilung wird der Protagonist dann zwar als nicht unwillig präsentiert, sich gelegentlich auch an anfallenden Aufgaben zu beteiligen, die Trennung der Sphären an sich bleibt allerdings vollständig intakt. Bei Georges, der vollständig aufgehört hat zu arbeiten, stellt sich das etwas anders dar. Auf die Frage danach, wie sein Alltag sich aktuell gestaltet, spielt die Sorge für das gemeinsame Kind die zentrale Rolle in der Darstellung; letztlich geht sogar eine Art Irritation davon aus, dass die Frau sich an dieser auch beteiligen will:

ich versuche momentan meine Frau zu unterstützen dass sie @(.)@ @ihre Doktorarbeit mal fertig macht@, //mhm// (.) die ist schwer zu helfen aber (.) die lässt sich nicht so gut/ @(.)@ die will das Kind sehen, die will ((holt Luft)) mitmachen, //ja// die hat so/ meine Frau hat ein bisschen eine äh operative äh Komplex? (Georges, 1246–1249)

Der Protagonist scheint also bereit zu sein, sich vollständig allein um das Kind zu kümmern, um seiner Frau die Fertigstellung ihrer Doktorarbeit zu ermöglichen, was nicht gelingt, weil diese sich ebenfalls beteiligen will, was ihr vom Erzähler als ‚operativer Komplex‘ ausgelegt wird – was „operativ“ an dieser Stelle genau bedeutet, bleibt unklar. Jedenfalls wird der Frau ein unbewusstes Unvermögen zugeschrieben, Georges diese Aufgabe vollständig zu überlassen. Wieder deutlich anders ist der Fall bei Steffen gelagert, der im Gegensatz zu Georges nicht nur *ökonomisch* den Großteil des Paareinkommens beisteuert, sondern auch *zeitlich* eine wesentlich höhere Investition in Erwerbsarbeit tätigt als seine Frau. Zugleich erhebt er zwar einen nicht unerheblichen politischen Anspruch, Gleichberechtigung in der Beziehung zu verwirklichen, das sich daraus ergebende Arrangement ist allerdings wiederum eine recht

traditionelle Arbeitsteilung. Wolfgang ist zunächst Hauptverdiener, nach der Trennung von seiner Frau dann qua Unterhaltspflicht auf eine reine Ernährerrolle ohne signifikante Teilhabe an Versorgung und Erziehung der Kinder festgelegt, was nicht unbedingt seinen Wünschen entspricht, er aber notgedrungen akzeptiert.

Bei Marius und Eberhard ist über das Einkommensverhältnis der Protagonisten und ihrer Partner:innen im Interview nichts zu erfahren, allerdings wird zumindest Marius' Frau als karriereorientierter und arbeitsfreudiger als Marius selbst beschrieben; auch der Umfang der Zeit, die sie in Erwerbsarbeit investiert, ist mindestens genauso hoch wie bei ihm. Daraus ergeben sich eine Reihe offener Fragen an die Arbeitsteilung in der Paarbeziehung, die unter dem Stichwort der Aushandlung im nächsten Kapitel ebenso behandelt werden sollen wie das innerhalb des Samples einen Sonderfall darstellende zeitweise Arrangement von Elmar und seiner damaligen Frau, die zu diesem Erzählzeitpunkt beide jeweils 50% Erwerbsarbeit betreiben und versuchen, auch die Haus- und Sorgearbeit vollständig gleichmäßig aufzuteilen. Dieses ökonomisch tatsächlich egalitäre Modell stellt zwar erhebliche Aushandlungsanforderungen an das Paar und geht letztlich nicht vollständig auf. Dennoch stellt es innerhalb des Samples tatsächlich denjenigen Fall dar, bei dem in einer heterosexuellen Kleinfamilie mit Kindern die hergebrachte vergeschlechtlichte Arbeitsteilung auf der Ebene eines gelebten Arrangements nahezu vollständig eingeebnet wird zu einem ‚double-breadwinner-double-caregiver‘-Modell. In den anderen Fällen, in denen Protagonisten der Erzählung Väter sind, handelt es sich außer in Elmars Fall immer um Paararrangements, in denen nach wie vor Männer den überwiegenden Anteil an der Erwerbsarbeit leisten und das einfach als selbstverständlich angenommen wird, bei Wolfgang auch über das Ende der Beziehung hinaus.

Im Draufblick auf den gesamten Interviewkorpus lässt sich so ein klares Muster erkennen: die Norm, als Familienvater ökonomischer ‚breadwinner‘ zu sein, erweist sich als weitgehend stabil. Durch Arbeitszeitreduktionen von Männern muss offensichtlich am male breadwinner-Modell kaum gerüttelt werden. Eine Verschiebung deutet sich eher in einer in einigen Interviews zu findenden stärkeren Betonung von Sorge- und Hausarbeit, die die Protagonisten (ebenfalls) leisten. Dies ließe sich lesen als der Versuch einer ‚ebenso doppelten Vergesellschaftung für Männer‘ wie für Frauen. Was sich hier andeutet, ist also allenfalls eine modifizierte Ernährernorm in dem Sinne, dass Väter sich an bestimmten familiären Praktiken ebenfalls beteiligen und dass ihre Frauen in der Erzählung ebenfalls eine (oft geringe) Erwerbsarbeitsbeteiligung haben. Das entspricht Befunden der Familienmodellforschung (modernisiertes Ernährermodell, vgl. Kapitel 2.2) und lässt sich auch als simple Konsequenz aus gegenwärtigen ökonomischen Bedingungen lesen, wird aber in einigen Interviews (insb. Steffen und Marius) argumentativ dennoch als Avantgarde-Praxis und Kennzeichen eines erheblichen sozialen Wandels präsentiert. Die Ebenen

der dargestellten Arrangements und der normativen Orientierungen klappt so teils auseinander. Auf dem Hintergrund der oft beschriebenen Retraditionalisierung durch Elternschaft ist es wenig überraschend, dass erzählte Paararrangements ohne Kinder, z. B. bezogen auf die Aufteilung von Hausarbeit, egalitärer wirken (Sebastian, Lars). Erzählabschnitte bzw. Interviews, in denen die Protagonisten Single sind oder keine Partner:innenschaft erwähnt sind (David, Alex, Lars), sind unter diesem Aspekt ja ohnehin nicht sinnvoll zu betrachten. Hier zeigt sich dafür eine stärkere Orientierung an Selbstverwirklichung und Work-Life-Balance.

Neben dem (verschobenen und/oder stabilen) Leitbild des Versorgers zeigen sich im Interview auch andere Ziele väterlichen Wirkens und Inhalte der aktiven Wahrnehmung von Vaterschaft. Im folgenden Abschnitt sollen diese zwischen den Interviews durchaus sehr verschiedenen Spielarten von Vaterschaft anhand von Interviewpassagen eingeführt und als diskursive Artikulationen interpretiert werden.

Die Kinder zu beschützen und Schaden von ihnen abwenden ist dabei das erste Grundelement. Gefahren einzuhegen und somit von den Kindern abzuwenden, wird als eine wesentliche Praxis väterlicher Sorge eingeführt, zu deren Gunsten wiederum eigene, womöglich abweichende Bedürfnisse und Interessen eingeschränkt werden:

auf jeden Fall war für mich damals (2) eins sag' ich mal ganz wichtig dass ich gesagt hab' die (.) vom finanziellen her war's für mich natürlich der worst case ja? Weil ich ja für drei bezahlen musste, //ja// aber ich hab' gesagt: „Die Kinder werden nicht auseinander getrennt.“ //ja// Weil die haben sich gegenseitig Halt gegeben. //ja// Das war wichtig. //ja// Sag' ich. Hab' ich gesagt: „Lieber zahl ich jetzt äh ne ist mir egal aber“ (.) das Kindeswohl muss ich sagen war wirklich äh das hat sich bewährt muss ich sagen. //ja// Im Nachhinein muss ich sagen hat sich's bewährt also. //mhm// Weil die kommen sehr gut miteinander aus. //ja// Bis heute noch und das ist wichtig. //mhm// (2) Die halten zusammen das ist schön. //ja// (2) Genau. (Wolfgang, 398–405)

Der Erzähler evaluiert an dieser Stelle die Auswirkungen der Trennung des Protagonisten von seiner Frau für die Kinder des Paares und kommt zu dem Ergebnis, dass die Handlungsweise des Protagonisten sich positiv auf das Wohlbefinden und den Zusammenhalt der Kinder ausgewirkt habe. Die Entbehrungen des Protagonisten werden dabei als „Worst Case“ in finanzieller Hinsicht betont, wodurch ihm eine hohe Opferbereitschaft zugeschrieben wird. Zugleich erscheint der Protagonist trotz seiner starken emotionalen Involviertheit als nüchtern abwägend und verständig: Das „Kindeswohl“ ist ihm „wichtig“, also richtet er sich in seinen Handlungen danach und weder nach seinem finanziellen Eigeninteresse noch nach seinem Affekt. Durch diese beiden Faktoren – Opferbereitschaft und Verstandesgebrauch – wird der Protagonist zum Helden der Erzählung. Der Sorgerechtsstreit und im Übrigen auch die Ex-Frau selbst werden als Gefahr für das Kindeswohl – ein juristischer terminus technicus – betrachtet, wobei dieses, so wird hier implizit argumentiert, nur dann

Bestand haben kann, wenn die Kinder zusammen an einem Ort sind. Die Kinder werden damit als einander zugewandtes Kollektiv konstruiert, dessen Mitglieder einander Stabilität spenden und deren Beziehung untereinander betont wird. Die Ex-Frau wird in der restlichen Darstellung als kompromisslos und geradezu verböhrt im Sorgerechtsstreit charakterisiert, was, wenn sie ein Interesse daran hat, dass die Kinder bei ihr wohnen, ein Einlenken im Kontext der Erzählung unwahrscheinlich erscheinen lässt. Wiederum ist, wie bereits weiter oben bei Steffen angemerkt, auffällig, dass die Möglichkeit, dass die Kinder gemeinsam bei Wolfgang wohnen könnten, überhaupt nicht thematisiert wird.

Auch Elmar spricht über die Frage des Umgangsrechts nach der Trennung des Protagonisten von der Mutter der gemeinsamen Kinder sowie den Versuch, im Nachgang der Trennung zu vermeiden, dass den Kindern Nachteile oder Leiden aus dieser erwachsen:

Wir haben dann auch/ meine Frau und ich nach der (.) Trennung drei Jahre lang dieses (.) Modell, also nachdem unsere Kinder dann auch gesagt haben: „Wir wollen keinen Wochenendpapa“, //mhm// äh haben wir praktisch mit/ die Kinder praktisch *wochenweise* im Wechsel gehabt. //mhm// Ich hab’ dann in Stadt 5 gewohnt, meine Frau in Stadt 4 und die Kinder waren in Stadt 5 dann im Gymnasium, //mhm// ähm (.) und das haben wir drei Jahre gemacht so lange bis denen dann in der fortgeschrittenen Pubertät irgendwie dieses Hin und Her @zu blöd@ geworden ist und dann sind die zur Mama gezogen weil die die größere Wohnung hatte und (.) //mhm// irgendwie auch 'n bisschen/ da hat sich dann schon auch wieder die traditionelle Vorstellung durchgeschlagen. Irgendwie (.) signalisiert hat sie kann sich’s gar nicht vorstellen ohne Kinder (.) zu leben und ich eher so (.) signalisiert hab’, also eher so rum, kaukasischen Kreidekreis im Hinterkopf, also ich zehre nicht an meinen Kindern, ich streite mich auch nicht und wenn die sa/ also in meiner Wohnung wäre es auch möglich gewesen, //mhm// aber nachdem die dann irgendwie gesagt haben, die haben schon auch ihre Mutter vermutlich *gespürt*, äh (.) //mhm// und dann äh sind die ganz zur Mutter gezogen und da mit den/ zum (.) eher. Aber da waren die auch schon (.) 13, 14, 15, //mhm// so zum Wochenendpapa geworden. //mhm// Und abends mal was zusammen unternehmen, ins Kino gehen und so. //mhm// (2) (Elmar, 174–190)

Elmar berichtet an dieser Stelle vom Weg des frisch getrennten Paares von einem wochenweisen Wechselmodell in der Betreuung der Kinder hin zu einer Position des Protagonisten in der Familie als „Wochenendpapa“. Letzterer Begriff erscheint dabei im Kontext des Interviews mit Elmar in gewisser Weise pejorativ – der Erzähler betont an anderer Stelle den hohen Grad der Präsenz des Protagonisten „im Alltagsleben“ (Elmar, 124) der Kinder. Und zu diesem Alltagsleben, kann gemutmaßt werden, gehören für den Erzähler die Wochentage genauso wie die Wochenenden. Es kann also davon ausgegangen werden, dass das „Wochenendpapa“-Sein nicht vollständig den normativen Vorstellungen Elmars von guter Vaterschaft entspricht. Die Mutter wird dabei – das ist eine gewisse Parallele zur zuvor interpretierten Passage – als sehr stark zu einem alltäglichen Umgang mit ihren Kindern motiviert dargestellt: diese habe „signalisiert [...] sie sie kann sich’s gar nicht vorstellen ohne Kinder (.) zu leben“. Elmar hingegen wird – trotz des sich andeutenden Bedauerns, „Wochenendpapa“ zu sein – als in hohem Maße kompromissbereit charakterisiert.

Auffällig ist an Elmars Darstellung die sehr starke Privilegierung der Wünsche der Kinder. Diese wünschen sich zunächst, den Vater nicht nur wochenends zu sehen bzw. die Hälfte der Zeit bei ihm zu wohnen; später dann aber, mutmaßlich aufgrund der organisatorischen Umstände und der Belastung des permanenten Ortswechsels, an einem Ort zu wohnen. All diesen Wünschen wird durch Elmar und seine Frau nachgekommen – was dafür spricht, dass hier eine normative Vorstellung von Elternschaft am Werk ist, die der *Beteiligung der Kinder* große Bedeutung zumisst.

Ein Ziel, das sich bereits in den oben interpretierten Passagen aus dem Interview mit Wolfgang andeutete, indem er die Kinder als Kollektiv konstruierte und ihre Ausbildung als einen wesentlichen Indikator des Erziehungserfolgs einführte, ist, den *Kindern zu einem erfolgreichen Leben zu verhelfen*. Dazu werden unterschiedliche Erziehungspraktiken und -ziele thematisiert, die ich im Folgenden entlang einiger Interviewpassagen zeigen und einordnen möchte. Von einem Stolz darauf, dass das Kind Erfolg hat und die eigene Beteiligung am Aufwachsen und der Erziehung zu diesem beiträgt, zeugt etwa der folgende Ausschnitt aus dem Interview mit Eberhard, in dem dieser von seiner Tochter aus zweiter Ehe berichtet, die noch sehr jung ist, als er an Krebs erkrankt.

die war grad mal drei als ich dann diese Erkrankung hatte. (2) Und das sich (.) zu merken, die kam (.) paar Monate bevor's losging, ne die kam im Januar wo ich die Diagnose bekam in Kindergarten. //mhm// (2) Ins Montessori-Kinderhaus um zu merken ich kann gar nicht viel machen. Und (.) aufgrund meiner Depression und dann weiß ich noch hab' ich äh (.) das was ging war, und das hab' ich auch gern gemacht, äh Geschichten vorgelesen. Ich glaub' es gibt kein Kind dem so viele Geschichten @vorgelesen wurden@ wie Annika, weil da konnte ich in Ruhe (.) irgendwo sitzen oder in meinem Bett liegen, die Annika neben mir und hab' äh alle möglichen Bücher rauf und runter gelesen äh //ja// mit ihr. Vielleicht hat sie deswegen in Deutsch bis zum Abi 'ne Eins gehabt. @(.).@ Und hat am Ende die Scheffelrede gehalten. @(.).@ Mit bester Abi (.) mit der besten Abiklausur im Gymnasium 1. @(.).@ Daher kommt's. Äh (.) vom vielen Vorlesen. @(.).@ Genau. (Eberhard, 576–586)

Der Erzähler suggeriert in dieser beschreibenden Passage, das häufige Vorlesen des Protagonisten für seine Tochter während seiner Krankheitszeit habe Einfluss auf deren schulische Leistungen im Fach Deutsch gehabt. Obgleich der Erzähler sich in dieser beschreibenden Passage durch häufiges Lachen in eine ironische Distanz zu diesem suggerierten Effekt setzt, klingt ein deutlicher Stolz auf die Leistung seiner Tochter, das beste Deutsch-Abi geschrieben zu haben, durch. Auch die Verknüpfung dieser Leistung mit dem Vorlesen während der Krankheitszeit des Protagonisten wird begründet: „es gibt kein Kind dem so viele Geschichten @vorgelesen wurden@ wie Annika“. Diese Praxis liebevoller Zuwendung ist, so wird es hier dargestellt, das Einzige, was Eberhard zu dieser Zeit für seine Tochter tun kann. Er ist körperlich schwach und depressiv und das Vorlesen qualifiziert sich deswegen als Aktivität, weil Eberhard dabei „in Ruhe [...] sitzen oder in meinem Bett liegen“ kann. Die typisierte Handlungsbeschreibung löst dabei eine Assoziation liebevoller

elterlicher Zuneigung aus: Selbst im denkbar schlechtesten gesundheitlichen Zustand findet der Protagonist einen Weg, Zeit mit seiner Tochter zu verbringen und zu ihrer Entwicklung beizutragen. Dass ‚handfestere‘ Tätigkeiten wie Körperpflege oder Alltagsorganisation für den Protagonisten zu diesem Zeitpunkt nicht möglich sind, leuchtet ohnehin unmittelbar ein. Interessant ist dennoch die Verknüpfung der Praxis des Vorlesens mit Annikas späterem schulischen Erfolg. Dass die liebevolle Zuneigung zu einem späteren Zeitpunkt ursprünglich nicht intendierte Folgen in Form guter Deutschnoten zeitigt, scheint nämlich durchaus erheblich für ihre Bewertung zu sein. Nicht nur die gemeinsam verbrachte Zeit, das Erleben von Nähe oder noch etwas anderes, sondern der Erfolg des Kindes wird hier als Zielhorizont mitkonstruiert. Gerade weil dieses Ziel hier nicht in Ausschließlichkeit auftritt, sondern auch eine grundsätzlich positive Aufladung der Vorlese-Praxis an sich besteht, fällt das ‚Mitlaufen‘ des Ideals, dem Kind zu Erfolg zu verhelfen, besonders ins Auge.

Ein zum Ideal erfolgreicher Kinder verschobenes, aber, wie anhand der eben thematisierten Passage bereits zu sehen war, keinesfalls gegenseitig ausschließliches, Leitbild ist das Ziel, eine aktive *Beziehung zu den eigenen Kindern* zu unterhalten. Dieser Leitwert taucht idealtypisch im Interview mit Elmar auf, der resümiert:

Also ich war (.) auch voll präsent im (.) im Alltagsleben meiner Kinder. //mhm// Das war so (.) der Kern auch dieser (.) //mhm// Teilzeitidee dass ich da (.) äh (.) mh (.) so im Haushalt meinen Teil mache, also das war die eine Seite, also dass klar war das wird nicht @einfach@ an die Frau delegiert oder an die Partnerin, //mhm// und äh in der Kindererziehung haben wir auch/ und das ist auch was das spüre ich bis heute und zu meine (.) Töchter sind beide über dreißig jetzt, //mhm// die eine hat auch selber wieder Kinder und (.) //mhm// das ist so was das die immer auch wieder auf den Tisch bringen. Das ist spürbar dass wir einfach (.) auch 'n guten Kontakt (.) //mhm// hatten. (Elmar, 124–131)

Mit der Idealvorstellung der aktiven Beziehungsgestaltung und der ‚Präsenz im Alltagsleben‘ entwirft der Erzähler einen deutlich prozessorientierteren Indikator für eine gelingende Vaterschaft als die rückblickende Bewertung von Erziehungserfolg über den Erfolg der Kinder. Er grenzt sich auf diese Weise von einer generellen Abwesenheit des Vaters ebenso ab wie von der konkreten Abwesenheit im Alltagsleben, also der ausschließlichen Anwesenheit zu besonderen Gelegenheiten oder an Wochenenden oder der Übernahme nur ausgewählter, bestimmter Tätigkeiten. Der hier formulierte Anspruch lautet demgegenüber, sowohl Haushaltstätigkeiten als auch Erziehung und Betreuung der Kinder im Alltag gleichmäßig auf die beiden Eltern aufzuteilen. Das Ergebnis dieser Praxis, so argumentiert der Erzähler, ist an der Beziehung zwischen Vater und Töchtern ablesbar. Die Trennung von seiner Frau spielt in diesem Kontext (anders als etwa bei Wolfgang) überhaupt keine Rolle: Es geht nicht darum, einen Wettbewerb um die Kinder mit der Ex-Frau zu gewinnen, sondern genuin um die Beziehung zwischen dem Protagonisten und seinen Kindern. Dass diese diesen „guten Kontakt“ immer wieder erwähnen und dies sogar in

den Kontext ihrer eigenen Elternschaft stellen, wird vom Erzähler im Rückblick als Adelung der Vaterschaftspraxis des Protagonisten dargestellt. Im Interview mit Steffen taucht dieses Ziel im Rahmen der weiter oben schon zitierten generationalen Abgrenzung des Protagonisten ebenfalls auf:

Das (2) ich merk's dann also wenn die Kinder da sind dann (.) fangen die Großeltern voll an (.) zu leben oder vor allem mein Vater hab' ich das gemerkt, und wo ich dann schon auch 'n Stück weit dachte: „Ich will“ also (.) bei meinem Vater war's jetzt nicht so krass aber bei anderen wo ich das so schön mitkrieg, ähm: „Ja mein Vater war nie für mich da aber jetzt bei den Kindern ist er voll da.“ Wo ich dachte: „Ich will als Opa nicht (.) die Zeit mit meinen Enkeln (.) aufholen die ich mit meinen Kindern nicht verbracht hab'.“ (Steffen, 147–152)

Der Erzähler schildert hier seine Wahrnehmung der Eltern des Protagonisten: diese fingen in Präsenz von dessen Kindern „voll an (.) zu leben“, ihre Großelternschaft befreit sie also aus einem Zustand der relativen Leblosigkeit. Insbesondere das Aufblühen des Vaters des Protagonisten in seiner Rolle als Großvater in Anwesenheit seiner Enkelkinder wird als auffällig beschrieben. Zu einem gewissen Grad wird der Vater des Protagonisten so als in dessen Kindheit abwesend positioniert – was unmittelbar relativiert wird: nicht so abwesend wie andere Väter – aber doch: zu einem gewissen Grad abwesend. Durch den Vergleich mit anderen Vätern wird er zu einem (wenngleich nicht idealtypischen) Vertreter eines beobachteten Typus gemacht, der seine Versäumnisse in der Vaterschaft durch sein Aufgehen in der Großvaterschaft nachzuholen versucht. Von dieser Form zunächst abwesender, dann nachholender Vaterschaft, die im Übrigen stark von den Bedürfnissen des Vaters her gedacht sind²², grenzt der Erzähler sich vehement ab. Er postuliert explizit, diesem Typus nicht entsprechen zu wollen und markiert dies als Motivation zu einer aktiven Wahrnehmung von Vaterschaft.

Interessanterweise wird die eben verhandelte Frage von Erziehungszielen oder grundlegenden Orientierungen im Umgang mit den eigenen Kindern ausschließlich in den Interviews mit Elmar, Wolfgang, Eberhard und teils Helmut in Form einer rückblickenden Evaluation thematisiert. Die Interviews, in denen die Protagonisten zum Zeitpunkt der Erzählung noch junge und stark sorgebedürftige Kinder haben (Steffen, Marius, Georges) enthalten solche Orientierungen kaum. Im Vordergrund stehen hier dafür eher praktische Fragen der Alltagsgestaltung sowie die Darstellung konkreter Praktiken in der Versorgung und Erziehung der Kinder. Die Frage, was diese Protagonisten ihren Kindern konkret mitgeben wollen, welche Ziele sie in ihrem alltäglichen Handeln verfolgen usw. ist – möglicherweise liegt das am Alter der Kinder, möglicherweise am Grad der Handlungsentlastung und der zeitlichen Distanz – in diesen Interviews nicht mit so einer starken Relevanz versehen wie die Darstellung

22 Denn es geht hier ja nicht darum, die Nicht-Beteiligung von Männern an Erziehungs- und Sorgearbeit moralisch zu problematisieren, sondern darum, dass diese Männer zu einem späteren Zeitpunkt im Leben feststellen, etwas für sich selbst verpasst zu haben – vgl. die weiter oben beschriebene Vaterschaft als Bestandteil eines guten Lebens.

von Versorgungs- und Sorgaufgaben und die Präsentation väterlicher Selbstverständnisse. Als exemplarisch für eine solche Priorisierung in der Darstellung kann folgender Ausschnitt aus dem Interview mit Marius gelten:

Ja was mach ich an dem Tag an dem Tag (.) also windel ich ihn natürlich fütter ich ihn mach die Mahlzeiten und geh' eigentlich meistens mit ihm raus (.) jetzt im Sommer vormittags dann schläft er mittags. Am Nachmittag sind wir dann meistens drin auch weil halt die Sonne viel scheint und das mit kleinen Kindern ja auch nicht so optimal ist. //mhm// (.) Mh und dann am Abend mh wenn sie nach Hause kommt gehen wir irgendwie zu dritt noch mal raus so ja. //mhm// (.) (Marius, 599–604)

In dieser beschreibenden Passage gibt der Erzähler in typisierter Weise die Tätigkeiten wieder, die der Protagonist an einem Tag, den er mit dem Kind allein verbringt, vollzieht. Worum es hier geht, sind ganz konkrete Praktiken der Versorgung, die dem Stillen der grundlegendsten Bedürfnisse des Kindes dienen: Windeln wechseln, Füttern, dafür sorgen, dass das Kind frische Luft bekommt, dafür sorgen, dass es schläft, dafür sorgen, dass es nicht zu viel Sonne abbekommt. Hier wird weder ein übergeordnetes Ziel der Pflege und Erziehung des Kindes dargestellt, noch gibt es eine Auswahl der Sorgetätigkeiten, die der Protagonist mit dem Sohn vollzieht. Vor dem Hintergrund beispielsweise der VAPRO-Studie, in der sich zeigte, dass häufig Väter vermehrt Aufgaben übernehmen, die ihnen selbst Spaß machen, wie das Spielen mit den Kindern, aber nur selten konkrete Pflegeaufgaben und aktive Erziehungsmaßnahmen wie die hier beschriebenen (vgl. Bräuer et al. 2023), ist die hier zu beobachtende Abwesenheit einer geschlechtsspezifischen Kodierung einzelner Praktiken in der Versorgung des kleinen Kindes durchaus bemerkenswert. Der Knackpunkt ist dabei womöglich, dass der Protagonist Zeit allein mit dem Kind verbringt und dementsprechend auch keine Möglichkeit dazu besteht, bestimmte, klassisch sorgende Tätigkeiten zu vermeiden. Bei Steffen wird die Situation, allein mit dem Kind zu sein, jedenfalls stark besonders und als wesentliches Instrument auf dem Weg zu einer gleichberechtigten Verteilung von Aufgaben in der Partnerschaft dargestellt:

Ä::hm (2) also wir hatten bisher ((räuspert sich)) beim ersten Kind hatten wir so gesagt ((holt Luft)) ähm (:): „Mit dem Kind zu Hause zu sein ist genauso Arbeit wie:e (.) zur Arbeit zu gehen, //mhm// und Hausarbeit teilen wir uns untereinander auf.“ //mhm// Und es (2) kam schon vor dass (.) oder (.) dass es trotzdem ungleich ist oder dass (.) meine Frau grad irgendwie mal (.) mehr Zeit hatte und dann gesagt hat: „Hey ich mach das.“ [...] und das ist der Vorteil dass ich halt auch ein Tag in der Woche oder manchmal auch drei Tage am Stück mit meinem Sohn damals (.) zu Hause verbracht hab' ohne dass meine Frau da ist. //mhm// Und da mal zu merken wie anstrengend das ist. //mhm// Da (.) 'n ganzen Tag den Fokus auf dieses Kind zu haben, //mhm// weil der irgendwie noch so viel fordert und ((holt Luft)) man so froh ist wenn der schläft dass man mal 'n bisschen (.) //ja// Zeit für sich hat, da hab' ich auf meiner (.) bei meiner Zeit (.) bei der Arbeit viel mehr Zeit für mich selber wie jetzt zu Hause. //ja// Und da konnte ich das auch mal (.) verstehen, wie heftig das ist da zu Hause, //mhm// wo ich dann auch immer sag': „Leute (2) ich kann's nicht verstehen wenn ihr nach Hause geht und sagt: Hey es ist hier nicht aufgeräumt.“ //ja// Das ist dann eher dass ich mir angewöhnt hab' wenn ich nach Hause komm es (.) überall ist und dann so zu sagen: „Oh Scheiße, war

wohl 'n ziemlich heftiger Tag heute, wie geht's?“ //ja// Also eher so dieses (.) wo ich merk' ich krieg' ja auch/ wenn ich zu Hause bin (.) mit meinen Kindern, meine Frau weg ist, krieg' ich das auch (.) die Wohnung nicht picobello hin. //ja// Weil's einfach (.) so viel anstrengender ist als zu Arbeit zu gehen. Aktuell. //ja// Ähm (.) deswegen (.) ich hab' grad Elternzeit, (2) das ist ganz cool weil wir dann das uns sehr gut aufteilen können. //mhm// Da putz ich sogar grad eigentlich (.) öfter, (.) wir haben jetzt halt nicht aufgeteilt wer was macht, //ja// wenn's anstrengende Zeiten sind sagen wir schon ähm (2): „Ich putz diese Woche (.) Bad und Küche und du Toilette und saugst“, //mhm// oder (.) wir teilen unter/ (.): „Gehst du mit dem einen Kind raus, dann nimm' ich das andere Kind und saug nebenher“, ähm (.) also wir suchen (.) wir haben uns mal angewöhnt immer Sonntag abends 'n Essensplan zu machen und „Wer kauft ein?“, und (.) die Woche zu besprechen also (.) so kommunikative::e Sequenzen rein-zuhauen in unserem Alltag, //mhm// dass wir das auch gut irgendwie gemeinsam organisiert kriegen. //ja// (3) Aber wir haben schon so Sachen wie: „Was für Klamotten brauchen die Kids?“ //ja// Das (.) ganz klar von Seiten meiner Frau, ich //ja// (.) irgendwann ist (.) der Kopf auch voll. //ja// Also merk' ich schon immer, ich kann nicht an alles denken, sie auch nicht an alles, //ja// man muss sich schon irgendwie sich auch wieder aufteilen, //mhm// ja. Und es macht mir auch gar kein Spaß Kleider zu kaufen für die Kids und ihr macht's Spaß (Steffen, 1062–1095)

Der Erzähler geht an dieser Stelle auf Nachfrage nach der alltäglichen Arbeitsteilung zunächst überwiegend auf das Arrangement zur Verteilung von Aufgaben zwischen dem Protagonisten und seiner Frau ein. In ihr finden sich einige Aspekte, anhand derer sich Aussagen über Steffens Selbstverständnis als Vater herausarbeiten lassen. Zunächst wird ein grundsätzliches Postulat der Gleichwertigkeit von Erwerbs- und Sorgearbeit in der Partner:innenschaft aufgestellt (wobei diese Übereinkunft möglicherweise nicht mehr besteht, weil sie auf eine bestimmte zeitliche Phase – „bisher“, „beim ersten Kind“ beschränkt wird; auf diesen Aspekt wird allerdings nicht weiter eingegangen). Anschließend wird dieses Gleichwertigkeitspostulat noch argumentativ unterfüttert, und zwar, indem dargestellt wird, wie anstrengend konkrete Fürsorgepraktiken sind, insbesondere durch das gleichzeitige Anfallen von Hausarbeitserfordernissen. Die Notwendigkeit permanenter Aufmerksamkeit auf das Kind oder nun: die Kinder und die durch den Aufenthalt in der eigenen Wohnung entstehenden Multi-Tasking-Erfordernisse in Bezug auf Pflege und Instandhaltung der Wohnung werden als schwierig zu bewältigender Spagat dargestellt. Diese Arbeit wird aufgrund ihres Mangels an persönlichen Rückzugsmöglichkeiten sogar als erheblich fordernder charakterisiert als Steffens Erwerbsarbeit. Eine besondere Betonung wird an dieser Stelle, wie bereits angedeutet, auf die Erfahrung gelegt, die Kinder nicht nur in Anwesenheit seiner Frau, sondern auch in alleiniger Verantwortung betreut zu haben. Durch diese Erfahrung, so wird argumentiert, ist der Protagonist in einem hohen Maß zur Übernahme der Perspektive seiner Frau in der Lage, die die Rolle als Haushalts- und Kinder-Aleinverantwortliche in einem größeren Teil der Zeit trägt als er selbst. Dabei versucht das Paar, eine dauerhafte Zuteilung einzelner Aufgaben zu vermeiden und stattdessen in einem Prozess permanenter Aushandlung zu verbleiben, in dem die Aufgaben je nach aktuellen Erfordernissen und Kapazität verteilt

werden. Zugleich wird beschrieben, dass sich in einzelnen Bereichen wie z. B. dem Kauf von Kleidung für die Kinder Routinen einspielen, die dazu führen, dass gewisse Domänen trotz des anderslautenden Anspruches dauerhaft zugeteilt werden. Durch die allein mit dem Kind verbrachte Zeit und diesen Modus der Aushandlung werden die Aufgaben in der Versorgung des Kindes für den Protagonisten erheblich sichtbarer, wobei er trotzdem in einer Nachrang- und Ersatz-Rolle verbleibt: Er wird zwar durch eigene Erfahrung verständnisvoller, sensibler und großzügiger in der Beurteilung, grundsätzlich liegen aber Haushaltsführung und die Versorgung der gemeinsamen Kinder dennoch vorrangig im Verantwortungsbereich seiner Frau. Der Protagonist selbst hingegen wird als urteilsfähig und gerecht in der Bewertung dieser Aufgaben und so als ein guter Aushandlungspartner dargestellt.

Zugleich wird durch die Art und Weise, in der dem Protagonisten Urteilsfähigkeit und Gerechtigkeit zugeschrieben werden, dieser auch in eine privilegierte Position versetzt: Er kann sich dem stressigen Familienalltag erstens grundsätzlich entziehen und zweitens ist seine eigene Erwerbsarbeit seiner Frau nicht im gleichen Maße zur Beurteilung zugänglich. Man könnte sagen, dass es sich durch dieses Arrangement und diese Inszenierung um eine Neuinterpretation der Rolle des Haushaltsvorstandes als demokratischer Familienmanager handelt. Trotz einer eindeutigen Orientierung an einer gleichberechtigten Verteilung der Aufgaben und sichtbaren Versuchen, eine Praxis zu etablieren, die nicht dem klassischen Hausfrau-Ernährer-Modell entspricht, bricht sich so dennoch eine traditionelle Rollenverteilung Bahn und Steffens Frau befindet sich in einem materiellen wie auch symbolischen Abhängigkeitsverhältnis von ihm. Zudem zeigt sich, gerade in der extensiven Darstellung dessen, wie anstrengend konkrete Fürsorge- und Hausarbeitspraktiken sind, ein Konkurrenz-Motiv mit anderen Vätern. Steffen ist gerecht in der Bewertung der von seiner Frau geleisteten Arbeit, andere sind das nicht, Steffen beteiligt sich an Haus- und Sorgearbeit, andere tun das nicht. Diese Konkurrenz nimmt wiederum die Form eines Wettbewerbs zwischen Männern an. Es handelt sich hier somit (nicht nur, aber auch) um eine Darstellung als Vertreter einer guten Männlichkeit im Sinne einer Beteiligung am Familienleben, eines aushandelnden Subjekts. Diese Gleichzeitigkeit der Schilderung der Übernahme konkreter Sorgepraktiken und des direkten Vergleichs mit anderen Vätern setzt sich auch in der nun folgenden Passage fort:

Und das heißt ich war dann (2) Freitag bis Sonntag quasi dann für unseren Sohn zuständig wenn sie gearbeitet hat, //mhm// und wo ich gemerkt hab' das hat (2) mir voll geholfen ähm einfach auch so diesen Tagesrhythmus mit meinem (.) //mhm// mit meinem Kind hinzukriegen, und (.) bau für die Beziehung auf sodass auch meine Frau (.) gut mal 'n ganzes Wochenende weggehen konnte und ich das selber hinkrieg. //mhm// Auch wenn er krank ist oder irgendwas. //mhm// Ähm (.) ist natürlich noch mal ganz krasserer (.) 'n krasserer Aufwand weil man nicht nur (.) wie im klassischen Modell: „Okay ich bin für 'n Job zuständig, du für zu Hause“, ähm (.) „Ich muss nichts wissen was zu Hause ist“ sondern (.) neben dem Job muss man dann einfach noch wissen: „Okay wo sind die ganzen Klamotten der Kids?“

//mhm// Ähm (2) wo ich schon merk' das ist so'n (.) krasserer Aufwand dann noch mal zu gucken: „Okay was haben die zu essen da? Was isst der überhaupt? Ähm wann isst der überhaupt?“ (Steffen, 156–167)

Es geht an dieser Stelle um sehr handfeste Aufgaben in der Versorgung des kleinen Sohnes des Protagonisten. Der Anspruch des Protagonisten und seiner Frau ist, dass beide in der Versorgung der Kinder dazu fähig sind, alle anfallenden Aufgaben zu kennen, sie auch allein zu erledigen und dies auch unter erschwerten Rahmenbedingungen, beispielsweise, wenn das Kind krank ist.

Die Voraussetzung hierfür ist, dass die Vater-Sohn-Dyade zumindest für einige Tage auch ohne Anwesenheit der Mutter überlebensfähig ist. Weil dies so ist, kommt es in der Passage auch zur Benennung sehr konkreter (und im engeren Sinne reproduktiver/„maintenance work“-)Sorgepraktiken wie Ankleiden, Lebensmittel und Zeiten fürs Essen, Zubettbringen usw., die in anderen Erzählungen kaum eine Rolle spielen. In dieser konkreten Benennung bestätigt sich gewissermaßen die Einschätzung des Erzählers, etwas ‚anders zu machen als andere‘, die zugleich auch eine wesentliche Orientierungsfolie darzustellen scheint. Die Formulierung „das ist'n großer Vorteil zu den Vätern die das nicht können“ wirft dabei auch Fragen auf: Worin besteht der Vorteil? Wer hat ihn? Die darauf gegebene Antwort ist wiederum mehrdeutig: befreundete Frauen beneiden die seinige. Aus dieser Aussage spricht sowohl die Sorge des Protagonisten um das Wohlergehen seiner Lebenspartnerin als auch ein gewisser Stolz auf ein avantgardistisches Lebensmodell, eine Möglichkeit der Abgrenzung gegenüber ‚traditionelleren‘ Familienmodellen – obwohl eine Erwerbsarbeitszeitverteilung in einer cis-heterogeschlechtlichen Paarbeziehung von 85 % (Mann) zu 20 % (Frau) als recht nah an einer herkömmlichen Arbeitsteilung gelten kann.

Es handelt sich also um eine Strategie, auf eine Gleichberechtigung auf der Ebene der tatsächlich anfallenden Versorgungsarbeit in der Weise hinzuwirken, als dass beide Beziehungspartner:innen die darin vorkommenden Aufgaben alle kennen und beherrschen. Auf der Ebene der Darstellung fällt allerdings auch ins Auge, dass dieses Können bei Steffen als ein besonderes Können dargestellt wird, dass er zusätzlich zu seiner Erwerbsarbeit erwirbt, gewissermaßen als eine Art „doppelte Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt 2008, 65) unter umgekehrten Vorzeichen. Zur gleichen Zeit erscheint das gleiche Können bei seiner Frau gewissermaßen als Selbstverständlichkeit: Sie beherrscht die Sorgeaufgaben eben einfach, und dass sie zusätzlich ja für ihre eigene Erwerbsarbeit ebenfalls Kompetenzen benötigt und ebenso wie Steffen in mehreren Arenen zur gleichen Zeit unterwegs ist, findet keine Erwähnung. Die Hauptverantwortung für die häusliche Sphäre verbleibt also bei ihr, und während Steffens „doppelte Vergesellschaftung“ explizit benannt und besonders wird, verschwindet die ihre als selbstverständlich in der Unsichtbarkeit.

Eine anschauliche Illustration, was die verantwortliche Übernahme von Aufgaben in der Versorgung von Kindern bedeutet, bietet zuletzt auch das

Interview mit Georges, das relativ abrupt endet, weil der Interviewpartner sein Kind vom Kindergarten abholen muss:

I: Also wir biegen gerade auf die Schlussgerade ein, weil Sie grad' so auf Ihr Handy schauen.

Georges: Ja ich muss mein Kind vor halb fünf abholen.

I: Alles klar aber wir' sind jetzt noch L es sind noch drei Fragen, J

Georges: L Das heißt ich hab' wie spät ist es? J Ja ich muss bald los.

I: Okay. Drei Fragen. //ja// Wir sind gleich fertig dann. Ähm (.) außer Sie müssen schneller los.

Georges: Naja ich hab' noch fünf Minuten. (Georges, 1329–1336)

Letztlich ist ein solcher ‚Einbruch‘ von Sorgeaufgaben in eine Interviewsituation nur dieses eine Mal vorgekommen, was für sich genommen nichts zu bedeuten hat – möglicherweise hatten sich die Interviewpartner einfach ausreichend Zeit eingeplant, die Versorgung ihrer Kinder in diesem Zeitraum war gewährleistet und es kam schlicht nichts Unvorhergesehenes auf: der zeitliche Ausschnitt, den ich mit den Interviewpartnern verbringe, ist auch schlicht und ergreifend sehr klein. Diese kleine und mutmaßlich für sich genommen bedeutungslose Beobachtung fügt sich dennoch in eine generellere: Beschreibungen von eigener Letztverantwortung für das Wohlergehen der Kinder, von ‚Mental Load‘ bezogen auf die Kinder, kommen in den Interviews kaum vor. Abseits der weiter oben als Weiterentwicklung des Ernährermodells interpretierten Rolle des ‚Familienmanagers‘ und sogar innerhalb dieser Rolle werden die Protagonisten der Erzählung als sekundäre Caregiver, als *ebenfalls* beteiligt oder unter der Vorbedingung der Abwesenheit der Mutter beteiligt dargestellt, nicht aber als Haupt- und Letztverantwortliche für das Wohlergehen der Kinder. Dieses Phänomen wurde schon häufig beschrieben (wie unter dem Schlagwort Gender Care Gap, vgl. BMFSFJ 2019, 11). In der Zusammenschau ist festzuhalten, dass konkrete Fürsorgepraktiken und Praktiken, die der maintenance work zuzuordnen sind, gerade im Interview mit Steffen, aber auch bei Elmar und teilweise bei Marius und Wolfgang eine gewisse Rolle spielen. Im Vergleich z. B. zu Darstellungen der Erwerbsarbeit fallen diese allerdings überwiegend sehr knapp und oberflächlich aus, wodurch ihnen eher wenig Relevanz (für die Interviewten selbst oder im beim Interviewer vermuteten Interesse) zugeschrieben wird.

Die von Michael Meuser beschriebene Funktion von Wettbewerb als generative Struktur von Männlichkeit (vgl. Meuser 2010, 126) lässt sich so auch auf die Frage guter Vaterschaft übertragen, und dies sogar in einem ganz klassischen Sinne. Es handelt sich nicht um einen Wettbewerb um gute Elternschaft: Frauen bleiben von der Teilnahme am Wettbewerb eben gerade ausgeschlossen (vgl. Bourdieu 2005, 90), dienen aber als „schmeichelnde Spiegel“, die die Männer bewundern – oder eben nicht. Dass Männlichkeit zu- oder aberkannt wird durch die Frage, wer ein guter Vater ist und wer nicht, und auch dass diese Prozesse wettbewerbsförmig ablaufen, erscheint dabei

gewissermaßen als ganz klassisch und stabil erscheint. Die Arena, in der dieser Wettstreit ausgetragen wird, scheint sich gegenüber der Mitte des 20. Jahrhunderts aber von der materiellen in die symbolische Ebene erweitert zu haben und seine Inhalte erscheinen viel weniger eindeutig. Auf diesen Prozess, und insbesondere auch auf die gegenwärtig zu beobachtende Vieldeutigkeit lässt sich mit dem Konzept der Hybridisierung hegemonialer Männlichkeit ein Reim machen (vgl. Bridges und Pascoe 2014): Bestimmte Aspekte von Vaterschaft und damit verbundene Zuschreibungen, was Männlichkeit bedeutet, halten sich hartnäckig, allen voran der Imperativ, Ernährer zu sein, der sich in den Interviews durch die Bank als selbstverständliche Annahme zeigt, aber auch die fehlende Übernahme von Letztverantwortung für die Versorgung der Kinder und Naturalisierungen in der Zuschreibung bestimmter Aufgaben zu den Kindesmüttern. Zugleich wird an manchen Stellen in den Interviews sehr explizit die Absicht geäußert, im Aufwachsen der eigenen Kinder präsent zu sein (und insbesondere präsenter als die eigenen Väter) und vergeschlechtlichte Grenzziehungen innerhalb der konkreten Sorge- und Versorgungsaufgaben der Kinder wirken aufgeweicht. Zudem spielt der Aspekt der partner:innenschaftlichen Aushandlung, auf den im folgenden Abschnitt noch vertieft eingegangen wird, eine wichtige Rolle. Insbesondere diese ‚alternativen‘ Praktiken werden in den Interviews, in denen sie stattfinden, priorisiert und breit dargestellt, mit dem Effekt einer Präsentation der Protagonisten als involvierte, aktive Väter. Teilweise zeigen sich auch hybride Konstruktionen von Vaterschaft, die einzelne Aspekte des ‚Versorgers‘ in eine Positionierung als ‚Familienmanager‘ übersetzen (insb. im Interview mit Steffen ist dies zu beobachten) und so die Vaterrolle der Protagonisten als eine Art Hybrid aus ‚Versorger/Haushaltsvorstand‘ und ‚Maintenance Worker‘ konstruieren. Sowohl die Interpretation dieser Praxis als geringfügige und oberflächliche Anpassung des klassischen Ernährermodells aus Gründen der besseren Anerkennbarkeit einer solchen Vaterschaft als auch die Interpretation als tiefgreifender Wandel sind begründbar.

8.3 Partnerschaftlich aushandeln

Im Interviewmaterial findet sich eine Reihe an Äußerungen, die sich mit der Frage beschäftigen, was es bedeutet, ein guter Partner in einer Partnerschaft zu sein. Dies spielt vor allem da eine Rolle, wo solche Beziehungen überhaupt thematisiert werden. In den Interviews mit Alex und David kommt das Thema beispielsweise kaum zur Sprache. In diesem Kontext möchte ich insbesondere auf das Ideal partnerschaftlicher Aushandlung, das als Anforderung teilweise an die Protagonisten (und deren Partnerinnen) angelegt wird, eingehen. Dabei wird der Prozess einer solchen Aushandlung bei Steffen als habitualisiertes Aufrechterhalten eines kommunikativen Zustandes dargestellt, durch den die

gemeinsame Organisation des Familienalltags gelingt. Auffällig ist dabei der zweckmäßig-technisierte Jargon, dessen sich der Erzähler bedient:

wir haben uns mal angewöhnt immer Sonntag abends 'n Essensplan zu machen und „Wer kauft ein?“, und (.) die Woche zu besprechen also (.) so kommunikative::e Sequenzen reinzuhaufen in unserem Alltag, //mhm// dass wir das auch gut irgendwie gemeinsam organisiert kriegen. (Steffen, 1087–1090)

Auch in anderen Interviews spielt das Thema der Aushandlung innerhalb der Partner:innenschaft eine wichtige Rolle, insbesondere bei Marius und Elmar, auf die gleich noch vertieft eingegangen wird. Eine Orientierung an einer Idee der Aushandlung steht dabei nicht notwendigerweise in einem komplementären und gegenseitig ausschließlichen Verhältnis zum Ideal einer individuell-souveränen Entscheidungsfindung. Dies wird z. B. in den Interviews mit Georges und Sebastian deutlich, die den Prozess, eine Arbeitszeitreduktion anzustreben, sehr deutlich als eigene Entscheidung markieren, dann aber vor der Umsetzung noch ihre jeweiligen Beziehungspartnerinnen konsultieren oder zumindest informieren – wobei dies bei Sebastian erst *nach* seiner eigenen Entscheidung und *nach* der Konsultation seiner Eltern (deren zunehmende Angewiesenheit auf Unterstützung durch den Protagonisten allerdings auch als wesentlicher Grund für die Arbeitszeitreduktion dargestellt wird) geschieht. Sowohl Georges' als auch Sebastians Partnerin stimmen jeweils ohne Bedenken zu, die Frage, inwiefern ein Veto an dieser Stelle Wirkmacht entfalten würde, bleibt daher notwendigerweise ungeklärt.

Den Entschluss gefasst, mit meinen Eltern natürlich auch noch mal gesprochen, auch mit meiner Partnerin, mit meiner (.) damaligen auch, jetzigen immer noch. //mhm// Haben auch alle dahinter gestanden, haben gesagt: „Na klar, mach das“ ne? (Sebastian, 221–224)

und äh da die Perspektive nicht langfristig nicht besser wurde ich hab' gesagt: „Du äh pf (.)“ Jetzt habe ich äh mit meine Frau ä::h wusste schon seit einem Jahr oder zwei Jahre dass ich nicht mehr so viel äh (.) //mhm// drauf he/ das (.) drauf hielt, //@mhm@// und hat gesagt: „Ist okay“ (Georges, 288–291)

Kaum eine Rolle spielt eine Idee von Aushandlung hingegen da, wo von einer traditionellen Arbeitsteilung berichtet wird. Helmut lässt sich etwa rudimentär in Hausarbeit einbinden, betont in diesem Kontext allerdings eher noch einmal zusätzlich die Unantastbarkeit seines Tätigkeitsbereiches:

wollte ich nicht auch noch mich daheim mit meiner Frau (.) mit äh unterschiedlichen Ansichten der Geschäftsführung @auseinandersetzen@. Also @(.)@ äh Firma meins, ich Firmachef, sie daheim Chef, und wenn ich dann als Geschäftsführer oder Inhaber von 'nem Laden (.) mit fünfzig Angestellten heimgekommen bin und sie hat gesagt: „Da das Klo muss geputzt werden, ich hab' kein Bock mehr“, dann hab' ich halt das Klo geputzt (Helmut, 555–559)

Das hier aufgerufene Bild der ‚Frau als Chefin daheim‘ wird erzählerisch als Zugeständnis an Helmut's Frau dargestellt, das allerdings zu dem Preis erfolgt, dass sie sich zu Fragen, die Helmut's Erwerbstätigkeit betreffen, nicht äußert.

Der Erzähler vermittelt zunächst den Eindruck, die Partner:innen seien zwar in den unterschiedlichen Sphären *ungleichberechtigt*, aber prinzipiell *gleichwertig* („ich Firmachef, sie daheim Chef“). Indem dann allerdings die berufliche Verantwortung Helmut („fünfzig Angestellte“) neben den profanen Akt des Klo-Putzens gestellt wird, vermittelt sich doch eine Hierarchisierung, die Helmut's Beteiligung an den als Aufgaben seiner Frau festgelegten Haushaltstätigkeiten als Geste der Großzügigkeit, des Sich-Herablassens markiert wird.

Auch im Interview mit Wolfgang schlägt sich diese traditionelle geschlechtliche Arbeitsteilung deutlich durch. Durch die Trennung von seiner Frau ist der Protagonist seiner Erzählung innerhalb der Familie auf eine reine Geldverdiener-Rolle zurückgeworfen. Während seines Daseins als geschiedener Mann kümmert er sich selbst um seinen Haushalt. Als er allerdings mit seiner zweiten Frau zusammenkommt, scheint die Frage, in wessen Verantwortungsbereich die Haushaltsführung fällt, wiederum keine offen zu verhandelnde, sondern eine vorab entschiedene zu sein (vgl. dazu auch die in Kapitel 9.2 interpretierte Passage). Wie bei Helmut ist es dem Erzähler wichtig zu betonen, dass er über keinerlei grundsätzliche Berührungängste mit Hausarbeit verfügt. Möglicherweise liegt auch eine Strategie der präventiven Immunisierung vor Kritik (durch mich oder ein imaginiertes Publikum) vor. Dennoch bedeutet die Rückkehr in den Stand der Ehe offensichtlich für Wolfgang zugleich, dass er sich nun eben nicht mehr um seine Wäsche oder die Spülmaschine zu kümmern hat, sondern dass seine (ebenfalls werktätige) zweite Frau die Verantwortung für diese Aufgaben trägt.

Nach dieser eher überblickshaften Darstellung, inwieweit die Frage der Aushandlung in Paarbeziehungen in den untersuchten Erzählungen überhaupt relevant wird, möchte ich nun anhand einer etwas längeren Interviewpassage aus dem bislang eher knapp behandelten Interview mit Marius dem Begriff der Aushandlung und den Diskursen, den ich damit verknüpft sehe, näherkommen. Für das Verständnis ist eine kurze Skizze des aktuellen erzählten Paararrangements zwischen Marius und seiner Frau vonnöten: Das Paar hat ein kleines Kind, wohnt aber aktuell aufgrund der jeweiligen Erwerbsarbeit an zwei unterschiedlichen Orten: Marius in einer Stadt in Süddeutschland, wo er als Ingenieur in einem größeren Unternehmen beschäftigt ist, seine Frau indes in einer Stadt in Ostdeutschland, weil sie eine wissenschaftliche Laufbahn anstrebt und daher dort eine Stellung als Juniorprofessorin angenommen hat. Das Kind wird montags bis donnerstags von der Mutter betreut, die dabei von ihrer am gleichen Ort wohnhaften Großmutter unterstützt wird. Freitag bis Sonntag besuchen sich Marius und seine Frau gegenseitig, wobei sie sich mit den Fahrten an den Wohnort der jeweils anderen Person abwechseln. Grundsätzlich ist Marius, der seine Erwerbsarbeitszeit reduziert hat, freitags vollständig für die Betreuung des Sohnes zuständig. Die räumlich getrennten Haushalte führen die beiden Partner:innen jeweils in Eigenverantwortung. Ich argumentiere nun, dass die folgende Passage kennzeichnend sind für einen bestimmten Diskurs

zu egalitären Paarbeziehungen, der sich auch in anderen Fällen wiedererkennen lässt. Dieser Diskurs beinhaltet primär die Konstruktion der Aushandlungspartner:innen als individuell und weitgehend von sozialen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unabhängig agierend sowie ein auf dieser Basis bestehendes Verständnis von Gerechtigkeit als Verfahrensgerechtigkeit. Diese Interpretation werde ich im Anschluss an die folgende Passage zu begründen versuchen.

I: Also jetzt hast du von der Aushandlung mit dem Arbeitgeber erzählt, gab es- also gabs davon abgesehen mit anderen Personen oder Akteuren noch-

Marius: Hab' mich natürlich mit meiner Frau drüber unterhalten und die Frage war: Wie können wir es umsetzen, dass wir halt (..) zum einen die Fernbeziehung mit den Jobs an zwei Orten hinbekommen (..) im Endeffekt war natürlich die Frage, kann sie darauf verzichten woanders zu arbeiten //mh// (..). Im Endeffekt ist das aber einfach für ihr (..) Glück auch entscheidend, dass sie mh (..) sag' ich mal 'ne wissenschaftliche Karriere hat. Weil sie sagt, //ja// das ist das was sie machen will, sie will selber entscheiden, was sie macht //mh// und (..) es ist einfach super wichtig für sie und das spielt eine riesige Rolle für sie. Kann ich voll nachvollziehen, das ist im Endeffekt komplett ehrlich ehm und (..) deswegen hat sie sich eben auf (..) Juniorprof-Stellen beworben und davon gibt es halt super wenige //ja//. Sie hat zwei angeboten bekommen, eine in den USA (..), eine in Stadt 7. Ja (..). Sie wär gern in die USA wieder gegangen, aber (..) wir haben im Endeffekt auch drüber nachgedacht und (..) so cool es gewesen wär, der Schritt wär einfach (..) größer gewesen und (..) die Auswirkungen auf uns auch und (..) vor allem, wie wir unser Umfeld sehen, unsere Eltern, unsere Freunde, ähm, wir hätten uns alles neu aufbauen müssen, was (..) vielleicht nicht das schlimmste gewesen wär, aber (..) erstmal ungewohnt. Und (..) vor allem ich hab' gesagt: „Phu, das (..) find' ich (..) bisschen viel“. Und dann haben wir halt gesagt, okay, Stadt 7 ergibt sich dadurch gut, dass ähm ihre Eltern gerade wieder zurück nach Stadt 7 gezogen sind, wo die studiert hatten und jetzt (..) ihre Mutter eben dann auf den (..) unseren Sohn aufpassen kann, ja //mh// und dann haben wir darüber nachgedacht ja. Und dann war es so, dass sie vorher halt schon das ganze Jahr Elternzeit genommen hatte //mhm//. Trotzdem natürlich einiges getan hat, zum Beispiel einen @Doktoranden@ betreut hat und (..) immer wieder Kontakt gehalten hat, Paper geschrieben hat also- (..) in gewisser Weise ist sie ein Workaholic und kann nicht anders @(.)@ //mh// (..) und da:nn (..) aber auch vor dem Hintergrund halt, dass sie halt auf unseren Sohn unter der Woche aufpasst, Montag bis Donnerstag, auch wenn sie arbeitet, das ist natürlich vorher und nachher auch ein riesen Aufwand und so (..), es halt dann in gewisser Weise auch fair ist, wenn ich da irgendwie auch (..) sag' ich mal mich beteilige, auch von ihm was mitbekomm //mhm// (..) und insofern in gewisser Weise auch als ausgleichende Gerechtigkeit dafür, dass sie vorher ein Jahr Elternzeit genommen hat, in der Betreuungssituation, wo man ja keine Betreuung gekriegt hätte, unter einem Jahr einen Kitaplatz zu kriegen ist- ja, in Stadt 5 so mehr oder minder unmöglich //mhm//. Also es gibt ein paar, aber die sind (..) so wie es uns schien, unter der Hand weg (..) //ja//. Und die Frage ist natürlich, ob du halt (..) die erste Zeit mit deinem Kind auch mitbekommen möchtest oder eigentlich das Kind von Anfang an weggibst, //ja// ja. Klar (..). Also da haben wir uns auch auf jeden Fall drüber unterhalten und (..) eigentlich ist so das Ziel ehm, wenn wir ein zweites Kind bekommen, was wir auch vorher e:hm, ist, dass wir dann 50-50 die Elternzeit teilen, ja //mhm//. Und eigentlich, mittelfristig ist das Ziel auch, an den gleichen Ort zu ziehen //mhm// (..) wobei mein Ziel persönlich gar nicht unbedingt ist, wieder Arbeitszeit zu erhöhen, also (..) ich hab' es in der Doktorarbeit nicht übertrieben, dann halt hier am Anfang (..) denk ich. Ja, ich bin jemand, der auch tendenziell eher zu viel arbeitet, ich hab' Stunden aufgebaut, wo ich die 40 Stunden gearbeitet

hab', hab' ich mehr oder weniger pro Woche (.) ein bis zwei Stunden aufgebaut und das halt //mhm// über vier Jahre //ja// in Folge. Also da ist schon etwas zusammengekommen und jetzt geht es mir genauso auch wieder so. Also ich bin eigentlich jemand, der sich schwer loseisen kann und dann denkt: „Ah komm, das mach ich jetzt noch fertig und dann ist das erledigt“ //mhm// (.) ja. Aber das haben wir in gewisser Weise auch so (.) untereinander ausgehandelt, ich find' es auch (.) fair, also (.) find's auch richtig. (Marius, 1217–1262)

Der Erzähler präsentiert im vorliegenden Interviewausschnitt eine Argumentation, die zwei Thesen zu begründen versucht (und, das wird wenig später noch deutlicher, eine dritte dabei nicht zu gefährden, die daher als eine Art Nebenthese gelten kann): Erstens: Der Protagonist hat seine Arbeitszeit reduziert, um seinen Teil der Sorgearbeit zu leisten und Zeit mit seinem Sohn zu verbringen. Zweitens: Das zwischen Marius und seiner Frau ausgehandelte Arrangement ist fair. (Und drittens: Marius ist als Arbeits-Subjekt ernstzunehmen und leistungsfähig).

Die vorangestellte Interviewpassage weist gewissermaßen einen offensiv präsentierten Vordergrund und einen eher defensiv mittransportierten Hintergrund auf, wobei letzterer als notwendiger Bestandteil der vorgelegten Argumentation gelten kann. Die ausgesprochenen Prämissen der Argumentation sind dabei folgende: Die Vereinbarkeit von elterlicher Fürsorge und Beruf sowie die räumliche Organisation des Zusammenlebens als Paar stellen Marius und seine Frau vor eine gemeinsame Herausforderung („die Frage war: Wie können wir es umsetzen, dass wir [...] die Fernbeziehung mit den Jobs an zwei Orten hinbekommen“). Als Vater sollte sich Marius aus Sicht des Erzählers an der am Sohn zu leistenden Sorge- und Pflegearbeit beteiligen. Den von seiner Frau betriebenen Aufwand in der Betreuung des Sohnes erkennt Marius an und reduziert daher, als „ausgleichende Gerechtigkeit“, seine Arbeitszeit, um sich freitags allein und wochenends gemeinsam um den Sohn zu kümmern. Dabei werden Marius und seine Frau als autonome Subjekte auf Augenhöhe präsentiert, die mit je eigenen und berechtigten Interessen eine vernünftige und für beide Seiten befriedigende Lösung aushandeln, die dem Kriterium der ‚Fairness‘ genügt: „Aber das haben wir in gewisser Weise auch so (.) untereinander ausgehandelt, ich find' es auch (.) fair, also (.) find's auch richtig.“

Die nicht ausgesprochenen Prämissen umfassen ein bestimmtes Verständnis von Fairness. Entsprechend der Darstellungsform versteht der Erzähler darunter Verfahrens- und nicht Ergebnisgerechtigkeit: im oben beschriebenen praktizierten Arrangement ist der Anteil an alltäglicher Sorgearbeit bzw. Organisation von Sorgearbeit für den einjährigen Sohn, den Marius' Frau leistet, erheblich höher als seiner. Ferner hat Marius' Frau, weil es sich „jetzt so angeboten“ hatte, volle zwölf Monate Elternzeit genommen, während er, trotz des ursprünglichen Plans, die Elternzeit zu gleichen Teilen aufzuteilen, nur zwei Monate in Anspruch genommen hat. Marius' Frau übernimmt also den erheblich größeren Teil der Betreuung des gemeinsamen Sohnes – ohne, dass sie deswegen weniger stark in Erwerbsarbeit involviert wäre, im Gegenteil: Die Arbeit in der Wissenschaft bindet sie mutmaßlich stärker als Marius sein

Job. Auf der Ebene des Aushandlungsergebnisses ist also gewiss keine gleichmäßige Verteilung der zeitlichen Belastung der Beziehungspartner:innen festzustellen. Das Paar hat sich *gleichberechtigt* auf die *Ungleichbehandlung* geeinigt, die somit dem Kriterium der Fairness entspricht.

Das Verhandlungsergebnis wird trotz ungleicher Behandlung der Verhandlenden als fair darstellbar, indem die wissenschaftlichen Karriereambitionen von Marius' Frau und die damit verbundene Mobilitätsanforderungen als ihre persönliche Leidenschaft und zu einem gewissen Grad als Zumutung für Marius und damit als Bereich, in dem er in der Aushandlung Zugeständnisse macht, konstruiert werden. So markiert der Erzähler die Karriereambition von Marius' Frau zwar als berechtigt und die daraus entstehende Mobilitätsanforderung als schlüssig. Zugleich wird sie aber auch zu *ihrem* (aus ihrer Leidenschaft erwachsenden) Problem, indem der Erzähler die Wissenschaftskarriere als „für *ihre* (.) Glück [...] entscheidend“, „das was *sie* machen will“ (Herv. LK) und den Wunsch nach Umsetzung dessen als „ehrlich“ (also legitim, aber eben nicht *Marius'* Wunsch oder Problem) kennzeichnet. Diese Interpretation wird zusätzlich gestützt dadurch, dass zunächst die Frage aufgeworfen wird, ob Marius' Frau auf den Ortswechsel verzichten (und damit die Zumutung für Marius beheben) kann und erst nachgeordnet die, wie der beste gemeinsame Umgang des Paares mit der gegebenen Situation aussehen kann – und dadurch, dass die Arbeit (und die Art und Weise der Arbeit) von Marius' Frau im Laufe des Interviews immer wieder in leicht abwertender Weise bezeichnet wird: Sie wird als „Workaholic“ charakterisiert, die selbst in ihrer Elternzeit Arbeit nicht sein lassen kann und deren „Selbstwertgefühl“ von ihrem Job abhängt. So hält der Erzähler bezogen auf die Erwerbsarbeit von Marius und seiner Frau an anderer Stelle fest:

das merk' ich bei meiner Frau (.) schon //mhm//, sie ist (.) sag' ich mal auf jeden Fall äußerst begeisterungsfähig, aber sie ist auch zum Teil (.) richtig enttäuscht und ich bin einfach (.) viel mehr (.) charakterlich in Balance (Marius, 965–967)

Auf diese Art und Weise erscheint Marius' Frau als *zu* involviert in ihre Erwerbsarbeit und die daraus erwachsenden Anforderungen als Zugeständnisse von Marius erforderlich.

Interessanterweise gehört zur Übereinkunft des Paares auch, einen grundsätzlichen Anspruch auf Gleichbehandlung aufrechtzuerhalten, aber gewissermaßen auf die Zukunft zu verschieben – „eigentlich ist so das Ziel ehm, wenn wir ein zweites Kind bekommen, was wir auch vorhaben e:hm, ist, dass wir dann 50–50 die Elternzeit teilen“. Auch, wenn stichhaltige Gründe dafür genannt werden, dass der Wohnort der Frau besser geeignet ist, um die Betreuung des Sohnes zu gewährleisten (Anwesenheit von Marius' Schwiegermutter, besseres Angebot an Betreuungsplätzen), ist doch verwunderlich, dass die Option, dass der Sohn zumindest zeitweise bei Marius bleibt, überhaupt keine Erwähnung findet, ebenso wenig wie begründet wird, warum Marius nicht zum Rest seiner Familie ziehen kann.

In der Konstruktion des Wegzugs der Frau als Zumutung, der latenten Abwertung ihrer Karriereambitionen, der eben beschriebenen ‚Selbstverständlichkeiten‘ und der Beschreibung des realisierten Paararrangements als fair, liegt, so kann festgehalten werden, eine stabil bleibende Idee einer geschlechtlichen Kodierung von Aufgaben in einer Partnerschaft – ohne, dass das vom Erzähler notwendigerweise so intendiert ist und trotz des anderslautenden rhetorischen Postulats der gleichberechtigten Beziehung. Marius wird als guter Partner und Vater positioniert; eine Subjektposition, die sich einnehmen lässt durch die explizite Bezugnahme auf zwei diskursive Figuren und implizite Annahme der Gültigkeit einer dritten: Erstens werden die beiden erzählten Figuren als gleichberechtigt Aushandelnde positioniert. An dieser Stelle ist wichtig zu erwähnen, dass ich als Interviewer den Begriff der Aushandlung ins Spiel gebracht hatte und dieser dann vom Interviewpartner aufgegriffen wird. Dies ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass der Erzähler sich den Begriff zu eigen macht und inhaltlich ausgestaltet. Diese Positionierung als gleichberechtigt Aushandelnde setzt die Bezugnahme auf einen Diskurs voraus, der Aushandlung als einen angemessenen oder begrüßenswerten Operationsmodus einer Paarbeziehung markiert. Dieser Diskurs enthält weitere Basisannahmen – er geht aus von zwei *gleichermaßen handlungsfähigen* Akteuren, die sich auf einem *gleichberechtigten* Spielfeld im offenen Austausch von Argumenten auf etwas einigen. Ein solcher Diskurs führt dazu, dass der Blick sich nicht zuerst auf ökonomische Ungleichgewichte und sich-Bahn-brechende Geschlechterdiskurse, die auf die Handelnden einwirken, richtet. Diese Faktoren laufen Gefahr, unsichtbar gemacht zu werden. Zum Zweiten wird Bezug genommen auf einen Diskurs guter, involvierter Vaterschaft, der besagt, dass Väter ins Familienleben eingebunden sein sollten – viel mehr aber auch nicht. Ein Anspruch auf ein egalitäres Paararrangement wird aus dieser Bezugnahme jedenfalls nicht entwickelt. Im Gegenteil scheint es gerade die diskursive Figur guter, involvierter Vaterschaft zu sein, die es mit-ermöglicht, ein offensichtlich nicht egalitäres Arrangement als ‚fair‘ zu klassifizieren: Marius tut ja bereits mehr als andere Väter. Zuletzt wird drittens eine naturalisierende Vorstellung einer vergeschlechtlichten Aufgabenteilung sichtbar, die einem klassisch modernen Geschlechterdiskurs zuzuordnen ist.

Dadurch, dass Marius und seine Frau unter der Woche eine Fernbeziehung führen und der gemeinsame Sohn bei seiner Mutter ist, deutet sich hier eine „doppelte Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt 2008, 65) von Marius‘ Frau an, während in Marius‘ Fall Erwerbs- und Sorgearbeit mindestens raum-zeitlich deutlich getrennt voneinander stattfinden und er mutmaßlich auch den geringeren Anteil an Haus- und Sorgearbeit leistet. Auf eine Interviewerfrage nach der Aufteilung von Arbeit in der Paarbeziehung antwortet er:

Wir versuchen es 50–50 (..) ähm (..) so wie sie auch sonst im Leben mehr Antrieb hat (..) sag‘ ich mal (.) macht sie da mehr auch von allein und ähm (.) ich denk sie hat auch ähm (.) eher den Drang, da was zu machen, für mich ist so ähm (.) ok, man kann auch morgen

aufräumen //mh// (.) und dann wenn es im Weg liegt, dann räum' ich es halt weg (.) bei ihr ist es so, dass es //mh// (.) eigentlich sie schon stört, wenn es- wenn man drüber nachdenkt und merkt, dass man nicht aufgeräumt hat so ungefähr //mhm// @(.).@ vielleicht ein bisschen extrem. Ähm (..) also da (.) finde ich eigentlich, ist es sinnvoll, 50-50 aufzuteilen und jetzt mit den getrennten Wohnungen ist es auch so, dass wir sagen ähm jeder putzt die Wohnung bei sich, wenn der andere nicht da ist so ungefähr und ähm (.) dann ist es da letztlich fair. (Marius, 1331–1339)

Es handelt sich bei dieser Passage um eine Argumentation mit dem Ziel, die These zu beweisen, dass die anfallende Arbeit in der Partnerschaft grundsätzlich „fair“ aufgeteilt ist. Zu diesem Zweck bildet der Erzähler argumentativ eine Art Waage, die er mit Gewichten bestückt, um ihr Gleichgewicht zu demonstrieren. Zum Erzählzeitpunkt leben die erzählten Figuren in unterschiedlichen Wohnungen in unterschiedlichen Städten. Für diese jeweiligen Wohnungen tragen sie jeweils selbst Sorge, was der Erzähler als ‚letztlich fair‘ evaluiert. Für die gemeinsamen Zeiten gilt die 50-50-Regel gleichermaßen, wird allerdings, so argumentiert der Erzähler, teilweise nicht eingehalten, da Marius‘ Frau „wie auch sonst im Leben mehr Antrieb“ als Marius hat und dementsprechend z. B. schneller den Drang entwickelt, aufzuräumen. Zweierlei fällt hierbei auf: zunächst die Tatsache, dass der gemeinsame Sohn des Paares bei Marius‘ Partnerin wohnt und dementsprechend ihr Sorge- und Hausarbeitsaufwand unter der Woche, wenn Marius abwesend ist, erheblich erhöht ist. Das Argument, dass der Versuch einer gleichen Aufteilung („wir versuchen es 50–50“) an den besonderen Bedürfnissen von Marius‘ Frau scheitert, kann zudem als eine Delegation von Marius‘ Verantwortung für ein faires Arrangement an seine Frau gesehen werden. Indem die Bedürfnisse seiner Frau als „vielleicht ein bisschen extrem“ markiert werden, wird es unproblematisch, dass Marius mit seiner Beteiligung im Hintertreffen ist (und offensichtlich an diese erinnert werden muss; „sie [macht] [...] mehr auch von allein“). Das Argument, so könnte kritisiert werden, erweckt also rhetorisch zunächst den Eindruck einer ganz gleichen Verteilung von Sorge- und Hausarbeit, die aber gar nicht vorliegt.

Anders als in Marius' Erzählung scheinen Elmar und seine Frau mit jeweils 50 % Erwerbsarbeit und einer möglichst gleichen Verteilung der Haus- und Sorgearbeit ein auf dem Papier tatsächlich sehr egalitär anmutendes Arrangement zu leben. Dieses scheitert letztlich und das Paar trennt sich, wofür Elmar unter anderem auch die Ausgestaltung des Alltags der jungen Familie verantwortlich macht, die dem Paar ein hohes Maß an Abstimmungsaufwand aufbürdet und so zu erheblichen Konflikten führt. Im Kontrast zu Marius' Erzählung stehen in einer Passage, in der Elmar dieses Arrangement beschreibt, sehr konkrete Haushaltspraktiken im Zentrum der Darstellung: es geht um Wäsche waschen, Putzen, Nähen, Steuererklärung machen, handwerkliche Tätigkeiten, die Instandhaltung des Autos usw. Durch den Anspruch des Paares, im Ergebnis (und nicht im Prozess) Gerechtigkeit im Sinne von gleicher Belastung durch sowohl Haus- als auch Familienarbeit herzustellen, ergibt sich ein hoher

Kommunikationsbedarf – zum einen aus koordinativen Gründen (wer macht was?), zum anderen aus evaluativen Gründen (ist unser Arrangement wirklich gerecht?). Im Rückblick beurteilt der Erzähler diesen hohen Kommunikationsbedarf als ambivalent:

Also (.) es war ja auch so 'ne Idealidee (.) oder 'n Ideal, wir teilen uns alles halbe halbe. //mhm// Aber dadurch haben wir auch um vieles streiten müssen. Also manche Paare wo die Aufgaben klar verteilt waren, //mhm// haben's da vielleicht leichter gehabt. Wenn jeder den Bereich vom anderen respektiert. Wir sind uns dann halt im häuslichen Miteinander immer wieder auch in die Quere gekommen wo ich gedacht hab': „Jetzt hättest du das auch mal noch machen können“ oder umgekehrt (Elmar, 1096–1101)

Dadurch, dass es keine klare und festgelegte Teilung der Aufgaben zwischen den Ehepartner:innen gibt und diese aus ideellen Gründen auch gar nicht erwünscht wird, ergibt sich, so argumentiert Elmar, auch Potenzial für Reibung und Streit. Eine vorab vorgenommene Festlegung, wie sie sich z. B. aus einer traditionellen Arbeitsteilung ergäbe, kommt ohne dieses Konfliktpotenzial aus, was das Zusammenleben aus Elmars rückblickender Perspektive vielleicht „leichter“ macht – denn so, wie Elmar und seine Frau ihren Alltag (mit Kindern) bestreiten, gibt es keine Lebensbereiche, aus denen die jeweils andere Person ausgeschlossen ist, keine Grenze, die „respektiert“ wird oder nur werden kann. So kommen sich die beiden immer wieder „auch in die Quere“, machen einander Vorwürfe, bestimmte Tätigkeiten nicht erledigt zu haben oder müssen definieren, was überhaupt als Hausarbeit gilt:

Zählt Steuererklärung machen zu den Haushaltstätigkeiten oder sich an die technischen und hau' also trotz dem dass ich kein großer Handwerker bin ist an mich das Auto und solche Sachen immer bei mir @hängen geblieben@, also gilt das dann auch als Hausarbeit wenn du (.) //mhm// jetzt mit dem Auto in der Inspektion warst (Elmar, 1102–1105)

Der Erzähler nennt eine Reihe von Tätigkeiten, die nicht klassischerweise als Haushaltstätigkeiten gelten – wie eine Steuererklärung, technisch-handwerkliche Aufgaben und das Kümmern um das Funktionieren des gemeinsamen Autos. Diese Tätigkeiten bleiben, stellt Elmar lachend fest, beim Protagonisten „hängen“, obwohl er nicht sonderlich gut für diese geeignet ist. Durch die Hintertüre schleicht sich so auch eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in die Beziehung ein (die kurz zuvor auch bereits angeklungen war: „Nähmaschinennähen hab' ich nie angefangen“; 1075–1076). An dieser Stelle geht es aber eher darum, inwiefern diese Tätigkeiten in die Berechnung des Gesamtumfangs der Hausarbeit eingehen. Daraus ergeben sich vor dem Hintergrund des Anspruchs einer gleichmäßigen Verteilung von aufgewendeter Zeit für Hausarbeit Gerechtigkeitsfragen, die „andere Paare“, die auf gesellschaftlich erprobte ‚Standardmodelle‘ zurückgreifen, nicht verhandeln müssen. Und es wird noch komplizierter, weil Elmar und seine Frau im gleichen Berufsfeld tätig sind:

Es gab dann auch so 'ne Konkurrenz dass sie eben im Jugendhaus in Stadt 4 angefangen hat zu arbeiten in 'nem (.) verwandten Feld wo ich vorher gearbeitet hab' und dann so gesagt

hat da: „Ich werd immer nur mit dir verglichen“, //mhm// also da sind so (.) auch so Reibungen entstanden wo ich gedacht hab’: „Musst dich doch nicht mit mir vergleichen, also mach einfach dein Ding und dann (.) das auch“, äh (.) also wo so (.) auch das nahe Miteinander von (.) Beruf und darüber/ Wohnort und so, dieses Verschränktheit irgendwie vielleicht auch 'n bisschen, auch au/ Schwierigkeiten uns beschert hat oder uns das Leben dann schmaler gemacht hat. //mhm// Und wo es bei meiner Frau eher dazu geführt hat äh (2) sich (.) also sie hat ihr (2) ihre Eigenständigkeit und ihren eigenen Wert eher bedroht gefühlt im Beruf //mhm// eher gekämpft, was ich so gar nicht für nötig gefunden hab’ aber das hat ja eher eigene biographische Geschichte wo man jetzt (.) gar nicht bewerten muss (Elmar, 1082–1092)

Der Erzähler berichtet, dass es von Seiten von Elmars Frau die Wahrnehmung eines Verglichenwerdens ihrer beruflichen Tätigkeit sowie der des Protagonisten gebe. Diese Wahrnehmung wird verschärft durch den Wohnort des Paares auf dem Gelände der Einrichtung: Elmar ist auch als Person an der Arbeitsstelle der Frau permanent anwesend und sichtbar, das „Verschränktheit“, das organisatorisch zuvor auch als vorteilhaft (kurze Wege usw.) beschrieben worden war, zeitigt hier also unerwartete und -erwünschte Nebenfolgen. Dennoch kann der Protagonist das Problem seiner Frau nicht wirklich nachvollziehen – sie solle sich eben selbst nicht auf den Vergleich einlassen und ihr eigenes „Ding“ machen, „[m]usst dich doch nicht mit mir vergleichen“. Der Protagonist stellt also an seine Frau die Anforderung individueller Autarkie, die Fähigkeit, sich einer externen Bewertung schlicht und ergreifend aus eigener Kraft zu entziehen – und dass ihr das nicht möglich ist, wird auf Eigenschaften ihrer Person, ihre „eigene biographische Geschichte“ zurückgeführt und individualisiert. Bei allem verständnisvollen Ton, der Erzähler markiert hier den Protagonisten als rational Handelnden und seine Frau als aus unzugänglichen Gründen irrational externen Bewertungen verhaftet.

Die Dialektik des Konzepts der „Aushandlung“ liegt, und das zeigen, wenngleich in unterschiedlicher Weise, die beispielhaft interpretierten Passagen sowohl aus dem Interview mit Elmar als auch mit Marius, genau darin begründet: dass es universalistisch ist, und zwar in dem Sinne, dass es allen beteiligten Personen gleich viel Handlungsmacht *zuschreibt*, während es gleichzeitig ignoriert, dass de facto nicht alle beteiligten Personen gleich viel Handlungsmacht *aufweisen*. Es handelt sich um einen Diskurs, der sehr viel Wert auf den *Prozess* der gleichberechtigten Aushandlung legt, ohne den *Voraussetzungen* und *Rahmenbedingungen*, den *Machtbeziehungen*, in denen Aushandlung stattfindet, besonders viel Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. In Elmars Fall findet diese Ausblendung eher auf der Ebene dessen statt, dass das symbolische Kapital des Protagonisten an der Arbeitsstelle seiner damaligen Ehefrau nicht berücksichtigt wird, in Marius’ Fall geht es um ganz handfeste Disparitäten in der Haushaltsführung und der Betreuung des gemeinsamen Kindes. In diesem Kontext ist Stephanie Bethmanns Argumentation aufschlussreich, das Konzept partnerschaftlicher Liebe transportiere als postromantisches Liebesideal zugleich eine Vielzahl an Elementen romantischer

Liebe weiter und wirke so (auch) als Verdeckungsmechanismus z. B. vergeschlechtlichter Arbeitsteilung. Durch den Erfolg feministischer Kritik an romantischer Liebe – diese wirke als Instrument der Unterdrückung und fungiere gewissermaßen als Ersatzwährung, durch die es als nicht notwendig erscheine, Sorge- und Hausarbeit auch monetär zu entlohnen und ihr gesellschaftliche Anerkennung zukommen zu lassen (vgl. Bock und Duden 1977; Bischoff 1984) – habe sich ein neues Idealbild der partnerschaftlichen Liebe entwickelt. Dieses wurde beispielsweise von Anthony Giddens beschrieben als eine Befreiung aus der Bestimmung durch Normen, an die eine selbstbestimmte private Lebensführung trete, die nur an den Grenzen der Autonomie der anderen Person ende. Das symmetrische „give and take“ (Giddens 1992, 62) und das Vertreten der eigenen Bedürfnisse innerhalb der Partnerschaft sei für die partnerschaftliche Liebe konstitutiv, während das Ideal romantischer Liebe sich gerade aus einer Ideologie selbstloser Hingabe speise. Bethmann kritisiert an diesem optimistischen Befund Giddens', dieser verweise die Aufgabe einer Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse just an den Ort, wo eine solche seit Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten scheitere: in die „Privatheit der Paardyade“. Zudem verfüge seine Theorie implizit über ein sehr starkes Subjektverständnis, indem er letztlich davon ausgehe, dass beide Partner:innen fähig und gewillt seien, ihre Interessen zu äußern und zu vertreten. Auf diese Art und Weise geriete die Frage, wie liebende Subjekte sozial generiert werden, von welchen gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen und strukturellen Rahmenbedingungen sie abhingen, aus dem Blick. Bethmann kommt zum Schluss, „[d]iese Art individualitätstheoretisch geprägter Analysen schreib[e] dem Selbstbild der Akteure nach dem Mund“ (Bethmann 2010, 232) und resümiert:

„Im Übergang vom Paradigma der romantischen Liebe zum Paradigma der partnerschaftlichen Liebe kristallisiert sich meines Erachtens eine interessante Entwicklung heraus: Die Mechanismen der Ungleichheit haben sich verändert und liegen nun versteckt unter einer dicken Schicht Gleichheitsrhetorik. Die Chancen der Subjekte, Ungleichheit zu erkennen und anzuerkennen sind schlechter geworden. Individualität und Autonomie sind dominante gesellschaftliche Normen [...] und niemand möchte sich dem Vorwurf aussetzen, er oder sie verstecke sich hinter sozialen Strukturen.“ (ebd., 233)

Mit diesem Zitat ist der Nagel auch für die zuvor interpretierte Argumentation von Marius auf den Kopf getroffen: Ihr zentraler Zweck besteht darin, die Übereinkunft des Paares, das gefundene Arrangement als gleichberechtigt und fair zu klassifizieren – dadurch gerät das Selbstbild nicht in Gefahr und es winken Distinktionsgewinne als ‚involvierter Vater‘ und ‚emanzipierte Frau und Mutter‘. Es handelt sich also um einen in hohem Maße von rhetorischen Verdeckungen und einer starken Vorannahme souveräner Subjekte geprägten Diskurs. Das erschwert auch die Möglichkeit der Kritik – während die Liebeskritik der 70er- und 80er-Jahre sich aus der Skandalisierung der Verhältnisse durch die Betroffenen speiste, würde das Eingeständnis von ‚Betroffenheit‘ in einem radikalen Individualisierungsdiskurs einem Scheitern als souveränes

Subjekt gleichkommen. Die Idee ‚guter Männlichkeit‘ (im Gegensatz zu einer als ‚toxisch‘ diffamierten) stellt dabei ebenso wie das öffentlichkeitswirksam verhandelte Ideal aktiver Vaterschaft (vgl. die jeweiligen Kontextualisierungen) diskursive Ressourcen dar, mittels derer strukturelle Ungleichheiten privatisiert werden und durch die sie als ‚Resultat einer Aushandlung‘ erhebliches Beharrungsvermögen entfalten.

Zugleich ist, so hoffe ich ebenfalls gezeigt zu haben, das Ideal der partnerschaftlichen Liebe und der Aushandlung nicht notwendig eines, das in Reinform auftritt. Versatzstücke romantischer Liebesideale können ebenso mit ihm koexistieren wie naturalisierte binäre Geschlechterkonstruktionen, aus denen die Zuständigkeit einzelner Akteur:innen einer Erzählung für bestimmte Tätigkeiten abgeleitet wird. Im Ideal des männlichen Familiernährer-Modells liegt ebenfalls eine Konzeption guter Partner:innenschaft verborgen. Diese schließt i. d. R. stärker an ein romantisches Liebesideal an, indem die Partner:innen durch die Aufteilung der Sphären untereinander auch ein Stück Autonomie in der jeweils anderen Sphäre für den Partner:die Partnerin aufgeben; ein Arrangement, das allerdings aufgrund der Privilegierung der öffentlich-befruchtlichen Sphäre i. d. R. ökonomische und symbolische Vorteile für Männer mit sich bringt.

9 Ein- und Ausschlüsse: zwischen Misogynie, Homophobie und Inklusivität

9.1 Kontext: „Toxische“ und „kritische“ Männlichkeit

Ein in den letzten Jahren populärer Begriff im öffentlichen Sprechen über Männlichkeit ist die Rede von der „toxischen Männlichkeit“. Um das Sprechen meiner Interviewpartner in dieses Sprechen in der öffentlichen Debatte kontextualisieren zu können, folgt nun ein Exkurs, der die grundlegenden Merkmale sowie die Geschichte dieses Begriffes skizziert. Im Anschluss wird mit der Kategorie des „zeitgemäßen Mannes“ eine im Kern sehr verwandte, aus dem empirischen Material rekonstruierte Identifikationsfolie vorgestellt.

Der Begriff der „toxischen Männlichkeit“ bzw. der „toxic masculinity“ erfreut sich in den letzten Jahren einer erheblichen Konjunktur. So lässt sich z. B. eine regelrechte Explosion von Google-Suchen nach dem Begriff etwa seit dem Jahr 2017 feststellen (vgl. Google Trends 2024). Der Begriff etabliert sich zunehmend in sozialen Medien und Medienangeboten privater und öffentlich-rechtlicher Anbieter, die sich an ein vorwiegend junges Publikum richten. Ganze Ratgeber beschäftigen sich (überwiegend) mit dem Begriff (Tippe 2021; Bola 2020; Urwin 2017) und die Rasierermarke Gillette baute 2019 eine ganze Werbekampagne auf der Idee der toxischen Männlichkeit auf (Gillette 2019). Die Geschichte des Begriffs reicht zurück in die mythopoetische Männerbewegung der 1980er-Jahre, in deren Rahmen Shepherd Bliss den Begriff erstmals in Anschlag brachte, um die militarierte, autoritäre Männlichkeit seines Vaters zu beschreiben (vgl. Harrington 2021, 347). Seine Argumentation und jene einiger auf ihn folgender Beiträge lautete, dass die Entwicklung von Jungen im Wesentlichen von der Tauglichkeit der Väter als Rollenvorbilder abhängt. Um eine ‚gesunde Männlichkeit‘ entwickeln zu können (die im Übrigen in der mythopoetischen Männerbewegung und ihren heutigen Nachgänger:innen meist essentialistisch gedacht wird, also als sich natürlich entfaltende Männlichkeit) benötigten Jungen im Aufwachsen Väter, die eine solche vorlebten. In einem größeren Maßstab wieder aufgegriffen wird der Begriff seit etwa 2017. Einen erheblichen Anteil daran hatte das Buch „Boys don’t cry“ des britischen Autors Jack Urwin, in dem der Begriff eine zentrale Rolle spielt und in dem der Autor unter anderem den frühen Tod seines Vaters an einem Herzinfarkt biographisch verarbeitet (Urwin 2017). Etwa zeitgleich erfuhr die #metoo-Bewegung massive öffentliche Aufmerksamkeit. Angesicht

zahlreicher und massiver Vorwürfe sexualisierter Gewalt gegen den inzwischen mehrfach wegen Vergewaltigung verurteilten Filmproduzenten Harvey Weinstein traten eine Vielzahl an Persönlichkeiten öffentlichen Lebens, weit überwiegend Frauen, unter dem Hashtag #metoo über verschiedene Social-Media-Plattformen in die Öffentlichkeit und schilderten erfahrene sexuelle Belästigungen und sexualisierte Gewalttaten. Die Bewegung führte zu einer erhitzten Debatte über Sexismus, Misogynie und Gewalt im Showbusiness, die sich aber bald auch deutlich über diesen ursprünglichen Anwendungsfall hinaus erweiterte. Im Rahmen dieser bald als ‚netzfeministisch‘ oder ‚Vierte-Welle-feministisch‘ bezeichneten Bewegung gerieten zunehmend auch bestimmte männliche „Privilegien“ und Verhaltensweisen in die Kritik, die in Wortschöpfungen wie „rape culture“, „mansplaining“ oder „manspreading“ in den Diskurs eingeführt wurden. Im Konzept der toxischen Männlichkeit fanden nun all diese Elemente ein geeignet erscheinendes Schlagwort.

Diesem Ursprung entsprechend ist der Begriff der toxischen Männlichkeit auch weiterhin überwiegend im Internet aufzufinden. Zahlreiche Instagram-Seiten, Twitter/X-Nutzer:innen, Blogs usw. widmen ihm erhebliche Aufmerksamkeit. Um ein Bild über die verschiedenen Bedeutungsgehalte des Begriffs zu erhalten, lohnt sich ein Blick auf eine ‚Definition‘, die von einer von der Bundeszentrale für politische Bildung betriebenen Instagram-Seite, die sich mit diskriminierungskritischen Themen aller Art auseinandersetzt, stammt:

Der Begriff ‚Toxische Männlichkeit‘ (engl. Toxic Masculinity) beschreibt ein Konzept, welches aus konservativen Denkmustern zu Geschlechterrollen und bestimmten Verhaltensweisen besteht. Bei dem Konzept der toxischen Männlichkeit geht es darum, was gesellschaftlich als „männliches Verhalten“ anerkannt wird und was nicht. Bestimmte Verhaltensweisen werden uns häufig schon als Kinder anezogen. Zum Beispiel wird kleinen Jungs oft gesagt, dass sie stark sein soll. Deshalb wird es als normal angesehen wenn (sic) Jungs Gewalt anwenden, sich prügeln. Mädchen werden dagegen meist kleingehalten. Sie sollen möglichst brav und ruhig sein. Weil sie als zerbrechlich gelten, werden sie auf der anderen Seite häufig ausgiebiger getröstet wenn (sic) sie weinen. So entsteht ein toxisches Bild „vom starken Mann“, der weder Schwäche noch Gefühle zeigen darf. Toxische Männlichkeit äußert sich häufig in Form von Gewalt vor allem gegen Frauen und Menschen, die als „weniger männlich“ angesehen werden. Doch nicht nur Übergriffe lassen sich durch toxische Männlichkeit erklären. Toxische Männlichkeit lässt sich in allen Lebenssituationen finden: z. B. wenn Männer mehr Raum einnehmen, indem sie Frauen permanent unterbrechen und nicht ausreden lassen oder in der Bahn sehr breitbeinig sitzen und damit gleich mehrere anstatt eines Sitzplatzes belegen. Dieses Männlichkeitsbild ist aber nicht nur für andere gefährlich, sondern auch für Männer selbst. Männer begehen häufiger Suizid, landen eher im Gefängnis und sterben im Durchschnitt fünf Jahre früher. (saymyname_bpb 2021)

Obgleich es sich beim Begriff der toxischen Männlichkeit um eine Art „flotterenden Signifikanten“ (Levi-Strauss 2010, 39) handelt, der seine Relevanz gerade aus seiner Unterbestimmtheit bezieht, lassen sich doch einige

über zahlreiche Verwendungskontexte hinaus geteilte Bedeutungsgehalte des Begriffs erkennen:

Männlichkeit wird als ‚toxisch‘ für alle beschrieben. Aggressives männliches Verhalten in Partner:innenschaften, sexualisierte Gewalt aber auch ‚Mikroaggressionen‘ wie das sogenannte Manspreading (breitbeiniges Sitzen, durch das mehrere Sitzplätze zumindest teilweise belegt werden) und Mansplaining (ungefragte, im Zweifel inkompetente Erklärungen) stellen eine Einschränkung und Bedrohung insbesondere für Frauen, nicht-binäre Personen sowie Männer, die einem stereotypen Männlichkeitsbild (cis, hetero, weiß, emotional wenig expressiv, able-bodied, auf körperliche Stärke und Dominanz bedacht usw.) dar.

Männlichkeit wird zudem als insbesondere ‚toxisch‘ für Männer beschrieben. Durch ihren höheren Alkoholkonsum, die verstärkte Neigung zu allen möglichen Arten von Risikoverhalten, die Dethematisierung psychischer Gesundheit usw., die mit Männlichkeit einhergingen, seien Männer im Schnitt weniger gesund und lebten kürzer. In diesem Kontext wird auch immer wieder auf ein 2018 erschienenes Manual der American Psychological Association (APA 2018) verwiesen, das Richtlinien für die Behandlung von Jungen und Männern enthält und immer wieder als Beleg für die Koppelung psychischer Gesundheit an bestimmte Formen von Männlichkeit angeführt wird.

Aus diesen beiden ‚Toxizitäten‘ folgt eine Unterscheidung, die den Kern des Konzeptes bildet, und zwar zwischen richtiger (alternativer, neuer, gesunder, kritischer) und falscher (toxischer, traditioneller) Männlichkeit. Es geht um eine bestimmte Art und Weise individueller Männlichkeitsperformances (im Zitat: „konservative[...] Denkmuster und bestimmte[...] Verhaltensweisen“), die zum Gegenstand einer kritischen Betrachtung werden und die so aber zugleich auch individuell ‚behandelbar‘ werden. Toxische Männlichkeit stellt auf diese Weise ein Set an individuellen Einstellungen und Verhaltensweisen dar, die angenommen und abgelegt werden können – zu(un)gunsten einer kritisch-reflexiven Männlichkeit, die nicht-gewalttätig ist und Emotionen und Schwäche zulässt.

Das Konzept der toxischen Männlichkeit wird von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Argumenten problematisiert. Konservative Kritiker:innen bemängeln, dass durch die Rede von einer toxischen Männlichkeit Männer unter Generalverdacht gerieten und die (als natürlich postulierte) Geschlechterdifferenz verwische, mit negativen gesellschaftlichen Folgen. So schreibt bspw. der Psychologe und „Männercoach“ Bjørn Thorsten Leimbach auf seiner Homepage: „Männlichkeit wird gerade durch feministische Kampagnen wie #Aufschrei oder #MeeToo (sic) verunglimpft, mit Begriffen wie ‚toxischer Männlichkeit‘ wird Männlichkeit diskreditiert“ (Leimbach 2019). Die gegenteilige Kritik lässt sich aus einer radikal-feministischen Sicht formulieren: durch die Betrachtung von Männlichkeit als

schädlich für Männer würden diese aus der Verantwortung genommen, was ihre Rolle in der alltäglichen Herstellung des unterdrückerischen Geschlechterverhältnisses vernachlässige (vgl. Waling 2019, 370).

Aus einer intersektional-feministischen Perspektive wird insbesondere die Vergessenheit des Konzepts gegenüber den Unterscheidungsmarkern race und class als problematisch markiert: als toxisch würden überwiegend Männlichkeitsperformances unterer Klassen und rassifizierter Personen charakterisiert (vgl. Hark und Villa 2017, 35–56) und – nicht notwendigerweise unter dem Begriff „toxisch“, jedenfalls aber unter dem Mechanismus einer Unterscheidung guter und schlechter Typen von Männlichkeit – sogar als politisches Mittel gebraucht, um bestimmte Männlichkeiten als besonders tugendhaft zu charakterisieren und andere zu diskreditieren (vgl. Messerschmidt 2016; Ekşi 2017). Ein höchst anschauliches Beispiel für eine solche oft übersehene Verknüpfung bietet ein (dem Buch gegenüber positiv gestimmter) Leser:innenkommentar zum bereits erwähnten Buch „Toxische Männlichkeit“ von Sebastian Tippe auf einer Verkaufsplattform:

Auch Eltern sind Schuld (sic), die ihre Söhne nach einem chauvinistischen Rollenbild erziehen. Und noch schlimmer sind die Sitten und Erziehungen der Söhne in fremden Ländern, wo Frauen kaum Rechte haben, ein Riesenproblem. Das wird sich auch nicht ändern (sic) solange kein Umdenken geschieht. (LaraD 2021)

Ein weiterer Strang der Kritik richtet sich auf die Individualisierung von Geschlechterverhältnissen durch das Konzept: „toxische“ Männlichkeit erscheint als ein individuell auftretendes und insofern auch ‚behandelbares‘ Phänomen, weswegen die Herstellung einer Verbindung zu psychotherapeutischen Angeboten nachvollziehbar ist (z. B. bei der explizit therapeutisch ausgelegten Wiener Gruppe Mannsbuilder – oder auch als Aufforderung an Männer, sich in Therapie zu begeben, wie in einem Artikel über egoistische Verhaltensweisen von cis Männern in heterosexuellem Sex zu lesen ist: Zucker 2022). In diesem Kontext lässt sich eine Parallele zu Nancy Frasers These der Kooptierung emanzipatorischer Bewegungen (im Allgemeinen und feministischer im Besonderen) durch den Neoliberalismus, die in einem „progressive[n] Neoliberalismus“ (Fraser 2017, 83) gemündet habe, ziehen. Eine ‚gute‘ Männlichkeit erscheint im Deutungsrahmen der ‚toxischen Männlichkeit‘ als eine individuell durch eigene Leistung erreichbare positive Eigenschaft. Die berechtigte Kritik an patriarchalen und gewaltförmigen Geschlechterverhältnissen wird so individualisiert und nur auf dieser Ebene zu lösen versucht. Durch diese Symptombehandlung werden, so die Kritik, die grundlegenden Ungleichheiten nicht angegangen, sondern nur durch individuelle Verhaltensanpassungen verschleiert. Plakativ gesprochen: Die nach wie vor bestehende geschlechtsspezifische Einkommensungleichheit sowie die ungleich verteilte Sorge und Hausarbeit zwischen Geschlechtern wird nur wenig davon beeinflusst, wie breitbeinig ein Mann in der U-Bahn sitzt; vielmehr erlaubt die Kritik an seinem Verhalten

anderen Männern, die möglicherweise von patriarchalen Dividenden viel stärker profitieren, sich als Repräsentanten einer ‚gesunden Männlichkeit‘ zu inszenieren (vgl. Harrington 2021, 350). Der Begriff der ‚toxischen Männlichkeit‘ scheint so ein ähnlich geeignetes Hilfsmittel zur Veränderung von Geschlechterverhältnissen zu sein, wie es Konsumkritik zur Überwindung der Klimakrise ist (kritisch zu letzterem: Hürtgen 2019).

Ein Beispiel, das die Individualisierungstendenz des Konzepts verdeutlichen kann, ist der mit 500 Follower:innen über einen eher kleinen Follower:innenkreis verfügende Instagram-Account „Kritisch mann“. So schreibt der Autor in einem Beitrag vom 20. Mai 2020 beispielsweise, dass er durch ein Online-Video dazu angeregt wurde, „über Situationen nachzudenken, in denen ich mich unangebracht verhalten, schlichtweg andere sexuell belästigt habe“. Er schildert anschließend zwei voneinander unabhängige Situationen, in denen er ihm letztlich fremde Frauen auf einem Konzert bzw. einer Gartenparty ungefragt an den Po greift und schließt mit den Worten „Ich denke, jeder sollte darüber nachdenken, ob selbst [sic] schon mal so oder so ähnlich gehandelt hat, auch wenn er ‚eigentlich nicht der Typ für so etwas‘ ist“. Aus verschiedenen Gründen ist dies eine bemerkenswerte Konstruktion. Es handelt sich bei dem Beitrag nämlich zugleich um ein Eingeständnis eigenen Fehlverhaltens und um ein Einsetzen der eigenen Reflexionspraxis als Vorbild für andere Männer – also um eine Kritik an und Abgrenzung von Männern, die in einer Art ‚präreflexivem Stadium‘ verbleiben. Es ist also das Eingeständnis der eigenen Schuld, das an dieser Stelle als Merkmal einer nicht-toxischen Männlichkeit eingeführt wird und als Abgrenzungsmarker dient, was in gewisser Weise an die christliche Praxis der Beichte erinnert. Die Idee einer grundsätzlichen ‚Toxizität‘ von Männlichkeit (gewissermaßen der Erbsünde, um im Bild zu bleiben) wird durch die Formulierung „eigentlich nicht der Typ für so etwas zu sein“ (und es dann aber doch zu tun) ebenso aufgerufen wie die Idee einer grundsätzlichen Veränderlichkeit von Männlichkeit und der Trennung zwischen toxischer und kritischer Männlichkeit (wobei der Übergang von ersterer zu letzterer durch eine Art Läuterung erfolgen kann). Beide Bedeutungsgehalte des diskursiven Elements ‚toxische Männlichkeit‘ stehen hier also friedlich nebeneinander.

Besondere Blüten treibt ‚kritische Männlichkeit‘ beim Lifestyle-Magazin GQ (Funke 2019), wo wohlinszenierte und -fotographierte, normschöne, erfolgreiche, reiche, weiße (überwiegend heterosexuelle) cis Männer voller Stolz ihre „alternative“ Männlichkeit präsentieren dürfen. Hier wird der Aspekt der Distinktion über Männlichkeitsperformances mit Händen greifbar. Auch meine eigene Studie kann allerdings auf diese Art und Weise interpretiert werden; die hier vorgebrachte Kritik am Konzept toxischer oder kritischer Männlichkeit lässt sich schließlich auch als eine avancierte Positionierung meiner Person als ‚Metakritiker‘ deuten. Dem Mechanismus des

öffentlichen Diskurses, der Männlichkeiten im Sinne ihrer Reflexivität, ihres Verzichts auf physische und allzu offensichtliche psychische Gewalt, einer bestimmten körperlichen Performanz usw. zueinander relationiert und hierarchisiert, kann auch ich mich nicht entziehen. Er nimmt Einfluss auf meine persönlichen Beziehungen, meine Lebensführung, meine Anerkennbarkeit – ich bin selbstverständlich Teil dieses Spiels und kann mich dagegen (selbst wenn ich es wollte) nicht immunisieren. Mit dieser Feststellung geht es weder um eine Entlastung meiner Person im Sinne einer Absolution noch um eine Anklage, nur um die bloße Feststellung, dass nichts und niemand (und damit auch meine Person und diese Studie nicht) außerhalb des Diskurses stattfindet.

In der deutschsprachigen Männlichkeitenforschung wie in den englischsprachigen Men and Masculinity Studies ist der Begriff der toxischen Männlichkeit bislang bisher nicht sonderlich verbreitet. Wenn der Begriff verwendet wird, dann bleibt er zumeist ebenso offen wie im Interdiskurs. Der Begriff gelangt „into feminist scholarship via citation“ (Harrington 2021, 349). Dies geschieht vereinzelt, z. B. in Studien zu gewaltlegitimierenden Einstellungen (Baier et al. 2019) oder zur Erklärung polizeilicher Superiorität (Behr 2022). Ohne dass der Begriff verwendet würde, lassen sich allerdings auch in nicht wenigen Arbeiten, die eine verkürzte Lesart von Raewyn Connells theoretischem Konzept „hegemonialer Männlichkeit“ (empirisch) zur Anwendung bringen, konzeptuelle Elemente „toxischer Männlichkeit“ ausmachen. Auf diese Tendenz weist besonders Waling (2019) kritisch hin:

„[T]here are a whole plethora of ‘types’ of masculinities that are used to typologise men, including ‘toxic’ and ‘healthy’ among many others. The field of MMS has become reliant on categorising types of masculinity that men may adhere to or use as a way to theorise masculinity, rather than consider more readily questions of subjectivity and agency“ (Waling 2019, 365)

Der Begriff der ‚toxischen Männlichkeit‘ eignet sich also nicht als wissenschaftliches Konzept, und auch in seiner interdiskursiven Verwendung trägt er wie geschildert erhebliche problematische Implikationen mit sich. Wozu das Konzept aber bei aller Kritik beiträgt, ist eine Politisierung von Männlichkeit, eine Kritik, die ohne den Einzug des Konzepts in den Mainstream wohl gar nicht stattfinden würde. Das Konzept hat so das Potenzial, ein Debatten-Öffner für deutlich differenziertere Positionen zu werden und männliche Hegemonie in Streit zu stellen. Dies wird auch daran deutlich, dass auch die Kritik am Konzept in zunehmender Breite öffentlich verhandelt wird und so zur Debatte gelangt (Textor 2021; Anil Altıntaş 2022; Wimalasena 2022).

9.2 Ein zeitgemäßer Mann sein

In einigen Interviews wird, teilweise explizit, teilweise in Positionierungen und Argumentationen implizit eingelagert, eine Vorstellung ‚zeitgemäßer‘ Männlichkeit entwickelt. In diesem Abschnitt werden teils auch die Antworten auf die exmanente Nachfrage an die Erzähler, was für sie persönlich „Männlichkeit bedeutet“ thematisiert. Bei diesen Ausführungen handelt es sich dementsprechend um Aussagen *über* Männlichkeit, die auf eine explizite Thematisierung durch den Interviewer reagieren; es handelt sich also gerade *nicht* um Relevanzsetzungen der Erzähler – sondern um Positionierungen, die in Auseinandersetzungen mit einer Anrufung durch mich vorgenommen werden. Daher werde ich klar kennzeichnen, wenn es sich bei Interviewauszügen um Antworten auf die entsprechende Nachfrage handelt.

Das argumentative Motiv der Zeitgemäßheit wird dabei in zwei hauptsächlichen Modi formuliert, nämlich in Form einer Verankerung bestimmter Männlichkeitspraktiken und -konstruktionen in einer bestimmten historischen Zeit und in Form generationaler Abgrenzungen, insbesondere gegenüber den Vätern der Protagonisten. Diese beiden Formen der Thematisierung zeitgemäßer Männlichkeiten werden nun zunächst dargestellt, ehe gegen Ende des Abschnitts zusätzlich Nicht-Thematisierungen von Zeitgemäßheit und explizit andere Positionierungen zur Analyse hinzugenommen und interpretiert werden. Der Begriff „zeitgemäß“ ist dabei ein In-Vivo-Code, der aus zwei Interviewpassagen entnommen ist. Die erste stammt aus der Eingangserzählung von Steffen:

ich find's richtig männlich mich um meine Kinder (.) kümmern zu können und zu gucken (.) dass (.) ich mit meiner Frau 'ne gute Beziehung führ. Auf 'ner gleich/ (.) auf 'ner gleichen Ebene, //mhm// ich kann das nicht ausstehen wenn der Mann der Frau sagt: „Okay wenn ich nach Hause komm will ich dass aufgeräumt ist, //mhm// und ich will (.) jeden Tag auch was Cooles gekocht haben“, //mhm// das find' ich total unmännlich und (.) äh (.) sowas von 1950, ähm (.) das ist einfach gar nicht mehr zeitgemäß, und denk: „Wie kann man denn (.) so leben?“ //ja// Und ich glaub' das (3) viele wieder in so alte Rollenmuster fallen weil's einfacher ist, sich das aufzuteilen, weil man nicht so viel im Kopf haben muss, und das finde ich voll legitim wenn das für die passt, und beide glücklich sind, aber ich find' das hat nichts mit männlich und weiblich zu tun. //mhm// (3) Ja. //mhm// (2) Genau und ich (.) find's auch (.) voll schwierig in dieser Erziehung so dieses (2) unser Sohn hatte (.) jetzt ganz lang auch 'n rosa Schnuller, oder (.) der ältere hat 'ne rosa Trinkflasche weil da 'ne Katze drauf ist und er die cool findet und warum soll er die nicht haben? //ja// Oder er hat sich ganz lang Nagellack/ weil meine Frau Nagellack hat hat er sich Nagellack drauf gemacht. Und dann kommt dann schon so: „[mit verstellt heiserer Stimme] Das machen doch nur Mädchen“, wo ich denk: „Warum?“ //mhm// Das kann er doch ausprobieren und ((holt Luft)) ähm (2) ist doch (.) ja. Und dann so dieses: „Aber wenn er schwul wird“ oder so oder/ der wird durch sowas nicht schwul und warum auch? Aber (.) ist auch nicht schlimm wenn. //mhm// Der soll doch lieber das was ihn macht ausleben können. //mhm// Und es hilft ja nichts in männlichen und weiblichen Kategorien zu denken. //mhm// Sondern eher: „Was macht dich aus? Und leb deine Stärken.“ (Steffen, 1197–1217)

Die vorliegende Passage hat weitgehend den Charakter einer Argumentation, die die These begründen soll, warum es illegitim ist, dass Männer aus ihrem Geschlecht bestimmte Ansprüche an Frauen ableiten und warum bestimmte Geschlechterrollenstereotype unzeitgemäß sind. Der Erzähler positioniert dabei den Protagonisten ebenso wie seine zwei Söhne als Vertreter zeitgemäßer Männlichkeit, indem sie sich in einem Akt der Selbst-Souveränisierung über traditionelle Männlichkeitsanforderungen hinwegsetzen. Der Erzähler lehnt dabei in affektgeladener Art und Weise zunächst die Ableitung jeglicher Ansprüche von Männern gegenüber Frauen aus ihrem Geschlecht als moralisch falsch ab: „ich kann das nicht ausstehen“ und markiert sie als in einer bestimmten historischen Zeit verortete Praxis von Arbeitsteilung – diese sei „sowas von 1950“. Dies impliziert, dass sie zu dieser konkreten historischen Zeit akzeptabel war, es heute aber nicht mehr ist. Diese Aussage schränkt der Erzähler anschließend unmittelbar wieder ein, indem er eine liberale Haltung gegenüber der freien Entscheidung zweier Individuen zu einer traditionellen Arbeitsteilung betont. Der Erzähler nutzt dabei den Begriff der Männlichkeit als etwas positiv-erstrebenswertes: dass etwas als „richtig männlich“ markiert wird, nämlich das Entsprechen der Ideale der gleichberechtigten Aushandlung und des väterlichen Kümmerns, bedeutet, dass es gut ist, das Anspruchsdenken von Männern gegenüber Frauen wird demgegenüber problematisiert und als „unmännlich“ bezeichnet. Das Attribut der Männlichkeit ist also ein Bewertungskriterium (mutmaßlich nur für sich als Männer verstehende Personen, womit der Erzähler beiläufig-selbstverständlich in einer zweigeschlechtlichen Ordnung verbleibt), das sich auf zwei Leitwerte kondensieren lässt: einerseits der Verzicht auf Ausnutzen einer geschlechtsbezogenen Dividende, andererseits das Streben nach Individualität und Authentizität. Letzteres wird verdeutlicht durch Belegerzählungen zu auf die Söhne des Protagonisten bezogenen Erziehungsfragen, in denen Geschlechterrollenstereotypen („Rollenmuster“) herausgefordert und abgelehnt werden. Die Richtschnur zur Bewertung von Lebensweisen ist, inwiefern es gelingt, eigene Stärken auszuleben statt vorgegebenen gesellschaftlichen Normen zu folgen. Die Wirkmacht von Geschlechterrollenstereotypen wird hier deutlich benannt und mit einer Belegerzählung zum eigenen Sohn versehen, der eine rosa Trinkflasche haben will (weiblich kodiert), weil er die „cool“ findet (geschlechtsneutral) und der sich die Fingernägel lackiert (weiblich kodiert), weil er es ausprobieren will (geschlechtsneutral bis tendenziell männlich kodiert: Entdeckertum). Paradoxerweise ist das Performen weiblich kodierter Praktiken so sogar ein Beweis für die Individualität und Eigensinnigkeit des Sohnes. Die Abwehr von Weiblichkeit wird ebenso wie die Abwehr schwuler Sexualität explizit normativ abgelehnt: im Sinne des Auslebens der eigenen Stärken und der Entwicklung einer ‚authentischen‘ Individualität („was macht dich aus?“) Geschlechterrollenstereotypen zuwiderzuhandeln ist (heutzutage) ‚männlicher‘ als ihnen zu entsprechen.

Die zweite Stelle, an der der Begriff „zeitgemäß“ auftaucht, stellt eine Antwort auf die oben bereits beschriebene Nachfrage zum Thema Männlichkeit dar. Sie beinhaltet einige frappierende Ähnlichkeiten, allerdings auch Verschiebungen gegenüber der eben interpretierten Stelle und stammt aus dem Interview mit Sebastian:

Das ist/ das muss man zeitgemäß glaub' ich beurteilen das Ganze, was ist Männlichkeit? Was ist der Mann heutzutage? //mhm// Ich meine in Zeiten von Gleichberechtigung, (3) äh ph, sind diese Klischees da noch ähm notwendig? //mhm// Ne? Ist das der (.) der Wikinger, der irgendwo hier plündernd //@(.).@// durch die Gegend äh zieht? Ist das der Mann von heute? Ich glaub' nicht ne? //mhm// Deswegen, ich glaub' äh (.) ein Mann muss sich heute selber definieren. //mhm// So wie er sich gut fühlt, das ist/ (.) das ist ja 'ne freie Welt ne? //mhm// Jeder kann ja so leben wie er will, Gott sei Dank, //ja// auch in diesem Land vor allen Dingen ne? //ja// Deswegen ist äh Männlichkeit 'ne Sache die ich gar nicht ähm definieren äh würde, //ja// das muss jedes Individuum für sich selber irgendwie ausmachen. //ja mhm// (2) Auch wie weit das für ihn selber 'n Thema ist das Ganze ne? //ja// Oder auch: „Wie will ich mich da verhalten? Wie muss ich mich verhalten?“ Klar, man wird geprägt in der Kindheit, mit den blauen Klamotten halt als Junge natürlich ne? //mhm// Man kriegt die Autos und nicht die Puppen ne? //mhm// Aber äh (.) Gottes Willen, wenn der Junge mit der Puppe spielt, (.) ist der Aufschrei nicht mehr so groß wie glaub' ich bei mir damals in den Siebzigern dann. //jaja// @(.).@ Naja. Also wie gesagt, das ist äh (2) das muss jeder für sich beantworten ne? (Sebastian, 755–769)

Der Erzähler vertritt hier argumentativ folgende Schlussfolgerung: Männlichkeit ist in der gegenwärtigen historischen Zeit und am gegebenen geographischen Ort – Deutschland – im Wesentlichen eine Frage individueller Vorlieben und Gestaltung. Dabei bedient er sich einiger expliziter und impliziter Prämissen, die ich im Folgenden kurz zusammenfassen will: zum ersten gilt dem Erzähler ein egalitäres Geschlechterverhältnis als verwirklicht – er sieht uns „in Zeiten von Gleichberechtigung“. Zugleich ist auch der geographische Ort, an dem wir leben, „frei“: „Jeder kann ja so leben wie er will [...] in diesem Land“, was der Protagonist als uneingeschränkt positiv erachtet. Er vertritt damit die Position, dass individuelle Freiheit grundsätzlich positiv zu bewerten ist und ein Menschenbild, das davon ausgeht, dass alle Akteur:innen – an die rational choice-Theorie (vgl. Haller 2003, 287–296) erinnernd – grundsätzlich in der Lage sind, von dieser individuellen Freiheit auch weitgehend unbeeinflusst Gebrauch zu machen. Der Erzähler konzediert, dass es eine geschlechtsbezogene kulturelle Prägung gebe, diese habe aber gegenüber der Kindheit des Protagonisten bereits deutlich an Wirkmacht verloren. Daher stellt sie keine wesentliche Einflussgröße mehr dar und hat wenig Auswirkungen auf die individuelle Entscheidung für oder gegen bestimmte Verhaltensweisen. Der Erzähler führt hier – ohne größere Detaillierung – eine anscheinend vom Protagonisten in dessen Kindheit erlebte Episode ein, bei der dieser selbst oder ein anderer Junge mit Puppen spielt und damit einen „Aufschrei“, mutmaßlich der Erwachsenen, provoziert. Der Junge verstößt damit, so stellt es der Erzähler hier dar, gegen eine geschlechterbezogene Norm, nach der Jungen blaue (und nicht

andersfarbige) Kleidung tragen und mit Autos (und nicht mit Puppen) spielen. Diese Verhaltensnormen, so argumentiert er, sind auch nach wie vor gültig, sie weisen allerdings – hier findet sich die Verankerung in einer bestimmten historischen Zeit – gegenüber dem Aufwachsen des Protagonisten in den 1970er-Jahren und auch aufgrund des Wegfallens von Sachzwängen (s. die plündernden Wikinger) kaum noch bindende Wirkung auf. Dabei geht der Erzähler offensichtlich von einer binären Geschlechterordnung aus und markiert Männlichkeit als eine Sache von Männern: jeder (aber nicht jede) muss die Frage, was Männlichkeit bedeutet, für sich entscheiden. Der Protagonist wird so in der Gegenwart positioniert als ein von Geschlechterrollenstereotypen unbeeinflusstes Individuum. Damit wird ihm selbst eine klare Präferenz zugeschrieben – nämlich, auf diese Stereotypen nichts zu geben. Da Gleichberechtigung dem Erzähler als verwirklicht gilt, ist ein Bezug auf solche „Klischees“ nicht mehr notwendig, woraus sich schließen lässt, dass entweder meine Frage oder aber Verhaltensweisen anderer Menschen beim Erzähler Befremden auslösen. Zugleich tritt der Erzähler zu einem gewissen Grad als enthaltsam im moralischen Urteil gegenüber denkbaren anderen Relationierungen zu Männlichkeit auf: „das muss jeder für sich beantworten“ und Männlichkeit ist „’ne Sache die ich gar nicht ähm definieren äh würde“. Insofern ist das, was in der vorliegenden Argumentation unter Zeitgemäßheit im Wesentlichen verstanden werden kann: das Ideal absoluter individueller Entscheidungsfähigkeit bei gleichzeitigem Fortbestand einer unhinterfragt bleibenden binären Geschlechterordnung sowie einer Nicht-Bewertung und Entpolitisierung von Lebensweisen.

Obwohl sowohl Steffen als auch Sebastian sich bemühen, sich der Bewertung geschlechterrollenstereotyper Lebensweisen zu enthalten und Formen der Lebensführung als individuelle Entscheidung zu markieren, positionieren sie sich trotzdem selbst als „zeitgemäße Männer“ und gestehen der Frage nach Männlichkeit insofern eine gewisse Relevanz zu, als dass es den *Rahmen* von Geschlechterrollenstereotypen noch gebe und dass dieser nur *nicht mehr verpflichtend* sei (oder, bei Steffen, sein sollte). Anders Helmut:

zu 'nem Begriff der mich in meiner Arbeit auch beschäftigt, was ist für dich eigentlich Männlichkeit?

Helmut: Was? (5) Boah.

I: Oder was bedeutet das für dich?

Helmut: (2) ((schmatzt)) ((prustet)) ((prustet)) (3) Äh (.) also ich find' (.) oh Gott. Schei/ also ich find' in Zeiten der Emanzipation gibt's (.) gibt's diesen Begriff von Männlichkeit oder Fraulichkeit oder (.) irgendwas gar nicht mehr. (Helmut, 1907–1913)

Der Erzähler reagiert auf die Interviewerfrage beinahe schockiert, mit einem betonten „Was?“, einer längeren Pause und dem Signalisieren von Überforderung oder Ablehnung der Frage durch ein „Boah“. Der Interviewer insistiert auf der Frage, worauf Helmut, nach einer weiteren längeren Pause und einem, wiederum entweder als Ablehnung oder Umgang mit der Schwierigkeit, diese

Frage zu beantworten interpretierbaren Prusten sowie einem Abbruch eines begonnenen Satzes, antwortet, in Zeiten der Emanzipation gebe es „diesen Begriff von Männlichkeit oder Fraulichkeit oder (.) irgendwas gar nicht mehr“. Helmut teilt also die Einschätzung Sebastian einer vollzogenen ‚Emanzipation‘, im Gegensatz zu den bisher interpretierten Passagen verneint er allerdings jegliche Form von geschlechtsbezogenen Attributen und/oder Zuschreibungen und/oder Anforderungen. Dies ist zunächst irritierend angesichts der Tatsache, dass sich Helmut im Laufe der Interviews offen misogynen Argumentationsmuster und Sprache bedient („blöde Fotze“; 1617), äußerst offensiv die traditionelle Arbeitsteilung in seiner Paarbeziehung thematisiert („ich Firmachef, sie daheim Chef“, 557) und auch darüber hinaus die Ausgestaltung seiner Erzählung auf inhaltlicher (wenig Thematisierung von Beziehungen, Emotionen usw., dafür starke Thematisierung von Wettbewerb und Präsentation des Protagonisten als ‚self-made man‘) wie auf sprachlicher Ebene als Ausdruck eines beinahe stereotyp ‚traditionell männlichen‘ Habitus gelten kann. Die Verweigerung einer Thematisierung von Männlichkeit durch Helmut wird weniger verwunderlich, wenn sie als eine Strategie der Verschleierung interpretiert wird, im Sinne eines: ‚Gehen Sie bitte weiter, hier gibt es nichts zu sehen‘. Diese Interpretation ist nicht aus der Luft gegriffen, vielmehr kann die Strategie der Nicht-Thematisierung von Männlichkeit sowie der Dethematisierung der eigenen Positioniertheit geradezu als ein Standard-Operationsmodus zum Erhalt männlicher Hegemonie gelten (vgl. Meuser 2010, 33), und dass dies hier geschieht, ist letztlich wenig überraschend. Die Dethematisierung von Männlichkeit als Kennzeichen einer ‚zeitgemäßen‘ Männlichkeit lässt auch die Positionierungen der Protagonisten als profeministische Männer oder als Fürsprecher von Gleichberechtigung als zweischneidig erscheinen. Vergleichbar zum von Hark und Villa beschriebenen Prozess der Instrumentalisierung feministischer Ziele und Anliegen im Sinne des Erhalts einer rassistischen hegemonialen Kultur im Anschluss an die sogenannte Kölner Silvesternacht (vgl. Hark und Villa 2017) kann die Selbstpositionierung als Fürsprecher von Gleichberechtigung hier auch der ‚Verdeckung‘ und ‚Entschuldigung‘ von Arten der Lebensführung der Protagonisten dienen, die zum Erhalt männlicher Hegemonie beitragen. Es handelt sich hierbei um eine eigentümliche Verflechtung, die auch als Ausdruck einer Hybridisierung hegemonialer Männlichkeit, eines Einschlusses ursprünglich gegen männliche Hegemonie gerichteter Argumente in die Funktionsweise männlicher Hegemonie an sich gelesen werden kann, als strategische Inanspruchnahme moralischer Unbescholtenheit mit dem Effekt des Hegemonieerhalts.

Auf subtilere Art und Weise spiegelt sich dieser Effekt der Nicht-Thematisierung auch in der durch Sebastian und Steffen postulierten These des Bedeutungsverlusts von Geschlechterrollenstereotypen. Auch bei Wolfgang findet sich rund um eine weiter oben bereits zitierte Stelle eine ähnliche Sprechweise,

die zudem noch ein zweites Spannungsfeld eröffnet, das sich ebenfalls bei Steffen und Sebastian andeutet:

I: [...] was bedeutet für Sie eigentlich Männlichkeit?

Wolfgang: ((isst)) (5) Gute Frage. (2) Was bedeutet Männlichkeit? (7) Ist echt eine schwe/ schwere Frage. (7) Geht das auf das (.) mehr Stärke raus oder auf was ist damit gemeint mit der Frage? Oder

I: Mich interessiert was Sie darüber denken.

Wolfgang: (3) Also diese typischen äh (.) Rollensch/ Bilder gibt's ja heute eigentlich gar nicht mehr so ge? //mhm// (2) Also wenn ich an meinen Haushalt denke zum Beispiel, das ist aufgeteilt, also oder/ (.) also das ist ein Ko/ ein Mix wa/ also so wie man zeitlich da ist macht man das. Ich bin meine ganze Wäsche hab' ich früher alles (.) auch selber gemacht in der Zeit. Das war für mich kein Thema ge? //mhm// Ich mein jetzt bin ich verheiratet. Jetzt macht sie's. //mhm// Aber ich hätte auch kein Problem damit. Oder Spülmaschine auszuräumen, mein Gott was ist da das Problem. Männlichkeit. (3) Also mit Kraft, äh (.) klar, ich mein Pellets reinräumen mach ich schon selber ge? //mhm// Also das/ wenn man das mit der/ (.) aber sonst, Männlichkeit, (3) (Wolfgang, 866–879)

Nach einer kurzen Orientierungs- und Aushandlungsphase im Anschluss an die Frage nach Männlichkeit gibt auch Wolfgang zu Protokoll, dass es „typische[...] Rollenbilder“ gar nicht mehr gebe und benennt die Praxis des Protagonisten, seine Wäsche während der Trennungszeit selbst zu versorgen, als Beispiel hierfür. Diesem sei dabei kein Zacken aus der Krone gebrochen: „Das war für mich kein Thema“. Gleichzeitig formuliert er implizit dennoch eine klare, nach Geschlecht geordnete Arbeitsteilung – jetzt, da er verheiratet ist, macht seine Frau die Wäsche. Damit wird der Protagonist zum Zeitpunkt der Trennung als normabweichend positioniert, weil er Haushaltstätigkeiten selbst erledigt, nur, dass diese Abweichung ihm keine Schwierigkeiten bereitet. Neben diesem Kontrast aus Gegenwartsdiagnose und Beschreibung der eigenen Praxis fällt ein zweiter Kontrast zwischen der behaupteten Ungültigkeit bzw. des Bedeutungsverlusts von Rollenbildern und der als natürlich dargestellten „Stärke“ ins Auge, die begründet, dass der Protagonist die (mutmaßlich körperlich anstrengende) Aufgabe des „Pellets reinräumen“ übernehmen muss. Es deutet sich hier also eine Trennung zwischen sozialem Geschlecht (gender) und biologischem Geschlecht (sex) an, wobei ersteres keine Rolle mehr spiele, sich aus letzterem allerdings dennoch bestimmte Aufgabenbereiche ergäben. Zugleich wird in diesem speziellen Fall sogar eine geschlechtliche Hierarchie hergestellt, denn: alles, was weiblich kodiert ist, kann der Protagonist *auch*, zu den Tätigkeiten hingegen, die aufgrund körperlicher Stärke männlich kodiert werden, ist Wolgangs Frau natürlicherweise *nicht* in der Lage und wird damit dem Protagonisten gegenüber als defizitär markiert. Grundsätzlicher lässt sich feststellen, dass die sex-gender-Trennung sich auch in den zuvor interpretierten Stellen aus den Interviews mit Steffen und Sebastian dokumentiert, indem diese von einer klar binären Geschlechterordnung und einer zweifellosen

eigenen Verortung als Mann ausgehen. Die Positionierung als ‚zeitgemäßer‘ Mann bedeutet eben zugleich immer auch eine zweifelsfreie Positionierung *als Mann*. Zwar deutet sich in den oben interpretierten Interviewpassagen eine Abkehr von als einschränkend empfundenen, stereotypen Männlichkeitsanforderungen an, eine Abkehr von einer zweigeschlechtlichen Ordnung und einem Anspruch auf und Streben nach Männlichkeit allerdings kaum. Es geht um *zeitgemäße* Männlichkeit, nicht um *keine* Männlichkeit. Insofern stehen Naturalisierungen und die Positionierung als zeitgemäßer Mann nur in einem vordergründigen Unvereinbarkeitsverhältnis; vielmehr beinhaltet diese Positionierung eine Artikulation unterschiedlicher Diskurse: der Annahme einer Unterschiedenheit von Sex und Gender sowie eines Bedeutungsverlust von Gender bzw. der Betonung von individueller Entscheidungsfreiheit in Bezug auf Positionierungen im Spielfeld der konstruierten Aspekte von Geschlecht. Die Bezugnahme auf ein biologisches Geschlecht gerät derweil kaum in die Kritik, sodass dieses weiterhin naturalisiert wird. Auf diese Weise wird die Behauptung einer gleichberechtigten *gender*-Performance trotz de-facto-Ungleichberechtigung aufgrund der Grenzen des ungleichberechtigenden *sex* möglich. Dass Naturalisierung und ‚Zeitgemäßheit‘ nur vermeintlich in einem Unvereinbarkeitsverhältnis stehen, wird besonders deutlich an folgender Passage aus dem Interview mit Steffen:

Genau und ähm (3) das war mir schon auch immer wichtig, (2) vielleicht auch durch meine Ausbildung und dass ich mich auch im Studium viel eben mit (.) Rollenverteilung und was weiß ich (.) ähm auseinandergesetzt hab’, //mhm// ähm (2) dass mir wichtig war dass es meiner Frau gut geht und dass ich wusste: „Ich muss genauso viel zu Hause übernehmen, denn wenn’s meiner Frau nicht gut geht geht’s uns als Beziehung nicht gut, //mhm// und dann geht’s mir wahrscheinlich auch nicht gut.“ Also ist das auch (2) wenn man’s negativ sagen muss auch egoistisch gedacht, //@(.).@// aber ähm (2) genau. In die was/ in die/ so ’ne (2) so ’ne Gleichberechtigung gibt’s glaube ich nicht, weil ähm (.) ich kann nicht Stillen/ schon jetzt ähm (.) nachts ab und/ schon übernehmen aber so dieses ganz am Anfang (2) //mhm// muss ich mich nicht so hergeben jetzt wie meine Frau (.) und ich glaub’ wenn man in der Beziehung nach Gleichberechtigung strebt wird man auch meistens nur unglücklich. ((holt Luft)) Weil’s (.) so diese Gleichberechtigung gibt’s nicht. (Steffen, 183–194)

Der Erzähler betont hier zunächst die Orientierung des Protagonisten am Wohlergehen seiner Frau und den Segen, den eine gleichmäßige Verteilung der Aufgaben „zu Hause“ für die Beziehung und letztlich den Protagonisten selbst bringt, ehe er im gleichen Satz mit einem naturalisierenden Argument (Stillen, sich „nicht so hergeben“ müssen) die Möglichkeit von Gleichberechtigung per se ausschließt. Es gibt also, so ist es hier in unterschiedlichen Mengenteilen überall konstruiert, Anteile der Lebensführung, die dem Individuum frei wählbar zur Verfügung stehen (und diesbezüglich sind Sebastian und Steffen besonders enthusiastisch und optimistisch) und Anteile, die biologisch determiniert sind. Erstere können zeitgemäß ausgewählt werden, letztere sind zeitlos.

Eine andere Spielart der Positionierung als zeitgemäßer Mann ist die Abgrenzung der Protagonisten von Verhaltensweisen und Positionierungen ihrer Väter bzw. der Väter- und Elterngeneration. Diese folgt im Wesentlichen der gleichen, eben beschriebenen Grundlogik, im Gegensatz zur rein auf eine bestimmte historische Zeit erfolgende Abgrenzung ist sie allerdings deutlich ambivalenter; zwar wird vielfach Kritik an Abwesenheit und emotionaler Enthaltsamkeit der Väter geäußert, zugleich scheinen die Väter allerdings hohe biographische Bedeutsamkeit zu entfalten und werden stellenweise auch mit äußerst liebevollen und zugewandten Verhaltensweisen assoziiert, zu denen die Erzähler die Protagonisten in ein Verhältnis der generationalen Kontinuität setzen.

Die Folie der ‚Zeitgemäßheit‘ wird bei Weitem nicht in allen Interviews und jederzeit aufgerufen. Es finden sich auch Positionierungen im Interviewmaterial, die sich zuvörderst als Konstruktionen im Sinne einer fortgesetzten historischen Kontinuität oder Tradition verstehen lassen und die durchaus positiv besetzt sind. So wird etwa der Protagonist Georges insbesondere in *Kontinuität zu seiner familiären Herkunft*, und zwar konkret in Fortführung seiner Herkunft aus einer Bauernfamilie, als sparsam und pragmatisch beschrieben. Auch die Erwerbsarbeitsreduktion wird erzählerisch eher in diesen Kontext eingebettet als in Fragen von Männlichkeit. Letztlich herrscht hier also die Konstruktion einer bestimmten, mit einem gewissen ständischen Stolz unterlegten, historischen Kontinuität vor und gerade nicht die Konstruktion eines Bruches der eigenen mit historisch vergangenen Männlichkeitskonstruktionen. Ein ähnliches Bild ergibt sich – obwohl sie beide sich wie oben beschrieben auch in Abgrenzung zu historischen Markern erzählen – auch bei Helmut und Wolfgang. So betont Wolfgang, in seiner eigenen Familie sei eine Ungleichbehandlung nach Geschlecht schon früher nicht vorgekommen:

„Wir waren ja auch (.) vier Kinder, //mhm// aber bei uns wurden alle gleich behandelt also //mhm// (4) ((trinkt)) da gab’s das nicht. //mhm// Dass äh (.) dass der Bubi äh dann so Sonderwürstchen bekommen hat oder/ und so da gab’s alles gleich also //mhm// (.) da wurde nicht @kein Unterschied gemacht@“ (Wolfgang, 174–178).

In Helmut’s Interview spielt seine familiäre Herkunft demgegenüber kaum eine Rolle, wie bereits beschrieben, ist in seiner Erzählung die wesentlichere Differenzlinie, anhand derer der Protagonist profiliert wird, die verschiedener Milieus. Helmut wird zunächst in Abgrenzung gegenüber den anderen Supermarktinhaber:innen und als in seinem Herkunftsmilieu fest verankert beschrieben; historische Veränderung ist außerhalb seiner oben zitierten Antwort auf die exmanente Nachfrage kein Thema. Lars wiederum schildert eher historische Kontinuitäten, an deren Anforderungen er permanent scheitert und aufgrund derer er in seiner Männlichkeit kaum Anerkennung findet. Auf diese biographische Konstruktion wird an anderen Stellen ausführlicher eingegangen, jedenfalls ist die Konstruktion zeitgemäßer Männlichkeit keine relevante

Kategorie in Lars' Erzählung, er schildert vielmehr aus seiner Sicht unvermindert gültige Männlichkeitsanforderungen und seine eigenen Schwierigkeiten damit.

Davids Positionierung in Reaktion auf die exmanente Nachfrage nach Männlichkeit schließt zwar in gewisser Hinsicht an die einführend interpretierten Argumentationslinien von Sebastian und Steffen an, ist allerdings in entscheidenden Hinsichten zu ihnen verschoben:

I: Ähm (.) ich hab' 'ne Frage, die ist komplett außer der Reihe, aber ich frag sie trotzdem. Ähm (.) was heißt für dich Männlichkeit?

David: Uf. ((atmet hörbar aus)) Schwierige Frage. @(.).@ Schwierige Frage. Puh. Denk mal die Definition wird heutzutage eh 'n bisschen umgekrempelt so'n bisschen. //mhm// Deshalb ähm (.) weiß ich gar nicht ob das wirklich so äh wichtig ist irgendwie sich da äh zu unterscheiden ob das jetzt irgendwie äh maskulin oder feminin ist oder so irgendwas und dann (.) ja am Ende ist man halt nur menschlich irgendwie. @(.).@ //mhm// So man hat menschliche Züge oder man hat äh Züge die dann aus irgend'nem (.) kapitalistischen System raus @entstehen oder so@. //@(.).@// Und ja. Dann ist man irgend'nen Chef oder so, und wie gesagt, drückt dann mit dem Daumen runter @andere Leute@, ähm ja. Das ist dann halt unmenschlich für mich aber sonst wüsste ich jetzt nicht groß wie ich äh das Wort Menschlichkeit äh genau defin//ja// äh Männlichkeit genau definieren sollte ja. //mhm// Ich würd's dann eher (.) auf'n gesamtes Ding beziehen und sagen: „Man ist menschlich ja.“ @(.).@ //mhm// (David, 851–863)

Auch David teilt die These eines Bedeutungsverlusts von Geschlecht. Er bildet allerdings zugleich eine neue Unterscheidung, und zwar zwischen Menschlichkeit und durch das kapitalistische System erhaltenen Prägungen. Der Kapitalismus erscheint so als Gegenspieler von Menschlichkeit, und zwar unabhängig von Geschlecht und weiteren Unterscheidungsmerkern. Ob es „wichtig ist irgendwie sich da äh zu unterscheiden“, maßt sich David nicht an zu beurteilen; aus seiner Perspektive ist also die Frage nach dem Geschlecht eine nachgeordnete und vielleicht sogar unwichtige.

Zuletzt finden sich im Interviewmaterial auch verschobene, abweichende und ablehnende Positionen zur Konstruktion einer ‚zeitgemäßen‘ Männlichkeit. Marius wird in vielerlei Hinsicht als zeitgemäßer Mann konstruiert wird und sieht ebenso wie die Erzähler der eingangs interpretierten Stellen eine historische Entwicklung hin zur Gleichberechtigung. Gleichzeitig äußert er auch eine Sorge vor einer Art Umkehrung der vormals herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Beziehung des Protagonisten. Der Stellenwert, den die Karriere seiner Frau für sie einnimmt, wird als höher dargestellt als der Stellenwert der Karriere des Protagonisten für ihn selbst. Zugleich schränkt der Erzähler aber ein:

das ist mir trotzdem wichtig, dass das ähm (.) anerkannt wird und dass auch meine Arbeit (.) irgendwie (.) so gesehen in unserer Beziehung eine Rolle spielt und nicht einfach gesagt wird: „Gut, du machst jetzt halt, was sonst so noch möglich ist und nimmst ‚nen Job als Sekretär an der Uni an“ (.) was früher oft sag' ich mal den Frauen so reingedrückt wurde (Marius, 1310–1314)

Elmar wiederum ist weniger optimistisch, ob ein gleichberechtigtes Geschlechterverhältnis tatsächlich bereits etabliert ist. Er führt aus der biographischen Erfahrung, dass es ‚neue Väter‘ (wie ihn) auch in den 1980er-Jahren schon gab, heraus aus:

es gibt ja jetzt so ‚ne find‘ ich so ‚ne neue Väterdiskussion, //mhm// ich hab‘ mich da eher so als Pionier gefühlt und denk/ finde das interessant dass sich so Teilzeitväter heute wieder als immer noch als Pioniere fühlen. Da denke ich immer mal (2): „Irgendwas haben wir falsch gemacht, irgendwie haben wir“ also ich hatte schon im Freundeskreis auch (.) andere Männer die das zum Teil auch so gemacht haben, ich bin da auch in den Achtziger Jahren im Studium (.) war in ‚ner Männergruppe, //mhm// (.) von (2) wir treffen uns zum größeren Teil (.) heute noch einmal im Jahr machen wir so'n Männer Wellness Wochenende und da waren (.) zumindest zwei dabei die auch äh in Teilzeit gegangen sind phasenweise. //mhm// Ähm (.) auch so engagierte Väter dabei wo (.) aber irgendwie hat's sich nicht so richtig rumgesprochen, da ist irgendwie so diese (.) da geht's mir 'n bisschen so wie mit dem (.) in der Autoindustrie, so in den Achtziger-, Neunziger-Jahren gab's das Drei Liter Auto, hat Greenpeace damals so'n (.) so'n (.) Renault Twingo umgebaut und dann sind irgendwie die (.) die (.) SUVs gebaut worden. (Elmar 223–235)

Der Erzähler stellt hier eine – beunruhigende oder zumindest auffällige – historische Kontinuität des Sich-als-Pioniers-Fühlen fest. Entgegen der Erwartung kontinuierlichen historischen Fortschritts oder der Hoffnung, dass sich durch die eigene ‚alternative‘ Praxis eine substanzielle Veränderung im Geschlechterverhältnis habe herbeiführen lassen, fühlen sich „Teilzeitväter heute wieder als/ immer noch als Pioniere“. Seit den 1980er-Jahren, also seit inzwischen 40 Jahren, könnte sich also – so der Verdacht des Erzählers – nichts getan haben. Die Rede von der Zeitgemäßheit erscheint so in einem anderen Licht, denn der Bezug auf eine andere historische Zeit wird hier zum Beleg einer historischen Kontinuität oder vielleicht auch zirkulären Wiederkehr bestimmter Debatten. Der Erzähler setzt dies in eine Analogie mit der Entwicklung in der Automobilindustrie: historisch wurden bereits früh Autos mit einem sehr geringen Verbrauch (also ein gutes Modell für alle zukünftigen Autos, mag man meinen) entwickelt, sie konnten sich allerdings nicht durchsetzen: stattdessen wurden SUVs gebaut. Aus dieser Analogie ergibt sich eine Befürchtung: „Irgendwas haben wir falsch gemacht“. Aus irgendeinem Grund ist das Setzen eines bestimmten Modells, wenngleich es sinnvoll erscheint und Anerkennung findet, nicht genug, um substanziellen gesellschaftlichen Wandel darüber herbeizuführen. Den ‚Fortschritt‘, den manch andere als vollzogen wahrnehmen, dessen ist sich der Erzähler nicht mehr ganz so sicher.

In Kontinuität zu einer solchen nicht-linearen Betrachtungsweise der jüngeren Geschichte steht zuletzt auch Alex' Antwort auf die exmanente Nachfrage zur Männlichkeit. Er konstatiert, es gebe gegenwärtig einen „Diskurs dass die äh dass die Männer die Frauen unterdrückt haben und/ ähm und ähm (..) und so weiter und/ ähm (..) joa und/ (..) und ich glaub' es ist komplexer“ (Alex, 854–856). Er betont anschließend die Mitwirkung von Frauen an patriarchalen Strukturen und die historischen Leistungen von Männern im

Zivilisationsprozess in der Menschheitsgeschichte. Zugleich setzt er sich selbst zu unterschiedlichen Männlichkeiten („Fußballmännlichkeit“, 830; „arbeiterliche Männlichkeit“, 831–832; „Breadwinnermännlichkeit“, 847) in jeweils ablehnende Verhältnisse; diese Arten und Weisen der Männlichkeit sind seiner Ansicht nach „unangenehm oder bedrohlich oder ähm langweilig“ (833). Alex lehnt also ebenso wenig wie die anderen Interviewpartner Männlichkeit an sich ab, sein eigenes Ziel ist allerdings vielmehr eine ‚unzeitgemäße‘ Männlichkeit, die sich in Ablehnung der zeitgenössischen konstituiert und in Anlehnung an „feine“ bürgerliche Männlichkeiten des 18. Jahrhunderts; er begreift sich eher als Teil einer Avantgarde, die die großteils sinnlose Erwerbsarbeit nicht als Selbstzweck begreift und sich entsprechend soweit möglich von ihr fern hält: „also ich gehör’ zu den Leuten, die/ äh die (.) so in die Richtung gehen, die Menschheit kann ruhig weniger Erwerbsarbeit vertragen“ (779–780).

9.3 Kontext: Reaktionäre Männlichkeit

Obgleich kein einziger meiner Interviewpartner von Online- oder Offline-Communities der eingangs beschriebenen Art berichtet und mutmaßlich – und dies mit Recht – der Unterstellung, misogynen Antifeministen zu sein, vehement widersprechen würden, möchte ich diesem Phänomen im Rahmen dieser Studie dennoch etwas Raum geben. Dies bezweckt, die Aufmerksamkeit zu schärfen für Versatzstücke und Spurenelemente antifeministischer Ideologie, die sich auch in Äußerungen aus Interviews auffinden lassen, und die nicht etwa auf böswillige Absichten, sondern vielmehr auf diskursive Leitplanken schließen lassen. Die antifeministischen Ideologien, die ich in dieser Kontextualisierung beschreibe, stellen gewissermaßen einen Extremfall dar, der in den Interviews so gut wie keine Rolle spielt; sie bilden allerdings einen diskursiven Horizont, der einen Hintergrund für die Konstruktion von Männlichkeit auf der Basis von Ausschlüssen bildet – die im Anschluss an den Exkurs verhandelt werden soll.

Die folgende Kontextualisierung widmet sich misogynen Ideologien, die im Internet und darüber hinaus verbreitet sind. Ein Schlüssel zum Verständnis dieser Ideologien ist die „Menosphere“, ein loses Online-Netzwerk unterschiedlicher, teils feindlicher Strömungen. Gemeinsam ist den Spielarten des Online-Antifeminismus, den Argumentationsformen der Menosphere eine männliche Opferideologie – Männer seien gesellschaftlich benachteiligt – und eine antifeministische Ausrichtung, die teils in tiefe Misogynie umschlägt.

Eine zentrale Metapher stellt dabei die der Filmreihe Matrix von den Wachowskis entlehnte „rote Pille“ dar. Der Protagonist Neo wird im ersten Matrix-Film nach der Offenbarung, dass die Welt, die er für die Realität

hält, nur eine Simulation ist, vor die Wahl gestellt, ob er lieber die blaue Pille, die Unwissenheit wählt und in sein bisheriges, bequemes Leben zurückkehren, oder mithilfe der roten Pille die Wahrheit über die sogenannte Matrix, besagte computergenerierte Simulation, in der Menschen als Sklaven gehalten werden, erfahren will. Die „rote Pille“ steht für die vermeintliche Entlarvung der Unterdrückung von Männern durch den Feminismus. Man habe somit die Wahl, ein bequemes, aber fehlgeleitetes Leben innerhalb der Mainstreamideologie zu führen, oder die bittere „rote Pille“ zu schlucken und der Wahrheit ins Auge zu blicken. Wer diese Wahrheit nicht zu sehen oder verinnerlichen mag, gilt als „bluepilled“ oder „normie“ und wird auch (und insbesondere dann) feindselig betrachtet, wenn es sich um einen Mann handelt (vgl. Nagle 2017, 130). Wie die postulierte Herrschaft des Feminismus aber nun aussehe und welche Folgen sie genau zeitige, darin sind sich die unterschiedlichen Strömungen der Manosphere schon nicht mehr ganz so einig.

Die „Men’s Rights Activists“ (MRA) entstanden als antifeministische Abspaltung der US-amerikanischen „Men’s Liberation Movement“ der 1970er-Jahre. Die MRA verlieren in den letzten Jahren, bezogen auf die aktive Nutzung der entsprechenden Plattformen, erheblich an Bedeutung. Daneben stehen drei Strömungen, in denen insbesondere die schwere Erreichbarkeit sexueller Kontakte im Mittelpunkt der Erwägungen steht. Dabei handelt es sich um die sich jeweils selbst so bezeichnenden „Pick Up Artists“ (PUA), die „Involuntary Celibates“ (Incels, deutsch: Unfreiwillig Zölibatäre) sowie die „Men Going Their Own Way“ (MGTOW). Sie alle stützen sich auf eine vulgärbiologische, grob an wissenschaftlich umstrittene evolutionspsychologische Theorien angelehnte Annahme der körperlichen Determination der weiblichen Partnerwahl. Frauen, so die Annahme, wählten männliche Sexualpartner nach unumstößlichen und eindeutigen Kriterien aus: „**LOOKS**, **MONEY**, **STATUS**, in this precise order“ (Zitat aus Reddit in Rothermel 2020, 502), wie es in einem einschlägigen Reddit-Forum zu lesen ist. ‚Der‘ Feminismus (der entgegen der tatsächlichen Existenz verschiedenster Strömungen und dem Bezug auf verschiedenste sozialtheoretische Grundlagen als einheitliche Ideologie betrachtet wird), so argumentieren PUAs, Incels und MGTOWs, habe durch die sexuelle Befreiung von Frauen und die tendenzielle Auflösung zuvor fest gefügter gesellschaftlicher Strukturen wie der Norm langjähriger monogamer Zweierbeziehungen dazu beigetragen, dass ‚Beta-Männer‘, die diesen fest gefügten Kriterien nicht oder nur teilweise genügten, nur noch schwer Zugang zu Sexualpartnerinnen hätten. Das Schlucken der metaphorischen „roten Pille“ besteht also im Akzeptieren der vermeintlichen ‚Wahrheit‘, dass ‚der Feminismus‘ eine Strategie der Frauen sei, die ihnen Macht über die Wahl sexueller und romantischer Partner verleihe, mit dem Ergebnis „Alpha Fucks, Beta Bucks“: „We all know that bitches have a dualistic

mating strategy: they want the Jerkboy Alpha Sperm Donor to squirt a strong baby inside them, and they want a Dependable Beta Money Dispenser to foot the bill for their IKEA nesting instincts“ (Zitat aus Reddit in Van Valkenburgh 2021, 92), wie es auf dem Subreddit r/TRP eingängig behauptet wird. Hier zeigt sich eine biologistische Idee von Determination in der Partnerwahl: die „Alphas“ bekommen Sex, die „Betas“ sind nur zur Aufzucht der Kinder und zur materiellen Versorgung gefragt. Hier wird die „male breadwinner“-Norm umgedeutet: Hausfrauen und Mütter erscheinen als parasitäre Despotinnen, die „Betas“ finanziell ausnutzen. Diese Einstellung spiegelt sich in abgeschwächter Form beispielsweise – allerdings in nachträglicher Abwendung des Erzählers von einer vormaligen Einstellung des Protagonisten – in folgendem Zitat aus dem Interview mit Alex:

Die Breadwinner Männlichkeit. Die fand ich bekloppt //mhm//, ich dacht mir, „Warum lass ich mich als Mann als Breadwinner ausbeuten?“. Ähm das mach doch/ das mach ich doch nicht mit. Wozu? //Mhm// wozu schlepp ich so 'ne Olle mit? //Mhm// So (.) ich weiß (.) heutzutage seh ich das natürlich auch reifer und so weiter, ne? Aber die/ äh die äh BRD-Breadwinner Männlichkeit //mhm// war für mich nie etwas, wovon ich überhaupt in die Nähe //ja// äh kommen wollte //ja//. (Alex, 847–852)

Auf die vermeintlichen Wahrheiten der „Red Pill“ reagieren die einzelnen Untergruppen nun in unterschiedlicher Weise. In der PUA-Sphäre ist das Ziel die Entwicklung auch für „Normies“ und „Betas“ erfolgreicher ‚Datingstrategien‘ („Game“), die häufig an Vergewaltigungsaufrufe grenzen. An einer Stelle benennt Lars solche grenzüberschreitenden Vorstellungen als gewissermaßen endemisch – und den Protagonisten nicht frei davon, allerdings wiederum in kritischer retrospektiver Distanz:

diese Vorstellung auch davon (.) ä::h Frauen gehören gevögelt, und dann sind sie auch wieder klar im Kopf, und (3) //mhm// ä::h ph:::h. //mhm// (11) ja und auch ein Stück weit dieses (4) 'n Nein ist nicht wirklich 'n Nein sondern es ist eigentlich nur so'n Zieren so, ja irgendwie gehört das dazu und (.) ich war jetzt nie der Mensch der (2) der das irgendwie so (.) selber konnte, aber ich hab' in meiner Jugend irgendwie schon viele (2) jungen Männer gesehen die sozusagen über dieses Nein hinweg gegangen sind und für mich war es auch nicht klar, (2) weil dann am Ende doch irgendwie daraus zum Teil auch Partnerschaften entstanden sind. Also (.) //mhm// es gab irgendwie diese Männer die dann über Neins hinweg gegangen sind und dann war das am Ende auch gut oder so und deswegen war das schon für mich auch so 'ne Vorstellung. (Lars, 973–982)

Die Incels und MGTOWs halten von der individualisierten „Lösung“ der PUAs zur Linderung der Folgen der vermeintlichen Unterdrückung von Männern wenig – sie ersetzen die rote durch eine „schwarze Pille“. Die „Men Going Their Own Way“ reagieren auf ihr aus ihrer Perspektive unveränderliches Schicksal mit Rückzug, sie schwören sich, nicht weiter nach romantischen Beziehungen zu streben und, sich selbst empowernd, stattdessen ‚ihren eigenen Weg zu gehen‘. Problematischerweise führt dieser mitten in sexistische und antifeministische Echokammern – dazu gleich mehr –

und so zur (Re-)Produktion gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit (vgl. Jones et al. 2020). Als besonders gewaltbereit und gefährlich gilt allerdings die Subgruppe der Incels, was sich auch darin begründet, dass die Täter einiger Terroranschläge explizit auf diese Community Bezug nahmen. In der Incel-Ideologie spielt die Thematisierung von Suiziden und einer „Incel Rebellion“ eine wichtigere Rolle, sie ist auf einen gewaltsamen Umsturz der vermeintlichen ‚Femokratie‘ gerichtet. Der Attentäter von Isla Vista schrieb in seinem über 140 Seiten langen ‚Manifest‘, das er vor dem Anschlag veröffentlichte, unter anderem: „I will be a god, punishing women and all of humanity for their depravity. I will finely deliver to them all of the pain and suffering they’ve dealt to me for so long“ (Rodger 2014, 131).

Die Manosphere ist in erster Linie ein Online-Phänomen, es besteht keine direkt korrespondierende analoge Gruppierung mit Bewegungsscharakter (vgl. Rothermel 2020). Nachdem lange Jahre die Plattform Reddit ein zentraler Ort des Austauschs und der Organisation war, ist infolge der Schließung bzw. sog. Unter-Quarantäne-Stellung verschiedener Subreddits insbesondere im Spektrum der Incels und MGTOWs (r/incel, r/braincels, r/theredpill) die Tendenz festzustellen, dass sich diese Strömungen auf andere Plattformen wie Discord und 4chan sowie eigene Plattformen wie incels.is verlagern (vgl. Hoffman et al. 2020, 466–467). Dennoch zunächst kurz zu Reddit: Reddit ist mit ca. 2 Mrd. monatlichen Besuchen global stark frequentiert (vgl. Statista 2024a). Die Seite ist in Einzelforen, sogenannte Subreddits, untergliedert, die eine thematische Sortierung des Austauschs auf der Plattform ermöglichen. Die Subreddits reichen dabei von sehr allgemeinen (z. B. r/movies oder r/AmA – „Ask me Anything“) bis sehr spezifischen thematischen Zuschnitten (z. B. r/illegallybigcats oder r/gaidhlig, ein Subreddit, das sich mit Schottischem Gälisch befasst). Reddit wurde bisher vergleichsweise wenig beforscht (vgl. Lumsden 2019, 95), kann aber, weil gleichzeitig sehr einfach zugänglich und durchsuchbar und lange Zeit eher wenig reguliert und moderiert, als ein wichtiger Nährboden der Manosphere gelten. Die Mobilisierungsdynamik beschreibt Ann-Kathrin Rothermel (2020) wie folgt: die häufigste Mobilisierungsstrategie, um Nutzer(:innen) zum Eintritt in die Manosphere-Subreddits zu bewegen, ist das sogenannte Crossposting, also der in anderen Subreddits (Rothermel nennt als Beispiele r/Advice oder r/BattleofTheSexes) platzierte Hinweis auf Subreddits der Manosphere, häufig verbunden mit der „Versprechungen lebensverändernder Einblicke“ (ebd., 499). Die einschlägigen Subreddits selbst können aufgrund der Struktur von Reddit stärker als bei vergleichbaren sozialen Netzwerken als Echokammern charakterisiert werden, in denen eine eigene Sprache und ein spezifisches Vokabular gepflegt wird und in dem Memes – häufig, aber nicht immer in Bildform auftretende Variationen des immer selben schematischen Inhalts, für dessen Verständnis eine gewisse

Kenner:innenschaft oder ein Insidertum Voraussetzung ist – eine wichtige Rolle spielen²³. In den Subreddits wird den neuen Nutzer:innen über die eingängige Red-/Blackpill-Ideologie ein starkes Zugehörigkeitsgefühl inklusive einer starken Abgrenzung nach außen (z. B. „bluepilled“, „Normies“, „femoids“ als abwertende Bezeichnungen für Andersdenkende bzw. Frauen usw.) vermittelt. Auf diese Weise entsteht eine nach außen hermetische Blase, innerhalb derer der Ideologie und den Sprachcodes der Gruppe möglichst gut entsprechende Beiträge durch „Upvotes“ belohnt und somit innerhalb der Subreddits weit oben ausgespielt werden, was letztlich als eine Art Radikalisierungsspirale verstanden werden kann. Die – obgleich auf absurden Prämissen beruhende – interne Stringenz und Logik der Red-/Blackpill-Ideologie und die eben beschriebene technologische Infrastruktur von Reddit (und den häufig noch weniger regulierten und nach wie vor über Reddit gut auffindbaren ‚Nachfolgeplattformen‘ stellen so eine explosive Mischung dar, die eine „toxic technoculture“ (Massanari 2015, 5) zum Ergebnis hat. Die Organisationsform der Manosphere ist also durchaus besorgniserregend. Die in den letzten Jahren erfolgten Bannungen und Unter-Quarantäne-Stellungen von Subreddits und den teilweisen ‚Umzug‘ der Manosphere auf gesonderte Plattformen ändern an der Echokammerfunktion mutmaßlich wenig oder verschärfen sie womöglich noch, setzen aber zumindest die Schwelle der Zugänglichkeit etwas herauf.

Insbesondere, aber nicht nur in den USA bestehen zahlreiche Querverbindungen zwischen Online-Antifeminist:innen und der Neuen Rechten, insbesondere der Alt-Right-Bewegung. Die GamerGate-Kontroverse 2014 hat hierbei zentrale Bedeutung. Ausgelöst durch den Vorwurf an einen Computerspieljournalisten, die Beziehung zu einer:m sich als nicht-binär identifizierenden Spieleentwickler:in – Zoe Quinn – nicht offengelegt zu haben, entwickelte sich eine Online-Belästigungskampagne gegen Quinn und in der Folge auch weitere Personen (vgl. Massanari 2015). GamerGate führte zur Bildung einer Art Koalition zwischen Gruppen der Manosphere und rechtspopulistischen und -extremen politischen Gruppen auf Basis des gemeinsamen Anti-Genderismus, also der Ablehnung der als „Gender-Ideologie“ verunglimpften Differenzierung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht sowie darauf basierender Forschung und Theoriebildung in den Gender Studies usw. GamerGate kann so als Ausdruck, aber auch Katalysator eines Kulturkampfes der Neuen Rechten in den USA gegen die von ihnen so bezeichneten „Social Justice Warriors“ gelten. Die Neue Rechte bedient sich dabei in ihren Medien wie Breitbart und Fox gegenkultureller Codes, um zu suggerieren, es gelte gegen die unterdrückende Herrschaft

23 Zu trauriger Berühmtheit gelangte z. B. das Meme „Pepe the frog“, das von der rechtsextremen Alt-Right-Bewegung in den USA vereinnahmt wurde (vgl. ADL 2024) und inzwischen als Szene-Erkennungszeichen gilt, das in Deutschland vor allem von der sogenannten „Identitären Bewegung“ verwendet wird (vgl. Fuchs und Middelhoff 2019, 114).

einer politisch korrekten linksliberalen Elite Widerstand zu leisten (vgl. Nagle 2017). Das Motiv, Opfer einer „kränkenden Enteignung“ (Kimmel 2016, 50) zu sein, von Feminismus und ‚Gender-Ideologie‘ unterdrückt zu werden, ist somit ein verbindendes Element zwischen Manosphere und Alt-Right-Bewegung, und es stellte letztlich auch für Donald Trumps Wahlkampfstrategie – „Drain the Swamp“ und seinen Sieg in der Präsidentschaftswahl 2016 eine tragende Säule dar (vgl. Dignam und Rohlinger 2019). Trump und die Alt-Right-Bewegung kanalisiert auf diese Weise geschlechterpolitisch die Agenda maskulistischer Online-Communities. Deren virtuelle Räume wiederum sind leicht zugänglich und haben eine hohe Radikalisierungstendenz. Breitenwirksame Influencer wie Andrew Tate, Adin Ross, Daryush Valizadeh oder auch Jordan B. Peterson tragen durch ihre Reichweitenstärke zur weiteren Verbreitung antifeministischer und misogynen Ideologien und der Bekanntheit der korrespondierenden Online-Communities bei. Auf diese Weise können diese als eine Art niedrigschwelliges Eingangstor in eine rechtsextremistische Gedankenwelt gelten und dienen als ein Instrument im Kampf um kulturelle Hegemonie.

Die Strategie der Gewinnung von Unterstützer:innen durch reaktionäre geschlechterpolitische Positionen und Anti-Genderismus wird auch in Deutschland von Akteuren der Neuen Rechten angewandt, und auch hier spielt Männlichkeit eine wichtige Rolle, wie folgendes Zitat des AfD-Politikers Björn Höcke zeigt:

„Das große Problem ist, dass Deutschland, dass Europa ihre Männlichkeit verloren haben. Ich sage: wir müssen unsere Männlichkeit wiederentdecken. Denn nur, wenn wir unsere Männlichkeit wiederentdecken, werden wir mannhaft. Und nur wenn wir mannhaft werden, werden wir wehrhaft. Und wir müssen wehrhaft werden, liebe Freunde!“ (Höcke 2015)

Abgesehen von der bereits dargestellten globalen Vernetzung gibt es auch in Deutschland eine – allerdings eher kleine – Maskulistenszene. Auch hier gibt es Verbindungen zwischen rechtsextremen Parteien und Organisationen und dieser Szene, die allerdings nicht so systematisch und eindeutig sind wie in den USA (vgl. Rosenbrock 2012, 132–133).

Der antifeministische Aktivismus im deutschsprachigen Raum bezeichnet sich meist als „Männerrechtsbewegung“ und ist insofern vergleichbar mit der bereits beschriebenen Strömung der Mens‘ Rights Activists. Ideologisch gibt es Überschneidungen: Antifeminismus auf Basis eines vereinfachten Verständnisses feministischen Denkens, die an verschwörungstheoretische Denkmuster anlehrende Unterstellung einer „Femokratie“, für welche die „Gender-Ideologie“ eine wichtige Basis darstelle, sowie eine männliche Opferideologie (vgl. ebd., 67–74). Auch in der deutschen „Männerrechtsbewegung“ werden profeministische Männer häufig abgewertet und z. B. als „Lila Pudel“ (vgl. ebd.) bezeichnet – wobei sich in diesem etwas nach Kegelbahn riechenden Wort schon eine deutliche Differenz

zwischen den Ästhetiken der international organisierten Online-Antifeminist:innen mit ihren popkulturellen Referenzen, Memes und eingängigen Begriffen wie Alphas, Betas, Chads und Femoids und jener der analogen Antifeminist:innen in Deutschland dokumentiert. In seinem investigativen Sachbuch „Die letzten Männer des Westens“ betont der Autor Tobias Ginsburg insbesondere die Bedeutung homosozialer, zumeist konservativer Räume wie beispielsweise Studentenverbindungen und Burschenschaften sowie antifeministischer Netzwerke der neuen Rechten und deren Einbindung in internationale Netzwerke, z. B. in Polen oder den USA (Ginsburg 2022). Die Zielvorstellungen und weiteren politischen Grundüberzeugungen der einzelnen Akteure der ‚Männerrechtsbewegung‘ in Deutschland sind aufgefächert. Geschlechterpolitisch reicht das Spektrum von der Zielvorstellung der Gleichheit der Geschlechter (freilich unter der empirisch unhaltbaren Prämisse einer bestehenden Unterdrückung von Männern) bis hin zu Vorstellungen biologisch-männlicher Dominanz inklusive frauenfeindlicher Grundüberzeugungen. Gesellschaftspolitisch spannt sich das Tableau von vereinzelt sozialdemokratischen und anti-etatistischen über die am weitesten verbreiteten konservativen, teils auch konservativ-christlichen bis hin zu rechtsextremen Positionen auf (vgl. Rosenbrock 2012, 22). Vereine wie agens und mannDAT agieren als Interessenvertretung für die (unterstellten) Anliegen und Bedürfnisse von Jungen und Männern, ebenso wie die rechtskonservative bis -extreme Internetplattform „wvgydl“ (Wie viel ‚Gleichberechtigung‘ verträgt das Land?) inklusive den angegliederten Plattformen „Wikimannia“ und „FemokratieBlog“ (vgl. ebd., 86–123). Wichtige Themen in den genannten Vereinen sind insbesondere Familie, Trennung und Unterhaltszahlungen, Gesundheit sowie die Thematisierung von Jungen als sogenannte Bildungsverlierer (eine These, die sich in dieser Pauschalität nicht halten lässt, insbesondere wenn man die Interaktionen von Geschlecht mit Migrationshintergrund sowie sozialer Herkunft einbezieht, vgl. Rieske 2011). Das thematische Spektrum von wvgydl ist breiter, vor allem findet man allerdings auf den Seiten dieser Plattform erheblich mehr offene Misogynie und Anschlussstellen zu rechten Bewegungen.

Numerisch sind die antifeministischen Bewegungen nicht allzu groß. Horta Ribeiro et al. (2021) untersuchen einen Datenkorpus, der einen großen Teil der gesamten Manosphere abdeckt; nämlich quasi sämtliche einschlägigen Foren und Subreddits (das Imageboard 4chan wird in die Analyse nicht einbezogen) und untersuchen auf diese Weise Beiträge von 835.812 Usern. Die Zahl relativiert sich: Viele User werden mehrfach gezählt, weil sie in mehreren Subreddits und/oder Foren unterwegs sind oder Zwei- und Drittaccounts nutzen, zudem stammen die Nutzer:innen aus der ganzen Welt, zumindest die USA, Kanada, Großbritannien, Australien und Deutschland sind zu nennen (diese Länder stellen zusammen gut 69 % der Zugriffe auf reddit.com, vgl. Statista 2024b). Es handelt sich also um eine

absolute Maximalanzahl an Nutzer:innen, die sich zudem global verteilen. Auch offline in Deutschland ist die Anzahl der radikalisierten Antifeministen nicht hoch – in einer Studie des Sozialministeriums (BMFSFJ 2016b, 61) wird geschätzt, dass etwa 1 % der Männer in Deutschland zum harten engeren Kern der Maskulisten gehören. Das bedeutet nicht, dass diese radikalisierten Männergruppen unproblematisch und ungefährlich wären. Nur auf sie zu blicken, birgt allerdings die Gefahr einer Exotisierung, durch die antifeministische Ideologien als reines Randphänomen abgetan werden können. Es richtet sich viel öffentliche Aufmerksamkeit auf die Manosphere und auf reaktionäre Männergruppen, z. B. erscheinen Bücher wie das bereits genannte von Tobias Ginsburg oder „Politische Männlichkeit“ von Susanne Kaiser (Kaiser 2020) zum Thema oder Zeitungsartikel und Fernseh- und Radiobeiträge richten sich auf diese sichtbaren; ‚extremen‘ Phänomene. Die Konzentration auf diese sichtbaren Randphänomene sollte allerdings nicht über die diskursiven Folgen dieser Phänomene hinwegtäuschen – die Manosphere und die „Männerrechtler“ können nämlich auch nur als Spitze des Eisbergs betrachtet werden.

Nicht zuletzt ist Folgendes bedenkenswert: bei den Themen, an die die beschriebenen antifeministischen Ideologien anknüpfen, handelt es sich häufig um lebensweltlich relevante, mit deren Bearbeitung Subjekte unter den Vorbedingungen der Individualisierung überdies oft vereinzelt sind. Es gibt eben z. B. Menschen, die keine oder erst sehr spät sexuelle Erfahrungen machen, obwohl sie das gern würden – und da die Auseinandersetzung damit schambehaftet ist, findet sie häufig online statt. Dort findet sich ja auch begrüßenswerte Selbsthilfe wie z. B. bei den Absoluten Beginnern (Absolute Beginner 2024), wo gleichwohl auch ein Ringen darum stattfindet, welche Theorien auf Basis der eigenen Lebenssituation entwickelt werden. Und: Väter in Sorgerechtsstreitigkeiten und Männer in Trennungssituationen erleben, ebenso wie die anderen Beteiligten auch, schwierige emotionale Ausnahmesituationen. Dies soll keine Verharmlosung oder Relativierung darstellen – all die genannten Situationen sind weder Gründe noch Entschuldigung für die Entwicklung misogynen Ideologien. Sicherlich sind sie aber ihrem Gedeihen nicht abträglich. Gerade solche Situationen sind es dann in den Interviews auch, das wird im folgenden Teil deutlich werden, an denen Äußerungen getätigt werden, die z. B. als eine Aberkennung der Möglichkeit zu Rationalität für Frauen interpretiert werden können.

Im Gegensatz zur vorher genannten Zahl von 1 % Männern, die zum harten engeren Kern des Maskulismus gehören, rücken nun zwei andere in den Vordergrund, die klarmachen, dass es sich bei antifeministischen Ideologien um ein Breitenphänomen handelt: laut dem BFSFJ lassen sich zusätzlich 5,3 % der Männer in Deutschland identifizieren, die zwar weniger kategorisch und unerschütterlich in ihren Antworten sind, aber dennoch dem weiteren Kreis überzeugter Maskulisten zuzurechnen sind – vor allem aber

sind, so der Report weiter, weitere 33,7 % der Männer in Deutschland empfänglich für einzelne maskulistische Einstellungen (vgl. BMFSFJ 2016b, 126). Daraus lässt sich schließen, dass, während also das Mobilisationspotenzial für eine „politische Bewegung“ eher gering ist, einzelne ideologische Aspekte reaktionärer Männlichkeit durchaus in der Lage sind, auch in der Breite der Gesellschaft zu verfangen. Insbesondere unter dieser Perspektive möchte ich diese Kontextualisierung als gedankliche Folie verstanden wissen: Es handelt sich bei Maskulismus um ein „graduelles Phänomen“ (BMFSFJ 2014, 60), in seiner graduell abgestuften Form aber zugleich um ein Breitenphänomen. Die Antifeminist:innen führen einen Kampf um Hegemonie, traditionalistische bis frauenfeindliche Ideen können durch ihre Aktivitäten wieder salonfähig gemacht werden und erscheinen zunehmend als ‚normal‘.

9.4 Andere(s) ausschließen

Im folgenden Abschnitt soll es um die Herstellung anerkannter Subjektpositionen als Mann durch *Ausschlüsse* gehen, um die Frage also, wie Männlichkeiten in Abgrenzung zu unterschiedlichen Negativfolien hergestellt werden. Solche Ausschlüsse entlang verschiedener Achsen zeigen sich im Interviewmaterial immer wieder, und sie stehen in Korrespondenz zu den im Theoriekapitel bereits dargestellten Theorieversuchen, die just diese Ausschlüsse als konstitutiv zur Konstruktion von Männlichkeit erachten. Im Ansatz hegemonialer Männlichkeit geschieht dies durch die Unterordnung einiger (Raewyn Connell hebt hier besonders hervor: schwuler) und die Marginalisierung anderer Spielarten von Männlichkeit (hier geht es Connell vor allem um das Zusammenwirken und Interagieren von Geschlecht und anderen Unterscheidungsmerkern wie Klasse und rassistischen Wissensordnungen) (vgl. Connell 2015, 131–135). Zudem ergebe schon der Begriff der Männlichkeit keinen Sinn ohne den Gegenbegriff und -horizont der Weiblichkeit, der so konstitutives Außen wie grundlegendes Anderes verkörpere. Männlichkeit als Konzept, argumentiert Connell, gäbe es schlicht nicht ohne die Abgrenzung und den Ausschluss von Weiblichkeit:

„Ohne den Kontrastbegriff ‚Weiblichkeit‘ existiert ‚Männlichkeit‘ nicht. Eine Kultur, die Frauen und Männer nicht als Träger und Trägerinnen polarisierter Charaktereigenschaften betrachtet, zumindest prinzipiell, hat kein Konzept von Männlichkeit im Sinne der modernen westlichen Kultur“ (ebd., 120)

Die Verknüpfung zwischen Begehren und Geschlecht, die auch bei Connell bereits anklingt, hat Judith Butler noch weiter ausgearbeitet: In „Das Unbehagen der Geschlechter“ zeigt Butler auf, wie in einer „heterosexuellen Matrix“ die ansonsten im Alltags- wie wissenschaftlichen Wissen ansonsten häufig als getrennt voneinander betrachteten Aspekte von *sex*, *gender* und *sexuellem*

Begehren als grundlegend miteinander verbunden erscheinen. Heteronormativität, also die Norm, heterosexuell zu begehren, sei der Konstruktion einer binären Geschlechterordnung nicht nachgeordnet, sondern im Gegenteil konstitutiv für diese. Begehren ist, so Butler, Teil der Geschlecht-Werdung und die Norm beinhaltet nicht nur, dass *sex* und *gender* einer Person übereinstimmen und somit eine eindeutige geschlechtliche Performance produziert wird, sondern dass darüber hinaus das andere Geschlecht, gegen das das eigene Geschlecht erst konstruiert wird, zum Objekt des Begehrens wird (vgl. Butler 1991, 22–25): „compulsory heterosexuality“ (Rich 1980, 631), um es mit Adrienne Rich auf den Begriff zu bringen.

Auch Pierre Bourdieu identifiziert Ausschlüsse von Frauen und Weiblichkeit als konstitutives Merkmal für die Wirkweise der von ihm skizzierten „männlichen Herrschaft“. Die binäre Strukturierung der Geschlechter und die sorgfältigen symbolischen Grenzziehungen zwischen ‚den zwei‘ Geschlechtern bildeten erst die Voraussetzung für androzentrische Schemata des Wahrnehmens, Denkens und Handelns (vgl. Bourdieu 2005, 35–43) und die Entstehung und Persistenz patriarchaler Gesellschaftsordnungen. Die so entstehende Anforderung an Individuen, sich „zu unterscheiden, indem sie sich vermännlichen und verweiblichen“ (ebd., 147), führe zur Inkorporierung von Geschlechterunterschieden vermittelt geschlechtsspezifischer Habitus. Die Reproduktion von Männlichkeit erfolge, so Bourdieu weiter, in ernsten Spielen des Wettbewerbs *zwischen Männern*. Frauen würden von ihnen ausgeschlossen und in den Status einer reinen Anerkennungsinstanz als „schmeichelnde Spiegel“ verwiesen; die Verlierer der ernsten Wettbewerbe durch Feminisierung gestraft – was sich beispielsweise auch in der Existenz einer Vielzahl sprachlicher Schmähen spiegelt, die den zu Schmähenden symbolisch in die Nähe des Weiblichen rücken (z. B. Muttersöhnchen, Pussy usw.). Männlichkeit ist somit auch in Bourdieus Theorie männlicher Herrschaft, so schreibt er selbst, ein

„eminent *relationaler* Begriff, der vor und für die anderen Männer und gegen die Weiblichkeit konstruiert ist, aus einer Art Angst vor dem *Weiblichen*, und zwar in erster Linie in einem selbst“ (ebd., 96, Herv. i. Orig.)

Im untersuchten empirischen Material dieser Studie zeigen sich zwei wesentliche Spielarten, in denen sich Mechanismen des Ausschlusses im Sprechen der Erzähler widerspiegeln. Zum einen handelt es sich dabei um ein ‚selbstverständliches Sprechen‘, über das Ausschlüsse vollzogen werden – wobei die Identifikation solcher selbstverständlichen Sprechweisen teilweise sehr auf der Hand liegt (das wird gleich zu sehen sein), teilweise aber auch erheblicher Vorannahmen bedarf und sich erst als Konstruktionen zweiter Ordnung aus der Rekonstruktion und Explikation bestimmter unthematized bleibender Prämissen der Erzähler ergibt. Hier geht es also erneut auch um die Frage, was kaum je überhaupt gesagt und/oder thematisiert wird. Zum anderen werden Ausschlüsse sichtbar in der expliziten Erzählung *eigener* Ausschlusserfahrungen bzw. Beschreibungen der Beobachtung von Ausschlüssen. Auch hier gibt es

allerdings Fallstricke: So kann die Abgrenzung der eigenen Person von bestimmten, als problematisch erachteten Männlichkeiten bzw. Ausschlüssen auch symbolische Gewinne zeitigen. Der Aspekt der sozialen Erwünschtheit bestimmter Äußerungen und der Anerkennbarkeit bestimmter Männlichkeiten in Abgrenzung von einer problematisierten ‚traditionellen‘ Männlichkeit ist somit dringend in Rechnung zu ziehen.

Drei Achsen des Ausschlusses sollen im Folgenden unterschieden werden: (1) Ausschlüsse nicht-heterosexuellen Begehrens, (2) Mechanismen des Ausschlusses anhand von Geschlecht und zuletzt (3) die Anforderung geschlechtlicher Eindeutigkeit und cis Geschlechtlichkeit sowie der Ausschluss nicht-bi-närer Geschlechtlichkeit und von trans Männlichkeiten.

Bezogen auf den *Ausschluss nicht-heterosexuellen Begehrens* ist eine Szene aus der Interviewsituation mit Helmut ein besonders schlagendes Beispiel. Das Interview fand im Außenbereich einer Gaststätte statt und das Interview lief bereits seit geraumer Zeit, als Helmut einen Apfelstrudel bestellte. Das Transkript setzt in dem Moment ein, in dem die Bedienung den Apfelstrudel an unserem Tisch abliefern.

Bedienung: Ein Apfelstrudel?

Helmut: Jo, Dankeschön.

Bedienung: Eine Gabel oder zwei? @(.)@

I: Eine. @(.)@

Helmut: Ah eine. Soweit sind wir noch nicht, wir haben (.) wir haben heute erst das erste Date und lernen uns erst kennen. //I: @(.)@// (3) @(.)@ So ähm (.) ab jetzt haben wir 'ne Beziehung ne? @(.)@

I: So sieht's aus. @(.)@

Helmut: Alter Schwede, schauen wir schwul aus?

I: Das kann ich nicht beantworten. //@(.)@// Weiß ich nicht.

Helmut: Gute Antwort, hätte // ich jetzt auch gesagt. //

I: // Aber man kann ja so! // (.) auch so oder so kann man ja auch einen Apfelstrudel teilen.

Helmut: Also ich würde mit keinem von meinen Kumpel/ egal. //@(.)@// @ (3) @ (Helmut, 1373–1386)

Die Bedienung fragt in der vorliegenden Szene, ob wir zum Verzehr des besagten Apfelstrudels ein oder zwei Gabeln benötigen. Da Helmut den Apfelstrudel allein bestellt hatte, antwortete ich unmittelbar, dass wir nur eine Gabel benötigen. Die Bedienung hat herausgefunden, was sie herausfinden wollte und überlässt Helmut und mich wieder einander. Bis zu diesem Punkt verbleibt die Kommunikation überwiegend auf die Sachfrage gerichtet, wie viele Gabeln zum Tisch gebracht werden sollen. Das ändert Helmut im nächsten Moment, indem er die Frage nach der zweiten Gabel in einen bestimmten thematischen Kontext stellt, nämlich die Beziehung zwischen ihm und mir. Ironisch merkt er an, wir seien noch nicht so weit, uns einen Apfelstrudel zu teilen, es sei schließlich erst unser erstes Date, aber durch die Frage hätten wir jetzt „'ne Beziehung“ (mutmaßlich romantischer Art). Mein etwas unbeholfenes „So sieht's aus“ ermutigt Helmut, sich bei mir zu erkundigen, ob wir schwul

aussähen. Helmut konstruiert auf diese Weise eine Adressierung von uns beiden als homoromantisches Paar durch die Bedienung, die er zurückweisen möchte. Die vorangestellte Phrase „Alter Schwede“ deutet auf eine ernsthafte Besorgnis, für schwul gehalten zu werden, hin und stellt die Frage nach der zweiten Gabel als eine unbotmäßige Unterstellung schwulen Begehrens dar. Ich bin von der Frage irritiert und versuche mich erst an einer möglichst ‚neutralen‘ Antwort: Ich wisse es nicht. Helmut lobt mich für die „gute Antwort“ – anscheinend habe ich mich schadlos gehalten und kein weiteres Öl ins Feuer von Helmut's Sorge, für homosexuell gehalten zu werden, gegossen. Meinen folgenden Einwand hingegen, man könne sich ja auch ganz unabhängig von sexueller Orientierung und Art der Beziehung zueinander ein Dessert teilen, verneint Helmut: Das würde er mit keinem seiner Kumpel tun; anschließend beendet er das Thema durch ein „egal“.

Der Interviewpartner nimmt an dieser Stelle eine klare Trennung zwischen Kumpel und Partner:innen in einer romantischen Beziehung sowie eine eindeutige Grenzziehung vor: In der einen Form der Beziehung ist die Praxis des Apfelstrudelteilens akzeptabel, in der anderen nicht. Interessant ist zudem, dass er das ganze Ereignis überhaupt in den Kontext der Frage einer romantischen Beziehung stellt; zunächst handelt es sich ja bei der Frage nach der zweiten Gabel schlicht um eine konkret-gegenständliche Sachfrage. Auch wenn eine thematische Verschiebung des Registers erfolgt, wie hier geschehen, ist die *Auswahl* des neuen Themas keinesfalls alternativlos: So wäre z. B. auch eine Verschiebung hin zur Frage von Eigentum möglich gewesen, im Sinne von: „das wäre ja noch schöner, wenn du mir meinen Kuchen wegisst“. Und sogar, wenn die Frage thematisiert worden wäre, in welchen Formen von Beziehung das Teilen eines Apfelstrudels als akzeptable Praxis gelten darf, wäre es aufgrund des Altersunterschiedes zwischen Helmut und mir ähnlich nahe liegend gewesen, dass von einer Vater-Sohn-Beziehung ausgegangen wird. Helmut hingegen konstruiert ihn und mich durch seine thematische Relevanzsetzung als potenzielle Beziehungspartner:innen, wehrt dieses Potenzial allerdings sogleich vehement ab. Helmut's Sorge, für schwul gehalten zu werden, stellt also eine Problematisierung und Veränderung dieser Form des Begehrens dar, allein die unvermittelte Thematisierung deutet aber auch auf eine Art ‚Homohysterie‘ (vgl. Anderson 2009, 81–92) aufseiten Helmut's hin, der seine männliche Identität durch die Frage nach einer zweiten Gabel infrage gestellt zu sehen scheint.

Im Interview mit Lars wird schwules Begehren im Kontext einer Reise thematisiert, die der Protagonist zu seiner zu diesem Zeitpunkt gerade neuen romantischen Beziehungspartnerin Malin nach Äthiopien unternimmt. Dabei wird er begleitet von einem Freund Malins, Niklas:

Niklas ist äh schwul und das war das erste Mal dass ich auch 'n schwulen Menschen eigentlich so (.) eng kennengelernt hab' und auch mit ihm beispielsweise in einem Bett geschlafen hab' und wo das auch ähm (.) das erste Mal so 'ne Erfahrung war von wegen: „Ah das ist

jetzt irgendwie jemand der wirklich schwul ist“ und „Wie verhält sich das mit mir wenn ich mit ihm in einem Bett schlafe?“ und so weiter, ((schluckt)) ((holt Luft)) also (.) als (.) Indiz oder als Teilaspekt von diesem Weltöffnen was mit diesem Kontakt zu Malin irgendwie für mich (.) //mhm// stand. So: „Die kennt Menschen die sind homosexuell. Wahnsinn.“ Also das gab’s zum Beispiel auch in meiner ((holt Luft)) //ja// in meiner Heimatwelt nicht. Homosexualität. [I räuspert sich] So. //mhm// Äh:::h so offen/ so nach außen gibt man sich ja im ersten Schritt im Gebiet 1 gern tolerant und sagt dann: „Ja auch von mir aus kann man schwul sein“ aber (.) im zweiten Schritt //@(.)// (.) wenn dann wirklich jemand sagt er ist schwul, also das ist noch mal ’ne (.) //mhm// ’ne ganz andere Geschichte (Lars, 889–900)

Das Ziel der Darstellung des Erzählers ist zunächst der Beleg einer Weitung des Horizonts des Protagonisten durch die Beziehung mit Malin: Der gedankliche Horizont des Herkunftsmilieus des Protagonisten und damit in gewisser Hinsicht auch dessen eigene Prägung werden als eingeschränkt dargestellt, die herrschenden Ideologien als verbohrt und exklusiv. Zwar werde in Lars’ „Heimatwelt“ vordergründig eine Akzeptanz gegenüber homosexuellen Lebensweisen behauptet, diese spiegle sich aber nicht in einer tatsächlichen Praxis, wenn es tatsächlich zu einem schwulen Outing komme. Dass Malin ganz real Menschen in ihrem Freund:innen- und Bekanntenkreis hat, die offen schwul leben, nutzt der Erzähler nun eben als Beleg für das „Weltöffnen“, das der Protagonist in dieser Zeit und durch die Beziehung mit Malin erfährt. Auf diese Art und Weise wird das Milieu des Aufwachsens des Protagonisten als latent homosexuellenfeindlich *ab-* und das Milieu, in das der Protagonist qua romantischer Beziehung mit Malin gelangt, als weltoffen und inklusiv *aufgewertet*. Die offene ebenso wie die verdeckte Abwehr von Homosexualität hingegen wird zum Gegenstand von Kritik, zum Teil einer traditionellen Ordnung von Geschlecht und Begehren, die der Erzähler kritisiert.

Hier zeigt sich übrigens eine kleine Problematik in der Interpretation von Lars’ Äußerungen zum Thema, die sich durch diesen Abschnitt hindurchziehen wird: Der Erzähler bietet häufig letztlich schon recht weitreichende Interpretationen über den Protagonisten, über unterschiedliche Milieus, über Geschlechterverhältnisse an, was die Interpretation seiner Aussagen als diskursive Artikulationen ein Stück komplexer macht. Der Erzähler erhebt den Anspruch, reflektiert zu sein und über akademisches Wissen zu Geschlechterverhältnissen zu verfügen und beherrscht die Sprache, in der diese Themen in einem sozialwissenschaftlich-akademischen Milieu verhandelt werden, wodurch seine Interpretationen für mich als ebenfalls diesem Feld Angehörigen grundsätzlich eine recht hohe Plausibilität erhalten. Diese Problematik einer erschwerten Befremdung vom Material war in mehreren Interpretationsgruppensitzungen Thema, sie ist auch nicht dem Interview mit Lars vorbehalten, wenngleich sie dort am greifbarsten ist.

In der vorliegenden Passage vermögen der feldspezifische Habitus des Protagonisten und sein eloquentes Sprechen über die behandelten Gegenstände teilweise darüber hinwegzutäuschen, dass letztlich auch in dieser Passage und dem Interview mit Lars als Ganzem eine Veränderung schwulen Begehrens

weitgehend bestehen bleibt. Die Frage, wie es ist, mit einer schwulen Person ein Bett zu teilen (was ja ähnlich wie das Teilen eines Kuchens auch zunächst einmal nicht notwendig ein romantischer oder gar sexueller Akt ist, obgleich fairerweise zugestanden werden muss, dass Schlafen, insbesondere in einem Bett, zumindest eine überwiegend der Privatsphäre zugerechnete Praxis ist) impliziert ja, dass dieses Bett-Teilen etwas ‚Besonderes‘ ist, und zwar nicht aufgrund der Tatsache, überhaupt mit einer anderen Person das Bett zu teilen (was für sich genommen auch für Unbehagen oder Aufregung sorgen könnte), sondern aufgrund der sexuellen Orientierung der anderen Person. Niklas' Begehren wird auf diese Art und Weise als Irritation für den Protagonisten thematisiert. Trotz der ganz eindeutigen Absicht des Erzählers, Homosexualität zu normalisieren und entstigmatisieren, wird sie in der vorliegenden Passage also als ‚andere‘ und ‚abweichende‘ Form des Begehrens positioniert. Dies lässt sich als Beobachtung auch auf das gesamte Interview mit Lars übertragen: Trotz der offenkundigen Ablehnung tradierter Männlichkeitspraxen und -anforderungen und eigenen heteronormativitätskritischen Äußerungen bleibt Lars' eigenes heterosexuelles Begehren dethematisiert und seine Datingpräferenzen unkommentiert. Auf diese Weise ist die Norm der Heterosexualität auch in Lars' Erzählung, die wie beschrieben von einem hohen Grad an reflexiven und metakommunikativen Einordnungen geprägt ist, gänzlich selbstverständlich und hoch verbindlich.

Während die Produktion von Männlichkeit über den Ausschluss von homosexuellem Begehren so zwar als umstritten, aber doch als einigermaßen eindeutig identifizierbares Thema im Material sichtbar wird, erweist sich die Interpretationsarbeit zur männlichen Kodierung bestimmter Sphären und darüber erfolgenden Ausschlüssen als hochgradig komplex. Ich will im Folgenden die These plausibilisieren, dass diese Sphärenausschlüsse sich vielmals nach wie vor als konstitutives Merkmal der Konstruktion von Männlichkeit erweisen. Beinahe bei allen Stellen, die im Folgenden interpretativ erschlossen werden sollen, ergibt sich aber der gleiche potenzielle Einwand: dass es nämlich auch schierer Zufall sein könnte, welches Geschlecht die einzelnen Figuren der Handlung haben und dass daher die Interpretationen, die ich bilde, in der Generalisierung über das Ziel hinausschießen. Dieser Einwand ist valide und ich kann ihm nur ein schwaches Argument entgegensetzen, nämlich das der nicht vorhandenen Varianz. Es kann völlig zufällig sein, dass männlichen und weiblichen Figuren in den Erzählungen wiederholt bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, aber der Verdacht, dass diese wiederholten Zuschreibungen etwas mit Geschlecht zu tun haben könnten. Blicken wir ins Material: Im Interview mit Wolfgang schildert dieser den sich im Anschluss an die Trennung des Protagonisten von seiner Ex-Frau ereignenden Konflikt über die Vermögensaufteilung und den weiteren Umgang mit dem während der Ehe erworbenen und gemeinsam bewohnten Haus:

also das war so mit ihr konnte man ja überhaupt nicht kommunizieren, //okay// das war völlig unmöglich, (.) und dann wir hatten praktisch so einen Coaching Partner. Meiner Seite war's mein Bruder, //okay// (.) von ihrer Seite war's ihren Vater. //okay// (2) Und ihr Vater war ja hier mal Bürgermeister. //okay// Also mit dem bin ich gut ausgekommen und das war ein (.) ein Mann auf den konnte man sich verlassen. //ja// Und dann haben wir gesagt: „Gut, das lassen wir alles über dich laufen, nicht dass mir unterstellt wird!“ (.) auch mit dem Haus gell? //mhm// Wenn's nach ihr gegangen wäre, die hätte alles (.) verkauft und alles überall wo was rauszuschlagen gewesen wäre. //mhm// Aber damals das war ja mein Glück, Gott sei Dank ging das nicht (.) zu verkaufen weil das steuerlich nicht gefördert/ äh also wenn man ein gebrauchtes Haus irgendwie/ nur neue (.) //ja// kann man abschreiben irgendwie (Wolfgang, 407–417)

Der Erzähler stellt an dieser Stelle Wolfgangs Ex-Frau als habgierig und hysterisch dar. Der Konflikt zwischen den beiden erzählten Figuren wird nicht als persönlicher Konflikt zwischen zwei Personen mit unterschiedlichen Positionen, Interessen und Argumenten dargestellt, sondern der Ex-Frau wird als Figur zunächst ganz grundsätzlich die Kommunikationsfähigkeit abgesprochen. Zudem will sie, dass das Haus verkauft wird, was vom Erzähler als ökonomisch unvernünftige, geradezu absurde Option dargestellt wird. Aufgrund dieser Eigenschaften und Positionen disqualifiziert sie sich als aushandlungsfähige Person; ihr Vater muss – wie im Bild eines gesetzlichen Vertreters für eine geschäftsunfähige Person – für sie einspringen. Nun lässt es sich als Zufall abtun, dass diejenigen Figuren der Erzählung, die als verhandlungsfähig markiert werden, ausschließlich Männer sind. Sogar die Wendung „das war ein (.) ein Mann auf den konnte man sich verlassen“ lässt sich nicht nur so interpretieren, dass dem Vater die Kommunikations- und Geschäftsfähigkeit *aufgrund seines Geschlechts* zuerkannt wird, sondern dass die Nennung seines Geschlechts *anlasslos* erfolgt – wie es im alltäglichen Sprachgebrauch eben manchmal üblich ist. Die interpretative Einordnung in das Thema des Ausschlusses von Frauen aus der Sphäre der vernünftigen Verhandlung und der negativen Konnotation von Weiblichkeit mit Habgier und Unvernunft ist also keineswegs alternativlos. Wie einleitend schon geschrieben, erweckt das Phänomen, dass es sich keinesfalls um die einzige Szene handelt, in der Positionierungen in dieser Weise entlang des Geschlechts verhandelt werden und dass sich vor allem kaum Gegenbeispiele dazu finden (außer ggf. in der Beziehung zwischen Lars und seinem Doktorvater, das gleich noch Thema wird), einen gewissen Verdacht, dass es sich nicht um puren Zufall handelt und sich hier eine Systematik andeutet.

Anhand des folgenden Ausschnitts aus der Erzählung von Helmut, in der er von den Erfahrungen des Protagonisten als Vorgesetzter im Supermarkt erzählt, wird das Thema von Sphärenausschlüssen zugleich noch greifbarer und ein Stück geweitet:

ich hab' eine Angestellte gehabt, 'ne alleinerziehende Mutter, die hatte einen Sohn, den Florian [mit spöttisch verstellter Stimme]. Und die kam immer ins Büro und sagt: „Ah mein Florian hat in der Schule Probleme, Chef, kann ich eher von der Arbeit gehen? Kann ich

später kommen? Mein Florian ist krank, ich muss mit meinem Florian zum Arzt, mein Florian hier, mein Florian da.“ Und das war 'ne mittelmäßig gute Mitarbeiterin, die ich auch gemocht hab' und die hatte auch Probleme mit ihrem Mann, der hat sie dann gestalkt, sie ist umgezogen, bla bla bla, und ich hab' die echt immer versucht zu unterstützen. Ganz ernsthaft ehrlich ne? //mhm// U::nd äh immer mit ihrem Florian ne? //mhm// Ich mein der war dann schon 13 und konnte dann abends zum Arzt und ah lauter so Geschichten halt. Und irgendwann (2) kommt sie ins Büro und sagt: „Chef ich kündige.“ „Was? Hä? Äh wie?“ „Ja ich kündige, ich hab' mich drüben bei Supermarktkette 3 beworben, ähm da bekomm ich 200 Euro mehr, entweder sie zahlen mir das Gleiche oder ich bin weg.“ //mhm// Kurz vor der Urlaubszeit natürlich ne? Diese blöde Fotze. Ich hab' für die und ihren scheiß Florian oft die Arbeitszeiten verschoben, ich hab' oft gebuckelt, ich hab' oft den Einsatzplan verschoben. Ich hab' oft auch selber mal 'ne Stunde länger gemacht, dass sie für ihren scheiß Florian irgendwie zur Nachhilfe oder irgendwas kommen kann. Und dann kommt die (.) und kündigt. //mhm// (3) Wegen 200 Euro. Brutto. Netto 'n Hunderter. Und ich hab' mir gedacht: „Was hab' ich für dich alles getan?“ (Helmut, 1605–1622)

Der Erzähler nimmt in der vorliegenden Passage in äußerst negativer und stark abwertender Art und Weise Bezug auf eine ehemalige Supermarktmitarbeiterin, um den Verdross des Protagonisten in seiner Rolle als Supermarktchef zu illustrieren. Die Mitarbeiterin sei, so wird es erzählt, absorbiert gewesen von ihrem Sohn Florian, dessen Bedarfe und Bedürfnisse sie jederzeit über die Erfüllung ihrer Pflichten in der Erwerbsarbeit gestellt habe, woraus für Helmut als Chef Härten verschiedener Art entstanden seien – er habe versucht, sie zu unterstützen, er habe Flexibilität in der Verteilung der Schichten gezeigt und selbst länger gearbeitet, um auf ihre spontan entstehenden Bedarfe zu reagieren – kurz: Er habe durchaus Verständnis für ihre Situation als alleinerziehende Mutter aufgebracht und sei ihr in vielerlei Hinsicht entgegengekommen. Der Protagonist erscheint so als ein moralisch integrierter und entgegenkommender Chef, während die namenlose alleinerziehende Mutter und ihr Sohn Florian weit weniger wohlwollend beurteilt werden: Sie sei eine nur „mittelmäßig gute Mitarbeiterin“ gewesen, die dem Chef auf der anderen Seite aber durch ihr Verlangen nach Sonderbehandlungen eine Menge Arbeit macht. Im Verhältnis zu ihrem Sohn Florian wird sie als überengagiert und -behütend dargestellt: Florian sei bereits 13 gewesen; er hätte wohl, so klingt an, durchaus auch allein zum Arzt und in die Nachhilfe gehen können, ohne Schaden davon zu tragen (wodurch Florian wiederum seinerseits als ‚Muttersöhnchen‘ und von mangelhafter Selbstständigkeit markiert wird).

In den Interpretationsgruppensitzungen, in denen diese Interviewausschnitte thematisiert wurden, lösten sie bei den Teilnehmenden erhebliche negative Aspekte gegenüber dem Erzählten und dem Erzähler, geradezu Empörung aus. In der Deutung des Erzählers hingegen handelt es sich um einen gerechten Zorn des Protagonisten als großzügigen und aufopferungsvollen Chef („Was hab' ich für dich alles getan?“, „oft gebuckelt“) auf die Mitarbeiterin und ihren Sohn, die auch Vulgärbeleidigungen („dumme Fotze“, „scheiß Florian“) rechtfertigt und bis in die Gegenwart des Erzählens Wut auszulösen scheint.

Entgegen der Darstellung des Protagonisten als verständnisvoller und partnerschaftlich agierender Chef werden in der Passage allerdings eigentlich alle Care-Praktiken der ehemaligen Mitarbeiterin abgewertet und als letztlich unnötig abgetan: Sie erscheinen als eine schiere Behinderung ihrer Erwerbsarbeit, die die Mitarbeiterin aufgrund ihrer (so erscheint es: selbst gewählten oder sich aus ihrer Natur ergebenden) Gebundenheit in Sorgearbeit vernachlässigt. Es handelt sich somit um eine starke Abwertung von Care-Arbeit und eine Hierarchisierung, die Erwerbsarbeit eindeutig über Care-Tätigkeiten priorisiert. Die Deutung eines Ausschlusses von Weiblichkeit aus der Sphäre der Erwerbsarbeit funktioniert hier entsprechend nur über Bande: Es geht vor allem um die Gebundenheit der Mitarbeiterin in ihrer Rolle als alleinerziehende Mutter und dementsprechend vor allem um den Ausschluss von Care aus dem Feld der Erwerbsarbeit, wobei durch die Beleidigung als „dumme Fotze“ in erheblich misogyn-abwertender Art und Weise auch auf ihr Geschlecht Bezug genommen wird. Möglicherweise spielen hier dann auch Zuschreibungen zu einer vermeintlichen mütterlichen oder weiblichen Natur eine Rolle, über die der Mitarbeiterin die Fähigkeit zu einer rationalen Einordnung von Florians Bedarfen abgesprochen werden. Vielleicht noch auffälliger ist an dieser Stelle allerdings, dass sich der Erzähler in seiner Deutung des Geschehens als indifferent gegenüber materiellen Fragen erweist. Dass eine Lohnsteigerung um 200 € brutto in der Lebenslage einer sprichwörtlichen alleinerziehenden Supermarktangestellten ein ganz erhebliches Argument für einen Jobwechsel sein kann, scheint sich seiner Vorstellung gänzlich zu entziehen. Er wirkt auf diese Weise stark an seine eigene gesellschaftliche Position gebunden und wenig zu einer Perspektivübernahme willens oder fähig. Die eigene (männliche, materiell wohlhabende, von Care-Verpflichtungen freie) Position wird also zum generellen Maßstab erhoben, die mindestens über den Zugang zu anerkannter Erwerbsarbeit, aber darüber hinaus auch über die persönliche Bewertung anderer Personen entscheidet. Dabei erweisen sich verschiedene Linien, anhand derer Ausschlüsse erfolgen, als miteinander verwoben; die bereits genannten ebenso wie z. B. natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeitszuschreibungen: unmittelbar auf die soeben interpretierte Stelle folgt eine weitere, die den „Türken“ „Omar“ in verwandter Art und Weise als schlechten Mitarbeiter beschreibt (u.a. „der Omar war (.) kein Dummer nicht, war nicht der Fleißigste, der war 'n bisschen keck. Also war ein lustiges Kerlchen, wenn er das Loch erwischt hat um sich zu drücken, hat er sich gedrückt“, 1625–1627), der die Großzügigkeit des Protagonisten als Chef analog zur eben interpretierten Stelle ausgenutzt habe. Die Bewegung in Helmut's Erzählung ist dabei eine doppelte: einerseits wird der Protagonist als Teil der ‚normalen, einfachen Leute‘ dargestellt, was mit einer Abwertung der materialistisch-gierigen, unzuverlässigen reichen Peer-Group der Supermarktbesitzer einhergeht. Zugleich werden die Arbeiter:innen des Protagonisten massiv abgewertet und der Protagonist gegen sie abgegrenzt, seine Frau wird als unvernünftig-triebgesteuert dargestellt und

Ausschlüsse nach Alter vorgenommen („richtig denken [...] [kann man] erst ab 40“, 1389–1390). Männlichkeit und die Reservierung der Sphäre der Erwerbsarbeit für (bestimmte) Männer erscheint so als über multiple Ausschlüsse operierend, sei es über Care, Frau-Sein, ökonomischen Status oder die Konstruktion als Migrationsanderen. Die eigene Position des Erzählers wird von diesem als Bedingung von Geschäftsfähigkeit und Vertrauenswürdigkeit konstruiert und die von dieser Position abweichenden Anderen entsprechend als nicht vertrauenswürdig und geschäftsfähig.

Lars wiederum liefert in seiner Erzählung eines ähnlichen Phänomens erneut gleich eine Interpretation mit. Es geht hier um den Umgang seines Doktorvaters Erwin mit Lars' Kollegin Elena, die als Postdoc an dessen Lehrstuhl beschäftigt ist. Erwin, so wird es in der Erzählung dargestellt, schiebt Elena als Sündenbock für Probleme an seinem Lehrstuhl vor:

diese Situation mit Elena war so super belastend weil irgendwie das sich so darstellte als wäre sie der Grund für diese ganzen Schwierigkeiten auf der Arbeit, auch von Erwin so dargestellt so: „Ja, also da ist Elena mal wieder so (...)“ ä::::h (.) ja also da wurde sie auch von ihm so dargestellt wie so 'ne (.) klassische äh negative Charakterisierung von Weiblichkeit, //mhm// also so die intrigante Hexe, die/ (.) der man nicht trauen darf, die fast schon in ihrem Kämmerlein irgendwelche Gebräus ansetzt und Leute was ins Getränk träufelt und so weiter, also natürlich diese Art von Bilder wurden so nicht benutzt aber ((holt Luft)) diese Art und Weise wie sie irgendwie auch (.) ja irgendwie (.) beschrieben wurde oder (.) also es war auf jeden Fall für alle klar: „Ja okay es muss Elena sein. Weil Erwin ist ja/ sozusagen dem kann man ja vertrauen“ (Lars, 1513–1522)

Der Erzähler stellt in dieser Passage dar, in welcher Weise Erwin gegen Elena intrigiert habe: Er habe hierfür eine „klassische äh negative Charakterisierung von Weiblichkeit“ genutzt, und zwar die stereotype Darstellung ihrer Person als Hexe. Im Kontrast zur letzten interpretierten Passage, in der Helmut's Mitarbeiterin zwar ebenfalls als boshaft, aber keineswegs als fähig dargestellt wurde, ist das Bild der Hexe ein klassisches Bild böser oder schädlicher Weiblichkeit, das die so charakterisierte Person allerdings nicht als dumm oder hilflos erscheinen lässt, sondern ihr eine ganze Reihe an Fähigkeiten zuschreibt: Die Hexe als Figur erscheint als mit beinahe überirdischen und magischen Fähigkeiten ausgestattet und hinterrücks, manipulativ, im Verborgenen sich Erfolg und eigene Vorteile erschleichend (vgl. Opitz-Belakhal 2017, 30–32). Der Erzähler wirft nun Erwin vor, sich dieser Figur argumentativ zu bedienen, um sich aus der Verantwortung für die Probleme am eigenen Lehrstuhl zu stehlen (die er qua Position eigentlich übernehmen müsste). Erwins Mann-Sein hingegen wird vom Erzähler als im universitären Kontext beinahe schon ausreichend für die Anerkennung als vertrauenswürdige ‚ehrliche Haut‘ dargestellt. Die Darstellung von Elena als Hexe und damit ihr Ausschluss aus dem Kreis vertrauenswürdiger Personen ist dabei aber eine notwendige Voraussetzung und hat instrumentelle Bedeutung: erst durch ihre Disqualifikation, ihre Darstellung als vertrauensunwürdig gelingt es Erwin, so erscheint es in der Erzählung, sich automatisch und ohne weitere Prüfung als

vertrauenswürdig erscheinen zu lassen. Der Mechanismus der Grenzziehung und des Ausschlusses zur Bewahrung männlicher Privilegien scheint also auch hier am Werk.

Diese Interpretation des Erzählers Lars erscheint schlüssig, sie beinhaltet allerdings eine weitere Ebene der Unterscheidung, die ich im Folgenden kurz andeuten will. Diese Interpretation dockt dabei an die durch den Erzähler vorgenommene Nutzung des Bildes der Hexe in seiner Interpretation an. Die Metapher der Hexe erscheint daher besonders interessant, weil es sich um ein sehr altes Bild handelt, das gegenwärtig deutlich an Bedeutung verloren zu haben scheint. Auch der indexiale Gehalt der immer noch in Benutzung befindlichen Beleidigung von Frauen als „Hexe“ scheint heute eher verschoben in Richtung einer übermäßigen ‚Garstigkeit‘ gegenüber dem zuvor beschriebenen Bedeutungsgehalt als eine fähige und im Geheimen agierende, über klandestines Wissen verfügende Person. Insofern ist Lars‘ Interpretation zwar eindeutig, sie nimmt aber Bezug auf ein letztlich etwas überholt wirkendes Phänomen – diese Überspitzung der Darstellung von Geschlechterverhältnissen und die Bezugnahme auf ‚veraltete‘ Diskurse nutzt der Erzähler auch zu Zwecken einer eigenen Positionierung. Das Thema einer mangelnden Anerkennbarkeit Lars‘ eigener Position als ein ‚anderer‘ Mann (als der als ‚klassischer‘ Mann dargestellte, Biertrinkende, Fleisch essende, sexistische Witze reißende, sportliche Erwin) durchzieht seine gesamte Erzählung – und die hier vorgenommene Zuschreibung Erwins als ‚klassisch misogyner‘ Mann stellt wiederum eine Grenzziehung diesem gegenüber dar.

Was ich bis hierhin versucht habe zu beschreiben und zu plausibilisieren ist, wie Konstruktionen von Männlichkeit über den Ausschluss Anderer (entlang verschiedener Achsen – Geschlecht, ökonomischer Status, zugeschriebene kulturelle Herkunft) aus bestimmten Sphären vorgenommen werden. (Weiße, wohlhabende, der Mehrheitsgesellschaft zugehörige, carearbeitsbefreite) Männlichkeit erscheint hierbei als unhinterfragter Normalfall, durch den Geschäfts-, Verhandlungs- und Vernunftfähigkeit sowie Vertrauenswürdigkeit zugeschrieben werden, während diese den Anderen im gleichen Zuge abgesprochen wird. Dazu kommen noch moralische vergeschlechtlichte Zuschreibungen wie die der „Verlässlichkeit“.

Der dritte und letzte Punkt, der in diesem Kapitel verhandelt werden soll, ist jener der selbstverständlichen Setzung der Anforderung geschlechtlicher Eindeutigkeit und dem damit erfolgenden Ausschluss von nicht-binärer Geschlechtlichkeit und trans Männlichkeiten. Nun ist es just die Nicht-Thematisierung dieser Frage, die ins Auge springt, und eine Nicht-Thematisierung lässt sich naturgemäß nicht an einer Vielzahl an Interviewpassagen demonstrieren. Es bleibt nur festzuhalten, dass die Übereinstimmung von *sex* und *gender* der Protagonisten, ihre erzählerische Positionierung als cisgeschlechtlich also, als nicht thematisierungsbedürftig und somit im Status einer unhinterfragten Selbstverständlichkeit verbleibt. Zwar sind in einer ganzen Reihe an

Interviews Versuche einer Reinterpretation bestimmter tradierter Muster von Männlichkeit oder einer alternativen Positionierung im Feld der Männlichkeit zu verzeichnen, allerdings gibt kein Erzähler für den Protagonisten der Erzählung (und damit letztlich als Selbstbeschreibung) die Kategorie der Männlichkeit auf. Die im Kapitel 9.2 verhandelten, auf die exmanente Nachfrage nach der Bedeutung von Männlichkeit geäußerten Relativierungen von Männlichkeit (eine solche gebe es gar nicht mehr oder sie habe letztlich keine praktische Bedeutung mehr) erscheinen so eher als eine Dethematisierungsstrategie denn als grundlegender Wandel in Geschlechterverhältnissen.

Auch wenn, wie oben skizziert, gerade die *Abwesenheit* der Infragestellung einer selbstverständlichen Verknüpfung von Männlichkeit und Mann-Sein der springende Punkt ist, gibt es vereinzelte Anknüpfungspunkte innerhalb der Interviews, anhand derer sich die These der Anforderung von Eindeutigkeit und Einheitlichkeit in Männlichkeit entfalten lässt. Zum einen sind dies Textstellen, an denen sich Naturalisierungen von Geschlecht deutlich wirksam zeigen, etwa wenn Marius bestimmte Verhaltensweisen seiner Frau mit dem gemeinsamen Kind des Paares auf ihr Geschlecht zurückführt:

das ist schon ein Unterschied auch, (.) ja (.). Weiß nicht, ob das sag' ich mal (.) daran liegt, wie wir charakterlich sind oder einfach auch an dem Männer-Frauen-Unterschied, den ich denk, der schon biologisch auch existiert //mh// gerade auch, was halt so Kinderbindung angeht (Marius, 1349–1352)

Ich möchte die These in den Raum stellen, dass Naturalisierungen dieser Art und die mit ihr verbundene Konstruktion einer ausschließlich für cis Männer verfügbaren Männlichkeit einen wesentlichen Anteil an der Beharrlichkeit von Geschlechterverhältnissen für sich in Anspruch nehmen können (dem Aufbrechen dieser Verbindung verschreibt sich z. B. auch Jack Halberstam, der schon 1998 mit der Theoretisierung einer „Female Masculinity“ begann, vgl. Halberstam 2018). Doch sogar innerhalb von cis Männlichkeit ist, folgt man folgender Darstellung von Lars, die Anerkennbarkeit als Mann noch gekoppelt an die Präsentation von Eindeutigkeit:

wenn du nicht in diese Kategorie hemdsärmeliger biertrinkender fleischiessender (.) witzereißender Prolet fällst, dann wirst du platt gemacht. //mhm// Wenn du nicht schwul bist. Wenn du nicht 'ner Community angehörst die's schon gibt. (Lars, 1678–1680)

Innerhalb der ausschließlichen Anerkennbarkeit als cis Mann geht Lars hier also sogar noch weiter: entweder, so stellt er dar, erlangt man Anerkennung als Mann, indem man gängigen und klischeehaften Männlichkeitsanforderungen folgt (vgl. Männer-Dinge tun) oder indem man sich einer bereits als Community organisierten und somit gewissermaßen in eine anerkannte Form geronnenen marginalisierten Spielart von Männlichkeit anschließt. Der Männlichkeitsentwurf des Protagonisten, der weder dem einen noch dem anderen entspricht, so argumentiert Lars, führe aber dazu, dass er „platt gemacht“ werde: die Eindeutigkeitsanforderung, so ließe sich sagen, wird in diesem Fall nicht

erfüllt, womit Lars sich in seiner Männlichkeit nicht anerkannt sieht. Sich innerhalb der Inanspruchnahme einer männlichen Subjektposition an tatsächlich abweichenden, anderen Handlungs-, Kommunikations- oder Emotionsformen zu orientieren, Männlichkeit (auch abseits von Begehren) wirklich zu queeren, erscheint so in Lars' Darstellung als eine äußerst schwierige, beinahe aussichtslose Aufgabe. Die wiederum etwas stereotyp anmutenden Beispiele von Lars können dabei auch als Hilfskonstruktionen betrachtet werden: Es geht hier womöglich gar nicht um reales „Holzfällen“ und „Biertrinken“, sondern vielmehr um mit diesen Signifikanten in Lars' Argumentation gleichgestellte innere Qualitäten und Zuschreibungen, die die Anforderung von Einheitlichkeit transportieren und so für Lars keine Art gequeerer cis Männlichkeit zulassen.

Der vorangegangene Abschnitt ist hoch interpretativ, was sich aus der Beschaffenheit von Interviewmaterial und Geschlechterdiskursen ergibt: wenige Äußerungen sind explizit auf Männlichkeit oder Geschlecht bezogen, diese Diskurse agieren i. d. R. im Unsichtbaren und Selbstverständlichen. Kein Interviewpartner äußerte, er sei aus diesen oder jenen Gründen ein *echter Mann* oder seine Männlichkeit bestehe genau bestimmten Eigenschaften. Dennoch handelt es sich bei den beschriebenen Thematisierungen und Dethematisierungen kaum um seltsame Zufälle; die Positionierungen, die über sie vorgenommen werden, sind eben gerade Positionierungen auf Kosten des Ausschlusses anderer und die eingangs des Abschnitts beschriebene Operationsweise von Männlichkeit über den Ausschluss von Weiblichkeit, Homosozialität, Uneindeutigkeit und weiteren Anderen Personen und Eigenschaften (wie z. B. Klasse, Fähigkeit, rassistische Wissensordnungen usw.) erscheint durch sie als recht ungebrochener Mechanismus. Besonders interessant sind dabei nicht nur die ‚klassischen‘ Ausschlüsse, über die Männlichkeit produziert wird – diese gibt es offensichtlich noch, was weder besonders überraschend noch eine bahnbrechende Erkenntnis ist –, sondern insbesondere auch die symbolischen Grenzziehungen, die durch das Aufrufen einer ‚guten‘ Männlichkeit vorgenommen werden: gerade durch die Distanznahme von ‚hergebracht männlichen‘ Ausschlussweisen wird solch eine Subjektposition als ‚guter, progressiver Mann‘ einnehmbar. Es handelt sich dann aber weder um einen Bedeutungsverlust noch um eine inklusive Form oder Denaturalisierung von Männlichkeit – was sich vorrangig verschiebt, sind die Differenzlinien, entlang derer Ausschlüsse vorgenommen werden, um Männlichkeit zu produzieren.

10 Anerkennungsinstanzen: zwischen homosozialen und alternativen Anerkennungsordnungen

10.1 (Nicht) mit anderen Männern sein

Eine wesentliche Differenz im Interviewmaterial stellt die Darstellung homo- und heterosozialer Kontexte dar, also das Als-Mann-unter-Männern-Sein bzw. das Als-Mann-unter-Frauen-Sein dar. Im folgenden Abschnitt will ich nachzeichnen, wie diese Unterscheidung im Interviewmaterial bedeutsam gemacht wird bzw. sich in impliziten Prämissen der Erzähler wirksam zeigt. Auch dieses Thema knüpft an ‚klassisches Thema‘ einer Reihe von theoretischen und empirischen Erkundungen von Männlichkeiten an, wie etwa Pierre Bourdieus Idee der „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997, 203) oder Eve Kosofsky Sedgwick's Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Homosozialität und Homosexualität (Sedgwick 2003). Ich möchte später an diese Überlegungen anknüpfen, zunächst aber ausgehend von den erhobenen Interviews rekonstruieren, in welcher Art und Weise Homo- und Heterosozialität thematisiert werden und wie sich diese Thematisierungen systematisieren lassen.

In der folgenden Passage, die einer Antwort auf eine Detaillierungsfrage zu Steffens zwischen sein Sozialarbeitsstudium und den Beginn seiner Tätigkeit in einer Jugendhilfeeinrichtung eingeschobene Tätigkeit in einer Firma aus dem Bereich der industriellen Produktion entnommen ist, beschreibt der Erzähler die Erfahrung des Protagonisten in besagter Firma und geht dabei insbesondere auf das soziale Umfeld ein, in das er durch diese Tätigkeit gelangt.

da haben auch nur Männer gearbeitet das war echt krass, //mhm// ähm und (3) also da wo ich mich schon auch fürs Mannsein schäm also merk' ich (.) also was da irgendwie über (2) Bordelle, Prostitution gesprochen wurde und so weiter, //mhm// und ganz öffentlich: „Ja ich fahr dann nach Thailand und (.) nehm mir für zwei Wochen dann halt da 'ne Frau und der geht's ja voll gut, die kriegt ja 25 Euro am Tag und ((holt Luft)) wir gehen zusammen auf den Markt und die darf sich Kleider aussuchen. Der geht's dann besser als (.) in der Zeit sonst.“ Wo ich dachte: „Du redest ja auch deine Scheiße schön.“ //mhm// ((schluckt)) Oder wo ganz klar gesprochen wird: „Ja, ich fahr jedes Wochenende mach ich 'ne Deutschlandtour durch die Bordelle die mir gefallen“, und wie abartig da über Frauen gesprochen wird und ((holt Luft)) ich hab' da noch 'n anderen Kumpel dann kennengelernt, //mhm// der hat auch gesagt: „Ich würde meine Frau niemals hier mitnehmen.“ //mhm// Weil dann schon einfach (.) geguckt wird, gelabert wird, ((holt Luft)) wo ich dachte: „Das (2)“ //mhm// einfach aba/ so Abartigkeiten die ich da kennengelernt hab' die ich so irgendwie (.) selten gesehen hab', deswegen war das schon sehr eindrücklich wo ich dachte: „Ich kann hier nicht/ (.) //mhm// ich könnte hier niemals irgendwie länger arbeiten als die fünf sechs Monate.“ //mhm// Vielleicht noch 'n Jahr aber (.) //mhm// das (.) hält man nicht so aus. Wenn man da nicht so mitmachen kann. (Steffen, 788–803)

Der Protagonist wird in der vorliegenden Passage in deutlicher Abgrenzung von den Männern positioniert, die nicht nur vorübergehend in der Firma arbeiten. Er selbst ist nur kurzfristig Teil des homosozial männlichen sozialen Verbunds der Arbeiter dort, was als glücklicher Umstand dargestellt wird, denn diese Zugehörigkeit „hält man nicht so aus“. Als Grund für diese Unerträglichkeit wird das Verhalten und insbesondere Sprechen der Arbeiter ausgemacht. Diese thematisieren offen und „ganz klar“ ihre Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen, sei es im Rahmen einer „Deutschlandtour durch die Bordelle“ oder einer Reise nach Thailand, um sich dort „für zwei Wochen dann halt 'ne Frau [zu nehmen, sic]“; Praktiken, die der Erzähler offensichtlich für moralisch verwerflich hält, denn er bewertet sie als „Scheiße“ und „Abartigkeiten“. Die Art und Weise des Sprechens über Frauen (übrigens tatsächlich das *Sprechen* und nicht in erster Linie das vorhergehende *Tun*) hält ihn und einen einzelnen, in dieser Sache als Verbündeten positionierten Kollegen, der zum „Kumpel“ wird, auch davon ab, die eigene Partnerin an den Arbeitsplatz bzw. zur Gruppe der dort Arbeitenden mitzunehmen: sie würde, so wirkt es, unmittelbar zum Objekt der Blicke der anderen Männer und ihrer Gespräche werden, wovor Steffen und sein „Kumpel“ sie (oder sich?) schützen wollen. Die Erfahrung des Protagonisten wird affektiv beschrieben als eine Scham aufgrund Steffens Mann-Seins. Dies ist eine voraussetzungsreiche Konstruktion: Zunächst bedarf es für sie der Konstruktion einer Gruppe aller Männer, der Steffen zugehört und mit der er sich auch identifiziert. Erst diese *Zugehörigkeit* lässt es zum Problem werden, dass in Steffens Darstellung *bestimmte, solche Männer* durch ihr Verhalten Schande über *alle Männer* bringen. Durch diese Verfehlung beginnt der Protagonist sich für seine Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Männer zu schämen, es handelt sich also um die Konstruktion einer kollektiven, gruppenbasierten Scham, die allerdings mit Steffens eigenem Verhalten nichts zu tun hat: Es geht nicht etwa darum, dass der Protagonist z. B. in der Situation der Erzählung der Bordellbesuche usw. nichts gesagt oder mitgelacht hat, sondern um seine schiere Zugehörigkeit. Die Erzählung von Scham dient so – innerhalb der Zugehörigkeit zur Gruppe der Männer – der Abgrenzung sowie der Positionierung des Protagonisten als *solchen Männern* moralisch überlegen, als Geste moralischer Distinktion. Diese Überlegenheit wird dabei nicht durch einen nach außen gerichteten Widerspruch gegen das Sprechen und Tun der Kollegen begründet, sondern durch die nach innen gekehrte Scham und Verurteilung dieser.

Dadurch wird der Protagonist aber zugleich auch als *un-zugehörig* klassifiziert; indem er eben nicht als ein *solcher* Mann, sondern als außenstehender Beobachter, eine Art Ethnologe im sozialen Kontext des Arbeitsplatzes, ein *anderer* Mann positioniert wird. Die Bewertungen des Erzählers – solche „Abartigkeiten“ habe er „selten gesehen“ – eröffnen dabei ein sprachliches Register, das es zudem erlaubt, den Protagonisten als tapferen Entdecker unerforschten und schwierig zu betretenden Terroirs zu stilisieren. Die anderen Männer

werden dadurch naturalisiert und ihr Verhalten als etwas kaum Unterbindbares, Quasi-Natürliches dargestellt. Sobald (solche) Männer unter sich sind bzw. sobald keine Frauen anwesend sind, verhalten sie sich zwangsläufig unzivilisiert und daran lässt sich auch nichts ändern, weswegen das Verlassen der sozialen Situation für Steffen auch der einzige Ausweg ist. Er *kann* nicht mitmachen (nicht: er möchte nicht mitmachen), weil er sich grundlegend von *solchen* Männern und ihren natürlichen Verhaltensweisen unterscheidet.

Etwas später in Steffens Ausführungen gewinnt die Frage nach der Bedeutung von Homosozialität und dem Verhältnis von Zugehörigkeit und Unzugehörigkeit weiter an Opazität:

Steffen: [...] das war schon auch witzig weil ja auch mein Name (.) geändert wurde, //ah okay// ich war ja dann immer im Schichtplan, //ja// und dann dachte ich schon: „Ja jetzt bin ich mal gespannt //@(.)@// was da kommt von denen, (2) von diesen krassen Männern“, äh wenn da ein anderer Name dransteht aber (2) kam äh (.) leider sehr wenig. @(.)@ //@(.)@// Ich mein es war/ oder erstaunlicherweise das (.) das war dann/ L die hatten ja auch so'n scheiß/ J #01:15:18-4#

I: @(.)@ Hättest du dir das gewünscht? #01:15:18-4#

Steffen: Ich dachte schon dass jetzt halt jemand bisschen so: „Okay was macht der?“ //@(.)@// Das war schon so: „Hä wer ist das jetzt? Ach du hast geheiratet? Du hast deinen Namen hergegeben?“ //@(.)@// Aber ich dachte schon halt so: „Hast deine Eier irgendwo liegen lassen?“ und keine Ahnung. ((holt Luft)) Dass da mehr so kommt aber (2) ich glaub' dass ich da zu wenig lang gearbeitet hab' dass das (.) die irgendwie noch gejuckt hätte. //mhm// Genau aber dann/ glaub' schon dass ein zwei (.) Sachen zur Männlichkeit kamen. Aber //mhm// (2) erstaunlich wenig. //mhm// Also ich dachte da kommt schon mehr (.) response von denen (Steffen, 807–820)

Steffen berichtet hier von den ausbleibenden Reaktionen der Kollegen des Protagonisten auf dessen Nachnamens-Wechsel. Der Interviewer unterbricht den Erzähler mit der Nachfrage, ob dieser sich eine solche Reaktion gewünscht hätte und der Erzähler wiederholt, dass er eine solche Reaktion antizipiert hatte und nun von deren Ausbleiben überrascht war. Letztlich scheint hier also ein Wunsch nach Anerkennung seiner Person als Mann durch die Ablehnung seiner vermeintlich unmännlichen Abgabe seines Nachnamens, die er eine Art feministischer Handlung versteht, durch. Diese Abwertung erfolgt aber nicht oder zumindest kaum; wie der Erzähler vermutet, weil Steffen „da zu wenig lang gearbeitet“ habe. Der Erzähler deutet die ausbleibende Reaktion also als Nicht-Anerkennung als *Kollege*, es ist aber plausibel anzunehmen, dass es sich auch um eine Kränkung handelt, die dadurch erfolgt, dass ihm selbst in seiner Rolle als ‚anderer Mann‘ und Fremdkörper kaum überhaupt Aufmerksamkeit zuteilwird. Letztlich wird dem Protagonisten vor Augen geführt, dass entweder den Nachnamen seiner Frau anzunehmen kein so revolutionärer Akt oder seine Kollegen doch nicht so hinterwäldlerisch sind wie angenommen. In dieser Interpretation stellt der Namenswechsel sozusagen einen Beitrag zum Wettbewerb unter Männern dar, der aber von der Gemeinschaft der Männer an seiner

Arbeitsstelle gar nicht als Wettbewerbsbeitrag erkannt und anerkannt wird – es ist ihnen einfach egal. Diese Interpretation einer Enttäuschung und eines Gefühl des Herabgesetzseins durch die Nicht-Wahrnehmung seiner Person durch die Kollegen wird gestützt durch die Art und Weise des Erzählens, namentlich durch die Passivkonstruktion „mein Name [wurde] geändert“ und die vom Erzähler imaginierte eigentümliche Frage der Kollegen, ob er seine „Eier irgendwo liegen lassen“ habe – Kastration durch Schusseligkeit –, die in starkem Kontrast zur vorherigen Passage steht, in der dargestellt wurde, wie sich Steffen schnell, unproblematisch und in hohem Maße handlungsfähig die Stelle in der Firma verschafft hatte. In der Zusammenschau handelt es sich bei den beiden nun betrachteten Stellen aus dem Interview mit Steffen um ein recht komplexes Wechselspiel zwischen der Ablehnung der Kollegen als graue Masse naturalisierter *solcher* Männer (wobei es sich hier womöglich auch um eine milieuspezifische Abgrenzungsstrategie handelt), die sogar zu einem Gefühl von Scham, ein Mann zu sein führt und zugleich einem Wunsch nach Anerkennung durch die Kollegen als (anderer) Mann. Die Frage, inwiefern der Protagonist vom Erzähler als Teil der Gruppe von Kollegen positioniert wird oder als außerhalb von deren Gemeinschaft stehend dargestellt, bleibt so ambivalent und in der Schweben. Er will sich von diesen, *solchen* Männern sowohl abgrenzen als auch von ihnen anerkannt werden.

Die Klage über eine homosozial-männliche Arbeitskultur und die sich daraus ergebenden Netzwerkstrukturen spielt auch im Interview mit Lars eine Rolle. So stellt beispielsweise Lars' Doktorvater, von dem Lars sich fallen gelassen sieht, einen langjährigen Freund von sich an und macht als Grund dafür schlicht geltend, dass dieser sonst keinen Job hätte („ich ermögliche dem jetzt nur (.) dass er irgendwie 'ne Stelle hat, dass er da seine Familie versorgen kann“, Lars, 1735–1736), was der Erzähler angesichts des kompetitiven Felds der Wissenschaft skandalös findet:

Ähm (3) und vor allen Dingen eben in diesem ganzen Arbeitskontext wo auf einmal zum Beispiel dieser Alex irgendwie auftaucht, //mhm// äh wo kein Mensch weiß: „Was macht der eigentlich? Warum ist der jetzt dabei?“ Und das war halt Erwins Möglichkeit seinem guten Freund Alex 'n Dienst zu erweisen der irgendwie rumeiert in diesem kack akademischen System wo irgendwie alle irgendwie versuchen nur zu überleben, und er verschafft ihm da irgendso 'n Job (Lars, 1687–1692)

Der Erzähler eröffnet hier ein Gerechtigkeitsargument: das Feld der Wissenschaft ist hochkompetitiv, „alle [...] versuchen nur zu überleben“ – und durch die Klüngerlei seines Doktorvaters wird nun sogar die *Absicht* einer meritokratischen Organisation aufgegeben. In dem Moment, in dem auf die Art und Weise Stellen zugewiesen werden, wie sein Doktorvater dies hier tut, ist alle Anstrengung und alle Leistung vergebliche Mühe, denn es kommt ohnehin nur darauf an, wer wen kennt und Jobgelegenheiten zugeschanzt bekommt. Zugleich ist nicht nur Lars von der schlechten Betreuung durch seinen Doktorvater und dessen chaotischer Lehrstuhlorganisation betroffen, sondern auch seine

Partnerin Malin und die befreundete Kollegin Thea. Letztere entscheidet schließlich, ihre Stelle zu kündigen und zugleich Beschwerde über das Verhalten des Doktorvaters – Erwin – einzureichen; ohne Erfolg:

hat erst (.) die (.) Thea gekündigt, //mhm// ähm ((schluckt)) und hat dann, weil ihre Kommunikation zum größten Teil auf E-Mail mit dem Erwin beruht hat, in 'nem längeren Prozess sozusagen so 'ne Beschwerde-E-Mail auch an den Kanzler verfasst, //mhm// (2) äh wo aber dann (.) ersichtlich wurde dass der/ also durch die Art und Weise welche Informationen dann später noch an uns herangetragen wurden, ((schluckt)) dass der Kanzler diese E-Mail gar ni/ dieses Beschwerdebrief gar nie gelesen hat. //mhm// Wo auch wieder so'n (.)Männerklüngel oben an der Spitze einer Institution sitzt, wo sich drei vier Männer so 'nem Tisch treffen und dann sagen: „Ja::a ach, der Erwin der ist doch nicht so.“ [I räuspert sich] //mhm// Da gab's keine Kommission die da irgendwas untersucht hat. Oder noch nicht mal diese (.) stichhaltigen Punkte in dieser E-Mail mit den Beweisen (.) //mhm// haben ausgereicht dass da irgendwas passiert ist. (Lars, 2014–2024)

Die Kommunikation zwischen Erwin und Thea ist größtenteils schriftlich fixiert und aus Perspektive des Erzählers ist sie gespickt mit „stichhaltigen [...] Beweisen“ für Erwins Fehlverhalten. Dieses wird dennoch nicht sanktioniert, und zwar, weil es einen „Männerklüngel oben an der Spitze einer Institution“ gibt, der Erwin deckt. Der Kanzler scheint Theas Mail aufgrund der informellen Abwicklung des Verfahrens nicht einmal gelesen zu haben, sodass die Vorwürfe, wie es der Erzähler offensichtlich für angemessen hielt, nie strukturiert, z. B. durch eine „Kommission [...] untersucht“ werden.

Ähnlich wie in der zuvor betrachteten Stelle werden hier die verfassten Regeln und die offiziellen Verfahren, welche die Wahrung des Leistungsprinzips respektive die Organisation zumutbarer Arbeit in der Wissenschaft sicherstellen sollten, zugunsten einer ungebremsten Ausübung informeller Macht durch Männernetzwerke ausgehebelt. Der Erzähler problematisiert auf diese Weise, wenn auch auf einer anderen Ebene (nämlich jener der Leistungsgerechtigkeit und Zumutbarkeit und nicht alltäglich misogyner Praktiken) wie auch Steffen zuvor eine homosozial-männliche Arbeitskultur, ebenso wie auch in der Erzählung von Alex, der im Zuge der Bewerbung des Protagonisten auf eine Stelle bei einer großen staatlichen Institution „die äh ekelhafte Konkurrenz der anderen Männer“ (Alex, 91) beschreibt:

die haben äh so ihre Ellenbogen ausgefahren und äh versucht sich zu profilieren und gerade bei den Teamworking/ äh bei den Teamwork-Aufgaben ist das total in die Hose gegangen //mhm//. Ähm keiner von den sieben wurde ausgewählt, wie mir später mitgeteilt wurde (Alex, 95–98)

Sowohl in dieser Stelle, die den Hahnenkampf um die begehrte Arbeitsstelle als skurriles Geschehen darstellt, als auch in den eben betrachteten Interviewpassagen mit Lars spielt das Thema des Ausgeschlossenseins bzw. -bleibens eine gewisse Rolle, denn weder bekommt Alex die Stelle, auf die er sich ebenfalls beworben hatte, noch gelingt es Lars in der Wissenschaft Fuß zu fassen und seine Dissertation fertigzustellen. Dennoch fügt sich die kritische

Perspektive der Erzähler auf das Ellbogen-Ausfahren der anderen Männer in bestimmte Grundthematiken der Interviews – bei Alex ein höchst pragmatischer Blick auf Erwerbsarbeit, bei Lars ein fortwährendes Leiden unter der Unerfüllbarkeit von Männlichkeitsanforderungen – recht nahtlos ein und es scheint weniger stark als bei Steffen um eine Darstellung der eigenen Person als ‚Inhaber‘ einer ‚anderen und besseren Männlichkeit‘ zu gehen. Alex nimmt zwar wie Steffen klare Grenzziehungen vor, allerdings insbesondere gegenüber Karrierismus und seiner Ansicht nach verfehltem und übersteigertem beruflichen Ehrgeiz bzw. den Prediger:innen solcher Einstellungen. Die Ambivalenz aus verweigerter Zugehörigkeit und normativer Ablehnung erscheint also in den Passagen, die aus diesen beiden Interviews soeben vorgestellt wurden, nicht so zentral wie in der davor interpretierten Stelle aus dem Interview mit Steffen.

Die andere Seite verschiedener Praxen, die Lars problematisiert hatte, zeigt sich nun an verschiedenen Stellen im Interview mit Helmut – zunächst eine selbstverständliche männliche Kollegialität; eine gegenseitige Verpflichtung unter Männern auf informeller Basis, die (neben Aspekten von Konkurrenz auch) gegenseitige Unterstützung gewährleistet:

zwei (.) gute Kollegen (.) mit denen ich quasi groß geworden bin in der Firma, //mhm// einer ist dann durch mich mit groß geworden, //mhm// ist ja wurscht, auf jeden Fall sind wir drei, alle drei haben wir uns dann selbstständig gemacht, und ähm (.) viel Kommunikation wir drei, auch jetzt noch, waren zusammen im Urlaub, waren auf Weinreisen, hatten viel Spaß, haben einen oder anderen Rausch reingezogen, Spanien, Italien, Luxemburg, wo wir überall waren mit Firmen, ähm (.) und unser Credo war äh immer (.) ähm (.) Pflicht, Kür, Safe, und die Eierlegende Wollmilchsau. So haben wir uns immer unterhalten. [...] Wo ich mich privatisiert hab' hab' ich knapp 'ne Million Schulden gehabt ne? //ja// [...] Safe war dementsprechend eben (.) das Geld zu haben um schuldenfrei aus der Kiste rauszukommen. //ja// Die Pflicht war (.) so viel Geld zu haben, dass man (.) bis ins Rentenalter (.) durchkommt, //mhm// die Kür (.) war (.) einiges Geld über der Pflicht zu haben, dass man sich noch 'n Luxus leisten kann, //mhm// und die Eierlegende Wollmilchsau, so viel Geld angelegt zu haben dass man von Zins, Dividende und Miete leben kann und quasi die Substanz nicht angreifen muss. //ja// Und ähm wenn mein Kollege da diesen äh Supersportwagen da eben geleast hat ne? war dann mein Spruch: „Na du Arsch ne? Äh ist aber schlecht für die Pflicht und für die Kür ne? Wenn du so viel Geld für so'n Auto aus gibst.“ //ja// Das war immer so unser Gesprächsthema ne? //ja// Und wenn dann immer dann die Rente kam, äh die, also unsere betriebswirtschaftlichen äh Auswertungen monatlich: „Und? Wie schaut's mit der Renda aus? Was macht die Pflicht und die Kür?“ Und (.) so haben wir uns dann eben immer unterhalten. (Helmut, 436–485)

Der Erzähler beschreibt hier eine mit dem Protagonisten freundschaftlich verbundenen Kollegengruppe und deren typisierte Handlungen. Die Gruppe verfügt über eine eigens entwickelte gemeinsame Systematik, die ihnen als Richtschnur ihres geschäftlichen Handelns dienen soll. Dabei geht es um finanzielle Unabhängigkeit, welche von den selbstständigen Supermarktbetreibern in vier ‚Gelingenskategorien‘ eingeteilt wird: „Safe“ (Schuldenfreiheit), „Pflicht“ (materielle Versorgung bis ins Rentenalter), „Kür“ (Befriedigung von

Luxusbedürfnissen) und „eierlegende Wollmilchsau“ (Bestreiten des Lebensunterhalts ausschließlich aus Kapitalerträgen, ohne das angehäuften Kapital überhaupt noch anzufassen). Zwei Aspekte dieser Passage sind auf dem Hintergrund der Fragestellung besonders interessant. *Zum einen* die Gleichzeitigkeit und gegenseitige Durchdringung von Praktiken des Wettbewerbs und der Solidarität – die Kollegengruppe schließt sich aus praktischen Gründen zusammen und ist letztlich eine Interessensgemeinschaft. Worum es geht, ist, wer von den Männern in welcher Gelingenskategorie angekommen ist und der Aufstieg innerhalb dieser bildet sowohl das gemeinsame Ziel der Gruppe als auch den Vergleichshorizont, der den Wettstreit der Männer innerhalb der Gruppe instruiert. Die Kollegen treiben einander an und stützen sich – so macht Helmut z. B. einen der Kollegen erst „groß“, zugleich sind aber Praktiken des Wettbewerbs und Vergleichs zentral für das Zusammensein. Selbst die solidarischen Momente sind mit Elementen der Hierarchisierung verbunden: Jemanden groß machen kann man nur, wenn man selbst größer ist; und jemand anders wegen einer wirtschaftlich unvernünftigen Aussage kritisieren kann man ebenfalls nur, wenn man sich der anderen Person gegenüber als überlegen positioniert, was den wirtschaftlichen Sachverstand angeht. *Zum anderen* ist der Modus, in dem diese Konkurrenz-Solidaritäts-Kombination ausgetragen wird, interessant. Die Gruppe agiert entsprechend dem Grundprinzip „Wir gegen den Rest der Welt“. Die Geschäftsgründung erscheint so als eine Art Spiel oder Abenteuer, das die Mitglieder der Gruppe je einzeln bestreiten müssen, dessen Regeln und Schwierigkeiten sie sich allerdings gemeinsam erschließen und zu dem sie Tipps und Hilfestellungen miteinander austauschen können. Die Beschreibung erweckt zudem den Eindruck einer Art Eingeschworenenheit, der illustriert wird durch Schilderung gemeinsamer Reisen, gemeinsamen Alkoholkonsums²⁴ und des etwas (mutmaßlich spielerisch-)rauen Umgangs. Die Gruppe hat zusammen Spaß, diszipliniert sich allerdings zugleich gegenseitig und ist über ihre gemeinsame Ideologie verbunden. Über die Beziehungen der Männer zueinander über dieses Ziel hinaus erfährt man nichts. Ein wiederum davon zu unterscheidender Aspekt homosozial-männlich strukturierter Strukturen in einer Firma wird ebenfalls im Interview mit Helmut ausbuchstabiert. Auch hier wird der Protagonist als eine Figur in einem Geschehen dargestellt, das im Interview mit Lars kritisiert worden war:

Ä::hm (.) privat (.) //mhm// bin ich (.) mit ‘nem Banker befreundet, //mhm// hab’ mit dem so drüber gesprochen, dann sagt der Banker: „Du Helmut, warum privatisierst du denn nicht deinen eigenen Laden?“ Dann hab’ ich gesagt: „Ja den kann ich nicht privatisieren, weil [Groß-Warenhäuser] privatisieren sie nicht.“ //mhm// „Aber Helmut, das ist doch gar kein [Groß-Warenhaus].“ „Ja, von der Fläche her nicht, (..) steht aber [Groß-Warenhaus] drauf.“

24 Beim Begriff „Rausch“ könnte es streng genommen um alle möglichen Arten von Drogen gehen, es liegt allerdings nahe, dass hier Alkohol thematisiert wird, denn dieser ist die einzige Substanz, die in Helmut's Erzählung auch außerhalb dieser Passage laufend Erwähnung findet.

//ja// „Mal gucken ob ich da was für dich machen kann Helmut.“ //mhm// Also. Mein Banker (.) hat 'n Bankkumpel, und das ist der Schwiegersohn (.) von jemanden der im Aufsichtsrat der [Supermarktkette] sitzt. //okay ja// (...) Ja. Vetterleswirtschaft ne? //mhm// „Ich frag den mal.“ //mhm// Okay. (...) Klingelt mein Telefon, ruft mich 'n alter Kumpel an, vom Handelsfachwirt. Mit dem ich vor Jahren auf Handelsfachwirt-Ausbildung war. //okay// „Du Helmut? Mein Vater hat mich was gefragt.“ Dann sag' ich: „Wie dein Vater?“ „Mein Vater sitzt im Aufsichtsrat, und mein Schwager (.) ist der Kumpel von deinem Kumpel von der Bank, der mich dann jetzt dann gefragt hat über meinen Vater wie das ist mit dem Laden zur Privatisierung.“ //mhm// Aha. Okay. „Würdest du den Laden privatisieren?“ //mhm// Sag' ich: „Schon. Aber (.) eben aufgrund [Groß-Warenhäuser] bla bla krieg' ich den nicht.“ //ja okay// „Ich sprech' mal mit meinem Vater.“ Aufsichtsratsmitglied wie gesagt ne? //mhm// Da ist jetzt wiederum die lustige Geschichte dass das Aufsichtsratsmitglied (.) wohl 'ne Rechnung mit dem Geschäftsführer hatte, wo mein Laden angeschlossen war. Die Firma 1, 2000 Quadratmeter-Laden. Und hat sich gedacht: „Der will (.) dem (.) Helmut den Laden nicht geben, aber nachdem ich ja Aufsichtsratsmitglied bin und dementsprechend Macht hab', könnte ich ja dem jetzt eine reindrücken, //mhm// indem ich das in die Wege leite, dass der Helmut seinen [Supermarkt] kriegt.“ //ja ja okay// Dann gab's wieder politische Spielchen, wie's wie gesagt im Vorfeld mit mir auch schon einmal gab, ich wurde einfach wieder unbeteiligter Zuschauer, grundsätzlich von nix 'ne Ahnung, hab' wie gesagt auch bei dem ganzen Spiel nicht so richtig mitgemacht, //mhm// hab' mich aber gefreut dass ich da in dem Sinn eigentlich Spielball war, weil die mir ja dazu verholten haben den Laden zu bekommen den ich gewollt hab'. //ja// Äh bisschen hin und her, Telefonate, bisschen Geschrei, bisschen pi pa po, bla bla bla bla, äh lange Rede kurzer Sinn, letztendlich hab' ich den Laden bekommen. (Helmut, 195–222)

In der vorliegenden, berichtstförmig vorgetragenen Passage aus der Eingangserzählung von Helmut wird der Protagonist als Nutznießer von „Vetterleswirtschaft“ positioniert. Helmut möchte gerne den Supermarkt, den er leitet und der bislang ein Filialgeschäft einer Supermarktkette war, privatisieren und diesen somit kaufen und als Eigentümer weiterführen. Dies scheinen aber die Regeln der Supermarktkette zunächst nicht zuzulassen: die Kategorie an Geschäften, denen Helmut's Supermarkt zugeordnet wird, sollen (eigentlich) Filialgeschäfte bleiben. Über eine Vielzahl an Ecken ergibt sich nun aber eine Möglichkeit, im Aufsichtsrat der Supermarktkette Einfluss auf die Entscheidung zu nehmen, ob Helmut's Laden privatisiert wird. Durch den Begriff der „Vetterleswirtschaft“ wird dieser Vorgang sogar in gewisser Hinsicht problematisiert. Indem der Protagonist Helmut allerdings als Außenstehender dieser Praktiken positioniert wird, wird er von denkbaren Vorwürfen entlastet: Es handle sich um „politische Spielchen“, bei denen der Protagonist „nicht so richtig mitgemacht“ habe – er sei einfach „unbeteiligter Zuschauer“ gewesen. Der Prozess, durch den Helmut zu seinem Supermarkt kommt, wird als nicht völlig regelkonform dargestellt, Helmut als Profiteur des Ergebnisses ist dies aber letztlich egal. Besonders irritierend an der Schilderung ist, dass die Darstellung überhaupt nicht beinhaltet, dass eine andere Person Helmut etwas Gutes will. Die Seilschaften, die ihm zu seinem Laden verhelfen und die über eine Reihe an Verwandtschaften und Bekanntschaften (ausschließlich von Männern) zustande kommen, stellen zwar, mit Bourdieu gesprochen, ein soziales Kapital

dar, welches Helmut letztlich in ökonomisches umwandeln kann, der Grund dafür, dass die entscheidende Person will, dass der Laden privatisiert wird, ist allerdings wiederum nicht eine solidarische Verbundenheit mit Helmut, sondern durch die Unterstützung dessen, dass Helmut's Laden privatisiert wird, soll einer (für Helmut gänzlich irrelevanten) dritten Person geschadet werden, mit der der Entscheidungsträger im Aufsichtsrat, der sich dafür ausspricht, eine private Fehde hegt. Während also Alex, Steffen und Lars von homosozial-männlichen Praktiken im Kontext von Erwerbsarbeit ausgeschlossen bleiben oder diese ablehnen, befindet sich Helmut mitten im Geschehen, stellt dies auch als etwas ganz Übliches und Selbstverständliches dar und problematisiert es keinesfalls. Für den Protagonisten Helmut sind die ersten Spiele, die hier ausgetragen werden, die Klüngeleien und Männergruppen, die sich in der Supermarktkette bilden, eine Ressource, die es ihm erst ermöglicht, seine Karriere in der Art und Weise voranzutreiben, wie er dies tut und zu dem materiellen Wohlstand zu gelangen, den er erlangt.

Im Kontext von Vereinen und Gruppen ergeben sich ähnliche Relationierungen der Protagonisten zu homosozial-männlichen Vergemeinschaftungen. Dieselben Fragen der (Un-)Zugehörigkeit zu Männergemeinschaften, Teilnahme an und Ablehnung von diesen, die soeben im Kontext von Erwerbsarbeit betrachtet wurden, spiegeln sich insbesondere auch im Kontext des (Mannschafts-)Sports, für den häufig just die eben dargestellten komplexen Koexistenzen von Konkurrenz und Kooperation kennzeichnend sind: es geht darum, mit anderen gemeinsam etwas zu erreichen (nämlich, sich kollektiv gegen die anderen *außerhalb* der eigenen Gruppe durchzusetzen), aber auch dazuzugehören und sich in der Hierarchie der Gruppe zu behaupten (sich gegen die anderen *innerhalb* der Gruppe durchzusetzen). Sport und Arbeitsplatz stehen so als Arenen der Konstruktion von Männlichkeit zu einem gewissen Grad in einem Analogieverhältnis, wobei Sport in den Interviews häufig als eine Praxis der Protagonisten in ihrer Jugendphase dargestellt wird und so in besonderer Weise auch als „Strukturübung“ (Bourdieu 1987, 138; vgl. auch Meuser 2008a, 5175) als (vermeintlich nur spielerische) Annäherung an die Verbündungen und Wettbewerbe rund um den Arbeitsplatz gelten können.

Ein wiederum anderes Feld, in dem Homosozialität zum Thema wird, in dem sie noch einmal zugleich erheblich bedeutsamer und ambivalenter erscheint, ist das der *Männerfreundschaften*. Lars erzählt von seiner Zeit im Freiwilligendienst in England, als er seine erste zugewandt-freundschaftliche Beziehung zu einem anderen Mann beschreibt:

mit Till zusammen hab' ich glaube ich das erste Mal 'ne andere Art von männlicher Freundschaft erlebt. Also eine die irgendwie (.) zugewandt war und äh (.) wo ich (.) jetzt nichts zu befürchten hatte. Irgendwie. //ja// Also ich hab' mich in vielen Dingen irgendwie unterlegen gefühlt, also (.) ich hab' gemerkt ich (.) ich bin nicht so musikalisch, ich bin nicht so musisch, ich bin nicht so intellektuell, also ich hatte so ganz viele Defizitgefühle, aber (.) da war jemand der mich irgendwie ernst genommen hat, der mich mochte und (.) äh mich auch nicht verprügelte. //mhm// Sehr gut. Ähm (.) ((schluckt)) genau und das war irgendwie 'n/ ja. Sozu/

eigentlich in meiner Erinnerung sozusagen mein erster richtiger richtiger Freund in der Hinsicht dass //mhm// (2) dass er sich auch um mich kümmerte. Also vorher hatte ich auch (.) äh dann ja vor allen Dingen ja wie gesagt in der Oberstufe auch neue Freundschaften geknüpft, auch Leute die mir liebevo/ also nett gegenüber ähm eingestimmt waren und ja mit denen ich viel gemacht hab' aber ((holt Luft)) für mich fehlte immer so dieses Gefühl (2) dass sie mich auch mal anrufen oder sich um mich kümmern //ja// und das war jetzt irgendwie das erste mal dann mit 19 dass ich da so 'ne (.) so 'ne Freundschaft ähm (2) //mhm// entwickelte wo (.) ja wo er irgendwie/ also (.) genau. Wo ich irgendwie (.) wahrgenommen wurde so. Ähm (2) und das war (.) ja das war ziemlich wichtig für mich diese Freundschaft mit ihm irgendwie zu dem Zeitpunkt. //mhm// (Lars, 418–434)

Der Protagonist ist von einer von Gewalt gegen seine Person geprägten Schulzeit gezeichnet, als er einen Freiwilligendienst in England beginnt. Aus dem organisationalen Rahmen der Schule befreit, lernt er einen anderen Freiwilligendienstleistenden, Till kennen, und im vorliegenden Ausschnitt wird seine Beziehung zu diesem thematisiert. Der Erzähler berichtet emphatisch, Till sei Lars' „erster richtiger richtiger Freund“ gewesen, was impliziert, dass es auch nicht ganz so richtige Freundschaften gibt. Dementsprechend werden hier auch Merkmale einer richtigen Freundschaft aus Perspektive des Erzählers diskutiert, nämlich, dass man einander nicht nur freundschaftlich zugewandt – nicht einmal „liebervoll“, diese Formulierung bricht der Erzähler ab, nur „nett“ – begegnet und eine Vielzahl an gemeinsamen Aktivitäten unternimmt, sondern dass sich die Freunde darüber hinaus auch füreinander interessieren, sich umeinander sorgen und kümmern und jeweils Zeit und Aktivität in die Freundschaft investieren – „auch mal anrufen“. Diesen Ausführungen liegen mehrere Differenzierungen zugrunde. Zum einen unterscheidet der Erzähler zwischen einem Modell polyadischer Freundeskreise und einem dyadischen Modell „echter“ Freundschaft: aus seiner Sicht ist es nicht ausreichend, Teil einer Clique zu sein, in der der Protagonist zwar akzeptiert und geschätzt wird, in dem sich aber auch wenig „liebervolle“ Aufmerksamkeit auf ihn richtet, in der Lars als Person wahrhaft „wahrgenommen“ wird. Durch diese Unterscheidung bildet Lars' Ausführung auch einen Kontrapunkt z. B. zur – obgleich als positiv und in hohem Maße als informell beschriebenen – Kollegengruppe aus Helmut's Erzählung zuvor, in der die Individualität und Totalität der an ihr beteiligten Personen gerade nicht im Zentrum steht, sondern insbesondere ihr ökonomischer Erfolg thematisiert wird. In gewisser Weise kann Lars' Freundschaftsideal also als eines der ‚romantischen‘ Freundschaft beschrieben werden: als eine Beziehung aus zwei Personen, die lernen, die jeweils andere als einzigartig zu begreifen, sich nur aus diesem Grund einander verpflichtet fühlen und sich in einer Reihe an Praktiken des gegenseitigen Interesse-Zeigens und Umsorgens engagieren. Zweckmäßigkeit ist hier nicht vorgesehen.

Auch wenn es Lars' Ideal vermutlich nicht entspricht, ist ein Element von Konkurrenz allerdings auch in dieser Beziehung nicht gänzlich ausgeklammert: Lars fühlt sich Till in verschiedener Hinsicht unterlegen, insbesondere bewundert er dessen Muse und Intellekt und schätzt sich daher umso

glücklicher, Aufmerksamkeit und Anerkennung von Till zu bekommen. Neben den romantischen Beziehungen, die in Lars' Erzählung ebenfalls eine wichtige Rolle spielen und die für die Entwicklungs- und Aufstiegsgeschichte, die über Lars zwischen Abschluss der Schule und Beginn seiner Promotion erzählt wird, entscheidende Bedeutung haben, sind es Freundschaften zu Männern, in denen sich Lars anerkannt und wertgeschätzt fühlt, die es ihm ermöglichen, aus dem ansonsten vorherrschenden Schema von Erleiden auszubrechen. Männliche Homosozialität wird hier – in einer deutlich uminterpretierten Form – also wiederum wirksam. Auffällig ist zudem noch, dass die Beschreibung der freundschaftlichen Beziehung zu Till in einem komplementär-kontrastiven Verhältnis zur Beschreibung von Lars' Beziehung mit seinem Bruder steht, der ebenfalls Objekt von Lars' Bewunderung ist, aber ihm lange Zeit eben gerade nicht in einer zugewandten Art und Weise begegnet, sondern ihm Gewalt antut:

mein Bruder, also Ole heißt der, Ole ist im (.) //mhm// großes ähm (.) war irgendwie 'ne wichtige Bezugsgröße drei Jahre älter und ich hab' ihn immer sozusagen komplett so ange(.himmelt, //mhm// irgendwie wollte immer alles so machen wie er und (.) aber es gab halt den entscheidenden Unterschied zwischen uns beiden also er war schon immer ähm (.) verhältnismäßig groß und stark und hatte eben nicht diese ganzen Allergien und so weiter, //mhm// u::nd ä::hm (.) aus heutiger Sicht würde ich sagen (.) in unserer Familie war's für ihn zum Teil auch ganz schwer dass so viel Aufmerksamkeit auf mich äh (.) //mhm// gefallen ist und die Konsequenz war dass er mich dann auch oft verprügelt hat oder so. Also so 'ne Dynamik gab in dem (.) //mhm// ä::h ja. Ich zu Hause auch ziemlich viel Gewalt erfahren hab' so, //mhm// ä::h durch meinen Bruder den ich dann trotzdem (.) ((schluckt)) ja trotzdem total (6) ja liebe. Irgendwie. //mhm// (Lars, 279–289)

Ole ist älter, körperlich größer und stärker und unempfindlicher. In vielerlei Hinsicht dient er damit Lars, der unter seiner eigenen vermeintlichen körperlichen Unzulänglichkeit leidet, als Projektionsfläche dafür, wie er eigentlich selbst gerne wäre; Lars fühlt sich unterlegen. Zugleich kommt ihm im familiären Kontext gerade wegen seiner empfindlichen Konstitution ein Übermaß an Aufmerksamkeit zu, das ihm – so die Interpretation des Erzählers und seine Erklärung für Oles Gewaltausübung – umgekehrt Ole neidet. Durch diese Argumentation erscheint die Beziehung zwischen Lars und seinem Bruder gewissermaßen als verfehlte Männerbeziehung: die beiden finden kein gemeinsames Spielfeld, auf dem sie sich miteinander messen können, sondern wähen sich an jeweils unterschiedlichen Stellen im Wettbewerb miteinander. In der Beziehung mit Till wiederum ist zunächst einmal kaum ein kompetitives Element vorhanden: es gibt keine Ressource (wie die elterliche Zuneigung), um die die beiden Figuren sich unmittelbar im Konflikt befinden. Es gibt zwar, wie oben beschrieben, ein Element des Wettbewerbs in Lars' Sich-Unterlegen-Fühlen, dies bleibt aber zweitrangig, in erster Linie befinden sich Till und Lars in einer zugewandten Beziehung gegenseitigen Interesses und Umeinander-Kümmerns (möglicherweise auch anlässlich ihrer geteilten Situation, in einem anderen Land mit einer anderen Sprache zu leben), das sich stark von der

zweckgebundenen Beschreibung der Bezüge der oben beschriebenen Männergruppen unterscheidet.

Eine, wenn auch nicht in ganz so ‚romantischem‘ Vokabular gefasste, vergleichbare Beziehung zwischen zwei männlichen Freunden beschreibt Wolfgang, der auf Nachfrage über die Freundschaft zwischen dem Protagonisten und seinem Freund Martin berichtet:

also der zum Beispiel, den könnten Sie über mich fragen der weiß alles. //@okay@// (2) Von meiner ersten Liebe //okay// bis zur letzten/ der weiß wirklich (.) alles. //okay// Weil der war immer dabei. //mhm// Der war immer dabei. //okay// Also integriert sag' ich mal so gell? //ja// Weil man tauscht sich täglich fast/ wo er noch gearbeitet hat hier in Stadt 9, (.) wir haben jeden Tag telefoniert. //okay// Jeden Tag. Also //aha// einfach kurzes Blitzlicht so gell? //@okay@// Ja und jetzt heute hat er sich auch gemeldet, er kommt heute nach Stadt 6 weil der wohnt in Dorf 5 wohnt der. //mhm// (2) Jetzt gehen wir heute mit seiner Mutter noch zum Essen heute Abend. //ah ja okay// (2) Seine Mutter ist über 90 schon gell? //okay// (.) Der geht da einmal in der Woche gehen wir es/ da bin ich auch immer dabei. //@(.)@// (Wolfgang, 482–491)

Der Erzähler beschreibt Martin vor dieser Passage als einen langjährigen Freund des Protagonisten: Die beiden sind seit fast 50 Jahren befreundet, nämlich seit Martin und Wolfgang in der Berufsschule nebeneinander saßen und ersterer letzterem anbot, ihm von seinem Vesper abzugeben. Die Praxis des Teilens setzt sich fort: Als Wolfgang seine Ehekrise und -scheidung durchläuft, teilt Martin auch dessen Sorgen, die beiden tauschen sich aus, bewegen sich gemeinsam; Martin ist immer für Wolfgang da. Im Vergleich zur zuvor interpretierten Stelle aus dem Interview mit Lars geht der Erzähler hier dabei weniger auf Details der *Eigenschaften* der Beziehung zu Martin ein (wie bei Lars: liebevoll-zugewandt, interessiert usw.) und eher auf *Inhalte und Aktivitäten* (Essen teilen, Joggen, sich austauschen, Sprüche machen). Dennoch ist die Beziehung zu Martin offensichtlich bedeutsam für den Protagonisten. Der Erzähler betont, es gebe wenig solche Freunde, Martin sei in dieser Zeit sehr wichtig für Wolfgang gewesen. Insbesondere auch im Kontrast zu der ansonsten eher oberflächlichen Erzählweise von Beziehungen zu anderen in Wolfgangs Erzählung – über seine Ex-Frau erfährt man außer einer kurzen Bemerkung zu ihrer familiären Herkunft und einer Bewertung ihres Verhaltens im Prozess der Trennung beispielsweise fast nichts, insbesondere nicht über die Art und Weise der Beziehung zwischen Wolfgang und ihr, gemeinsame Interessen usw.; mit seiner neuen Ehefrau verhält es sich ähnlich – erscheint die Beziehung zwischen Wolfgang und Martin nicht nur als die langjährigste, sondern auch als die am stärksten mit Inhalten und emotionaler Nähe ‚angefüllte‘. Dies dokumentiert sich beispielsweise auch in der gemeinsamen Praxis der beiden, jede Woche gemeinsam Martins Mutter zum Essen zu besuchen oder den beinahe täglichen Telefonaten der beiden. Zudem ist das *Wissen* übereinander und das *Bescheid-Wissen* über den Alltag (tägliche Telefonate mit einem kurzen „Blitzlicht“) des jeweils anderen ein wichtiges Merkmal ihrer Beziehung.

Ähnlich wie bei Wolfgang gibt es auch im Interview mit Helmut einen einzelnen, sehr langjährigen Freund, der in dessen Erzählung wiederholt Auftritte hat und eine Konstante bildet, die sich beispielsweise auch über eine – durch einen Seitensprung der Frau ausgelöste – temporäre Trennung zwischen Helmut und seiner Frau hinweg hält; eine Hierarchie in der Verlässlichkeit, die sogar explizit so benannt wird („am Ende des Tages (.) bist du immer alleine. //mhm// Da hast du ja noch eher dann 'n Kumpel wie deine Familie. Oder dein (.) deine Frau“, Helmut, 1393–1395). Anders als bei Wolfgang und Martin bleibt die Darstellung der Beziehung zwischen Helmut und seinem „Kumpel“ (der auch trotz mehrfacher Erwähnung im Interview namenlos bleibt) aber begrenzt: einerseits auf das Benennen gemeinsamer Aktivitäten, andererseits auf bestimmte Funktionen des „Kumpels“ für Helmut und dessen Selbstpräsentation als zwar zu Reichtum gekommen, aber dennoch nach wie vor den ‚einfachen Leute‘ zugehörig. Auf eine Nachfrage zu besagtem Freund steigt Helmut mit dem Zeitpunkt ihres Kennenlernens ein:

Ja 14, 15. Moped-Zeiten. Ja. (.) 14, 15. Wir haben uns irgendwie kennengelernt über 'n anderen Kumpel, und dann waren wir mit 'm Moped unterwegs, äh (.) danach mit 'm Auto, alle (.) Beziehungen mit ihm durchgemacht, sei's seine die in die Brüche gegangen sind oder meine, äh Bundeswehrzeit, berufliche (.) Dings, alles. Jaja. Jaja. Ja. Ja. Ja. Ja. Ja. Der hat mich auch schon manchmal auf dem Boden gehalten ne? Wenn ich mal doch mal klei/ (.) kleine Anflüge vom Abgeben (.) äh Abheben gehabt hab', dann: „Helmut, halt die Schnauze. Ganz ruhig ne?“ Also ja. Ne. Alles gut. (Helmut, 1195–1201)

Die gemeinsamen Aktivitäten stehen im Mittelpunkt dieser kurzen beschreibenden Passage. Der „Kumpel“ und Helmut entfalten dabei durchaus biographische Relevanz füreinander. Über verschiedene zeitliche Strukturierungen ihrer jeweiligen Leben hinweg bleiben sie einander erhalten: Transportmittel kommen und gehen, Frauen kommen und gehen, Tätigkeitsphasen (Beruf, Bundeswehr) kommen und gehen, die beiden allerdings bleiben miteinander verbunden. Auch Helmut's neu gewonnener Wohlstand ändert nichts daran. Der Freund wird symbolisch als eine Art Gewicht dargestellt, das den abzuheben drohenden Wolfgang am Boden hält, was vom Erzähler zwar im Grundsatz als etwas Positives dargestellt wird, zugleich allerdings gewisser Ambivalenzen nicht entbehrt: ist der Freund Helmut (auch) eine Last? Und: über die Möglichkeit, abzuheben, wird auch eine Hierarchie zwischen den beiden „Kumpels“ geschaffen. Dass Helmut's dem – wiederum in eher harschem Ton vorgebrachten – Rat des Freundes, „die Schnauze“ zu halten, Beachtung schenkt, verdankt sich seiner Offenheit. Auf den Freund angewiesen wäre er als ‚Self-Made-Man‘, als der er ebenfalls dargestellt wird, nicht. Helmut stimmt so erneut in sein, das ganze Interview durchziehendes ‚Lob der kleinen Leute‘ ein, nicht ohne sich selbst zugleich als jemanden zu positionieren, der durch seine eigene Leistung sein Herkunftsmilieu auch hätte verlassen können, aber durch eigene Entscheidung in diesem verbleibt. Letztlich bleibt die Darstellung der Freundschaft oder „Kumpel“-Beziehung hier also auch dem Interesse einer

Darstellung des Protagonisten als wohlhabend, aber ‚auf dem Boden geblieben‘ verhaftet. Aspekte wie die Thematisierung schwieriger Lebenserfahrungen, eine Unterhaltung auf Augenhöhe, ein Einander-Ernst-Nehmen und Umeinander-Kümmern, die in den zuvor interpretierten Interviewpassagen von Lars und Wolfgang auftauchten, spielen hier keine Rolle.

Die Männerfreundschaften, die in den Erzählungen thematisiert werden, verorten sich also in bestimmten Spannungsfeldern, die ich hoffe durch die dargestellten Interpretationen bereits teilweise angedeutet und plausibilisiert zu haben: Einmal unterscheiden sie sich in ihren Inhalten, darin, ob sie im Wesentlichen in einer Art ‚Kumpeltum‘ aufgehen, das sich hauptsächlich über gemeinsame Unternehmungen definiert oder ob die Beziehung der Freunde, ihre gegenseitige Zuwendung und ihr Interesse aneinander im Mittelpunkt der Beziehung stehen. In Anlehnung an Heidbrink (2009) könnte man unterscheiden zwischen Side-by-side- und Face-to-face-Freundschaftspraktiken, wobei erstere bislang als eher männlich kodiert und letztere mit ihrem Fokus auf Beziehungspflege als eher feminisiert galten. In den Inhalten der Freundschaften zeigen sich also graduelle Verschiebungen, in denen ein Schlüssel zu manchen Transformationsprozessen von Männlichkeit verborgen liegen könnte. Zum anderen unterscheiden sich die betrachteten Darstellungen von (dyadischen) Männerfreundschaften nach ihrem Grad der Einlagerung in oder Herauslösung aus einer Struktur männlicher Wettbewerbe. Während bei Helmut wie oben dargestellt der instrumentelle und wettbewerbsorientierte Aspekt der Beziehung in der Darstellung stark im Vordergrund steht, ist der Aspekt von Reziprozität und Zweckfreiheit in den Beschreibungen von Lars und Eberhard deutlich präsenter – bei Lars wird der Vergleich zwischen den Freunden sogar als etwas gerahmt, das sich zwar in die Beziehung hineindrängt, dort allerdings aus seiner Perspektive eigentlich nicht sein sollte.

Das Thema der Homosozialität spielt nicht nur im Kontext der mit Dritten eingegangenen sozialen Beziehungen eine Rolle. Auch in der Verhandlung der Beziehungen mit Vätern und Brüdern scheint die Übereinstimmung des Geschlechts eine Rolle zu spielen und diese Beziehungen erhalten teils – mutmaßlich aufgrund der Geschlechtsgleichheit der Beziehungspartner – besondere Aufmerksamkeit. Besonders überraschend ist dies bei Eberhard, dessen Vater verstirbt, als er noch ein Kind ist. Auf eine Bilanzierungsfrage nach dem schönsten Ereignis oder der schönsten Lebensphase antwortet er, nachdem er auf die jeweiligen Anfangsphasen seiner romantischen Beziehungen und die Geburt seiner Kinder eingegangen war:

Eberhard: [...] Aber auch dieses/ wenn man mehrere Sachen nehmen @darf@, //@(.)@// äh diese Verbundenheit meinen Brüdern. Wo ich denke ähm (2) das (.) ähm ist für mich auch was besonderes wo äh (.) wo man ja oft auch von Familienknatsch hört. //mhm// Und äh (2) da zu wissen wir sind da irgendwie (.) gut verbunden. //ja// Ähm und (.) fühlen uns so als aus einer Sippe kommend. //@(.)@// Äh wir sind noch (.) wir drei Söhne/ die drei Söhne von Jürgen Greferath ja. Wir haben jetzt auch in der Coronazeit 'ne eigene Homepage (.) ins Leben @gerufen@. Da werden einmal Predigten von mir hochgeladen, mein (.) älterer Bruder äh

lädt Rezepte von unserer Mutter hoch, @(.)@ mein Zwillingbruder macht noch nicht so viel, mein älterer Bruder äh macht noch äh Bilder, der hat die Fotografie wieder entdeckt, //mhm// ja. Das ist 'ne witzige (.) Greferath.com. @(.)@ //mhm// Sie ist im Entstehen das/

I: Werde ich auf jeden Fall mir anschauen. @(.)@

Eberhard: @(.)@ Sie ähm (3) ich weiß auch gar nicht ob viele Leute drauf sind, das ist (.) es könnte vielleicht sogar (.) macht sogar Sinn @egal@ ob die Besucher hat. @(.)@ //ja// Äh (.) weil es (.) das hat mich und meinen älteren Bruder noch mal anders verbunden weil (.) er ist mein @Administrator@ jetzt. @(.)@ (Eberhard, 2295–2309)

Trotz des frühen Todes des Vaters begreifen sich die drei Geschwister – dass es nur die drei Söhne sind, hängt damit zusammen, dass auch die Schwester von Eberhard bereits verstorben ist – als „die drei Söhne von Jürgen Greferath“. Die Mutter, die fast das gesamte Leben der Geschwister die ausschließlich elterliche Bezugsperson war, wird zugleich auf ihre Kochkünste reduziert. Hinter der gemeinsamen Abstammung der Brüder verbirgt sich für sie so viel ‚Inhalt‘, dass die Bruderschaft sogar per gemeinsam gestalteter Internetseite in die Öffentlichkeit getragen wird. Der Hauptzweck dieser Seite ist allerdings nicht, die Öffentlichkeit zu erreichen, sondern die Pflege und Feier der Beziehung unter den Brüdern, die über die gemeinsame Arbeit an der Seite ausgelöst wird. Obgleich mit ihren jeweils individuellen Schwerpunkten vertreten, symbolisiert die gemeinsam gestaltete Homepage das von Eberhard beschriebene Gefühl der Brüder, „aus einer Sippe kommend“ (2298–2299) und „gut verbunden“ (2298) miteinander zu sein. Auch die Mutter bezieht sich auch nach dem Tod des Vaters noch auf dessen Autorität, indem sie berufsorientierende Ratschläge in dessen Sinne erteilt: „Dann hab’ ich mich glaub’ ich für Betriebschlosser entschieden, dann hat meine Mutter gesagt: ‚Dein Vater dreht sich im Grab um, der war Maschinenschlosser (.) ähm (.) lern bitte was anderes““ (98–100), und in der Firma, in der Eberhard seine Ausbildung macht, profitiert er auch von den kollegialen Banden, die sein Vater dort gepflegt hatte:

ich war dann noch ein Jahr intensiv in dieser Lehrwerkstatt wo man alle die Grundfertigkeiten lernt, ((schluckt)) dann bin ich zum Glück alten ähm (.) Arbeitskollegen meines Vaters begegnet, ((Räuspern)) die irgendwie (.) mir gegenüber dann sehr wohlwollend waren. //mhm// Das war bei den 12 Wochen Feilen sehr gut weil da bin ich schier verzweifelt. @(.)@ Da war der Herr Mauch und das war/ der kannte auch meinen Vater, ((schluckt)) und in der Rohr ähm (.) da mussten wir Rohre verlegen und so alles mögliche mit Rohren, der kannte meinen (.) Vater auch und der war dann positiv, der hatte positive Vorurteile quasi, bei dem hatte ich dann nur @Einsen@, //mhm// allen benoteten Dingen ja. (Eberhard, 122–130)

Obgleich die Väter in allen Interviews, in denen dies Erwähnung findet, weniger alltägliche Zeit mit den jeweiligen Protagonisten verbringen, werden sie häufig als Orientierungspunkte benannt und dienen als Flächen der Identifikation, z. B., indem in den Interviews die Sorge um die eigene Gesundheit anlässlich von Herzinfarkten der Väter thematisiert werden. Die Väter der Protagonisten erscheinen in den Interviews insgesamt einerseits als unzureichend, entfernt und abwesend, als Ziel von Kritik, andererseits aber auch – stärker als

die Mütter – als zentrale Identifikationsfiguren, anhand derer z. B. eigene Vaterschaftspraktiken begründet und bewertet werden. Die Betonung der Zentralität von Vätern und ihrer Beziehung zu Söhnen lässt sich auch als eine Anleihe an Debatten verstehen, die Schwierigkeiten von Jungen auf einen Mangel an väterlicher Zuwendung zurückführen. Hier wäre z. B. Rede von einer „vaterlosen Gesellschaft“ (Mitscherlich 1963) zu nennen, die immer wieder auch für Polemiken und feminismuskritischen bis antifeministischen Populismus in Anschlag gebracht wird (ein Beispiel stellt z. B. Matussek 2006 dar). Auch Brüderbeziehungen sind wiederholt Thema – bei Eberhard, aber auch bei Lars. Bei Lars spielt die Beziehung zwischen dem Protagonisten und seinem Bruder eine wichtige Rolle: der Bruder ist Anerkennungsinstanz und Vergleichsgröße, geliebt und gewalttätig, er entfaltet als Figur sogar in Lars' späteren freundschaftlichen Beziehungen insofern Relevanz, als diese ihm ermöglichen, die durch seinen Bruder verweigerte Nähe und Anerkennung ‚nachzuholen‘ (s. o.).

Im Material sind also sehr unterschiedliche Spielarten und diskursive Artikulationen männlich-homosozialer Vergesellschaftungsformen aufzufinden, die sich dann noch einmal darin unterscheiden, ob es sich um polyadische oder dyadische Beziehungsformen handelt, ob diese Beziehungen am Arbeitsplatz oder in der Herkunftsfamilie stattfinden oder als Freundschaften strukturiert sind. Ganz grundsätzlich ist festzuhalten, dass informelle, nicht im engen Sinne romantische Beziehungen von Männern mit anderen Männern in den Interviews ein stetig wiederkehrendes und allein numerisch gegenüber derartigen Beziehungen mit Nicht-Männern deutlich in der Überzahl sind. Insofern erscheint Homosozialität nach wie vor als ein wichtiges Element männlicher Lebensgeschichten und die Konstruktion von Männlichkeiten an solche homosozialen Praktiken gebunden. Bei einem genaueren Blick auf diese Beziehungen ergeben sich dann aber verschiedene Spannungsfelder und Öffnungen, die – nicht nur, aber auch – Verschiebungen innerhalb der Modi und Inhalte homosozialer Männerbeziehungen naheliegen. Doch zunächst zur Stabilität von Geschlechterbeziehungen: Männliche Homosozialität erscheint als hegemoniale Strategie zum Machterhalt, die Kompetitivität und exklusive Solidarität miteinander verknüpft. Als „Partner-Gegner“ (Bourdieu 2005, 83) oder „frenemy“ (Karioris 2016, 118) sind die Männer zugleich Verbündete, insbesondere auch im Erhalt von Hierarchien im Geschlechterverhältnis und Gegner in dem Sinne, dass sie unter sich in „ernsten Spielen“ z. B. am Arbeitsplatz oder beim Sport Hierarchien etablieren. Entsprechend dieser Funktionsgebundenheit sind auch die Beziehungen pragmatisch und als Side-by-side-Beziehungen strukturiert, die der Innenwelt der einzelnen Beteiligten wenig Aufmerksamkeit schenken. Selbst bei Lars, bei dem die Verschiebung und Umdeutung von Männlichkeit biographisch ein zentrales Thema ist, ist es Anerkennung durch andere Männer, über die Männlichkeit hergestellt werden kann.

In den Beschreibungen von Männerfreundschaften, die teils Praktiken der gegenseitigen Fürsorge und des liebevollen Umsorgens oder auch klassischer-

weise romantischen Beziehungen vorbehaltenen Praktiken enthalten, stecken aber nicht nur Männerbünde und Machterhalt, es finden sich auch Verschiebungen und Transgressionen. Hammarén und Johansson (2014) unterscheiden, um genau solche Unterschiede sichtbar zu machen und die Frage aufzuwerfen, inwiefern Homosozialität so eindeutig wie oft in der Männlichkeitenforschung angenommen der reinen Reproduktion hegemonialer Männlichkeit und der Vorherrschaft von Männern über Frauen diene, zwischen vertikaler/hierarchischer und horizontaler Homosozialität, eine Differenzierung, mit der auch das hier eingefangene Bild auf einen Begriff gebracht werden kann. Was sich dennoch durch den gesamten Interviewkorpus zieht, ist eine Fixierung auf andere *Männer* als Objekte informeller sozialer Beziehungen. Das birgt letztlich immer auch ein Element des Ausschlusses und das Potenzial einer Reproduktion männlicher Vorherrschaft. Zuletzt ist ein Punkt bedenkenswert, der sich nicht unmittelbar aus der Interpretation der Interviews ergibt, nämlich die Frage der Reproduktion weiterer sozialer Grenzziehungen, insbesondere von Klasse und *race* durch Freundschaften. Anders als romantische Beziehungen, die historisch auch immer mal wieder als Vehikel der Überwindung solcher Grenzen dienten, folgen Freundschaften, insbesondere bezogen auf Alter und gesellschaftlichen Status, noch stärker einer homophilen Logik (vgl. Alleweldt 2016, 115). Homosozialität erscheint so vielschichtig und die Differenzierungen nach Art der Beziehung – face-to-face oder side-by-side, dyadisch oder polyadisch, hierarchisch-vertikal oder horizontal – notwendig, um einen Zugang zu ihrem Beitrag zu Beharrungsvermögen, Transgression und Subversion männlicher Herrschaft zu erhalten.

10.2 Staatsbürger und Soldat sein

In einigen der Interviews kann eine Orientierung an einer Beteiligung an und Anerkennung in der öffentlichen Sphäre herausgearbeitet werden, die ich in einer Kontinuität zum historischen Motiv der Männlichkeit als Staatsbürgerlichkeit sehe. Im Folgenden soll zunächst gezeigt werden, in welchen Formen eine solche Orientierung am Staatsbürger-Sein sich artikuliert, um dann auf verschiedene Gegenbewegungen im Interviewkorpus scharfzustellen, die in Richtung einer weniger starken Orientierung an Staat und Öffentlichkeit hinweisen. Anschließend werden –verwandte, aber nicht deckungsgleiche – Positionierungen zum Militär betrachtet und als Element verschiedener Männlichkeitskonstruktionen interpretiert.

In Eberhards Erzählung spielt neben dem selbstbewussten Vertreten bürgerlicher Abwehrrechte gegen den Staat, das etwa im bereits interpretierten Abschnitt zu Eberhards Auseinandersetzungen mit der Agentur für Arbeit sichtbar wurde, auch bürgerschaftliches Engagement eine wichtige Rolle:

diese Studentenzeit (.) //mhm// äh war/ ist ist (.) ist so was Besonderes. Ja. Da im Studentenheim zu wo/ leben, da am Anfang auch fremd zu sein mit allen Problemen die man da hat, vier, fünfhundert Kilometer von der Heimat entfernt, aber dann da durch zu gehen, da reinzuwachsen, am Ende haben sie mich auch noch als/ obwohl ich ein Reingeschmeckter bin zum Stockwerksprecher gewählt, //@(.)@/ @(.)@ ähm (.) hab' mich da auch in Stadt 3 engagiert äh in Verein 2 und in de/ //mhm// also Verein 2 und bei der Gemeinde 1. (Eberhard, 367–372)

Die vorliegende Passage ist auf der erzählten Handlungsebene davon gerahmt, dass Eberhard seine Heimatstadt für ein Ingenieursstudium verlässt, dieses dann aber, weil es ihm sehr schwerfällt und er Schwierigkeiten mit den an ihn gestellten Anforderungen hat, abbricht und stattdessen eine Sozialarbeits- und Diakoniausbildung aufnimmt. In der zitierten Passage selbst evaluiert der Erzähler all dies trotz des abgebrochenen Studiums positiv, insbesondere, weil es dem Protagonisten gelingt, seine neue Lebenssituation zu bewältigen. Selbstständig außerhalb des elterlichen Haushalts und räumlich weit von diesem entfernt zu leben, wird dabei als schwierige Aufgabe beschrieben („fremd“, „mit allen Problemen, die man da hat“). Als Beleg für dieses Gelingen und unterstützendes Argument für die positive Evaluation dieser biographischen Station wird die Wahl des Protagonisten zum Stockwerkssprecher in einem Studierendenwohnheim und sein bürgerschaftliches Engagement in verschiedenen Vereinen und der Kirchengemeinde angeführt. Eberhards gescheitertes Studium wird so argumentativ mit der Übernahme von Verantwortung und Ämtern und seinem politischen Engagement verrechnet, was einen hohen Stellenwert der besagten Repräsentations- und Engagementpraktiken impliziert: Eberhards Studienzeit wird also unter anderem deswegen nicht als Scheitern erzählt, weil es ihm gelingt, als Staatsbürger (im Sinne eines *Citoyen*, also die Organisation des Gemeinwesens mit-gestaltend, vgl. Rousseau 1977, 77–90) zu reüssieren.

In verwandter Art und Weise wird auch im Interview mit Elmar immer wieder in ganz selbstverständlicher Art und Weise von seinem bürgerschaftlichen Engagement berichtet – als Studierendenprecher in einer Universitätsstadt, beispielsweise. Elmar ordnet seine politischen Aktivitäten dabei als Teil einer umfassenderen Tendenz ein:

Und im Grund wie viele meiner Generation dann auch in so (.) in dieses (3) grün, leicht links, alternativ, aber durchaus bürgerliche (.) äh in/ also diese Kultur so entwickelt hab'. Also das (.) das Aufkommen der Grünen und die (.) so (.) also da gibt's ja viele die so im Kontrast zu ihrer Elterngeneration so selber politisch aktiv geworden sind und das wird ja jetzt an Leuten wie dem Kretschmann oder so ganz deutlich auch so. //mhm// Im Grund ganz viel so von diesem @Traditionellen@ und Katholischen äh in ihrer DNA haben und irgendwo und äh so geht's mir auch. Also da (.) fühl' ich mich auch (.) //mhm// zugehörig. (Elmar, 55–61)

Ende der 1950er-Jahre geboren, erlebt der Protagonist das Entstehen der Partei Die Grünen im Jahr 1980 ebenso mit wie die neuen sozialen Bewegungen dieser Zeit – Alternativkultur, Friedensbewegung, Anti-Atom- und Umweltbewegung. Er deutet diese Bewegungen auch als Generationenphänomen und erklärt, sich wie viele seiner Altersgenoss:innen „im Kontrast zu ihrer Eltern-

generation“ politisiert zu haben. Es liegt – unterstützt von anderen weiteren Erläuterungen zu diesem Thema – nahe, dass damit nicht gemeint ist, dass die Elterngeneration sich nicht politisch engagiert hat, sondern dass sich das politische Engagement von Elmars Generation insbesondere in Abgrenzung von durch die Elterngeneration vertretenen Positionen konstituiert habe. Zugleich wird diese Generation an Politisierten, der sich Elmar selbst auch zuordnet, aber auch charakterisiert als eine mit „ganz viel so von diesem @Traditionellen@ und Katholischen äh in ihrer DNA“. Es handelt sich also um eine Bewegung der Kritik, die aber im Paradigma der staatsbürgerlichen Übernahme von Verantwortung für das Gemeinwesen verbleibt. Die Grundwerte der Elterngeneration werden beibehalten, aber argumentativ gegen die Eltern verwendet oder andere Schwerpunkte in ihrer Auslegung gesetzt. Aus dieser Selbstbeschreibung spricht wiederum ganz deutlich die Identifikation des Protagonisten mit der (positiv besetzten) Beteiligung an politischen Gestaltungsverfahren. Es geht also um kollektive Belange und eine produktive Mitarbeit an deren Ausgestaltung. Elmar geht so weit, zu sagen, dass eine generell gültige Arbeitszeitverkürzung zum Zweck der Beteiligung an Nicht-Erwerbs-Bereichen aus seiner Sicht eine wünschenswerte Maßnahme wäre:

so wie ich damals das Gefühl hatte: „Ja so @75@ Prozent sind eigentlich (.) 'ne gute Quote so.“ Vier Tage arb/ das was sie jetzt in der Gewerkschaft erneut wieder diskutiert wird, //ja// vier Tage arbeiten, drei Tage eben nicht nur Freizeit sondern drei Tage Zeit für das Familiäre, jetzt kommen da die Enkel dazu, für (.) soziales Engagement, Ehrenamtliches, das irgendwie so ums Berufliche rumkommt, //hm// äh bürgerschaftliche Ding, äh die mir auch 'n Anliegen sind, //hm// also (.) das fände ich so die ideale (.) Mischung. (Elmar, 211–216)

In einer abgewandelten und abstrakteren Form findet sich das Motiv der individuellen Beteiligung an und Verpflichtung gegenüber einem Kollektiv auch bei Georges:

Das äh Einzige das ist was bleiben würde, wie gesagt ich hab' noch zehn gute Jahre, äh das ist ein bisschen Verschwendung nix zu machen, ich meine ich kann vier Sprachen, ich hab' technisch studiert, ich hab' Erfahrung gesammelt, die Verschwendung ist nie schön. (Georges, 516–519)

Georges argumentiert an dieser Stelle, seine Erwerbsaufgabe sei eine „Verschwendung“, denn er sei gut ausgebildet – vier Sprachen, ein technisches Studium und Erfahrung – und habe eigentlich noch „zehn gute Jahre“. Die Perspektive, aus der hier argumentiert wird, ist letztlich eine volkswirtschaftlich-gesellschaftliche: die Ausbildung und der Berufsweg, den Georges absolviert hat, werden gesellschaftlich vorübergehend nutzlos und das Humankapital, das dank seiner Karriere in ihm inkorporiert vorliegt, liegt durch seinen Schritt brach. Das Einbringen der Arbeitskraft des Protagonisten wird so also gewissermaßen als eine (wenn auch eher lose) gesellschaftliche Verpflichtung konstruiert. Der Erzähler entwirft damit die normative Vorstellung, dass individuelle Fähigkeiten und Ausbildung im Wohle der Gesellschaft eingesetzt werden

sollten und nicht ungenutzt ‚herumliegen‘. Auf diese Weise wird eine den Erwerbsarbeitsübergang orientierende Folie eingeführt, die über die Feststellung, selbst finanziell ausgesorgt zu haben, hinausreicht. Der Protagonist entscheidet sich dennoch zur Aufgabe seiner Erwerbstätigkeit, doch sein Bedauern kann letztlich als eine weitere Spielart des Staatsbürgerlichkeits-Diskurses gelten, der hier in einer ökonomischen statt wie zuvor formal bürgerschaftlich-politischen Form bespielt wird: Georges ist (eigentlich) dem Gemeinwesen gegenüber dazu verpflichtet, seine Fähigkeiten und Erfahrung in deren Sinne zum Einsatz zu bringen.

Zu den bisher skizzierten, an einem abstrakten Kollektiv orientierten Positionierungen lassen sich zwei Gegenentwürfe unterscheiden: ein familialer und ein radikal-individualistischer. Auf den väterlichen Balanceakt zwischen öffentlichlicher und privater Sphäre bin ich an anderer Stelle bereits ausführlicher eingegangen; an dieser Stelle sollen daher nur noch radikal-individualistische Positionierungen in etwas mehr Tiefe im Fokus stehen. Als Illustration für eine solche kann etwa Alex‘ Entscheidung zur Erwerbsaufgabe gelten. Der folgende Interviewausschnitt zeigt den Beginn einer antiautoritären und staatskritischen Positionierung des Protagonisten, die sich durch die gesamte Erzählung fortsetzt, und, so will ich argumentieren, auch im Kontext von Alex‘ Erwerbsaufgabe erhebliche Wirkung entfaltet:

den größten Teil meiner Kindheit hab‘ ich in Stadt 1 in der DDR verbracht //mhm// (.) und ähm (..) joa ähm (4) hm (..) die Wende kam gerade richtig. Und zwar (.) in dem Moment, wo alle Autoritäten für mich auch in meiner (.) ähm (.) ((räuspert sich)) beginnenden (.) ähm (.) ja nicht mehr Kindheit äh anfängt zu wackeln. Da wackelt das ganze System und das war ‘ne tolle Erfahrung //mhm//. Also jede/ ähm wöchentlich neue Nachrichten zu bekommen, was alles/ was alles wackelt //mhm//, was alles ähm ähm nicht mehr/ äh nicht mehr fest ist //mhm// und ähm umgestoßen. Also ähm (.) ein System muss nicht/ vor allem eins, was sozusagen die völlige Stabilität versucht zu erzeugen, muss nicht stabil sein (Alex, 11–18)

Der Erzähler berichtet in dieser Textpassage von seinem Aufwachsen in der DDR und von der Wendezeit, die mit seiner Jugend zusammenfällt. Diese Gleichzeitigkeit wird in der Rückschau als sehr passend evaluiert und in einer Parallelität zum Erwachsenwerden des Protagonisten stehend beschrieben. Das ‚Wackeln‘ der DDR-Institutionen und das ‚Wackeln‘ der Autoritäten von Alex‘ Kindheit ereignen sich gleichzeitig, wodurch der Kollaps des sozialistischen Staates um ihn herum zu einer prägenden „tolle[n] Erfahrung“ wird. Aus dieser resultiert nicht zuletzt eine Erkenntnis: kein System, auch und insbesondere keines, das gänzliche Stabilität zu erzeugen und zu vermitteln versucht, ist auch notwendigerweise tatsächlich stabil. Die als höchst dynamisch („wöchentlich neue Nachrichten“) charakterisierte Situation vermittelt dem Protagonisten Alex eine im aus Erzählerperspektive positivsten Sinne skeptische Grundhaltung und eine Art ideologische Unabhängigkeit von staatlichen Institutionen. Die durch sie vermittelte Illusion der Stabilität vermag Alex nun nicht mehr zu täuschen. Das Leitmotiv ist hier also gerade nicht mehr

Staatsbürgerlichkeit und Orientierung an einem abstrakten Kollektiv, sondern eine individualistisch-anarchistische Grundorientierung gegen jegliche Autorität. Im weiteren Verlauf der Erzählung richtet sich diese Grundorientierung auch auf das Erwerbssystem, welches der Erzähler radikaler Kritik aussetzt: so vertritt er die Position, der Großteil aller Berufe seien „völlig unnötig //mhm//, also die meisten Jobs sind Beschäftigungstherapie“ (Alex, 295–296). Den „Ernsthaftigkeitsdogmatismus“ (304), der dem Protagonisten in seiner Erwerbsarbeit häufig begegnet sei, lehnt er entsprechend ab und konstatiert, wie bereits weiter oben zitiert, er gehöre „zu den Leuten, die/ äh die (.) so in die Richtung gehen, die Menschheit kann ruhig weniger Erwerbsarbeit vertragen“ (779–780). Der Erwerbsausstieg des Protagonisten Alex wird daher gerahmt als Ergebnis der Erkundung eigener individueller Interessen (Status, Materielles) und einer rational-kühlen Abwägung mit der Entscheidung, dass sich Erwerbsarbeit für Alex nicht lohnt und er diese aufgibt. Alex wird so als eine Art meta-souveränes Subjekt dargestellt, dass nicht nur *innerhalb* einer etablierten staatlichen Ordnung Anerkennung findet und souverän handeln kann, sondern sogar und gerade *außerhalb* davon.

„Die Schule der Nation ist die Schule“, so konstatierte Willy Brandt in seiner berühmt gewordenen ersten Regierungserklärung als Bundeskanzler im Jahr 1969. Dass Brandt sich zu dieser auf den ersten Blick tautologisch erscheinenden Aussage bewogen sah, lag an der faktischen Konkurrenz dieser Aussage, die im nach wie vor weitverbreiteten Militarismus der Zeitgenoss:innen und konkret im Diktum „Die Schule der Nation ist die Armee“ bestand. Historisch ist dabei der Nexus von militärischer Ausbildung und Tätigkeit, Staatsbürgertum und Männlichkeit ein traditionsreicher, der sich trotz der Aussetzung der allgemeinen Wehrpflicht für alle Männer zwischen 2011 und voraussichtlich 2025 (zum Zeitpunkt des Abschlusses dieser Studie bestehen Pläne des Verteidigungsministeriums, wieder einen mehr oder minder verpflichtenden Wehrdienst für alle jungen Männer einzuführen, vgl. BMVG 2024) durchgängig als in verschiedener Hinsicht wirkmächtig erweist. Auch im 2022 erfolgten Angriff Russlands auf die Ukraine verknüpften einige journalistische Beobachter:innen die militärische Aggression mit Männlichkeitskonstruktionen und vermeintlicher ‚Kränkung‘ der Männlichkeit des russischen Staatsoberhauptes Wladimir Putin (vgl. Markwardt 2022; Tikhomirov 2022). Von derlei Deutungen mag man halten, was man will, sie zeigen allerdings zumindest, dass die Verknüpfung militärischer Themen mit Themen rund um Geschlechterverhältnisse sich in der öffentlichen Debatte nach wie vor als intakt erweist.

Auch im Interview mit Lars zeigt sich eine für den Protagonisten recht ungebrochen fortbestehende Wirkmacht des Militärs als Anerkennungsinstanz:

die andere Idee war, ((schluckt)) eben zur Bundeswehr zu gehen weil das war das was mein Bruder gemacht hatte. Und wie gesagt der Ole war und ist irgendwie Vorbild für mich und ((holt Luft)) ja er kam eben auch immer so nach Hause und hat sowas repräsentiert ne? Sowas

Starkes, und oft auch irgendwie äh durch die Bundeswehr natürlich auch sehr muskulös geworden und so weiter, (.) u::nd (4) und (.) ja das war irgendwie so (2) genau sozusagen seine Verpflichtung bei der Bundeswehr auch so 'ne Art (.) äh Rebellion, meine Eltern waren komplett dagegen und das war natürlich auch super ne? Also (.) irgendwie zwei Fliegen mit einer Klappe irgendwie. Und ich wurde irgendwie gemustert, ich weiß nicht mehr genau wann, ((schluckt)) und ä:h bin ausgemustert worden. Und (.) und ich war da drüber ziemlich bestürzt, also ich weiß nicht mehr ganz genau aber ich glaub' ich hab' sogar (.) vielleicht hab' ich sogar geheult oder vielleicht war ich einfach nur ziemlich geknickt in diesem Musterungsbüro, und der Musterungsbeamte hat's überhaupt gar nicht verstanden weil der gemeint hat: „Was denn los? Also ist doch super, Sie sind ausgemustert worden.“ //@(.)@// Und für mich war das halt so 'ne weitere Instanz die sozusagen über meine (.) Körperlichkeit so (.) so 'ne staatliche Instanz die (.) attestiert hat so: „Du bist (.) körperlich nicht tauglich.“ (Lars, 392–407)

Nach Abschluss seiner Schulzeit befindet sich der Protagonist Lars in der Situation, entscheiden zu müssen, was seine nächste Station sein soll. Unter anderen Optionen erwägt er in der vorliegenden Passage auch, zur Bundeswehr zu gehen. Auf der Darstellungsebene erläutert der Erzähler hier zunächst argumentativ, wie der Protagonist auf die Idee kommt, sich beim Militär zu verpflichten und berichtet dann von dessen negativen Musterungsbescheid und den Effekten desselben. Die gesamte Passage ist zwar in einer gewissen Distanz vom erzählten Ich gehalten, dessen Motiv der Rebellion gegen das Elternhaus der Erzähler aus der heutigen Perspektive als Symptom eines jugendlichen Ablösungsprozesses zu interpretieren scheint („das war natürlich auch super, ne?“) und dessen Reaktion auf die Ausmusterung als übermäßig emotional („vielleicht hab' ich sogar geheult“) beschrieben wird. Zugleich handelt es sich um ein keineswegs empathieloses Sprechen, der Erzähler scheint durchaus Verständnis und Mitgefühl für das erzählte Ich aufzubringen. Für den Wunsch des Protagonisten, sich bei der Bundeswehr zu verpflichten, werden zwei hauptsächliche Gründe eingeführt, die beide eng mit Lars' Herkunftsfamilie verbunden sind. Einerseits befindet sich der Protagonist in einem gleichzeitigen Verhältnis der Orientierung an und Konkurrenz mit seinem älteren Bruder Ole, dessen körperliche Entwicklung in Richtung eines bestimmten Idealbildes männlicher Körper durch seinen Militärdienst („sehr muskulös geworden“) Lars imponiert und dem er nacheifern will. Andererseits spielt ein Prozess der Ablösung von der Herkunftsfamilie eine wichtige Rolle – die Eltern sind „komplett dagegen“, was aus Lars' damaliger Perspektive ein unmittelbares Argument dafür zu sein scheint.

Dass Lars ausgemustert wird, trifft ihn schwer. Im Moment der Ablehnung durch den Musterungsbeamten ist er „ziemlich bestürzt“ und „geknickt“ und – hier ist sich der Erzähler nicht mehr sicher – kann sogar seine Tränen nicht zurückhalten. Das affektive Weinen wird (ob es sich nun ereignet hat oder nicht) durch die Benutzung des abwertenden Begriffs „Heulen“ als gänzlich unpassende Reaktion markiert, so wie die ganze Getroffenheit von Lars bereits in der Situation im Musterungsbüro eine tragisch-komische Brechung erfährt, indem der Musterungsbeamte kein Verständnis für sie aufbringen kann. Es sei

doch alles super, Lars sei ausgemustert worden, konstatiert er, als wäre die Ausmusterung das einzig wünschenswerte Resultat einer Musterung – ob für alle zu Musternden oder nur für ‚Leute wie Lars‘, bleibt unklar. Hier wird allerdings, wenn auch nur andeutungsweise, etwas weiteres deutlich: Anscheinend ist es um die Motivation der meisten jungen Männer, die dem Musterungsbeamten in seinem Alltag unterkommen, tatsächlich Militärdienstleistende zu werden, nicht allzu gut bestellt. Letztlich wird sogar der Musterungsbeamte selbst als nicht sonderlich interessiert daran dargestellt, neue Rekruten für die Armee zu gewinnen. Dies erscheint ungewöhnlich, verweist aber – ebenso wie mutmaßlich auch die starke Ablehnung der Bundeswehrambitionen von Lars und Ole durch deren Eltern – auch auf die zeitgeschichtliche Situierung des erzählten Ereignisses: Dieses spielt um das Jahr 2006 herum, also in einer zeitlichen Periode, in der zwar die allgemeine Wehrpflicht für junge Männer noch bestand, zugleich aber die Auslandseinsätze der Bundeswehr im Kosovo-Krieg und in Afghanistan auf erheblichen öffentlichen Unwillen in der Bevölkerung stießen. Der damalige Bundespräsident Horst Köhler sprach 2005 von einem „freundliche[n] Desinteresse“ (Köhler 2005) der Deutschen an der Bundeswehr: Verteidigungs- und Sicherheitspolitik waren zu diesem historischen Zeitpunkt fünfzehn Jahre nach Ende des Kalten Krieges – ganz anders als zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieser Studie – keine zentralen Themen in der politischen Arena, es wurden gar nicht alle jungen Männer zur Musterung einbestellt und unter diesen seit 2004 aufgrund einer Veränderung der Kriterien auch noch weniger als tauglich gemustert. Als junger Mann in Deutschland keinen Militärdienst zu leisten, war also zu diesem Zeitpunkt längst eher ein „Massenphänomen[...] sozialer Normalität“ (Räder 1994, 5) als die Ausnahme.

Für Lars rückt jedoch in der erzählten Szene ein anderer Aspekt in den Fokus, und dieser erklärt seine emotionale Reaktion und gibt Aufschluss über eine bestimmte Männlichkeitskonstruktion in der Erzählung. In der kontrastierenden Formulierung „für mich war das halt [...] so ‘ne staatliche Instanz die (.) attestiert hat so: ‚Du bist körperlich nicht tauglich‘“ wird die Musterung symbolisch als Initiationsritus der Aufnahme in den Kreis der verteidigungsfähigen Männer aufgeladen und Lars‘ Scheitern an diesem in die Erzählung einer ganzen Reihe an Erfahrungen des Nicht-Genügens gestellt. Insofern versucht der Protagonist sich durch die den Eltern gegenüber widerständige und dem Zeitgeist eher gegenläufige Praxis, zum Militär zu gehen, vergeblich, Anerkennung in seiner ansonsten als defizitär wahrgenommenen Körperlichkeit zu erlangen – das Militär erscheint so gewissermaßen als ‚last resort‘, militärische Männlichkeit als Bewältigungsressource (vgl. Böhnisch 2020, 505). In Lars‘ Geschichte spielt die Bundeswehr also eine besondere – eben beschriebene – Rolle; diese Bedeutungszuweisung ist allerdings gewiss nicht allgemeingültig. Im Materialkorpus finden sich unterschiedliche Bezugnahmen auf

das Militär, die sich insbesondere nach generationaler Zugehörigkeit der Interviewpartner unterscheiden:

Für Wolfgang gehört der Wehrdienst ganz selbstverständlich zu einem männlichen Normallebenslauf, sodass er um den des Protagonisten kaum Aufheben macht – in seiner Eingangserzählung erschöpft sich die Erzählung zum Wehrdienst auf das chronikhaft berichtende Fragment „Dann Wehrdienst damals noch, 15 Monate damals“ (Wolfgang, 23). Obgleich etwas jünger, zeigt sich bei Helmut und Sebastian ein fast identisches Muster: bei beiden spielt ihre Wehrdienstzeit in der Eingangserzählung fast überhaupt keine Rolle, taucht dann aber im Nachfrageteil ohne explizite Frage danach auf, sodass die Frage, *ob* der Protagonist Wehrdienst geleistet hat, gar nicht als Frage erscheint. Helmut erwähnt auf die Nachfrage nach einem bestimmten Freund, der in der Eingangserzählung öfter erwähnt wurde, hin, dass die beiden unter anderem auch zusammen bei der Bundeswehr waren, ohne weiter ins Detail zu gehen. Sebastian äußert sich zum Ende des Nachfrageteils gar beinahe überschwänglich euphorisch zu seinem Wehrdienst, der zuvor in knappster Form, nämlich mit genau einem Wort erwähnt worden war:

I: Ja jetzt die umgekehrte Frage. Wenn du (.) wenn du so zurückschaust, was würdest du dann sagen war das schönste Erlebnis oder die schönste Phase in deinem Leben?

Sebastian: Schönste Phase in meinem Leben? //@(.)@// (2) Bundeswehr war 'ne gute Zeit. Da hab' ich viel Spaß gehabt. //@(.)@// (Sebastian, 836–839)

In einem Korrespondenzverhältnis zu dieser Konstruktion *fragloser Selbstverständlichkeit des Wehrdienst-Leistens* stehen die Schilderungen der Kriegsdienstverweigerung von Eberhard und Elmar, die jeweils einen Raum einnehmen und von den Erzählern als formative Erfahrung für die Protagonisten der Erzählungen eingeführt werden.

ich hab' Zivildienst gemacht, Kriegsdienst verweigert, das war auch noch so'n Thema, //mhm// wobei da haben mein/ war mein Vater relativ (.) also der hat (2) dann gesagt: „Okay wenn's wirklich Gewissensgründe sind.“ Also da hat der manchmal auch (.) mich und 'nen Freund von mir verteidigt, in der Kirchengemeinde (.) gegenüber anderen die uns da ruppiger angegangen sind so dass wir Drückeberger wären oder so. (Elmar, 435–440)

In dieser Passage erscheint die *Verweigerung* als vom Umfeld der Kirchengemeinde als deviant markiert, was eine von Elmars Vater grundsätzlich geteilte Einschätzung ist, der nichtsdestoweniger die von Elmar vorgebrachten Gewissensgründe gelten lässt und sein deviantes Verhalten daher als entschuldigt sieht. Diese Darstellung steht in einem Kontrast mit dem eingangs interpretierten Auszug aus dem Interview mit Lars, in dem dessen Eltern an seinem Wunsch zur *Verpflichtung* Anstoß nehmen. Im Interview mit Eberhard erscheint dessen Verweigerung ebenfalls als oppositionell zum gesellschaftlichen Mainstream, spielt aber eine wichtige Rolle für das Selbstbild des Protagonisten und bildet auch eine Art Startpunkt seiner Politisierung als Christ.

Marius und Steffen absolvieren beide einen Zivildienst, der auch in der Eingangserzählung kurz erwähnt wird, das heißt, auch sie verweigern offensichtlich den Kriegsdienst, thematisieren diese Verweigerung allerdings im gesamten Interview in keiner Weise²⁵. Hier zeigt sich eine Umkehrung der fraglosen Selbstverständlichkeit des Wehrdienst-Leistens in eine *fraglose Selbstverständlichkeit des Keinen-Wehrdienst-Leistens*, der sich auch in Lars' Darstellung bereits dokumentiert hatte – wenn auch dort als Möglichkeit zur Rebellion und Profilierung. Innerhalb des Interviewsamples sind diese unterschiedlichen Bezugsfolien schlicht und ergreifend nach dem kalendarischen Alter der Interviewten und dementsprechend der historischen Zeit, in der das Thema Wehrdienst für die Protagonisten der Erzählungen virulent wird, geordnet, wohl aufgrund der oben skizzierten zeitgeschichtlichen Veränderungen des Verhältnisses von Bevölkerung und Militär und der daraus folgenden Entkopplung hegemonialer Männlichkeitskonstruktionen von Militarität. Obwohl allerdings das Militär als männliche Sozialisationsinstanz in der Breite offensichtlich einen Bedeutungsverlust erlitten hat, zeigt Lars' eingangs des Abschnitts interpretierte Äußerung, dass auf eine diskursive Verbindung von Männlichkeit und Militär nach wie vor zugegriffen werden und über diese eine Subjektposition hergestellt (bzw. in Lars' Fall eher: herzustellen versucht) werden kann.

10.3 (Keine) Männer-Dinge tun

Immer wieder finden sich im Interviewmaterial Bezugnahmen auf Hobbys und Freizeittätigkeiten, die gewissermaßen fraglos selbstverständlich erscheinen und um die kein weiterer Begründungsaufwand betrieben wird bzw. die nur dann sichtbar werden, wenn die handelnden Figuren an diesen Praktiken explizit nicht teilhaben können oder wollen. In Bezug auf die Frage nach Männlichkeitskonstruktionen wirkt der Blick auf solche ‚klassisch männlichen‘ Tätigkeiten als fruchtbar, ich will an dieser Stelle nur knapp auf sie eingehen, weil einzelne Aspekte dieser Praktiken (wie z. B. ihr homosozialer Charakter oder die Art und Weise, in der sie auf Körper einwirken und dementsprechend die *Art und Weise, in der über sie Männlichkeit produziert wird*), denen an anderer Stelle vertiefte Aufmerksamkeit gewidmet wird, von größerem

25 Bei Georges, Alex und David spielt das Militär überhaupt keine Rolle. Es lassen sich jeweils verschiedene Hypothesen dazu bilden, wieso: Interviewlänge, andere Schwerpunktsetzung in der Erzählthematik, Notwendigkeit der „Übersetzung“ des französischen Wehrdienstsystems (das zur Zeit von Georges' Aufwachsen einen verpflichtenden Wehrdienst von 16 Monaten vorsah, vgl. République Française 1965), letztlich ist die Nicht-Behandlung allerdings – abgesehen vom grundlegenden Befund, dass die Bedeutung des Militärs für die Erzähler nicht so hoch ist, dass durch sie eine ‚Auseinandersetzungspflicht‘ im Rahmen einer biographischen Erzählung begründet wird – schwerlich in eindeutiger Weise zu erklären.

Interesse sind als die etwas triviale Feststellung, dass es sie *gibt*. Dennoch, der Vollständigkeit halber:

Für Wolfgang und Lars spielt *Fußball* lebensgeschichtlich insbesondere in der Kindheit und Jugend eine wichtige Rolle. Das folgende Zitat von Wolfgang zeigt dabei den Stellenwert dieses Sports und des ihn umgebenden Vereinswesens:

Ja sonst ganz normal aufgewachsen, wie gesagt das steht da drin, schulischer Lehrgang steht da drin, //mhm// dann meine Hobbys ich hab' ja auch Fußball gespielt dann, //mhm// (.) lange Jahre. //mhm// Eigentlich. Jugendfußball dann auch Jugendtrainer gemacht sogar, //mhm// hier in Stadt 5 dann als wir hier hergezogen sind. (Wolfgang, 178–181)

In der vorliegenden Passage wird Fußball als Teil des ‚ganz normalen Aufwachsens‘ charakterisiert. Wolfgang spielt den Sport lange Jahre im Verein und nimmt diese Tätigkeit sogar mit in sein Erwachsenenleben, indem er selbst Jugendtrainer wird. Im Rahmen der Eingangserzählung, die bei Wolfgang stark entlang seines mitgebrachten tabellarischen Lebenslaufes strukturiert ist, stellt die zitierte Einlassung eine der ersten Gelegenheiten des Ausbrechens aus dem ansonsten eng an dieses Dokument gebundene Erzählen dar, wird also markiert als eine, obgleich nicht in einem formalen Sinne in einen tabellarischen Lebenslauf gehörende, wichtige und formative Erfahrung. Ähnlich bei Lars:

mein größtes Hobby glaube ich so als Junge damals war äh so ganz klassisch Fußball irgendwie und auch im Verein spielen und (.) viele meiner (.) Freunde also (.) waren dann auch im selben Fußballverein, //mhm// und das war irgendwie so ganz typisch (Lars, 65–68)

Auch hier wird durch die Adjektive „ganz klassisch“ und „ganz typisch“ signalisiert, dass der Erzähler das Fußballspielen in einem Verein als regelhaften Teil der Sozialisation männlicher Kinder und Jugendlicher betrachtet. Diese Aktivität verbindet ihn zudem eng mit seinen Freunden, die allesamt im selben Fußballverein spielen. Eine auffällige Gemeinsamkeit dieser beiden Interviewpassagen stellt dar, dass wenig argumentativer Aufwand oder erzählerische Rahmung für die Fußball-Affinität der beiden jungen Protagonisten betrieben wird. ‚Man macht das halt einfach so‘, scheint die Art des Erzählens zu sagen, und das ist aufschlussreich. Zugleich findet sich diese Art des Erzählens nicht nur auf Fußball, sondern auf *Sport* im Allgemeinen bezogen, wie z. B. bei Eberhard, der gemeinsam mit seiner Clique im Wald umherrennt, Steffen oder Marius, die beide in ähnlich detailarmer Art und Weise auf die Ausübung unterschiedlicher Sportarten wie einem „Multisportprogramm“, Volleyball oder Mountainbiken in der Kindheit der Protagonisten eingehen. Dazu gleich mehr – zuerst noch einmal kurz zum Fußball: Marion Müller (2009) beschreibt diesen als „Paradoxon der Moderne“, weil er als Sport zugleich als Versuch der idealtypischen Umsetzung und Präsentation des modernen Telos der Meritokratie fungiert; in ständigen Wettbewerben wird bestimmt, wer (bzw. im Fall des Fußballs zudem: welche Mannschaft) am leistungsstärksten ist *und*

aber auch durchzogen ist von nicht aus diesem Leistungsprinzip heraus begründbaren Unterscheidungen und Ausschlüssen, insbesondere Geschlecht, Hautfarbe, geschlechtlicher Orientierung und nationaler Zugehörigkeit (vgl. ebd., 17–18). Fußball ist – trotz aller in den letzten Jahren zu verzeichnenden Gewinnen des im Männerfußballgeschäft als „anderer Sport“ (ebd., 300) konstruierten Frauenfußballs – im Großen und Ganzen weiterhin ein androzentrischer Sport, die Trennung der Spielbetriebe von Frauen- und Männerfußball quasi vollständig intakt²⁶. Auf diese Weise bleibt auch die Funktion des Fußballspiels als -idealtypisches, „erste[s] Spiel[...] des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997, 203), in dem traditionelle Formate von Männlichkeit weiterhin Hegemonie beanspruchen können und das Feld strukturieren (vgl. Körner 2014). Dieser Mechanismus wird dann auch im Interview mit Lars sehr deutlich benannt:

und dann (.) in der/ im Fußballverein dann auch irgendwie so mit 14 15 ((holt Luft)) äh kam ein neuer Trainer und der hat dann irgendwie auch sozusagen klassifiziert, und hat irgendwie gesagt: „Okay wer ist gut? Und wer ist schlecht? Wer ist richtig schlecht?“ Und (.) ich kam dann in diese richtig schlechte Fußballgruppe, äh (.) irgendwas (.) C3 oder was, und (2) //mhm// also sozusagen an allen (.) in allen Systemen, an allen Teilen meines Lebens bekam ich signalisiert so (.): „Du bist nichts wert. //mhm// Du bist'n kleiner schwacher Junge, es geht hier um (.) vor allen Dingen in diesen Bereichen mit anderen Männern zusammenzusein, mit anderen Jungs zusammen zu sein, //mhm// es geht hier um Stärke, es geht um Schnelligkeit, es geht um (.) in dem Fall Geschicklichkeit mit dem Ball im Sport so, //mhm// und (2) das hast du nicht (Lars, 313–322)

Der Erzähler benennt in dieser Passage ganz explizit die Einstufung des etwa 14- bis 15-jährigen Protagonisten Lars in die „richtig schlechte Fußballgruppe“ als Markierung als „kleiner schwacher Junge“ und damit als Herabstufung von dessen Männlichkeit, die sich, so stellt es der Erzähler dar, auch unmittelbar darauf auswirkt, wie viel Wert dem Protagonisten als Person zugemessen wird. Im zeitlichen Zusammenhang mit der Pubertät und damit dem Verlassen eines kindlichen Moratoriums gegenüber Männlichkeitsanforderungen treffen diese den Protagonisten nun mit voller Härte. Zunächst noch „ganz klassisch“ in den Fußballverein inkludiert und seine Freunde dort treffend, fällt Lars aus dieser Struktur nun aufgrund ihm zugeschriebener mangelhafter Leistung heraus. Er ist nicht stark, schnell, geschickt genug, um an der männlichen Zusammenkunft im Fußballverein noch wirklich teilhaben zu dürfen. Mit dem Stigma versehen, Teil der „richtig schlechte[n] Fußballgruppe“ zu sein, wird Lars die

26 Seit 2022 ist vereinzelt und in Ausnahmefällen die Teilnahme von Frauen am Regelspielbetrieb der Männer in manchen Landesverbänden des Deutschen Fußballbunds (DFB) möglich. Dies wird jedoch in offiziellen Statements nach wie vor als Abweichung von einem erwünschten Regelfall gekennzeichnet, der nur dann greifen sollte, wenn nicht genug Spielerinnen für eine reine Frauen-Mannschaft vorhanden sein sollten. So erklärt z. B. eine Verantwortliche des bayerischen Fußballverbands: „Dann wollten wir natürlich die Frauen-Mannschaften stärken, und sagen, Du hast jetzt das Frauen-Spielrecht, bitte nutzt das auch, und suche Dir eine Frauen-Mannschaft. Haben aber natürlich auch die Argumente gehört: Es ist keine in der Nähe, was soll ich denn jetzt machen?“ (zitiert nach Poppe 2022).

Mitspielfähigkeit in der Arena Fußballverein abgesprochen, mit dem Effekt, die dort geforderte und geförderte Spielart von Männlichkeit nicht repräsentieren zu können. Diese Logik wird durch die Figur des neuen Trainers im Fußballverein eingeführt. Während zuvor die Logik der Inklusion vorherrschend war, tritt nun das Prinzip der leistungsbezogenen Exklusion verstärkt hervor. Letztlich schlägt das Zitat damit auch eine Brücke zu einer Grundlogik des modernen Sports im Allgemeinen, der historisch schon seit Anbeginn seiner organisierten Form das Ziel verfolgt, eine Ordnung nach körperlicher Leistungsfähigkeit herzustellen, zuerst nur in synchron stattfindenden Wettbewerben, nach Steigerung der technischen Möglichkeiten dann auch diachron mittels Rekordlisten usw. (vgl. Müller 2009, 32–33). Mit dieser grundlegenden Logik des Sports wiederum wurden historisch auch immer wieder Männlichkeitsanforderungen verknüpft, z. B. in der Bewegung hin zu einer „muscular christianity“ (Ladd und Mathisen 1999), die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in den protestantischen USA große Bedeutung entfaltete. Die deutsche Turnbewegung, die seit Anfang des 19. Jahrhunderts eng verbunden mit der nationalen Bewegung entstand, ist als Bewegungskultur ebenfalls zu nennen, obgleich sie zunächst auch in einem Abgrenzungsverhältnis zum modernen Sport stand, indem es ihr um eine geistig-körperliche ‚Vervollkommnung‘ des bürgerlich-männlichen Körpers, auch um eine Steigerung der Wehrfähigkeit des ‚Volkskörpers‘, aber nicht in erster Linie um sportlichen Wettkampf im Sinne einer Spezialisierung auf eine bestimmte Sportart und den wettbewerbsübergreifenden Vergleich ging. Stattdessen zielt die deutsche Turnbewegung auch auf die Inkorporierung des Nationalen in die Individuen und einen Einbezug der individuellen Körper in die Nation ab (vgl. Alkemeyer und Wiedenhöft 2003) und lässt sich im Foucault’schen Sinne als Biopolitik, als Arbeit am ‚Volkskörper‘ durch Arbeit am individuellen Körper begreifen. Damit sind zwei Aspekte gleichermaßen thematisch – Sport zu treiben, um die eigene individuelle Leistungsfähigkeit zu steigern und so zur gleichen Zeit über die Teilnahme an den ‚ernsten Spielen‘ des Sports ein anerkanntes (männliches) Mitglied eines Nationalstaats bzw. Gemeinwesens zu werden. Dabei haben sich die Vorzeichen historisch sicherlich geändert: Der Aspekt der Wehrfähigkeit hat deutlich an Bedeutung verloren, wohingegen die Anforderungen, sich (auch im Sinne der Steigerung des dann wirtschaftlich einsetzbaren Humankapitals) selbst um die individuelle Leistungsfähigkeit und das individuelle Wohlergehen zu sorgen, einen erheblichen Bedeutungsgewinn erfahren haben. Im Begriff der Fitness, der über die Jahrzehnte, die er im englischsprachigen Diskurs bereits zirkuliert, zwar eine ganze Reihe an Bedeutungsverschiebungen erfahren hat, im deutschsprachigen Raum allerdings erst seit Ende des 20. Jahrhunderts eine steile Karriere erfährt, verfestigt sich diese Tendenz. In Anlehnung an Foucault lässt sich diese Entwicklung mit dem Schlagwort „Fitness als Selbstsorge“ (Martschukat 2020, 138; vgl. auch Duttweiler 2003) umschreiben; und dieser Diskurs spiegelt sich auch in einer

Passage, in der Lars, der ja in der oben stehenden Passage als den ‚klassischen‘ Mechanismen des Sports hilflos ausgeliefert erscheint, als erzählte Figur durch Praktiken der Fitness einen erheblichen Gewinn an Handlungsfähigkeit und Selbstvertrauen einfährt:

ich hab’ hier angefangen in ’n Fitnessstudio gehen, ä:h in ’ne Crossfitbox wo (.) ich irgendwie auch noch mal so ’ne ganz andere körperliche Stärkung erfahre und auch wieder merke ((holt Luft)) (2) Stärke, ä:h Sportlichkeit ist auch nichts was (.) nicht/ also was jeder Mensch bis zum gewissen Grad (.) jeder normale Mensch, normal entwickelte Mensch oder wie auch immer, zu ’nem gewissen Grad erlernen kann, (Lars, 2143–2148)

An dieser Stelle im Interview, die an einem wesentlich späteren Erzählzeitpunkt als die Episode zur Fußballmannschaft weiter oben verankert ist, beschreibt der Erzähler eine dazu widersprüchliche Erfahrung von Lars. Durch die Aussortierung im Fußballverein hatte Lars gelernt, nicht über körperliche Anerkennungsfähigkeit zu verfügen. An zahlreichen Stellen der Erzählung wird dieses Motiv wiederholt: Alle sind immer stärker als Lars. Bei seinem Work and Travel wird er als Arbeitskraft auf landwirtschaftlichen Betrieben seiner Wahrnehmung nach beispielsweise nur akzeptiert, weil seine damalige Freundin Sabrina in hohem Maße arbeitsfähig ist. Nun, nach zahlreichen Scheiternserfahrungen, erlebt der Protagonist in Bezug auf seine körperliche Fähigkeit und seine Sportlichkeit einen ihn neu orientierenden Wendepunkt: Es handelt sich dabei, wird ihm nun klar, um eine mindestens bis zu einem gewissen Punkt erlernbare Fähigkeit. Nach jahrelangem Leiden unter seiner defizitären Körperlichkeit bietet ihm damit seine neu begonnene Fitness-Routine eine Art Anker, der Lars ermöglicht, ein Gespür für seinen Körper zu entwickeln und neue Fähigkeiten zu erlernen. Lars bietet diese Praxis einen Ausweg aus der Logik der externen Bewertung, indem er in seiner Fitnesssport-Praxis in erster Linie an seinem eigenen *Körpergefühl*, also an *sich selbst* arbeitet. Durch diese Praxis wiederum wird er zum anerkehbaren Subjekt vor einer anderen Anerkennungsordnung. Im Kontext eines Fitness- und im erweiterten Sinne selbst-technologischen Diskurs wird Lars also – kontrastierend zu seinem Scheitern an traditionellen Männlichkeitsdiskursen – als handlungsfähiges Subjekt präsentiert. Inwiefern der Fitness-Diskurs Geschlechterdiskurse einebnet, ist eine empirische Frage, die hier nicht abschließend zu beantworten ist. Auch in der Gegenwart werden über Fitnesspraktiken Geschlechterdifferenzen reproduziert – Normschönheit ist und blieb bisher geschlechtlich kodiert und Fitnesspraktiken richten sich zumeist auf die Annäherung an diese binär strukturierten Schönheitsideale (vgl. Scholz und Saalfeld 2021, 249–251). Dennoch liegt die Vermutung nicht fern, dass der Fitnessdiskurs, der eng verzahnt ist mit der Figur des Arbeitskraftunternehmers oder unternehmerischen Selbst im flexiblen Kapitalismus, die Anforderung körperlicher Leistungsfähigkeit und Sorge nicht mehr so stark geschlechtlich kodiert ist, wie dies einmal der Fall war. Unterschieden wird innerhalb des Fitnessdiskurses nämlich eher zwischen schlanken, flexiblen, leistungsfähigen Körpern und

dicken, unbeweglichen, vermeintlich leistungsschwachen Körpern. Insofern knüpft Lars an eine neuere Körperkultur an, die gegenüber dem auf Leistungs-*vergleich* und Homosozialität bezogenen Sport deutlich in Richtung individueller *Fitness* und der Optimierung eines *eigenen Körpergefühl* verschoben ist.

In wiederum anderer Weise – nämlich als oppositionell – wird Marius zu den beschriebenen klassischen Funktionen des Sports ins Verhältnis gesetzt. So berichtet der Erzähler über die Ultimate-Frisbee-Gruppe des Protagonisten:

wir haben uns auch von Anfang an als Mixed-Team //mhm// also wo Frauen und Männer gemeinsam spielen //mhm// es gibt beim Frisbee drei Divisionen Herren Damen Mixed (.) //mhm// wir haben uns immer als Mixed-Team gesehen es war komplett unsere Identität //mhm// wir sind nicht mal auf die Idee gekommen auf wenn Männer- oder Frauenturnier war da überhaupt hinzufahren (Marius, 239–243)

Ganz anders als bei Lars' Erzählung zur Aussortierung im Fußballverein, in der der *neue Trainer* als Autorität den traditionellen Standard der Leistungsorientierung und darauffolgenden individuellen Bewertung einführt, hat die Ultimate-Frisbee-Gruppe in Marius' Beschreibung zunächst einmal eine gemeinsame *Identität*. In dieser ist enthalten, dass das (möglicherweise auch dezidiert nicht als *Mannschaft* bezeichnete) Team sich als Mixed-Team versteht, und zwar in einem Maße, dass die Teilnahme einzelner Mitglieder des Teams als ‚Sub-Team‘ an geschlechtergetrennten Events gar nicht zur Debatte steht. Zumindest Marius' Team, wenn nicht die Sportart Ultimate als solche wird so als oppositionell gegenüber geschlechtersegregiertem Sport positioniert konstruiert. Der Aspekt des Wettbewerbs wird dadurch nicht ausgehebelt, das Team fährt weiterhin zu organisierten Turnieren und bestreitet diese mit Ehrgeiz. Nichtsdestoweniger erscheinen auch die für den sportlichen Wettkampf geltenden Maßgaben verschoben:

der ganz entscheidende Punkt (.) es ist ein Spiel ohne Schiedsrichter //mhm// die Verantwortung ist den Spielern zurückgegeben die (.) wenn sie das Gefühl haben dass sich jemand nicht an die Regeln gehalten hat dann eben (.) das ansprechen können. Es gibt einen ganz formalen Rahmen mh, jemand der der Meinung ist, dass ein Foul begangen wurde kann eben dann das Foul callen [...] wenn es unbestritten ist dann dann würde der Spielausgang von der Situation so sein wie eben //ja// der der das eingefordert hat //mhm// das wollte und bekommen wird und wenn das bestritten wär würde halt die Situation zurückgesetzt werden //mhm// (.) finde ich n extrem cooles Konzept //mhm// (.) weil eben die Verantwortung (.) auf die Handelnden //mhm// zurückgeht und jeder (.) dadurch eben immer so handelt dass er seinem Gegenüber (.) auch in die Augen sehen kann //mhm// die erste Regel ist mehr oder weniger immer den Respekt vor den Regeln und vor dem Gegner zu haben //mhm// und (..) eben (.) im Kopf zu behalten dass alle an dem Spiel teilnehmen um Spaß zu haben und eigentlich keiner //mhm// (.) aktiv die Regeln brechen will //mhm// und deswegen gibts auch keine harten Strafen es gibt keine (.) Auszeiten //mhm// (..) roten Karten und Co (.) weil man immer davon ausgeht dass der Gegner eigentlich ja gar nicht falsch spielen wollte [...] und das hat für mich (..) echt irgendwie (.) diesen Wettkampfgedanken mit dem Fairnessgedanken verbunden //mhm// was ich echt super fand (Marius, 193–219)

In dieser beschreibend-evaluierenden Passage thematisiert der Erzähler Gründe, wieso er Ultimate Frisbee als einen besonderen und besonders guten Sport empfindet. Dabei wird die Abwesenheit eines Schiedsgerichts in der Spielsituation als wichtiger Faktor eingeführt. Im Ultimate Frisbee, so wird es erklärt, werden Regelverstöße durch die Gemeinschaft der Spielenden und nicht durch eine externe Instanz geahndet. Diese Schiedsgerichts-Losigkeit hat dabei System und erklärt sich aus dem sogenannten „Spirit of the Game“ (Deutscher Frisbeesport-Verband 2021, §1). Aus Perspektive des Erzählers resultiert daraus gegenüber anderen Sportarten eine Betonung der Rolle der Selbstverantwortung der Spielenden und des Fairnessgedanken sowie eine Verschiebung des angelegten Bildes von Spielenden: sie werden nicht (ausschließlich) als ehrgeizig Konkurrierende, sondern (daneben immer auch) als kooperativ miteinander Spielende, am produktiven und freudvollen Fortgang des Spiels Interessierte verstanden. Damit unterscheidet sich Ultimate tatsächlich stark z. B. von der im professionellen Fußball bestehenden Tendenz, die Verantwortung für den regelkonformen Ablauf des Spiels immer stärker den (daher als zu professionalisierend markierten) Schiedsrichter:innen zuzuschreiben. Zudem wird die Idee von Fair Play im Fußballsport de facto differenziert in ein offizielles Regelsystem und ein informelles Normensystem, in dessen Rahmen bestimmte Regelverletzungen zum Erreichen sportlicher Ziele toleriert sind (vgl. Frogner und Pilz 1982). Insbesondere sogenannte taktische Fouls, die nach dem Regelwerk (mit Ballbesitzwechsel und häufig sogar persönlichen Strafen wie einer Verwarnung durch Erteilen einer Gelben Karte) geahndet werden, gelten als normentsprechend und ‚clever‘ und werden von Fußballspieler:innen i. d. R. nicht als unfair erachtet (vgl. Gabler 2002, 153–158). Diese Doppelstruktur aus formeller und informeller Fairness verwirft Ultimate. Insofern stellt Marius mit seinen Erläuterungen Ultimate als ‚Anti-Sport-Sport‘ dar, was den Protagonisten zugleich den „ernsten Spielen“ um Männlichkeit entzieht, die individuelle Anforderung der Sportlichkeit und körperlichen Fähigkeit aber beibehält (und womöglich von einer Männlichkeits- zu einer allgemeinen Anforderung erweitert, insofern findet sich hier auch eine Parallele zum Fitnesssport).

Zusammenfassend: Sport erscheint gleichzeitig als Medium der Inklusion (über Homosozialität) und Exklusion (über die oben genannten Ausschlüsse nach Geschlecht, Ethnizität usw., insbesondere aber auch über die Zuschreibung von Leistungs-/fähigkeit). Sport erfüllt, betrachtet man die Interviews in der Zusammenschau, teilweise und mutmaßlich insbesondere im Vereinswesen bis heute eine Funktion als Forum homosozialer männlicher Vergesellschaftungsformen, die historische Tradition hat, z. B. in Turnerbänden und dem populären Fußballspiel. Zugleich ist er auch Mittel der zeitweisen Auflösung von Klassengrenzen unter der Vorbedingung der Homosozialität (historisch betrachtet war der Zugang zu sportlichem Wettkampf in vielen Fällen nicht so stark von Klassen- wie von nationalen Grenzen und Geschlecht

begrenzt und auch das ist eine Beobachtung, die bis heute auch für den Fußball im Besonderen gilt). Insofern ist Sport an einigen Stellen im Interviewmaterial in einer sehr traditionellen Art und Weise Vehikel der Herstellung von Männlichkeit. Es finden sich aber auch oppositionelle Positionierungen und Verschiebungen: Ultimate Frisbee, beispielsweise, wird als Anti-Sport-Sport und Geschlechtersegregation entgegengestellte Praxis skizziert und Fitnesssport erscheint als individualisierte Praxis, die verschobenen Gesetzmäßigkeiten folgt.

Eine weitere traditionelle Männlichkeitspraktik, auf die sich im Interviewkorpus selbstverständlich-affirmativ einerseits und explizierend-oppositionell andererseits bezogen wird, ist der Konsum von Alkohol – insbesondere in männlicher Gesellschaft. Im Interview mit Helmut beispielsweise taucht diese Gewohnheit wiederkehrend als eine Art ‚natürliches Habitat‘ des Protagonisten auf. Beispielhaft dafür kann die folgende Passage angeführt werden, die einer Antwort Helmut auf eine evaluative Frage zur Arbeitszeitreduktion entnommen ist. Helmut ist mit der Entscheidung, sein Geschäft aufzugeben zu haben, sehr zufrieden, und dafür dient ihm Folgendes als Beleg:

mit meinem Kumpel, ne? //mhm// (2) Bierle zu trinken, früher war's so: „Ah, trinken wir 'n Bier, ein paar, Frühschicht, Spätschicht? Wie schaut's bei dir aus? Wie machen wir das?“ „Ey Helmut, trinken wir 'n Bier jetzt grad? Und übernächste Woche? Trinken wir?“ „Ah klar. Gehen wir fort, trinken wir 'n Bier.“ Ähm (.) jeder Tag (.) ist 'n Highlight für sich. //mhm// Und die kleinen Dinge des Lebens die ich jetzt genießen kann, die ich davor nicht so genießen konnte, ist für mich (.) schön. (Helmut, 1509–1514)

Die schiere Anzahl der Nennungen des Wortes „Bier“ in der Passage, die einen Terminfindungsprozess zwischen dem Protagonisten Helmut und einem guten „Kumpel“ beschreibt, spricht schon für die Zentralität der Praxis des Biertrinkens für die Beziehung der beiden Figuren. Früher, so der Sinngehalt der Passage, war es schwierig, für diese Praxis des ‚male bonding‘ Termine zu finden. Schichtarbeit aufseiten des Kumpels und eine zeitaufwendige Berufsausübung aufseiten Helmut stellten eine Restriktion dar, die ein wochenlanges Aufschieben des gemeinsamen Trinkens erforderlich machte. Nun ist dies nicht länger der Fall: ‚jeder Tag (.) ist 'n Highlight für sich‘ und die Verabredung zum gemeinsamen Bier mit dem Freund viel einfacher zu erreichen. Die „kleinen Dinge des Lebens“, das ist Helmut's neues Telos, und darin liegt auch ein weiteres Thema seiner Erzählung verborgen: die Abkehr von den nach Einschätzung des Erzählers oberflächlich-materialistischen anderen Supermarktbesitzer:innen, denen der Protagonist in regelmäßigen Vernetzungstreffen begegnete und die Rückkehr zu seinem Herkunftsmilieu (mit dem Kumpel verbringt Helmut schon seit seiner Jugend Teile seiner Freizeit) und einem Grundwert, der sich als ‚Alltagshedonismus‘ bezeichnen ließe. Frappierend ist allerdings, in welcher Häufigkeit und Selbstverständlichkeit der Konsum von Alkohol – ohne, dass es vom Interviewer je thematisiert worden wäre – in verschiedenen Varianten im Interview auftaucht: das oben genannte Biertrinken

mit dem Kumpel, eine vierteljährliche Tradition, sich mit besagtem Kumpel exzessiv zu betrinken²⁷, das rituelle Tagesabschlussbier (1487), Weinreisen mit einer Clique anderer Supermarktbesitzer (466) oder das Öffnen einer weiteren Flasche Wein am Abend, seit Helmut nicht mehr früh aufstehen muss, um seine Arbeit im Supermarkt zu tun (1507). Diese Art alltäglichen Alkoholkonsums spielt also durch die ganze Erzählung hindurch eine wichtige Rolle, und sie scheint auch – insbesondere in Helmut's Beziehungen mit anderen Männern (Clique und Kumpel) – die Funktion sozialen Klebstoffs zu erfüllen, ein gemeinsames Interesse und Ritual darzustellen. Außerdem ist Alkoholgenuß aus Erzählerperspektive das absolute Mittel der Wahl, um seinen neuen immateriellen Wohlstand an Zeit und Lebensfreude zu illustrieren. Eine ähnliche Rolle spielt der Konsum von Fleisch und insbesondere Steaks, wobei der Erzähler zu letzteren ein ambivalentes Verhältnis pflegt und unentschieden wirkt, ob das von den anderen Supermarktbesitzern gepflegte Einkehren in teure Steakrestaurants etwas Erstrebenswertes ist (es scheint zumindest wichtig, darzustellen, dass Helmut sich diese Besuche leisten kann) oder als Zeichen ihres tumben Materialismus und ihrer abstoßenden Prahlerei zu betrachten ist. Den Gegenhorizont bieten die „normal[en] [...] Rigatoni al forno“ (1191) beim ortsansässigen italienischen Restaurant. Hier bleibt eine Ambivalenz zwischen der Positionierung des Protagonisten als zwar zu Geld gekommener, doch nichtsdestoweniger am Boden gebliebener, verlässlicher und einfacher Mann, der zuallererst seinem Herkunftsmilieu verpflichtet und verbunden ist und einer Darstellung seiner materiellen Befähigung, an den Spielen der ‚besseren Herrschaften‘ teilzunehmen, indem er an deren teuren kulinarischen Expeditionen teilnimmt. Es handelt sich hier also um eine milieuspezifische Abgrenzung der Männlichkeit des Protagonisten, die eben in besonderer Art und Weise auch über die Beschreibung von dessen Konsumpraktiken in Bezug auf Alkohol und Fleisch ausgetragen wird, wobei insbesondere das Biertrinken als eine sehr selbstverständliche und unhinterfragte Praxis erscheint.

Just diese Selbstverständlichkeit des Alkohol- und Fleischkonsums ist Lars ein großer Dorn im Auge. Er leidet unter dem Zwang zu diesem Konsum, dem er sich insbesondere in der Beziehung zu seinem Doktorvater ausgesetzt sieht:

wie findet denn berufliche Praxis statt? Ja also irgendwie (.) nicht, äh irgendwie/ wirklich bei Tagesschein (.) an 'nem Konferenztisch, sondern abends beim Biertrinken. //mhm// mit 'nem Steak, gönnt man sich das Steak nicht, direkt die Nachfrage: „Warum jetzt hier irgendwie nur 'n Salat? Was ist da los Lars? Äh hier 'n Bier, ja noch'n Bier“, und also Alkohol war immer so 'ne richtig wichtige Geschichte und (.) ich hab' irgendwie immer gemerkt: „Hä

27 „Mein Kumpel wieder, der da vorhin äh gearbeitet hat, mit dem war ich mal in Stadt 6 auf 'ner Kneipentour, wir haben da ab und zu mal machen wir so (.) einmal im Vierteljahr (.) machen wir Kneipentour, //mhm// ähm fahren wir in 'ne größere Stadt, //mhm// äh (.) Zug, hinfahren, Kneipe zu Kneipe, gib ihm was reingeht, und irgendwann versuchen in Zug zu kommen und heimzufahren ohne das Abteil zu versauen ne?“ (Helmut, 838–843)

das/ also (.) ja man kann mal 'n Bier trinken aber ich möchte eigentlich nicht in meinem //mhm// in meinem beruflichen Leben (.) abends irgendwie (.) da irgendwas beim Bier besprechen“ (Lars, 1595–1602)

Lars stößt sich an der Anforderung an den Protagonisten, Fleisch zu essen und Bier zu trinken. Diese Konsumpraktiken, diesmal andersherum gewendet als bei Helmut, bei dem sie als ebenso selbstverständlich wie genussvoll auftreten, stellen aus der Perspektive des Erzählers eine Eintrittskarte dar, um in der männlich dominierten Sphäre des Berufs überhaupt mitspielfähig zu werden. Entspricht man – so der Erzähler – der Anforderung des Exzesses, also des permanenten Steak-Essens und Alkoholtrinkens, nicht, führt das zu einer Markierung durch den ihm hierarchisch übergeordneten akademischen Betreuer seiner Arbeit, zu dem er sich auch in einem Abhängigkeitsverhältnis befindet. Lars wird also positioniert als unfreiwillig, geradezu gezwungenermaßen an (miteinander verzahnten) Praktiken des Konsums und der Verwischung des privaten und beruflichen Lebens teilnehmend: „ich möchte eigentlich nicht“ – aber verhindern lässt es sich laut Schilderung des Erzählers auch nicht.

Eine dritte Position zum Alkohol ist die der Markierung als ‚natürlicher Regelfall‘, der aber zugleich eine große individuelle Gefahr darstellt. Wolfgang, der eine konflikthafte Scheidung mit einem zeitweise aus Sicht des Erzählers problematischen Wohnarrangement, bei dem der Protagonist und seine Ex-Frau, die kaum noch in der Lage sind, überhaupt miteinander zu kommunizieren (in der Erzählung wird die Verantwortung für diese Funkstille nur der Ex-Frau zugeschrieben), äußert als wichtige Grundregel in dieser Zeit für ihn Folgendes:

da war es einfach wichtig in de/ die Eigendisziplin. Also dass man sich da selber (.) diszipliniert und sagt: „Kein Alkohol trinken“ zum Beispiel, ist ganz wichtig. Klarer Kopf behalten. (2) Ä::h nicht in die Kneipe rumgehen, //mhm// was viele machen, ja wenn sie Probleme haben gehen sie in die Kneipe, tragen alles in die Kneipe, //mhm// u::nd wenn man das macht das ist zum Untergang ähm (.) vorge/ //mhm// also vorge/ ähm programmiert. //ja// Also das geht nicht. Aber da muss ich sagen hab' ich mich echt zusammen äh gerissen weil ist ja so wenn die (.) praktisch im Haus wohnt und ich würde ihr praktisch eine/ sie provoziert einen und ich würde der praktisch eine (.) Ohrfeige oder irgendwas geben zum Beispiel ja? Dann kommt die Polizei und dann soll ich aus dem/ aus dem Haus verwiesen. //mhm// Also wenn das jetzt so wäre also da muss man sich schon (.) schon sehr stark disziplinieren ge? (Wolfgang, 123–133)

Die Konstruktion, die hier erzählerisch hergestellt wird, ist vielschichtig: Erstens wird der Konsum von Alkohol und die Ausübung von Gewalt als etwas Übliches dargestellt und – wenngleich nicht als etwas Positives markiert – auch naturalisiert. Beides wird zudem miteinander verbunden; wer trinkt, wird eher gewalttätig und wer nicht trinkt, dem gelingt das ‚Zusammenreißen‘ (also der Widerstand gegen den ‚natürlichen Lauf der Dinge‘) eher. Der Grund für diese Zurückhaltung ist allerdings, zweitens, nicht in einem moralischen Imperativ zur Gewaltlosigkeit zu suchen, sondern es geht für den Protagonisten vielmehr darum, bezogen auf seinen eigenen Nutzen rational zu handeln. Zum

einen würde Gewalt gegen seine Frau, die ja in der Folge von Alkoholkonsum „programmiert“ wäre, dazu führen, dass Wolfgang durch die Polizei seiner Wohnung verwiesen werden könnte, was er dringend vermeiden möchte. Zum anderen ist der Protagonist auf den Erhalt seiner Ehre bedacht. An anderer Stelle schildert der Erzähler „ich hab’s mal erlebt unten, //okay// sind wir in der Kneipe gehockt und dann kam einer rein und hat sich da beklagt und (.) dann kaum war er zur Türe draußen haben sie über ihn hergezogen ne“ (462–465). Diese Schmach möchte der Protagonist sich ersparen, was nahelegt, dass sein selbst auferlegte Alkoholverzicht auch mit einer Idee von Ehre und Stolz zu tun hat. Statt nun also den Dingen ihren Lauf zu lassen, was notwendigerweise in die Kneipe und zu Gewalt führen würde (insofern wirkt hier auch eine Idee naturalisierter, ‚traditioneller‘ Männlichkeit), richtet sich der Protagonist mit Härte gegen sich selbst und widersteht den Versuchungen des Alkoholkonsums. Als erzählerischer Effekt daraus ergibt sich zugleich eine Positionierung des Protagonisten als höchst souverän und diszipliniert; in gewisser Weise ließe sich die Passage auch als heldenhafter Widerstand des rationalen Manns gegen seine eigene Natur interpretieren

10.4 Kontext: Männerbewegung(en) im Anschluss an die zweite Frauenbewegung

In der folgenden Kontextualisierung werden Männerbewegung(en) im Anschluss an die zweite Frauenbewegung umrissen. Wozu diese Darstellung der Vergangenheit angehörender ‚Bewegungen‘? Sie bilden einen hilfreichen Kontext zur Interpretation des Interviewmaterials, weil Institutionalisierungen stattgefunden haben, die zum Teil bis heute bestehen und in der Arena der Geschlechter- und Männerpolitik, wo also viele der fragwürdig gewordenen Bestandteile ‚traditioneller‘ Männlichkeit verhandelt werden, präsent und teils einflussreich sind. Ebenso stellen die Individualisierungsprozesse in der Männergruppenszene einen bedenkenswerten historischen Hintergrund dar. Zum anderen spielen die genannten Diskurse und Institutionen in den Interviews teils direkt eine Rolle und werden direkt angesprochen oder in impliziter Weise zum Bezugspunkt. Die Auseinandersetzung mit Männerbewegungen und expliziten Thematisierungen von Männlichkeiten in der öffentlichen Debatte ist also auch zum Nachvollzug und der Einordnung der von den Interviewpartnern vorgenommenen Positionierungen eine notwendige und sinnvolle Kontextualisierung.

Männlichkeit lebt von ihrer Unsichtbarkeit – hegemoniale Männlichkeit und männliche Herrschaft zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie fraglose Gültigkeit beanspruchen und daher gerade nicht als solche thematisiert werden; Teil des traditionellen Männlichkeitsdiskurses ist gewissermaßen

gerade, dass Männer als Allgemein-Menschen konstruiert wurden und Männlichkeit daher nicht besonders und thematisierungsbedürftig war (vgl. Meuser 2010, 33). Dennoch soll im Folgenden die Aufmerksamkeit genau auf die aktive Thematisierung von Männlichkeit durch „bewegte“ Männer etwa seit den 1970er-Jahren gerichtet werden. Diese Thematisierung oder, wie Meuser schreibt, „Diskursivierung“ (ebd., 141) von Männlichkeit ist deshalb interessant, weil sich daran unterschiedliche Reaktionen auf die Irritation ‚traditioneller‘ Männlichkeit durch die zweite Frauenbewegung und den Wandel gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Bedingungen des traditionellen, bürgerlich-industriegesellschaftlichen Männlichkeitsdiskurses ablesen lassen. Der Fokus der Darstellung in dieser Kontextualisierung soll auf Männergruppen oder Bewegungen, die sich mit Mann-Sein und Männlichkeit befassen, sowie Literatur, die der Verständigung in und zwischen diesen Gruppen dient, liegen. Worum es hier also nicht geht, sind solche homosozial-männlichen Kontexte, für die ganz im Gegenteil die Verunsichtbarung von Geschlecht als wesentliches Merkmal erscheint (wie das historisch z. B. beim Militär oder an vielen Stellen in der Sphäre der Erwerbsarbeit oder im Sport geschah, vgl. die entsprechenden Kapitel). Wenn gleich die Rolle des Mannes in der Gesellschaft auch zuvor schon, stellenweise auch explizit verhandelt worden war – etwa in der Frage des Umgangs mit Kriegsrückkehrern (vgl. Kapitel 2.1), sollen an dieser Stelle vorwiegend die sich in Reaktion auf die Impulse der zweiten Frauenbewegung konstituierende Männerbewegung und Männergruppenszene thematisiert werden.

Die zweite Frauenbewegung in Deutschland, die sich in den späten 1960er- und 1970er-Jahren entwickelte, übte harsche Kritik an patriarchalen Strukturen und der Stellung von Frauen in der Gesellschaft. In diesem Kontext traf auch die ‚Politmacker‘ der Studentenbewegung, die vielfach Geschlechterfragen als bloßen ‚Nebenwiderspruch‘ betrachten – neben Tomaten – erhebliche Kritik (vgl. Lenz 2010, 735–737). Eine Parole in diesem Kontext lautete: „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen!“ (weiberrat der gruppe frankfurt 2010, 63). Zudem wurden Männer in der Frauenbewegung aus zahlreichen Kontexten ausgeschlossen, um sichere Räume zu schaffen. Überdies wurden sie – in vielleicht notwendiger, jedenfalls aber aufgrund der Art und Weise, in der emanzipatorischen Anliegen vielfach begegnet wurde, nachvollziehbarer Distanznahme – oft recht eindimensional als Vertreter des Patriarchats, damit vorwiegend politischen Gegner und Täter adressiert. Der Tonfall war dabei stellenweise recht rabiat: Im zu dieser Zeit beliebten Roman „Tod des Märchenprinzen“ (Merian 1980) von Svande Merian etwa spricht die Protagonistin ihrem (obgleich nicht eben individuell gewalttätigen) Ex-Freund „Auch hier wohnt ein Frauenfeind“ ans Haus und ein bekannter Spruch in dieser Zeit lautete: „Eine Frau ohne Mann ist wie ein Fisch ohne Fahrrad“ (Gesterkamp 2012, 62). Zugleich teilten die bewegten Frauen aber auch

viele Räume mit Männern – sei es im aktivistischen oder privaten Kontext – was eine reine Abgrenzung erschwerte. Die ‚Männerfrage‘ war daher in den Anfangsjahren der zweiten Frauenbewegung ein Tabuthema, wie es Elke Enderwitz (1979) selbstkritisch formulierte. Vonseiten der Mehrheitsgesellschaft wurde die Einstellung der Feministinnen oft als ‚Männerhass‘ diskreditiert, was diese vehement zurückwiesen, darüber aber stellenweise die Aufgabe vernachlässigten, tatsächlich darüber nachzudenken, welche Männerbilder ihrem Aktivismus implizit oder explizit zugrunde lagen.

Jenseits der schlicht ablehnenden oder den die Anliegen der Frauenbewegungen ignorant gegenüberstehenden Reaktionen begannen einige Männer, die Impulse aufzunehmen und in eine vertiefte Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle als Mann in der Gesellschaft einzutreten. Velerorts bildeten sich – explizit mit diesem Ziel der Reflexion und zunächst meistens auch klar profeministisch orientiert – Männergruppen und insbesondere in den 1970er- und 1980er-Jahren boomte die Männerverständigungsliteratur, wovon hohe Verkaufszahlen etwa des ‚Manifest für den freien Mann‘ (Pilgrim 1982) oder ‚Männer lassen lieben‘ (Wieck 1987) zeugen.

Meuser (2010) unterscheidet auf Basis der Untersuchung zahlreicher der Männerverständigungsliteratur zuzuordnender Bücher folgende drei Diskurse: Den klar profeministisch orientierten Defizitdiskurs, der Männer als Mängelwesen und ‚traditionelle Männlichkeit‘ gleichsam als psychische Störung betrachtete. Volker Elis Pilgrims Diktum ‚Der Mann ist sozial und sexuell ein Idiot‘ bringt den Defizitdiskurs auf den Punkt. Zugleich ist die Therapie von Männlichkeit ein Kernthema des Defizitdiskurses, wodurch Männer nicht nur als Täter im Patriarchat, sondern auch als von den Verhältnissen Geschädigte erscheinen. Der Maskulinismuskurs stellt eine antifeministische Reaktion dar, auf die an anderer Stelle bereits in mehr Tiefe eingegangen wurde. Der Differenzdiskurs zuletzt ist in seinem Verhältnis zur Frauenbewegung am ambivalentesten. Während es als Verdienst der Frauenbewegung angesehen wird, die Problematiken der männlichen Geschlechtsrolle aufgedeckt zu haben, wird im Differenzdiskurs nicht zur Überwindung des Patriarchats, sondern zur Entdeckung der wahren Natur des Mannes ausgerufen. Eine archaische männliche Energie, so wird es in einem der erfolgreichsten mythopoetischen Ratgeber, dem ‚Eisenhans‘ (Bly 1991), dargestellt, sei im Prozess der Modernisierung verloren gegangen und diese gelte es nun wiederzugewinnen. Der Modus dieser Rückeroberung ist nun gerade nicht einer der ‚reflexiven Identitätsarbeit, sondern vielmehr einer [der] präreflexiven Orientierung an starken väterlichen Autoritätsfiguren sowie einer körperlichen Auseinandersetzung mit Gefahren und wilder Natur‘ (Meuser 2010, 169). Es handelt sich hierbei also um ein essenzielles Verständnis von Geschlecht, welches das ‚Nicht-Kulturelle‘ (ebd., 176) durch Initiationsriten und Naturerfahrungen wieder aus den Fesseln der Moderne befreien will.

Die Männergruppenszene, also das Phänomen, dass sich Männer zusammenschließen und explizit über Männlichkeit ins Gespräch kommen und ihr „Mann-Sein“ bearbeiten, entstand in ihrem Kern auch als Reaktion von Männern auf die Anliegen der Frauenbewegung. Während in der Studentenbewegung die Fragen, die die Frauenbewegung für Männer aufwarf, noch wenig verhandelt wurden, nahm die auf sie folgende Sponti- und Alternativbewegung diese verstärkt auf. Es bildeten sich, nach dem Vorbild der weiblichen Selbsterfahrungsgruppen, dezentral Männergruppen, die zunächst weit überwiegend klar profeministisch orientiert waren (vgl. Lenz 2010, 736). Selbstredend handelte es sich bei dieser ‚Männerbewegung‘ um eine kleine Minderheit sensibilisierter Männer. Dennoch entstanden bald eine Reihe an Zeitschriften wie Switchboard, HerrMann oder Moritz, der aus der autonomen Szene stammende Männerrundbrief. Die ersten „Bundesweiten Männertreffen“, die seit 1983 jährlich stattfanden, fanden einigen Anklang (vgl. Lenz 2007, 50). Zugleich legen sowohl die genannten Medien als auch die Geschichte der Männertreffen beredt Zeugnis ab von der Entwicklung und Diversifizierung der Männergruppenszene und letztlich einem Auseinanderdriften unterschiedlicher Männlichkeitsdiskurse, die sie generierten. Gestartet als klar profeministisches Projekt, zeigten sich im Laufe der Jahre und besonders seit den frühen 1990er-Jahren mit wachsender Popularität der Männerbewegung immer größer werdende inhaltliche Divergenzen (vgl. Kemper 2011, 20–32).

An einem Ende des Spektrums ist hier die autonome Männergruppenszene zu nennen, die klar profeministisch orientiert war, sich auf den Treffen der autonomen Szene zusammenfand und deren sichtbarstes Medium der Männerrundbrief war. Legt man diese Publikationen zugrunde, ist der dort aufzufindende Männlichkeitsdiskurs in Michael Meusers Kategorisierung dem Defizitdiskurs am nächsten, auch, weil therapeutische Ansätze wie MRT („Männer üben radikale Therapie“) für die erste Redaktion des Männerrundbriefs eine offenkundig wichtige Sozialisationsinstanz war (vgl. Redaktion des MRB 2002, 4). Zugleich geht es im Männerrundbrief – und hier greift Meusers Systematisierung (die ja auf Ratgeberwerke zielte) zu kurz – sehr explizit um linksradikalen politischen Aktivismus und die Frage danach, wie Geschlechterverhältnisse in Bewegung gebracht werden können. Die autonome Männergruppenszene, auch hierfür ist der Männerrundbrief Beleg, war zugleich allerdings notorisch zerstritten, etwa in der Frage, wie „kopf-“ oder „körperlastig“ die Auseinandersetzung mit Männlichkeit sein sollte, wie das Verhältnis zur „bürgerlichen Männergruppenszene“ ausgestaltet werden sollte usw.

Die „Neue Mann-Bewegung“ ist gewissermaßen Ausdruck der wachsenden Popularität der Selbstbeschäftigung von Männern, bedeutete zugleich aber einen Entpolitisierungsschub und deutete stärker in Richtung einer Auseinandersetzung mit Rollenbildern und Identitätsfragen (vgl.

Kemper 2011, 28). Zu Beginn der 1980er-Jahre entstanden immer mehr bürgerliche Männergruppen. Das seit 1983 jährlich stattfindende „Bundesweite Männertreffen“ kann als zentraler Treffpunkt dieser Gruppen gelten, war aber gerade in seinen Anfangsjahren auch ein konfliktträchtiger Ort. Die Schwulenbewegung, die im Anschluss an die Debatten um den § 175 StGB an Sichtbarkeit gewann, und die deutlich heteronormativ geprägte Männerbewegung verliefen ohnehin weitgehend voneinander getrennt; ihre wenigen Berührungspunkte waren konfliktbeladen. Aber auch innerhalb der Szene herrschten vielfach Konkurrenz und Uneinigkeit vor. Karl (1997; zit. nach Lenz 2007, 50) bezeichnet im Moritz, einer dieser bürgerlichen Männergruppenszene zuzuordnenden Magazin, die Geschichte der Männertreffen zwischen 1983 und 1996 als eine „Geschichte der Vereinnahmung“. Zwar wurde 1984 eine „politisch-soziale Zielsetzung der Männerbewegung: für Emanzipation – gegen Patriarchat“ (Querfurth 1985; zit. nach Lenz 2007, 50) beschlossen, doch im Zentrum der Treffen standen zunehmend Selbsterfahrungs- und Körperarbeits-Angebote. 1985 gründete sich daher der „AK Antisexistische Männerstudien“, der seine Gründungsstunde in einer 1996 erschienenen Dokumentation beschreibt wie folgt: „Das Treffen einer Handvoll ‚Politmänner‘ und ‚Hirnis‘, die im Anschluß an das bundesweite Männertreffen 1985 frei von den Angriffen der bodywork-Fraktionen ihrer brainwork nachgehen wollten, steht am Beginn“ (Dokumentation AK 1996; zit. nach Lenz 2007, 52). Besagter Arbeitskreis wurde einige Jahre später aufgelöst, später als „AK Kritische Männerforschung“ neu gegründet und differenzierte sich aus in die eher akademisch geprägte AIM Gender und das sich eher aktivistisch verstehende Bundesforum Männer. Hier liegt auch eine Wurzel der kritischen Männer- und Männlichkeitsforschung. Auch Dissens, ein bis heute tätiges außeruniversitäres Forschungsinstitut mit einem Schwerpunkt auf der Erforschung von Männlichkeiten und Männern, gründete sich 1989 aus einer bestehenden Männergruppe in Berlin heraus (vgl. Grassert et al. 2010). Die „Brainworker“ entfernten sich dabei aber zunehmend von denjenigen bewegten Männern, die auf den „Bundesweiten Männertreffen“ zusammentrafen. Brzoska spricht in diesem Kontext von einer „individualistische[n]“ und einer „antisexistische[n]“ Strömung der Männerbewegung (Brzoska 1996, 83) – und die individualistische Strömung gewann zunehmend die Oberhand.

Zur ohnehin zunehmenden Konzentration auf persönliche Identitäts- und Körperfragen durch die „Neuen Männer“ wandten sich viele der einst in profeministischen Männergruppen organisierten Männern der mythopoeischen Selbstvergewisserung als „wilder Mann“ zu und zunehmend vom Feminismus ab, nicht in allen Fällen in grundsätzlicher Ablehnung, aber doch zumindest zunehmend desinteressiert (vgl. Kastein 2019, 24–25). Während die autonome Männergruppenszene also ‚versandete‘, verlor die bürgerliche Männergruppenszene mit der Zeit ihren Bewegungskarakter.

An einzelnen Stellen fand eine Institutionalisierung statt, etwa in der kritischen Männer- und Männlichkeitenforschung, aber auch in Männerbüros und -beratungsstellen, männerpolitischen Interessensverbänden wie dem Bundesforum Männer oder in der kirchlichen Männerarbeit. Diese institutionalisierten Kontexte bestehen teils bis heute weiter. Die Auseinandersetzung mit Männlichkeit(en) und Mann-Sein in der öffentlichen Debatte findet gegenwärtig allerdings von einzelnen Ausnahmen abgesehen, in individualisierender Weise statt; es geht vielfach um Fragen individueller Lebensführung oder individueller Verantwortung. In der Kontextualisierung „Toxische Männlichkeit“ (Abschnitt 9.1) wird dieser Diskurs etwas umfänglicher dargestellt.

10.5 Unter einer alternativen Ordnung als Mann anerkannt sein

Bislang stand überwiegend die Auseinandersetzung mit Männlichkeitsanforderungen im Mittelpunkt, die – sei die Bezugnahme auf sie nun affirmativ, ablehnend oder auf Variation gerichtet – mit einem bürgerlich-modernen Geschlechterdiskurs in Verbindung stehen. Im Folgenden sollen andere Bezugspunkte in den Fokus rücken – alternative Ordnungen, vor denen sich Männlichkeitskonstruktionen abspielen, seien dies nun politische Bewegungen oder soziale Zusammenhänge, die sich jenseits oder abseits gesellschaftlich als herrschend markierter politischer und ökonomischer Diskurse positionieren.

Ein in diesem Kontext zentrales Thema in mehreren Interviews sind Religion, Kirche und Spiritualität. Ein Grund dafür liegt sicher im Sampling, da ich auch über Organisationen christlicher Männerarbeit Interviewpartner rekrutiert habe und die Interviewpartner, bei denen das Thema Religion und Kirche eine zentralere Rolle spielte, teils über diesen Weg mit mir in Kontakt kamen. Die Frage, in welcher Art und Weise Religion und Konstruktionen von Geschlechterverhältnissen und Männlichkeiten in den konkreten lebensgeschichtlichen Erzählungen korrespondieren, ist dennoch gewinnversprechend. In den Interviews lassen sich dabei die Verankerung in kirchlichen Strukturen (Kirche als sozialer/politischer Kontext) und die Zugehörigkeit zum christlichen Glauben als unterschiedliche Aspekte dieses Themas identifizieren.

In diesem Abschnitt steht, etwas abweichend zur Darstellungsform in den anderen Kapiteln, die lebensgeschichtliche Erzählung von Eberhard besonders im Mittelpunkt, da sich aus ihr eine Vielzahl theoretischer Ideen zum oben formulierten Thema entwickeln ließ. Diese werden aber nur nachvollziehbar, wenn sie im Kontext des lebensgeschichtlichen Verlaufs dargestellt werden. Die Lebensgeschichte des Protagonisten wird nämlich eng mit Kirche und Religion verbunden erzählt. Dies beginnt bereits in der Kindheit, wobei der Erzähler hier besonders den Punkt herausstellt, dass der direkte Bezug seines

christlichen Glaubens auf das eigene Leben diesem Glauben besondere Bedeutung verliehen habe. Die Formulierung „in einer sehr persönlichen Variante“ (Eberhard, 1353) schafft einen Kontrast zu Auslegungen des christlichen Glaubens, deren Bibel- und Gottesbezug eher abstrakt ist und die eher eine Richtschnur oder allgemeine moralische Vorstellung vermitteln als unmittelbar auf das eigene Leben bezogen zu sein. Mit dem Begriff des Pietismus wird diese Spielart des christlichen Glaubens vom Erzähler auch mit einem Etikett versehen, womöglich, um mir als ‚externen Laien‘ den Zugang zu einer eigenen Vorstellung oder die Möglichkeit zu weiteren Nachforschungen zu erleichtern.

War (.) äh für Stadt 2 eher ungewöhnlich, (4) und das hat quasi dein gesamte ähm (3) °wie soll man das sagen? Lebens° Lebenseinstellung geprägt. //mhm// Genau. Deswegen hatte ich auch so Probleme mein Studium ähm (.) in Stadt 3 zu beenden weil (.) damals hatte ich so die Vorstellung, das hat man/ so hat man dann auch gebetet: „Gott was soll ich studieren?“ Man hatte für sich dann irgendwann die Antwort: „Das ist dies, dieser und jener Weg“, //mhm// und dann war ich dann in Stadt 3 und merkte: „Ich fühl’ mich da gar nicht gut, ich fühl’ mich da nicht wohl“, dann dachte ich: „Jetzt brauche ich ’ne neue Antwort, was soll ich jetzt machen?“ Und dann hatte ich so die Vorstellung, (.) ähm da müsstest jetzt irgendwann ’n Brief im Briefkasten sein und da steht dann drauf: „Ja, äh hallo, hier spricht Gott, Versorgungstechnik ist gestrichen, mach dieses und jenes.“ //mhm// Und das kam natürlich nicht. //ja// (Eberhard, 1356–1366)

Für die Region, in der sich der Eberhard seinerzeit befindet, so wird weiter berichtet, sei diese Spielart der christlichen Religion eher ungewöhnlich. Dem Protagonisten wird so eine Art Außenseiterposition zugewiesen, es ist denkbar, dass er seine Form der Glaubensausübung anderen gegenüber als begründungspflichtig versteht oder sogar von Anderen dezidiert als abweichend markiert wird. Gleichzeitig wird die Tiefe der Verankerung im Paradigma der lebensweltnahen Glaubens- und Gotteskonzeption betont und durch Beispiele illustriert. So wird etwa die Studienentscheidung des Protagonisten im Gebet *als Frage an Gott* adressiert, was einerseits einen hohen Grad an Personifikation des befragten Gottes voraussetzt (denn eine völlig abstrakte Entität zu befragen ist wenig sinnvoll und schon gar nicht, darauf eine Antwort zu erwarten). Zudem äußert sich diese Lebensweltnähe auch im Einbringen alltäglicher, vermeintlich profaner Sachverhalte und Entscheidungen in die Welt des Glaubens und in einer permanent stattfindenden Verquickung dieser Sphären. Die Antwort auf die Frage nach der Aufnahme eines und welchen Studiums ‚beantwortet sich‘ dabei aus Eberhards Perspektive noch, wenn sie auch nicht von Gott explizit in welchem Wege auch immer kommuniziert wird, sondern eher ins Bewusstsein einsickert („man hatte für sich dann irgendwie die Antwort“). Als der Protagonist jedoch in seinem zunächst aufgenommenen Versorgungstechnik-Studium in eine Krise gerät und vor der Entscheidung steht, das Studium weiterzuführen oder abzubrechen, bleiben seine Fragen unerwidert bzw. es findet sich keine von Gott gegebene Klarheit, aus der sich für Eberhard eine klare Handlungsanweisung ergibt. Der Erzähler beginnt sich an dieser Stelle von der damaligen Glaubenskonzeption des Protagonisten zu distanzieren –

der von diesem erwartete, metaphorische, Brief Gottes im Briefkasten „kam natürlich nicht“. Für den Glauben des Protagonisten stellt dies eine Probe dar: Er „fühlt [s]ich da gar nicht gut“, bleibt damit aber allein; sein bisher persönlich-vertrauensvolles Verhältnis zu Gott bleibt nun plötzlich unerwidert. Mit dieser Passage verweist der Erzähler auf einen Wandlungsprozess, dessen Endpunkt – Abkehr vom Glauben? Modifizierung der Glaubenspraxis? – allerdings an dieser Stelle noch offen bleibt: zunächst ist da nur ein Problem.

Und dann hat sich aber auch mein Glaube, dadurch dass ich diese Gemeinde verlassen hab' hat sich verändert, geweitet, geöffnet, (.) und dann konnte ich irgendwann äh sagen äh: „Es reicht wenn ich 'n inneren Frieden in mir hab' dass das Ding hier zu Ende ist.“ //mhm// Und so war das dann auch. Ich weiß noch ich sitz in 'ner Vorlesung und dann war mir klar: „Ne du wirst dich jetzt exmatrikulieren, //mhm// das ist gut so.“ //mhm// Ja und dann war das auch gut so. Ähm (.) und so prägt das einen (.) sehr äh das geht sehr stark, das ist quasi (.) die Idee dass (.) der christliche Glaube was (.) wirklich was mit meinem Leben zu tun hat und nicht nur sonntags stattfindet. //mhm// Ja. Und so (.) war das (.) oder ist das bis heute (.) //mhm// für mich dass das ähm (.) aber anders als damals genau. //mhm// (Eberhard, 1366–1374)

Die nun folgende Passage beschreibt den Ausgang von Eberhards Reorientierungsprozess: Sein Glaube „verändert, [...] weitet, [...] öffnet“ sich; und zwar in direktem Zusammenhang mit seinem Weggang aus der Kirchengemeinde seiner Jugend. An die Stelle einer an Gott delegierten Entscheidung, die für sein eigenes Leben eindeutige und unmittelbar umsetzbare Folgen hat, tritt nun ein anderes Kriterium: „innere[r] Frieden“. Statt der Suche nach einer Art Rapport zwischen Gott und Eberhard selbst geht es Eberhard nun verstärkt um den Gewinn von Sicherheit in Auseinandersetzung mit sich selbst, um Reflexion. Insofern verändert sich auch sein Glaube: er wird von einem Ratsuchenden und Weisungsempfänger zu einem entscheidungsfähige(re)n Subjekt, das zwar über Orientierung durch Glauben verfügt, aber nicht in seiner Lebensgestaltung von göttlichen Antworten abhängig ist. Neben diesem Wandel wird der ‚Heimatgemeinde‘ allerdings auch eine bis heute wirkende Kontinuität attribuiert: „die Idee dass (.) der christliche Glaube was (.) wirklich mit meinem Leben zu tun hat und nicht nur sonntags stattfindet“.

Aus heutiger Perspektive schreibt der Erzähler der damaligen Gemeinde des Protagonisten allerdings auch eine Reihe an problematischen Aspekten zu: rigide Moralvorstellungen, die über das Ziel hinausschießen, und ein Mangel an Akzeptanz gegenüber anderen Formen der Glaubensausübung und Lebensführung. Aus diesem Grund evaluiert der Erzähler den Weggang des Protagonisten aus diesem engen kirchlichen Kontext durchaus positiv – Menschen mit einem anderen oder gar keinem Zugang zum christlichen Glauben kennengelernt zu haben, sei bereichernd gewesen und inzwischen bestehe eigentlich gar kein Kontakt mehr zu Menschen aus seiner damaligen Gemeinde, von denen aber einige durchaus dort geblieben zu sein scheinen – und damit gewissermaßen auch ‚in der Zeit stehen geblieben‘ scheinen, denn: „wenn man in der Gruppe drin bleibt bleibt das Leben gleich, //ja// es verändert sich nichts sondern

die Sichtweise (.) ähm (.) bleibt in diesem (.) //mhm// in dieser Brille“ (1391–1393). Der Erzähler präsentiert so eine normative Vorstellung der Weiterentwicklung über die Lebensspanne: mit 65 sollte man nicht mehr so denken und die gleichen ‚Brillen‘ tragen wie mit 20. Dennoch zieht Eberhard letztlich ein positives Fazit aus der Zeit in seiner ‚Sozialisationsgemeinde‘: „ich wäre nicht der der ich jetzt bin wenn ich das nicht erlebt hätte“ (1395).

Wie im Fallporträt bereits beschrieben, ist auch für Steffens Biographie die Auseinandersetzung und ambivalente Gleichzeitigkeit der Abgrenzung von und Kontinuität zu seiner Herkunft aus einem Dorf, in dem ein „extrem christlich[es]“ (Steffen, 335) Milieu vorherrschend war, kennzeichnend. Der Protagonist wendet sich im weiteren Verlauf seiner Lebensgeschichte – wie schon Eberhard – allerdings nicht vom Christentum per se ab, sondern interpretiert vielmehr einzelne Aspekte um, übernimmt Praktiken und Begriffe, die ihm als hilfreich und gewinnbringend erscheinen und versucht, denjenigen Aspekten, die dem Erzähler aus heutiger Perspektive problematisch erscheinen, möglichst wenig Raum zu geben. Im Verlauf seines Interviews finden sich aus diesem Grund mehrfach Distanzierungen von Homophobie und gesellschaftspolitischem Konservatismus. Obgleich sowohl bei Eberhard als auch bei Steffen ein Wandlungsprozess beschrieben wird, unterscheidet sich die Gestalt, in der der christliche Glaube in Steffens Erzählung auftritt, erheblich von Eberhards Erzählung. Eberhard ist ‚all in‘, er verfügt über einen tiefen Glauben, der für das erzählte Ich zweifellos identitätsstiftend ist, er verfügt über eine Vorstellung von Gott als planvolle und relativ unmittelbar wirkende höhere Macht. Die Orientierung, von der in Steffens Erzählung als vorläufiger Endpunkt des besagten Entwicklungsprozesses die Rede sind, wirkt demgegenüber eher wie eine Collage, eine instrumentell-weltliche Lesart seines christlichen kulturellen Erbes. Folgender Ausschnitt kann diese These verdeutlichen:

auch jetzt heutzutage wir gehen auch in die Gemeinde und (.) dieses ganze Glaubensding (3) ich glaub’ nicht mehr so wie früher, ich glaub’ sogar relativ wenig mittlerweile also (3) //mhm// das was mich zum Beispiel jetzt noch in so Gottesdienste zieht ist so Gemeinschaft mit anderen Familien, mit guten Freunden, //mhm// ich muss da jetzt (2) //mhm// immer wenn ich kein Bock hab’ da jetzt in Gottesdienst da zu sein gibt’s immer noch/ schnapp ich mir die Kids und geh’ zu den anderen Kids und spiel mit denen, //mhm// aber wo’s halt bei uns auch voll die Freiheit gibt das zu machen wie man will. //mhm// Das find’ ich total schön und da geht’s mir grad tatsächlich um Glauben (.) äh ne mehr um Gemeinschaft als um //mhm// (.) dieses Glauben. //mhm// Aber das (.) spielt für mich immer noch ’ne Rolle, dieses ähm (3) wo ich glaub’ da steckt (2) in jedem irgendwie sowas (.) so’n Sehnen nach Transzendenz, wenn ich’s mal so sagen, //mhm// ich ver/ und (2) ich glaub’ wenn ich da so’n (.) ich hab’ für mich halt gemerkt, wenn ich so auf meine (.) innere Stimme oder so’n Gefühl nachgehe dass da ziemlich viel Cooles passieren kann, zum Beispiel ich ruf mal (.) ich denk grad an jemand: „Okay ich schreib dem jetzt mal ’ne Nachricht oder ich ruf einfach mal an und merk’ okay, das passt grad voll in die Situation.“ //mhm// Ich glaub’ das (.) hat nicht selbst Christentum für sich gepachtet, //mhm// (3) ähm (.) und eben dieser (.) ähm (.) Liebe/ also dieses Doppelgebot der Liebe was glaub’ in allen Religionen vorkommt so dieses: „Liebe dich selbst“ //mhm// oder „Liebe deinen Nächsten“ oder „Liebe deinen Gott.“ Ähm wobei ich dann eher

so dieses (2) ich muss gut mit mir umgehen, ich muss gut mit den anderen umgehen das ist so'n (3) //mhm// Ding was jetzt noch vielleicht mit meinem Glauben noch zu tun hat. //mhm// (Steffen, 456–476)

Der Erzähler beschreibt hier, wie der Stellenwert von Glauben im Laufe seines Lebens abgenommen habe. Übrig sei davon vor allem das Interesse an Gemeinschaft in einer Gemeinde geblieben, das Zusammensein mit „anderen Familien, mit guten Freunden“. Dabei betont der Erzähler besonders die Unverbindlichkeit der Gemeinde in Bezug auf die konkrete Glaubensausübung: wenn Steffen „kein Bock“ auf den Gottesdienst hat, macht er eben einfach etwas anderes, nämlich z. B. mit seinen Kindern und anderen Kindern aus der Gemeinde spielen. Der spirituelle Aspekt ist für Steffen auf diese Weise stark in den Hintergrund gerückt – „ich glaub’ sogar relativ wenig mittlerweile“ –, er ist aber nicht verschwunden. In einer entschlackten Variante lebt sein Glaube fort in einem „Sehnen nach Transzendenz“, das dem Erzähler eher als anthropologische Konstante denn als besondere Eigenheit von Steffen erscheint. Das Doppelgebot der Liebe, das im jüdischen wie im christlichen Glauben verankert ist und das einerseits zur Liebe zu dem einen Gott und andererseits zur Selbst- und Nächstenliebe auffordert, ist aus der Perspektive des Erzählers ein brauchbarer moralischer Grundsatz, stellt allerdings keine besondere Errungenschaft des Christentums dar, sondern findet sich letztlich in allen Religionen. In Steffens eigener Variante ist das Doppelgebot entradikalisiert und entemotionalisiert und verzichtet letztlich auch auf einen Gottesbezug: „ich muss gut mit mir umgehen, ich muss gut mit den anderen umgehen“. Was mit einem „Sehnen nach Transzendenz“ gemeint ist, wird vielleicht deutlicher in Steffens beispielhafter typisierter Erzählung, was „Cooles passier[en]“ kann, wenn er „so auf meine innere Stimme“ höre: hier geht es um ein Vertrauen in die eigene Intuition, um die Vorstellung, dass es nicht völlig kontingent ist, ob der Moment, in dem Steffen eine:n Freund:in anruft, passend ist oder nicht. Darin ist keine Determination verborgen und sogar von einer Art metaphysischem Netz, einer Verbundenheit von Ereignissen auszugehen, wäre wohl noch eine zu hoch gegriffene Interpretation. Was Steffen beschreibt, ist fragmentarischer; und das liegt wohl an der lebensgeschichtlichen Entstehung seiner Religiosität – es handelt sich um uminterpretierte Versatzstücke seines christlichen Aufwachsens. Der Kontrast zur hohen Bedeutsamkeit des christlichen Glaubens in Eberhards Erzählung und den teils weitreichenden Konsequenzen für das Leben des Protagonisten ist offensichtlich – Steffens Glaube ist entschärft um die aus der Perspektive des Erzählers problematischen gesellschaftspolitischen Implikationen wie Homophobie oder einem traditionellen Familienbild. Möglicherweise ist er damit aber auch seiner Dimension als Resource zum Anders-Sein, Normabweichung und politischer Widerständigkeit ein Stück weit beraubt.

Auch Elmars Erzählung entspinnt sich, ähnlich wie die beiden vorherigen, um einen bereits von früher Kindheit christlich geprägten Protagonisten. Einer

ähnlichen Generation wie Eberhard angehörig, sind sowohl Eberhard als auch er an den Friedensdemonstrationen anlässlich des NATO-Doppelbeschlusses beteiligt. Für Elmar bietet insbesondere die kirchliche Kinder- und Jugendarbeit eine Möglichkeit zur Opposition gegen sein konservatives Elternhaus und deren schematisch-konfrontatives Ost-West-Denken²⁸ im Kalten Krieg. Er bleibt der katholischen Kirche jedoch bis zum Zeitpunkt des Interviews treu, obwohl er zu ihr immer wieder auch in Konflikt in bestimmten Fragen gerät (so durchläuft er eine Scheidung oder ist daran beteiligt, als ein schwuler junger Mann in einem kirchlichen Mitteilungsblatt über sein Coming-Out schreibt). Über die Einzelheiten von Elmars Glauben ist im Interview wenig zu erfahren, tatsächlich wird sein Christ-Sein im Interview letztlich überwogen durch politische Positionierungen, die zwar in Zusammenhang gebracht werden mit seiner Sozialisation im Rahmen der kirchlichen Jugendarbeit, nicht aber mit ideologischen Grundbeständen christlichen Glaubens. Auch seine berufliche Laufbahn als Sozialpädagoge führt dazu, dass er in verschiedenen Positionen in kirchlichen Einrichtungen arbeitet, die jedoch bis auf die angesprochenen Konflikte meist als ‚normaler Arbeitgeber‘ präsentiert wird.

Zurück zu Eberhard, um entlang zweier lebensgeschichtlicher Ereignisse aus diesem Interview Thesen dazu zu entwickeln, in welcher Weise Kirche und Spiritualität mit diskursiven Artikulationen von Männlichkeit interagieren. Die erste Szene, die in diesem Zusammenhang bedeutsam erscheint, thematisiert die Wehrdienstverweigerung des Protagonisten im Kontext seiner Verankerung in der Kirchengemeinde:

Hab' aber @später@ verweigert. Mit 16 war dann irgendwann so'n Wechsel ähm (.) genau. Das kam dann aber auch durch die Gemeinde dass (2) da gab's paar die zur Bundeswehr gingen aber viele gab's die irgendwann gesagt haben: „Das ist mit meinem Glauben nicht vereinbar dass ich (.) //mhm// den Dienst mit der Waffe lern“ und da war man dann irgendwie geprägt, //mhm// und dann (2) mein Zwillingbruder und ich haben auch verweigert, ich bin beim ersten Mal durch, das war noch in der Zeit wo man so 'ne Verhandlung hatte, dann saßen fünf Leute die einem (.) //mhm// dumme Fragen stellen, @(.)@ und (.) mein Zwillingbruder ist durchgefallen, dem haben sie vorgeworfen er hätte alles bei mir abgeschrieben. //@(.)@// Aber letztendlich hat jeder bei jedem abgeschrieben. Die die schon verweigert hatten die hat man dann gefragt: „Äh wie hast du's denn geschrieben?“ //ja// Man hat sich dann immer auf die Bergpredigt und die zehn Gebote @berufen@. Ähm dass man einen christlichen Glauben äh aktiv leben will, //mhm// und wir haben Verhandlungen/ das war nett, wir haben dann Verhandlungen geübt mit denen die schon da waren, die waren die/ @(.)@ die waren dann die @Leute@, und der der die neus/ die nächste waren @hatte@/ wurde dann (.) da um sich 'n bisschen darauf vorzubereiten ja. Genau. (2) (Eberhard, 223–237)

Dieser aus der Eingangserzählung entnommene Ausschnitt schließt an eine in schmunzelnder Distanz vorgetragene Episode zu Eberhards früherer Militärbegeisterung und dem Besuch einer Militärausstellung im Nachbarort im Kreise

28 Das Interview wurde 2020 und damit deutlich vor dem russischen Angriff auf die Ukraine erhoben, weswegen zu der Zeit in politischen Debatten das außenpolitische Verhältnis zu Russland zumeist nicht als besonders problematisch verhandelt wurde.

seiner damaligen Clique an – daher beginnt die Passage mit der Thematisierung eines „Wechsel[s]“. Als Eberhard zum Wehrdienst bestellt wird, beschließt er, diesen zu verweigern, und zwar mit explizitem Bezug darauf, dass in der Kirchengemeinde nur wenige Männer der Wehrpflicht nachkommen, der größere Teil den Dienst an der Waffe allerdings aus Gewissensgründen verweigert. Die Episode ereignet sich Ende der 1970er- oder Anfang der 1980er-Jahre, was bedeutet, dass die Wehrpflicht für sämtliche junge Männer in Kraft ist und die Wehrdienstverweigerung trotz einer allmählichen Entstigmatisierung nach wie vor ein Randphänomen darstellt. Innerhalb dieses zeit-historischen Kontexts stellt Eberhards Verweigerung also eher eine Ausnahme dar, innerhalb seiner damaligen Gemeinde allerdings die Regel. Die Situation, vor einer Prüfungskammer die Gründe für die Verweigerung darlegen zu müssen, scheint dabei als erhebliches Hindernis und als Prüfungssituation, auf die es sich vorzubereiten gilt, um sie bestehen zu können. Da viele männliche Gemeindeglieder dieser Situation ausgesetzt sind, etabliert sich in der Gemeinde eine Art informelle Peer-Schulungs-Praxis: Wer schon dran war, sagt denen, die bisher nicht dran waren, wie es funktioniert. Bei dieser Praxis handelt es sich um eine männlich-homosexuelle Situation, denen ja häufig gerade im Kontext der Konstanz und Beharrlichkeit von Geschlechterverhältnissen eine entscheidende Rolle zugewiesen wird. Auch hier, könnte man argumentieren, findet in dieser Situation die Tradierung und Fortschreibung einer bestimmten Spielart von Männlichkeit statt, die allerdings gewissermaßen unter verkehrten Vorzeichen zur zeitgenössischen Mehrheitsgesellschaft steht; es handelt sich um eine besondere Form der homosexuell-männlichen Solidarität, die sich gegen Krieg und aber auch (ganz in bürgerlich-individualistischer Manier) gegen den Staat richtet und absichert. Eberhard wird so in der Erzählung positioniert als Teil einer Gemeinschaft, die ihn durch Kollektivierung in die Lage versetzt, sich dem staatlichen Zugriff zu entziehen. Anstelle sich in die staatlich vorgesehene Subjektposition eines Wehrdienstleistenden zu begeben, unterwirft sich Eberhard der Werteordnung seiner Gemeinde und wird so – etwas verknapp – zu einem werteorientiert-christlichen statt zu einem obrigkeitstreu-militärischen Mann. Die mit einigem Lachen vorgetragene Anekdote, dass sein Zwillingbruder, der aus den gleichen Gründen den Militärdienst verweigern will, vor der Prüfungskommission durchfällt, obwohl er auch nichts anderes schreibt und sagt als alle anderen Verweigerer aus der Gemeinde, illustriert die Willkür des staatlichen Zugriffs, die der Erzähler noch aus der heutigen Perspektive als ebenso problematisch wie komisch empfindet. Auch Elmar und Steffen verweigern, wie in Kapitel 10.2 bereits geschildert, den Kriegsdienst, in diesen Interviews finden sich aber nicht so plastische Darstellungen der Praxis des Verweigerns in der Gemeinde.

In der Zusammenschau der bisher betrachteten Interviewpassagen erschien so bisher vorwiegend die Kirche als Ort der Gemeinschaft, der alternativen politischen Sozialisation und dem Widerstehen traditionell-militärischer

Männlichkeit. Insbesondere im Interview mit Eberhard, das wird die zweite Szene, die nun interpretiert wird, zeigen, spielen aber auch Glauben und Spiritualität eine entscheidende Rolle: Obwohl sich sein Gesundheitszustand nach der Heilung seiner Krebserkrankung stabilisiert hat, sind seine Nieren nicht mehr funktionsfähig und Eberhard ist daher dauerhaft auf Dialyse angewiesen. Sein Zwilling Bruder bietet ihm daher an, eine Niere zu spenden. Eberhard reagiert auf das Angebot zögerlich – sein Bruder hatte ihm bereits Stammzellen gespendet und der regelmäßige Gang zur Dialyse ist inzwischen in seinen Alltag gut integriert: die Zumutung schon zur Gewohnheit geworden. Eberhard zweifelt, ob das gesundheitliche Risiko, das sein Bruder Paul eingeht und die Größe des „Geschenks“, das er anzunehmen erwägt, durch die Verbesserung seines eigenen Zustandes aufgewogen werden kann. Er begibt sich für einige Tage in Klausur und geht wandern, um seine Gedanken zu ordnen:

dann kam ich auf die Idee in meine Wahlheimat Dorf 3 zu gehen und bin dann da wandern gegangen, ein Tag, oder zwei für mich alleine bevor meine Familie und noch Verwandte kamen, //mhm// (2) und bin über so'n Höhenweg gelaufen, dann hab' ich in so 'ner kleinen Kapelle 'n Gebet gesprochen, (2) und bin dann da vom Berg 1 Richtung Tal 1 (.) gelaufen auf so 'nem Höhenweg, dann hab' ich mich auf eine Bank gesetzt, (2) jetzt wird's religiös, @(.)@ und guck Richtung Berg 2, so heißt 'n Berg im Tal 1, und plötzlich hab' ich wie so 'ne Art ähm (.) Gedanke oder auch Bilder, tragen mich die Ärzte von der Dialyse auf 'ner (.) äh Trage, (.) da so her und tragen mich zu Jesus und Jesus sagt, fragt mich: „Willst du gesund werden?“ Und ich sag': „Ja aber (.) aber ich @weiß@ nicht, ob ich dieses Geschenk annehmen soll.“ Und dann fragt er mich das dreimal, und ich sag' immer wieder: „Ja aber“ //mhm// (.) und so, und dann sagt er am Ende, dieser Jesus in diesem Bild oder in dem Gedanken zu mir: „Nimm ((Räuspern)) das Geschenk (.) von deinem Bruder an, (2) äh (.) und ich segne euch auf eurem Weg“ oder so in die Richtung. //mhm// Ich sitz da wie vom Hammer geschlagen, lauf ins Tal und (.) ruf dann meinen Zwilling Bruder an und sag' ihm das, //mhm// dann sagt der: „Das passt doch zu dir dass“ @(.)@ ähm (.) so äh (2) „Ja das ist typisch, das ist Eberhard so, so musst du die Message kriegen. @(.)@ Du musst dich nicht hinsetzen, es auf ein Blatt schreiben, was spricht dafür? Was spricht dagegen?“ (Eberhard, 719–735)

Erzählt wird hier zunächst, wie der Protagonist im Sinne der Kontemplation einige Tage allein wandern geht, ehe weitere Verwandte hinzustoßen. Eberhard betet in einer kleinen Kapelle und hat bei einer Pause auf der Wanderung eine Art „Gedanke oder auch Bilder“, die ihm letztlich zu einer Entscheidung in der Frage verhelfen, ob er die angebotene Niere seines Bruders annehmen soll oder nicht. Zunächst ist daran interessant, dass Eberhards Handeln hier offensichtlich ein Ethos der Gewissensentscheidung zugrunde liegt: Im Bewusstsein darüber, dass es seine eigene Entscheidung ist, die über die Zukunft seines Lebens und ebenso über die Zukunft des Lebens seines Bruders entscheidet, lastet eine große Verantwortung auf ihm, der er gerecht zu werden versucht, indem er einen gründlichen Abwägungs-, insbesondere aber auch Kontemplations- und inneren Klärungsprozess einleitet. Er läuft und betet und plötzlich eröffnet sich ihm in der Pause ein Bild – das der Erzähler, mich in meiner Rolle als Interviewer vorwarnend und dadurch in eine Position des Vermutlich-nicht-nachvollziehen-Könnenden platzierend, mit dem Halbsatz „jetzt

wird's religiös“ anmoderiert. Das gebotene Bild ist voller Symbolkraft: mit Engeln konnotierte Ärzte tragen den geschwächten Eberhard auf einer Trage zu Jesus, der ihm die quasi-rhetorische Frage stellt, ob er gesunden möchte. Eberhard – ähnlich der biblischen Erzählung der dreimaligen Verleugnung Jesu durch Petrus – erwidert jeweils mit einem „ja, aber“ (also einem Quasi-Nein), bis Jesus die rhetorischen Fragen sein lässt und Eberhard instruiert, die Niere anzunehmen. Diese Szene, die sich ja vor dem inneren Auge des Protagonisten abspielt (weswegen er sie auch „Bild oder Gedanke“ und nicht etwa als ‚Vision‘ oder ‚Erscheinung‘ betitelt), weist verschiedene zu interpretierende Aspekte auf: Eberhards eigenes Leben und eigene Gesundheit werden durch Jesus' Frage als ebenso schutzbedürftig wie Leben und Gesundheit seines Bruders markiert; ein Aspekt, den Eberhard zuvor so womöglich nicht zu denken vermochte. Der Jesus im Bild dient so als eine Art unparteiischer Schiedsrichter, der Eberhard an seinen eigenen Wert – in biblischen Begriffen: als Teil der Schöpfung – erinnert. Diese neue Rahmung seines Eigeninteresses eröffnet dem Protagonisten einen Weg hin zu einer Art Selbstmitgefühl. Zudem spielt Schuld eine doppelte Rolle; einmal im ökonomisch-weltlichen Sinne, indem Eberhard durch die Annahme verschiedener Geschenke in der Schuld seines Bruders zu stehen meint; einmal im biblischen Sinne, indem sich Eberhard zunächst gegen den mehr oder weniger offensichtlichen Hinweis von Jesus sträubt – was letzteren nicht davon abhält, ersteren letztlich doch zu ‚retten‘. Möglicherweise lässt sich die Stelle wiederum als eine Gewichtung zwischen diesen beiden Bewertungsmaßstäben lesen: zwischen Eberhards Zögern, noch mehr von seinem Bruder annehmen zu müssen, ohne eine Gegenleistung erbringen zu können, also der letztlich ökonomischen Idee einer zu wahrenen Ausgeglichenheit zwischen den Zwillingsbrüdern und der Idee, dass das eigene Leben einen hohen Wert aufweist und schutzbedürftig ist und dieser Schutzbedarf ebenso eine moralische Verpflichtung von Eberhard darstellt.

Anders als vor der Entscheidung zum Abbruch seines Studiums nimmt in dieser Szene also wieder eine klar personifizierte göttliche Macht Einfluss auf Eberhards Leben und schickt nun doch wieder eine Art „Brief“. Womöglich ist dies zu erklären mit der existenziellen Reichweite der sich stellenden Frage: der Protagonist meint, diese Entscheidung unmöglich selbst treffen zu können und nun bietet sich ihm göttliche Hilfe bei der Entscheidung. Diese Szene, das Angewiesensein auf Unterstützung, das Nicht-Selbst-Entscheiden-Können, die Demut im Angesicht des moralischen Dilemmas, in dem sich Eberhard befindet, lässt sich als Aufgabe von Souveränität, den Verzicht auf eine Idee von Stärke und insofern auch ein Abrücken von einer so-verstandenen Männlichkeit verstehen. Zugleich und in einem anderen Sinne bietet die Delegation von Eberhards Entscheidung auch ein anschauliches Beispiel für eine Verweigerung von Care: die Verantwortung für die Auswirkungen der Entscheidung auf die Beziehung zwischen Eberhard und seinen Bruder, die im Anschluss an die Entscheidung neu auszutarieren ist, muss der Protagonist durch das Verdikt

von Jesus in seinem Gedanken kaum noch tragen. Damit erübrigt sich auf eine gewisse Weise auch der tiefe Dank, dem er Paul für seine Bereitschaft zur Organspende schuldet und die Verantwortung, in die Eberhard ihm gegenüber gerät. Diese Weigerung zur Übernahme von Verantwortung und dieser Ausschluss von Beziehungsarbeit und Ausgleich, die mit dieser Verantwortung einherginge, ist wiederum ein historisch stark mit männlichen Subjektpositionen im Geschlechterverhältnis einhergehendes Privileg. Die Reaktion des Bruders erscheint in diesem Lichte auch ambivalent: einerseits lässt sie sich als liebevoll-neckende, akzeptierende Antwort lesen, andererseits auch als eine kritische Perspektive auf die Verantwortungsverschiebung, die sich durch Eberhards Nicht-Selbst-Entscheiden ereignet.

In der biographischen Darstellung Eberhards gerät sein christlicher Glaube und seine aktive Beteiligung in Kirchengemeinden so aus verschiedenen Perspektiven in den Blick: Die Anknüpfung an christliche Diskurse der Gewaltfreiheit und der Introspektion sowie durch sich im Gemeindeleben ermöglicht dem Protagonisten die Einnahme von Subjektpositionen, die zu individualistisch-bürgerlichen Spielarten von Männlichkeit in einem Spannungsverhältnis stehen: er kann den Wehrdienst verweigern und die Idee von unbedingter Unabhängigkeit verwerfen, als er auf ein hohes Maß von Unterstützung angewiesen ist. Historisch gesprochen zeigten sich die Kirchen in Deutschland ja tatsächlich stellenweise als oppositionellen Bewegungen nah und boten Räume, in denen sich politischer Widerstand formierte, sei es der wenn auch nur sehr stellenweise aufzufindende Widerstand im Nationalsozialismus oder ihre Rolle in der friedlichen Revolution in der DDR. Eberhard bietet sein Glaube eine andere Deutungsfolie neben Leistung und Karriere, die zu einer Handlungs- und Bewältigungsressource in biographischen Krisen wird und die Verankerung in verschiedenen Gemeinden ermöglicht ihm, sich als Teil eines größeren Zusammenhangs zu verstehen und so auch politisch mündig zu werden. Die Abgabe von Verantwortung für bestimmte Entscheidungen an eine höhere Macht bleibt ambivalent und lässt sich nicht nur als Eingeständnis der eigenen Nicht-Autarkie lesen, sondern auch als Ausschluss von Handlungsfolgen auf Beziehungen und entstehende Care-Bedarfe, denen sich der Protagonist dergestalt verweigern kann. Hier findet also (auch) eine Fortschreibung einer männlichen Immunisierung gegen Care statt.

Über die Interviews hinweg sind einige Aspekte interessant: so erscheint kirchliche Jugendarbeit als ein Ort der Opposition gegen die Eltern (besonders bei Elmar), als wertschätzender Lernort mit der Möglichkeit zur Übernahme von Verantwortung (bei allen drei eben vorgestellten) und als Ort der Ermöglichung relativ vielfältiger, teils auch normabweichender Lebensmodelle. Dies scheint interessanterweise sogar in einer Lebensgeschichte auf, in der Kirche überhaupt keine Rolle spielt; so bedauert Lars:

viele Dinge hatte ich einfach nicht so erfahren, weil andere Leute sind irgend/ in irgendwelche ((holt Luft)) ä::h Gruppen gegangen, irgendwie so //mhm// und das/ weiß nicht ob jetzt/

((seufzt)) keine Ahnung, christliche Jugendgruppen ode:r (.) äh Fachschaft oder (.) so das/ich wusste alles nicht was das alles so ist ne? (Lars, 609–612)

Eine explizite Auseinandersetzung mit Männlichkeit im Kontext kirchlicher Männerarbeit ist insbesondere in den Erzählungen von Eberhard und Elmar Thema (und im Übrigen auch bei Wolfgang, in dessen Interview Religion allerdings ansonsten überhaupt keine Rolle spielt). Dabei werden auch oft tabuisierte Themen wie Trennungen, Sexualität, Traumata usw. in ihrer Emotionalität besprechbar. Deutlich wird hieraus, wie auch aus anderen Äußerungen in allen drei hier betrachteten Interviews, dass der Gemeinde als Ort der Gemeinschaft eine immens wichtige Rolle für die Männlichkeitskonstruktionen der drei Protagonisten einnimmt. Der Politisierung (Eberhard und Elmar), Distanznahme zum Elternhaus (Elmar und Steffen) oder auch dem Erhalt von Strenge und Tiefe (Eberhard) dienend, bieten sie einen sozialen Rahmen, der eine Diversifikation von Männlichkeiten erlaubt, der die Ränder des Anerkennbaren dehnt. Dazu gehört z. B. auch eine grundlegende Familienorientierung, die weiter geht als die Idee einer reinen Versorgerrolle. Insofern spielt dann auch Glaube eine Rolle, und zwar als alternative Deutungsfolie zum gesamtgesellschaftlich als ‚normal‘ geltenden. Als Kehrseite zu den emanzipatorischen Potenzialen einer solchen alternativen Norm verweist etwa die in Steffens und Elmars Erzählung erfolgte Abgrenzung von Homophobie darauf, dass es diese innerhalb der Kirche in einem so nennenswerten Ausmaß gibt, dass eine Distanzierung notwendig ist. Durch den Bezug auf Glauben und Gemeinde wird der Bezug auf eine alternative Norm ermöglicht; die Bandbreite des Sag- und Aufführbaren ist größer, aber letztlich nicht nur in Richtung eines egalitäreren Geschlechterverhältnisses und Praktiken männlicher Sorge, sondern ebenso in Richtung eines geschlechter- und gesellschaftspolitischen Backlashs. Was hier stattfindet, ließe sich in Anlehnung an Stefan Hirschauers Rede von *un/doing* (vgl. Hirschauer 2020) als eine Art biographisches *redoing masculinity by doing religion* beschreiben – mit offenem Ausgang.

An dieser Stelle ließe sich der Einwand formulieren, dass sich das letztlich über jede vom gesellschaftlichen Mainstream abweichende Ideologie sagen ließe – und dieser Einwand ist vermutlich nicht gänzlich verkehrt. Dass es christlicher Glaube und die Gemeinschaft sind, die an dieser Stelle als Alternativen ermöglichend in Erscheinung tritt, ist vermutlich insoweit kontingent, als sich auch von anderer Seite ‚Konkurrenzen‘ zu einem klassisch-bürgerlichen Männlichkeitsbild gruppieren. Ich denke dennoch, dass die vorangegangenen Interpretationen darauf hinweisen, dass das Verhältnis zwischen Religion und Männlichkeit in den untersuchten Interviews nicht so trivial ist, wie zu sagen, dass Männlichkeiten in irgendeiner Form milieuhängig sind. Der entscheidende Punkt ist vielmehr, dass sich Glauben und Religionsausübung zumindest in Teilen einer modernen, aufgeklärten Logik von Vernunft und Verwertbarkeit, wie sie modernen Männlichkeitsidealen zugrunde liegen, in

ihrer Reinform entziehen und so womöglich letztlich auch als eine Art Inkubator für einen Bruch mit solchen dienen können.

Neben dem Bezug auf Glauben und Kirche finden sich allerdings im Material tatsächlich auch Bezugnahmen auf andere Kontexte wie *politische Bewegungen bzw. Communities*, die positiv auf die Legitimationsfähigkeit der Lebenspraxis eines Protagonisten Einfluss nehmen. Lars sagt etwa:

Und wenn sozusagen die Männer, in Anführungsstrichen, nicht schaffen den Feminismus für sich zu entdecken, als eigene Möglichkeit sich (.) von gefährlichen (2) Verhaltensweisen und Vorbildern frei zu machen, (2) dann schaffen wir's nicht. //mhm// Dann (.) werden wir weiterhin die Erde äh::h als Objekt ausbeuten, die Menschen um uns herum versklaven, dann halt in anderen Ländern, wo wir's nicht mitbekommen, und ((holt Luft)) äh unfähig sein zu verstehen warum wir Herzinfarkte bekommen. //mhm// ((schluckt)) Und das gibt mir (2) ganz viel Hoffnung und (.) nicht zuletzt ist da für mich irgendwie das Internet auch (.) 'n ganz zentraler (.) ähm Anker, wo ich irgendwie mich mit Menschen aus der ganzen Welt (.) Inspiration von Menschen aus der ganzen Welt erhalten kann, ((holt Luft)) die (.) in gleicher Weise in gleicher Richtung unterwegs sind. //mhm// Ich kann Podcasts hören und Artikel lesen, von deren Erfahrung profitieren, von deren Weisheit und ich kann mich ganz neu in Verbindung fühlen. //mhm// Ähm (2) ja. Aber ohne diese internationale Community wird's nicht gehen. //mhm// Für mich. (Lars, 2162–2174)

In dieser der Erzählkoda entnommenen Passage betont Lars – übrigens in recht klarer affirmativer Bezugnahme auf den Diskurs, dem ich unter dem Titel „Toxische Männlichkeit“ einen Exkurs gewidmet habe – dass aus seiner Sicht am Geschlechterverhältnis, am Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt und auch an individuellen gesundheitlichen Auswirkungen („Herzinfarkte“) keine Änderungen eintreten würden, wenn keine kollektive Organisation von „Männer[n, die] den Feminismus für sich [...] entdecken“, stattfände. Für Lars bietet diese Community „Hoffnung“ und einen „Anker“, der seine eigene Konstruktion von Männlichkeit und seine Problematisierung ‚traditioneller‘ Männlichkeit validiert. Im Vergleich zu den zuvor präsentierten Darstellungen zum Thema Kirche fällt einerseits ins Auge, dass es sich offensichtlich um einen vorwiegend virtuellen Kontext handelt, andererseits, dass dieser aktiv gesucht werden muss (anders als etwa in der Szene der Wehrdienstverweigerung von Eberhard: dort ist das Verweigern schlicht üblicher Teil des kollektiven Handlungsrepertoires, Eberhard wird gewissermaßen in die Verweigerung „hineinsozialisiert“). Elmar hingegen stellt klar den bewegten Charakter seiner Zeit in einer Studierendenstadt in den Vordergrund seiner Darstellung, in der politisches Engagement und die private Lebensform in der WG eng miteinander verwoben sind. An einer Stelle nennt Elmar dies sogar „WG-Bewegung“. Die späteren Versuche von Elmar und seiner Frau, Erwerbs- und Sorgearbeit jeweils zu gleichen Teilen zu übernehmen, fußen in seiner Erzählung eindeutig auf dieser Lebensphase; zugleich erlaubt dieser Bewegungscharakter auch die Rechtfertigung und das selbstbewusste Leben alternativer Lebensmodelle gegenüber den Eltern und der Elterngeneration, was zuvor ein wichtiges Thema

in Elmars Erzählung war. Nicht alle, aber einige dieser Aspekte zeigen sich auch am folgenden Zitat:

Also ich war fünf Jahre lang in 'ner Fünfer WG in der Straße 2, [...] wir waren wie 'ne große Familie im Grund. Also wir hatten 'nen paar politische Ambitionen irgendwie, wir sind miteinander auf Demos gegangen, Friedensdemos oder Ökodemos oder so nach ((holt Luft)) nach ähm (.) ((Räuspern)) (.) Stadt 8 zum Beispiel Firma 1, wo sie die Gewehre bauen irgendwie. Dann waren wir in den @frühen Achtzigern@ ((holt Luft)) haben schon für Rüstungskonversion demonstriert. //mhm// Da gib't's noch schwarz weiß Fotos da im/ (2) //@.(.)@// ((Räuspern)) und wir haben halt auch unseren Alltag. Wir haben dann gesagt: „Okay, sieben Leute, jeder kocht einmal, ein' Tag für alle“ (Elmar, 647–660)

Eine andere Facette einer ‚anderen‘ Ordnung, vor der alternative, zur ‚traditionellen‘ Männlichkeit in Konkurrenz stehende Männlichkeitskonstruktionen anerkennbar werden, und die etwas quer liegt zu den bisher beschriebenen Phänomenen, die aber an dieser Stelle dennoch Erwähnung finden soll, ist die Anerkennung *durch Frauen*. Ob diese gegenteilig zu einer Idee eines homozielen Wettbewerbs um die Zuschreibung von Männlichkeit sind oder nicht, lässt sich nicht abschließend klären: in Bourdieus Ansatz männlicher Herrschaft stellen etwa Frauen als „schmeichelnde Spiegel“ ebenfalls eine wichtige Anerkennungsinstanz dar, obgleich sie an den ernstesten Spielen der Männer nicht teilhaben können. Jedenfalls ist festzuhalten, dass z. B. Steffen explizit die positive Bewertung der eigenen Lebenspraxis durch Frauen (trotz teilweisen Unverständnisses bzw. Abwertungen durch andere Männer in der Zeit seines Fabrikjobs) stark betont und als positiven Aspekt seiner ‚alternativen‘ Praktiken – Namensänderung, Erwerbsarbeitsreduktion, Fähigkeit, sich auch allein um Kinder zu kümmern usw. – benennt:

und dann hab' ich's eher in dieses (.) Ding so: „Hey ich find' das cool dass ich (.) da irgendwie 'n Vorreiter bin“ und hab' dann auch wieder viel Rückmeldung bekommen von @anderen@ Frauen die sagen: „Hey voll cool dass ihr das so macht oder gemacht habt“ (Steffen, 1120–1123)

Zusammenfassend erscheint in verschiedenen Interviews die Bezugnahme auf soziale Kontexte, in denen gegenüber der Mehrheitsgesellschaft abweichende Normen gültig werden (Kirche) oder die Bewegungskarakter haben und so auch ein politisches Anliegen vertreten sowie auf die Anerkennung durch Frauen oder Vertreter nicht-hegemonialer Männlichkeiten als Ressource dafür, selbst alternative Männlichkeitsentwürfe leben zu können.

11 Subjektkonzepte: Souveränität in verschiedenen Spielarten

Souveränität und Autarkie, also die Betonung individueller Unabhängigkeit, Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit, durchziehen als Thema und Leitmotiv eine ganze Reihe an Interviews zieht, teils explizit, oft implizit, teils als eigene Identifikation und teils als unerreichbares Ziel, nie jedoch als Abgrenzungsfolie. Im folgenden Abschnitt möchte ich einen Überblick über Darstellungspraktiken und Artikulationen geben, die das benannte Thema berühren und auf Basis derer sich weiterführende Verdichtungen herstellen lassen.

Die Formen, in denen in den Interviews Souveränität narrativ und interaktiv inszeniert wird, sind vielfältig. Im Interview mit Marius schildert dieser etwa sein Verhältnis zu seiner wissenschaftlichen Arbeit als wesentlich gelassener als das seiner Lebensgefährtin, die zum gleichen Zeitpunkt wie er ebenfalls an einer Dissertation arbeitet:

Sie hat weniger gezahlt bekommen hat aber deutlich mehr @gearbeitet@ (..) ist auch vom Typ her ehrgeiziger //mhm// getriebener (..) ihr gibts extrem viel zurück sie hat richtig viel Spaß bei der Arbeit //mhm// aber (.) für sie spielt's 'ne Rolle dass es vorangeht und für mich (..) mir machts Spaß //mhm// ich beschäftige mich gern damit aber (.) wenn's nicht klappt bin ich nicht unglücklich //mhm// es (..) ist cool wenn's vorangeht wenn's nicht vorangeht ist schade, kann ich mit leben, bei ihr ist es zum Teil sodass sie einfach auch (.) ein Ergebnis braucht (Marius, 375–381)

Im vorliegenden Zitat sind mehrere Grundannahmen enthalten, die dem erzählten Ich bestimmte Eigenschaften zuweisen. Die Partnerin wird als dem Protagonisten gegenüber (nicht ausschließlich, aber auch) kontrastierende Eigenschaften aufweisend beschrieben. Ihr ist es wichtig, dass ihre wissenschaftliche Arbeit vorangeht, sie ist „ehrzeiziger“, sogar „getriebener“ als er, ihr Arbeitsaufwand ist nicht an die Vergütung gekoppelt, dafür aber ihr persönliches Wohlbefinden an das Zustandekommen von Resultaten ihrer Arbeit. Obgleich auch Parallelen zwischen Protagonist und Partnerin bestehen – beide haben ‚Spaß‘ an ihrer Tätigkeit –, steht das kontrastive Moment in der Darstellung deutlich im Vordergrund. Der Protagonist wird so charakterisiert als jemand, der seine Arbeitskraft zwar verkauft, aber nicht verschleudert: Er arbeitet für mehr Gehalt weniger als seine Freundin und verhält sich so in seiner Darstellung ökonomisch rationaler. Zudem wird das Wohlbefinden des Protagonisten als unabhängig von Misserfolgen in seiner Arbeit dargestellt. Diese sind ihm zwar nicht egal – er bedauert es, wenn es „nicht vorangeht“ –, anders als seine Freundin, die „ein Ergebnis braucht“ (was beinahe klingt wie die Beschreibung einer Substanzabhängigkeit), erscheint er allerdings in seinem grundsätzlichen

Wohlbefinden als unabhängig von Ergebnissen seiner Arbeit. Der Protagonist wirkt so *cool und gelassen*, er steht viel stärker als seine Freundin ‚über den Dingen‘. Diese Coolness erscheint zudem als etwas Erstrebenswertes, was sich verdeutlichen lässt anhand der Verwendung des nicht uneingeschränkt positiv konnotierten Adjektivs „getrieben[...]“. Der Protagonist weist einen höheren Grad an emotional-affektiver Unabhängigkeit auf als seine Partnerin und erscheint so souveräner. Auf Basis solcher Konstruktionen liegt die Frage nach der Bedeutung von ‚Coolness‘ in heterosexuellen Beziehungen bzw. für Geschlechterverhältnisse insgesamt nahe, die z. B. auch Speck und Koppetsch in ihrer Studie „Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist“ näher beleuchten und zum Schluss kommen, dass im individualisierten Milieu ökonomische Abhängigkeiten von Männern ihren Ehefrauen gegenüber in Paarinterviews durch die Zuschreibung einer Art symbolischen Kapitals in Form von ‚Coolness‘ argumentativ eingeignet werden (vgl. Koppetsch und Speck 2014, 287–296). Möchte man noch weiter gehen, könnten auch Parallelen zu medizin- und geschlechterhistorisch bedeutsamen Diskursen rund um Hysterie gezogen werden, die Männlichkeit mit Vernunft und Objektivität verknüpften und Weiblichkeit mit Wahnsinn und Irrationalität (vgl. Dross und Metzger 2018, 8–9). Selbstredend handelt es sich an dieser Stelle keinesfalls um eine Charakterisierung der Partnerin des Protagonisten als ‚hysterisch‘ im historischen Wortsinn, dennoch erscheint der Protagonist in der Erzählung durch die Darstellung und die Begriffsverwendung graduell als die rationalere, weniger stark ihren Emotionen ausgelieferte Figur.

Eine andere Spielart von Souveränität – als *emotionale Autarkie* – kommt in der folgenden Passage aus der Eingangserzählung von Georges zum Tragen.

ich bin immer ähm weiß nicht warum äh (3) ich hab’ kein große (.) nicht Selbstzweifel aber (.) //mhm// ich lasse mich nicht irritieren von der Meinung von anderen. //mhm// Ich hab’ mein Wert, das ist meine und die ist äh (2) //mhm// das stammt von irgendwie wie ich mich fühle ne? //ja// Nicht wie was andere denken. (456–459)

In diesem eigentheoretischen Einschub inszeniert der Erzähler den Protagonisten als jemanden, der unabhängig von der Meinung Dritter ist und den Irritationen von außen nicht aus dem Gleichgewicht bringen können. Der Protagonist wirkt so als selbstgenügsam in der Anerkennung seiner Person, er ist nicht auf Wertzuschreibungen von außen angewiesen. Sein eigener Wert „stammt von irgendwie wie ich mich fühle“, sein eigenes Empfinden – das, wie beschrieben, stabil und kaum irritierbar ist – stellt für ihn die zentrale Quelle von Anerkennung dar. Obgleich der Erzähler konstatiert, nicht zu wissen, wie diese Selbstsicherheit zustande kommt, erscheint er auf diese Art und Weise als autark und nicht auf äußere Bestätigung angewiesen. Dadurch haben äußere Quellen – wie der Rat Anderer, Liebe, Unterstützung, Care – auch in der biographischen Erzählung insgesamt kaum einen Platz, Werte wie Reziprozität oder Solidarität sind nicht relevant und damit auch nicht wirklich darstellbar. Auch hier lässt sich eine Parallele zu Männlichkeitsdiskursen eröffnen, die Souveränität und

Rationalität als männliche Eigenschaften markierten (hier im Gegensatz zu weiblicher ‚Natürlichkeit‘ und Emotionalität und gerade unter Ausschluss von Aspekten von Care und Gegenseitigkeit) und in der Figur des mündigen Bürgers und Familienvorstandes Mitte des 20. Jahrhunderts ihren Höhepunkt fanden.

In vielen der untersuchten Lebensgeschichten spielen allerdings Krisen und der De-Facto-Verlust eigener Gestaltungsfähigkeit und Souveränität eine wichtige Rolle: Wolfgang ist nach seiner Scheidung ökonomisch und psychisch unter Druck, Eberhard und Elmar erkranken an Krebs, Lars, Alex und David kämpfen mit Depressionen, Helmut mit einem Burn-out. Gerade an solchen Stellen, an denen das erzählte Ich als nicht dazu in der Lage dargestellt wird, eine so verstandene Souveränität aufzubauen oder aufrechtzuerhalten, wird es interessant. Dies ist beispielsweise in der Erzählung von Lars in erheblichem Maße der Fall. Weite Teile dieser lebensgeschichtlichen Erzählung handeln von der Suche des Protagonisten nach äußerer Anerkennung und seinem Streben nach einer eigenständigen, temporär stabilen Identität, die ihm aber zumeist verwehrt bleibt und deren vorübergehendes Sich-Einstellen als Höhepunkt inszeniert wird. Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, wirkt die Idee von Souveränität in Lars' Erzählung omnipräsent, als unerreichbares Ideal gewissermaßen – z. B. evaluiert der Erzähler zu dem Erzählzeitpunkt, als der Protagonist erstmals in einer WG wohnt, in der er sich wohlfühlt: „das war irgendwie auch noch mal so'n enormer Schritt, hin zu so 'nem (.) zu so 'nem Gefühl, dass ich irgendwie in so 'ner Art Gestaltung steck“ (Lars, 640–642). Eine solche Evaluation bleibt allerdings eine Seltenheit und Lars wird überwiegend als auf der Suche nach einer solchen Gestaltungsfähigkeit und Eigenständigkeit dargestellt.

Einen Kontrast hierzu bildet die Erzählung von Eberhard. Die lebensbedrohliche Krebserkrankung, die darauffolgende Dialysepflicht sowie die Depression des Protagonisten stellen für diesen zwar plötzliche und radikale Brüche dar, die ihn in existenzielle Abhängigkeit von äußerer Unterstützung durch Ärzt:innen und Angehörige bringen. Dennoch gelingt es ihm nach einer Reorientierung stets wieder zu einem Zustand von prekärer Souveränität zurückzukehren. Dafür ist besonders seine sozialarbeiterische Professionalität verantwortlich (vgl. Kapitel 7.1), die ihn in die Lage versetzt, seine Rechte bei Behörden durchzusetzen, damit seine materielle Versorgung sowie die seiner Familie zu sichern und zugleich sich selbst als wirkungsvollen und durchsetzungsstarken Akteur zu verstehen.

Nachdem geklärt ist, worauf sich der Blick hier richtet, nämlich auf die Inszenierung von Souveränität oder das Aufrufen von Souveränität als (un/erreichbares) Ideal, will ich im Folgenden die sich aus der Anforderung, souverän zu sein, ergebenden Imperative ausbuchstabieren, die sich aus meinem Materialkorpus rekonstruieren lassen: Nichts fühlen, selbst entscheiden, einen

richtigen Körper haben (und so entkörperert sein) sowie der womöglich als Verschiebung lesbare Imperativ, sich zu entwickeln und reflektiert zu sein.

11.1 Nichts fühlen

Bezogen auf die Anforderung emotionaler Kontrolliertheit oder zumindest einer erheblichen Kontrolliertheit der Darstellung von Emotionen in den Interviews sind es weniger abgrenzbare Textstellen als vielmehr die auffällige Nicht-Thematisierung, die in zahlreichen Interpretationssitzungen zu Irritation führte und so letztlich dazu veranlasste, das Interviewmaterial auf die Thematisierung und Rolle von Emotionen hin zu untersuchen.

Besonders aufschlussreich erscheinen dabei Interviewpassagen, die sich thematisch mit der Darstellung persönlicher Krisensituationen befassen, richtet man den Blick auf die Art und Weise der Darstellung und die durch diese Darstellungsweise thematisierten und nicht-thematisierten Aspekte. Ein besonders frappierendes Beispiel für die Abwesenheit der Artikulation von Gefühlen findet sich im Interview mit Helmut an einer Stelle, an welcher der Tod des Sohnes des Protagonisten thematisiert wird:

wie gesagt ähm (.) dritten Januar 2018 ist mein Sohn verstorben, //mhm// ähm (.) längere Krankheit, bla bla bla bla, ähm meine Frau hat ihn dann auch daheim gepflegt, war dann bettlägerig, ähm (.) hat 'ne große Pflegeleistung erbracht, ähm (.) ne? Hatten wir oft 'n Sanka, Notarzt, äh (.) Krankheitsverlauf war halt nicht ganz so schön, //mhm// ähm (.) war auch dann im Krankenhaus auf der Intensivstation mit ihm die letzten zehn Tage mit dabei, bis zum Schluss begleitet, irgendwann in der Früh um viere ruft sie mich halt an dann eben am ((holt Luft)) zweiten Januar und hat gesagt äh: „Komm ins Krankenhaus, hol mich ab.“ Ähm (.) ja. (2) Wenn du siehst, wie jemand stirbt und von 'ner Krankheit zerfressen wird, ähm (.) und äh leben will und kein Geld der Welt (.) ähm (.) ähm die äh (.) Krankheit aufhält und kein Geld der Welt dich im Leben hält, (2) dann merkst du dass Geld ähm eigentlich nix ist. Geld ist 'n Gut das du brauchst um zu leben, //mhm// um dir das Leben angenehm zu gestalten, ne? Mehr ausführen brauch ich jetzt glaub' ich den Sinn vom Geld nicht. @(.).@ Ähm (.) und dann merkst du dass das Wertvollste was du hast, Gesundheit und Zeit ist. //mhm// Und (.) da geht nix drüber. Da geht nichts (.) in keinster Art und Weise drüber. Ähm (.) und dann kommst du ins Nachdenken. (Helmut, 819–833)

Der Tod des Sohnes wird an dieser Stelle im Rahmen der Antwort auf eine Nachfrage, wie es zur Entscheidung zur Arbeitszeitreduktion kam, als Argument für diese eingeführt. Dabei ist wiederum die Art und Weise der Darstellung bemerkenswert: pragmatisch-nüchtern wird von den Ereignissen rund um das Ableben des Sohnes berichtet, um einen eigenen Reorientierungsprozess – Gesundheit und Zeit als wertvoller zu betrachten als Geld – einzuordnen. Der Erzähler benennt die „große Pflegeleistung“ seiner Frau und den „nicht ganz so schön[en]“ Krankheitsverlauf des Sohnes, um die Umstände von dessen Ableben zu charakterisieren; was wiederum nicht thematisiert wird – und das „bla bla bla bla“ des Erzählers deutet die Dethematisierung oder das Überspringen

bestimmter Themen ja bereits deutlich an – sind etwa Trauer oder Verzweiflung, die angesichts des erzählten Ereignisses ja erwartbare Reaktionen des Protagonisten sein könnten. Stattdessen mündet der Bericht unmittelbar in ein logisches Argument. Aus einem solchen Erlebnis, so lautet es, ergibt sich ein bestimmtes Denken und Handeln fast zwangsläufig: die Reorientierung, Zeit und Gesundheit zu priorisieren und Materielles hintanzustellen, ist die logische Folge aus Helmut's Erleben und seine Geschäftsaufgabe wiederum die logische Konsequenz aus dieser Reorientierung. Der Tod des Sohnes ist ein den Lebensentwurf des Protagonisten irritierendes Ereignis, der Protagonist selbst verbleibt in dieser Darstellung allerdings dennoch stetig in einem bewussten, kontrollierten Zustand, der dann in rationaler Art und Weise zu einer gestaltenden Veränderung seiner Lebensumstände führt. Diese Form der Dethematisierung emotionalen Erlebens und der Rationalisierung der Bedeutung eines einschneidenden Ereignisses ist eine häufig wiederkehrende Darstellungsweise in Helmut's Darstellungen, taucht aber nicht nur bei ihm auf.

So werden z. B. in Wolfgang's Erzählung im Kontext der Trennung des Protagonisten von seiner Frau „extreme Belastungen“ (Wolfgang, 118) finanzieller, organisatorischer und psychischer Natur thematisiert. Diese werden allerdings in der Darstellung als von außen auf den Protagonisten einwirkend charakterisiert, der sich wiederum als solide genug erweist, um die Belastungen zu überstehen und dessen eigene Gefühlswelt allerdings abgesehen von der Erwähnung „psychische[n] Stress[es]“ (115) in der Darstellung völlig außen vor bleibt. Der Tod mehrerer Angehöriger (Vater, Mutter, Bruder) wird in der Darstellung von Georges Devereux zwar erwähnt, auch hier bleibt allerdings die eigene emotionale Verarbeitung gänzlich ausgespart – und auch darüber hinaus findet sich im Materialkorpus eine ganze Reihe weiterer Beispiele, in denen (insbesondere negative, potenziell Schwäche implizierende) Emotionen durch die Erzähler dethematisiert werden, obwohl eine Thematisierung erwartbar gewesen wäre.

Wie bei fast allen Elementen einer ‚echten‘ Männlichkeit wird auch auf dieses teilweise explizit ablehnend oder sich in Abgrenzung davon positionierend bezogen. So thematisiert beispielsweise Lars den Imperativ zur ‚Unempfindlichkeit‘ aus der umgekehrten Perspektive, nämlich seiner eigenen „emotionalen Feinfühligkeit“ und der sich daraus ergebenden mangelnden Anerkennbarkeit seiner Person:

°ich war so völlig depressiv.° Ich war so völlig (.) implodiert, ich hatte keine Identität mehr in dem Sinne, ich wusste nicht mehr was meine Zukunft sein sollte //mhm// und ((holt Luft)) und ich hatte das Gefühl (2) dass wie ich war war irgendwie dieses ganze ((holt Luft)) emotional Feinfühliges, dieses Prozessgestaltende, dieses auf soziale Verbindung aus seiende (.) Mann, der diese (.) sozusagen stereotypisch zugeschriebenen weiblichen Eigenschaften hat, //mhm// (4) der (.) der wird einfach platt gemacht. //mhm// Für den gibt's keinen Raum. (Lars, 1935–1941)

Diese Passage, in der der Erzähler den Zustand des Protagonisten nach dem Scheitern seines Promotionsprojektes und seinem Ausscheiden aus dem universitären System beschreibt, bildet in mehrerlei Hinsicht einen Kontrast zu den zuvor dargestellten. Sie befasst sich explizit und bildlich mit dem Gefühlszustand des Protagonisten. Dieser wird als „implodiert“ und seiner Identität und Zukunftsvorstellungen verlustig porträtiert. Diese Darstellung bildet einen scharfen Kontrast zur Präsentation überdauernder Souveränität und Handlungsfähigkeit, wie sie in den zuvor präsentierten Passagen erfolgte. Zweitens werden dem Protagonisten bestimmte, einer ‚untypischen‘ Männlichkeit zugeordnete Eigenschaften wie emotionale Feinfühligkeit oder Orientierung an sozialen Verbindungen zugeschrieben. Diese Eigenschaften, so schließt Lars, seien ursächlich dafür gewesen, dass er keinen Platz im sozialen Gefüge an dem Lehrstuhl gefunden habe, an dem er angestellt war. Als Beleg dient die im Laufe der Erzählung erfolgte Einführung einer ganzen Reihe von Männerfiguren, die das Gegenteil einer solchen Feinfühligkeit und Verbundenheit mit der eigenen Gefühlswelt repräsentieren. Lars wird hier also als aufgrund seiner untypischen Männlichkeitsperformance an den Rand gedrängt und dadurch tief verletzt skizziert und so in einer gegenüber dem Imperativ emotionaler Enthaltsamkeit explizit ablehnenden Position platziert.

11.2 Selbst entscheiden

Eine weitere Anforderung, an der sich Darstellungen von Souveränität in besonderer Art und Weise festmachen, ist die der individuellen und von außen ‚unbeeinträchtigten‘ Entscheidungsfähigkeit. In besonders extremer und expliziter Form findet sich die Inszenierung einer solchen Entscheidungsfähigkeit an folgender Passage aus dem Interview mit Helmut, die am Ende einer längeren Antwort auf eine Detaillierungsfrage nach der Geschichte des Protagonisten und seiner Frau steht:

Auch wenn ich verheiratet bleibe ne? Ähm (.) oder bin. Ähm (.) und ich bin's gern. Ne? Gottes Willen, alles gut. Äh aber am Ende des Tages (.) bist du immer alleine. //mhm// Da hast du ja noch eher dann 'n Kumpel wie deine Familie. Oder dein (.) deine Frau und solchen Sachen ne? Ähm [Kratzen] (.) ja. Und bei jeder Entscheidung die ich seither in meinem Leben getroffen hab', war immer der Punkt: „Ist die Entscheidung für mich richtig?“ //mhm// Wenn die Entscheidung für mich richtig war, dann war's wohl auch für die Familie dann irgendwann richtig und hab's dann in Absprache mit meiner Frau getroffen. Aber ich hätte nie 'ne grundlegende feste Entscheidung getroffen, die mir gegen den Strich gegangen wäre. //mhm// (2) //ja// Ne? Auch das Hausplanung. Und meine Frau hat gesagt: „Ich möchte das Zimmer so, ich möchte grüne Wände, ich möchte den Vorhang“, „Ja dann mach, mir doch scheißegal.“ Ähm (.) aber (.) existenzielle Entscheidungen (2) ((schnipst)) treff ich. //ja// Und wenn meine Frau gesagt hätte: „Ne Helmut, mach die Firma weiter, ist total toll und das Geld und ich will 'n Porsche fahren“, dann wäre mir's wurscht gewesen, dann hätte ich's trotzdem verkauft. Ist schön, //ja// dass sie mit mir da übereingestimmt hat und dass wir da selbst gleich

ticken, aber wenn sie dagegen gewesen wäre hätte ich's trotzdem gemacht. Das wäre mir wurscht gewesen. //ja// (Helmut, 1392–1407)

Der Erzähler stellt an dieser Stelle die trotz seiner Ehe weiterhin bestehende Eigenständigkeit des Protagonisten in seiner Entscheidungsfindung dar. Dabei erklärt er zunächst zum entscheidenden Kriterium jeder seiner Lebensentscheidungen, ob die getroffene Entscheidung für Helmut persönlich – nicht für seine Familie, nicht für seine Frau – die richtige Entscheidung ist. Wenn dies gegeben ist, so betrachtet es Helmut, ist die Entscheidung ohnehin auch für seine Familie richtig. An einem solchen Entscheidungsprozess gibt es neben Helmut somit keine weiteren Beteiligten – mit einer Einschränkung und einer Ausnahme. Die Einschränkung ist, dass Helmut nach Abschluss seines eigenen Klärungsprozesses bei „grundlegende[n] feste[n] Entscheidungen“ seine Frau einbezieht und die Entscheidungen „in Absprache“ mit ihr trifft – wie genau sie auf die dann ja letztlich bereits getroffenen Entscheidungen noch einwirken kann, bleibt allerdings unklar. Die Ausnahme von Helmut's Entscheidungsmonopol bilden Entscheidungen, die nicht hinreichend relevant oder „existenziell[...]“ sind. Wenn dies der Fall ist, dürfen andere, insbesondere die Frau des Protagonisten, an der Entscheidung mitwirken – z. B. in Einrichtungsfragen im Haus der Familie. In dieser Regelung der Entscheidungsfindung sind verschiedene Unterscheidungen und Annahmen enthalten:

Zunächst einmal wird Helmut's Urteilsfähigkeit als tadellos dargestellt – im Gegensatz zu anderen, deren Intentionen potenziell nicht im Sinne Helmut's oder der Familie sind und von denen daher die Gefahr ausgeht, Helmut's Entscheidung fehlzuleiten. Seine Frau könnte z. B. einen Porsche wollen (was sie anscheinend nicht tut, was für die Logik des Arguments aber unerheblich ist). Es ist, bezogen auf Helmut's Geschäftsaufgabe „schön, //ja// dass sie da mit mir übereingestimmt hat“, es tut aber für die Entscheidung nichts zur Sache, weil Helmut alle externen Faktoren auszuschalten versucht. Das Wohlergehen seiner Familie, so setzt sich die Argumentation fort, ist direkt an Helmut's eigenes gekoppelt, er muss für sich selbst richtig entscheiden, dann ist für alle richtig entschieden. Helmut wird so als Ernährer der Familie eine sehr machtvolle Position zugeschrieben. Hieraus und aber insbesondere auch aus der Episode zur Raumgestaltung ergibt sich eine klare Hierarchisierung von öffentlicher und privater Sphäre – Care- und Hausarbeit wird an dieser Stelle völlig entwertet, was in der Aussage gipfelt, es sei Helmut „doch scheißegal“ ob das Zimmer grün ist. Auf diese Art und Weise wird sowohl verdeckt, dass auch Helmut's Frau in ihrer (aufs Häusliche beschränkten) Einflussosphäre Interessen hat, die nicht nur purer Luxus sind, als auch, dass Helmut die Care- und Hausarbeit vollständig ihr überlässt: Sie ist zu Hause, kümmert sich um zwei gemeinsame Kinder, um den Sohn, der von Geburt an unheilbar krank war, sogar bis zu seinem Tod im Alter von 18 Jahren und sie sorgt für sämtliche Haushaltsaufgaben – all das bleibt in Helmut's Darstellung unsichtbar, denn es spielt für die im Namen der Familie zu treffenden Entscheidungen keinerlei Rolle.

Ein weiteres Beispiel für eine derartige Darstellung individueller und von außen unbeeinflusst bleibender Souveränität bietet die folgende Stelle aus der Eingangserzählung von Alex:

ich hab' dann 'n ersten Job im Ausland gehabt //mhm// für 'ne/ äh für 'ne Institut/ also fr 'ne/ (..) für 'ne Institution der auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik. Ähm und dieser Job war völlig sinnlos ähm und äh ich hab' / der war eigentlich auf zwei Jahre angelegt //mhm//. Ähm ich hab' dann aus diesem Job heraus/ quasi eine der ersten Sachen, die ich da gemacht hab' als ich im September angefangen hab', ist dass ich die Ausschreibung ähm für meinen späteren Job dann gesehen hab' und mich dafür beworben hab' //mhm//. Ähm (..) also ich kann die Institution nennen, die sollen aber/ (.) //ja, ja// die sollen natürlich nicht so //schon klar, ja// direkt genannt werden. Also eine war das Institution 1 // ok// und später habe ich dann für Institution 2 gearbeitet //ok// und ähm/ also der Institution 1-Job war eben völlig sinnlos //mhm// und ähm ich hab' mich daraus/ quasi ich hab' mich daraus dann also in den ersten Wochen in diesem Job hab' ich mich dann schon für den Institution 2-Job beworben, der dann ein Jahr später anfangen sollte. (Alex, 59–70)

Der Protagonist Alex wird in dieser Passage als in verschiedener Hinsicht unabhängig charakterisiert: zum Ersten ist er unabhängig in seiner Bewertung seines eigenen Jobs: er befindet sich in keiner falschen Loyalität zu seinem Arbeitgeber, sondern erlaubt sich ein Urteil über die Sinnhaftigkeit seines Jobs (die, seiner Evaluation zufolge, nicht vorhanden ist). Zum Zweiten ermächtigt er sich auch auf organisatorischer Ebene, indem er unmittelbar nach Antritt dieser Stelle – die auch noch im Ausland ist, also mutmaßlich eine gewisse Eingewöhnungszeit voraussetzt – keine Zeit verliert und beginnt, nach neuen Stellen zu suchen, für die er sich bereits in den ersten Wochen nach Stellenantritt bewirbt. Alex erscheint durch diese Inszenierung als ungebrochen handlungsfähig und auf eine fast ‚freche‘ Art und Weise souverän und unabhängig in seiner Bewertung und seinem Handeln.

Nun sind derart direkt formulierte Argumentationen wie die von Helmut und Alex getätigten über die Gesamtheit der Interviews betrachtet eine Seltenheit. Es finden sich allerdings andere Indizien für eine Iteration des Souveränitäts-Imperativs: so ist in einigen Erzählungen eine frappierende Abwesenheit von „Ratgebern“, die beinahe eine Art Beziehungslosigkeit bzw. eine völlige Irrelevanz dieser Beziehungen für die Protagonisten nahelegt, festzustellen. Die Rolle des sozialen Umfelds und Aushandlungsprozesse im Vorfeld von Entscheidungen (hier vor allem der zur Arbeitszeitreduktion) werden i. d. R. nur auf explizite Nachfrage hin thematisiert und auch dann bekommen sie in den Inszenierungen nur eine bescheidene Bedeutung. Die Entscheidung zur Reduktion wird dabei, wie im folgenden Zitat, als rational-wirtschaftliche Erwägung dargestellt:

dann hab' ich's durchgerechnet, //mhm// hab' gemerkt das geht, //mhm// ich hab' mir da auch 'ne Excel-Liste gemacht, hab' mal geschaut: „Wo kann ich noch Geld einsparen? //mhm// Mit welchen Tricks? Weniger Essen bestellen“, ne? Da gibt's ja so verschiedene Ideen, mal Versicherungen durchgehen ne? All so was. //mhm// Und äh ja. Dann war das äh (.) 'ne ziemliche

Ziellandung dann letztendlich auch und äh (2) ja und ich hatte immer noch 'n bisschen Puffer ne? (Sebastian, 39–44)

Mittels Excel-Listen, logischer Vernunft und Selbstbeschränkung – Versicherungen und Essensbestellungen reduzieren – gelingt es Sebastian, so wird es hier dargestellt, eine Kalkulation zu entwickeln, mittels derer seine Arbeitszeitreduktion wirtschaftlich darstellbar erscheint und vernünftig wirkt. Diese Entscheidung erfolgt solitär, es erfolgt (zu diesem Zeitpunkt) keine Absprache mit Dritten jeglicher Art, nur eine Information darüber, an welchen Stellen seines Lebens Einsparungen möglich sind. Ähnlich wird der Moment der Entscheidung auch bei Alex und Wolfgang dargestellt.

Einen interessanten Kontrast bieten an dieser Stelle die Darstellungen von Lars und Eberhard. Bei beiden stehen gesundheitliche – physische wie psychische – Einschränkungen einer Vollzeit-Erwerbsarbeit im Wege: Eberhard ist schwer krebserkrank, depressiv und später dann dialysepflichtig, Lars leidet unter Depressionen und befindet sich in einer akuten Krise wegen des Scheiterns seiner Dissertation. Dennoch wird Eberhards Rentenanspruch als Entscheidung gerahmt:

Und dann hat es aufgeheit in dem Moment wo ich dann irgendwann gesagt hab': „Ich stell' jetzt 'n Rentenanspruch.“ (Eberhard, 522–523)

Eberhard stellt – obwohl er zum Erzählzeitpunkt körperlich und psychisch stark eingeschränkt ist – aus eigener Kraft und in alleiniger Entscheidung Klarheit her und ist in der Lage, eine Entscheidung zu treffen. Durch diese Entscheidung zum Rentenanspruch erlangt er seine Handlungsfähigkeit zurück und erreicht dadurch eine Besserung oder „Aufhellung“ seines Gemütszustands. Lars hingegen erscheint in seiner Erzählung nicht als entscheidende Person, sondern als ausgeliefert:

im Moment kann ich (.) nicht mehr arbeiten weil ich ä::hm (2) sozusagen immer noch eigentlich sozu/ ja. Die (.) die emotionalen Scherben zusammenkehre von dieser äh Erfahrung irgendwie. //mhm// Wo sich natürlich auch ganz viel, was ich jetzt auch sehe von meinem (.) Aufwachsen und meinem Leben irgendwie, ä::h ja wieder bricht. So ungefähr ne? //mhm// Also es ist nicht ohne Grund mir jetzt passiert. (Lars, 2077–2081)

Der Protagonist, so wird dargestellt, ist aus psychischen Gründen nicht in der Lage, mehr als die 50% Erwerbsarbeit zu betreiben, die er zum Erzählzeitpunkt ausübt. Mehr zu arbeiten als das wird dadurch implizit als erstrebenswerter Normalzustand markiert. Grund für diese Unfähigkeit des Protagonisten ist seine letztlich als Ausgeliefertsein gegenüber gesellschaftlichen Prozessen zu charakterisierende Daseinsform: ihm passiert etwas, und das nicht ohne Grund, sondern erklärbarerweise. Der Kontrast zwischen den erzählten Figuren Eberhard und Lars besteht hier also gerade nicht in ihren konkreten „objektiven“ Lebensumständen, sondern darin, dass Eberhard in der Lage ist, eine Entscheidung zu treffen und Lars nur reagieren kann. Die individuelle

Handlungsfähigkeit, das subjektive Empfinden, ‚im Sattel zu sitzen‘ unterscheidet die Darstellungen der Figuren hier.

Der dargestellte Imperativ des Selbst-Entscheidens korrespondiert mit verschiedenen anderen Anforderungen, insbesondere einer grundlegenden Familienorientierung und dem partner:innenschaftlichen Ideal des „Aushandelns“ (vgl. Abschnitt 8.3), aber es handelt sich bei diesen Orientierungen keinesfalls um einen gegenseitigen Ausschluss. Dies ist bei Steffen deutlich sichtbar: Aushandlung bedeutet Aushandlung zweier als gleichermaßen souverän konstruierten Akteure (im Zweifel ohne Inblicknahme unterschiedlicher Handlungsressourcen). In anderen Erzählungen wiederum stellen die Entscheidung zur Pflege oder zum vermehrten Kümmern um pflegebedürftige Angehörige (Wolfgang, Sebastian) oder zur überwiegenden Sorge für ein Kind (Georges) die Präsentation von Autonomie nicht infrage, da sie in den entsprechenden Erzählungen nicht als Verpflichtung, sondern als Entscheidung gerahmt werden. Der Souveränitäts-Imperativ sieht auch Ausnahmen vor: Auch innerhalb von Interviews, in denen Darstellungen von individueller Entscheidungsfähigkeit ansonsten kaum je brüchig sind, finden sich Stellen, an denen Ratgeber eine wichtige Rolle spielen – interessanterweise sind dies häufig als erfahren und vertrauenswürdig dargestellte andere Männer (vgl. Abschnitt 10.1).

11.3 Einen richtigen Körper haben (und so entkörperert sein)

Eine sich durch den gesamten Interviewkorpus ziehende Auffälligkeit ist die Abwesenheit der Thematisierung gesunder, normentsprechender Körper. Körper werden prinzipiell fast ausschließlich da thematisiert, wo sie bestimmten Anforderungen nicht genügen, Teilhabe verunmöglichen, unter Krankheiten leiden, als verletzungssoffen erscheinen. Ich will diese Beobachtung im Folgenden zunächst anhand einiger Themenfelder – körperlicher und seelischer Erkrankung sowie Scheitern an ‚Körperlichkeitsstandards‘ erhärten, um dann einige Überlegungen dazu anzustellen, wie diese ausschließliche Anwesenheit von Körpern im Falle ihrer *Unverfügbarkeit* sich erklären ließe.

Das Interview, in dem Krankheit die wohl prominenteste Rolle spielt, ist das mit Eberhard. Der Protagonist dieser Erzählung erkrankt schwer an Knochenkrebs und durchläuft eine jahrelange gesundheitliche Leidenszeit, die von großer Unsicherheit und zahlreichen medizinischen Interventionen geprägt ist. Die (De-)Thematisierung des Körpers des Protagonisten ist dabei geradezu idealtypisch für das beinahe das ganze Sample durchziehende Phänomen einer Einheit, Dethematisiertheit und Unsichtbarkeit männlicher Körper abseits von Krisenerfahrungen. Eberhards Körper spielt weitestgehend überhaupt keine Rolle im Interview, wenn, dann nur im Sinne seines Einsatzes zu bestimmten Aktivitäten:

das war fast ziellos, wir zogen manchmal einfach durch den Wald. //mhm// Wir sind einfach in den Wald und dann ist man da weitergezogen, äh und am Ende waren wir ja/ durften wir bis zu Fluss 2, es gab zwei Flüsse in Stadt 1, Fluss 3 und Fluss 2 und irgendwann (.) waren wir äh (.) man war da eigentlich ziellos den ganzen Nachmittag im Wald. //mhm// @(.)@ Und das tat einem gut. Dann gab's da 'n Friedhof und daneben war 'ne riesige Wiese und da sind wir manchmal auch hin und haben da gekickt, ähm (.) da hatten wir noch zwei andere aus der Straße die dann teilweise dabei waren. Die Müller-Brüder. Die waren fußballaffin, //@(.)@// ähm dann @(.)@ haben wir da zwei Tore aufgebaut mit so Stecken und dann haben wir da gekickt den ganzen Nachmittag. (Eberhard, 1268–1276)

In dieser Passage geht es eigentlich um etwas anderes – es handelt sich um eine Belegerzählung zur Aussage Eberhards, eine Kindheit mit großen Freiräumen genossen zu haben. Zu diesem Zweck erzählt er von den Nachmittagsaktivitäten seiner Jungs-Clique: Diese läuft nachmittagelang ziellos durch den Wald oder spielt auf einer „riesige[n] Wiese“ Fußball. Neben der Betonung der Einfachheit dieses kindlichen Lebens (ziellos, „Tore aufgebaut mit so Stecken“) fällt an diesen Aktivitäten auf, dass sie eine körperliche Befähigung, sogar eine Sportlichkeit erfordern, dass aber Körper dabei überhaupt kein Thema darstellen. Die Körper der Jungen tragen sie hin, wo sie hinwollen, sie kicken „den ganzen Nachmittag“, sie können daher dethematisiert bleiben. Darstellungen wie diese sind häufig, und dass just diese Stelle zur Auswahl gekommen ist, ist beinahe etwas beliebig – denn es geht ja um die Abwesenheit von etwas, und diese dokumentiert sich fast ununterbrochen, in Darstellungen von Arbeit, Wanderungen, Familienleben usw. – bis zu Eberhards Krebsdiagnose. Nun bildet der Körper des Protagonisten plötzlich keine Einheit mehr: sein Körper entzieht sich seiner Kontrolle, wird vom Krebs „angeknabbert“ und zerfällt symbolisch gewissermaßen in seine Einzelteile: medizinische Interventionen richten sich auf die einzelnen Organe, er ist auf externe Substanzen (Chemotherapie) und Körper-Teile (Stammzellen, Blut, Niere) anderer angewiesen. Seine körperliche Leistungsfähigkeit sinkt rapide ab und er kann nicht mehr arbeiten, wodurch sein Körper auch in diesem Kontext nicht mehr unmarkiert und unthematziert bleiben kann. Die Illusion der Körperlosigkeit löst sich für Eberhard durch die Diagnose in Luft auf. Und obgleich seine „körperliche (.) Vitalität“ (827–828) später in der Erzählung teilweise zurückkehrt, gibt es für den Protagonisten kein Zurück mehr zu einem Zustand der gänzlichen Dethematisierung seines Körpers, nicht nur, weil Vorsorgeuntersuchungen ihn dazu zwingen, sondern auch, weil er mit seinen Kräften weiterhin haushalten muss und zudem hinter das Ohnmachtserleben und eine daraus resultierende Erkenntnis aus seiner Krankheitszeit nicht zurückkann:

Weil da quasi du/ über nichts, über nichts mehr die Kontrolle hast eigentlich äh (.) ähm genau. Das ist ja so (.) so'n bisschen in der Situation. //mhm// Obwohl wir vielleicht auch sonst in der Illusion @leben@ vieles unter Kontrolle zu haben, da wird einem aber dann auch seine/ //@(.)@// deutlich gezeigt ähm: „Nein du hast nicht die Kontrolle.“ (Eberhard, 2278–2281)

Mit diesem Prozess der Realisation einer eigenen körperlichen Begrenztheit ist Eberhard nicht allein. Für Sebastian stellt sie – auf eine Nachfrage des Interviewers zum Prozess der Entscheidung, in Teilzeit zu gehen – den wesentlichen Kippunkt zur Entscheidung dar, künftig in geringerem Umfang Erwerbsarbeit zu betreiben:

wenn ich 'n Buch schreiben würde, wäre das erste Kapitel: „Mit einer Erkältung fing alles an“, //@okay@// dann war erstmal auf diesen/ ich war auch viele Jahre nie krank ne? //ja// Ich bin immer arbeiten gewesen, wenn man 'ne Erkältung hatte oder irgendwas, das war sowieso/ ich bin ja aus der/ wie gesagt, ich komm ja aus der Landwirtschaft so'n bisschen ne? //mhm// Und da lernt man das glaub' ich auch so'n bisschen dass man da einfach sagt: „Hier, ähm kranksein ist einfach nicht ne? In dem Moment wo ich krank bin läuft's nicht weiter.“ Ne? //mhm// Und das ist/ hab' ich mir glaub' ich da 'n bisschen angeeignet auch das Ganze, //mhm// und war dann auch wirklich jahrelang nicht äh nicht wirklich krank, //ja// ne? Kleine Erkältung, die steckt man mal so weg, //jaja// ne? Also, ne? Ähm (.) aber dann hatte ich wirklich mal 'n Ding, das hat mich wirklich 'n bisschen umgehauen auch, und ähm während ich dann hier auch mal durch den Stadtpark gegangen bin um mich mal wieder so'n bisschen zu bewegen, //mhm// den Kreislauf zu bewegen ne? //mhm// Waren dann plötzlich diese Gedankengänge mal da, //mhm// und also abseits dieses Gedankentunnels, ne? (Sebastian, 186–198)

Die Praxis des Protagonisten, kleinere körperliche Gebrechen einfach zu ignorieren und auch dann zu seinem Arbeitsplatz zu gehen, wenn er etwas erkältet ist, wird vom Erzähler als eine in seinem Aufwachsen auf einem landwirtschaftlichen Betrieb erlernte dargestellt. Die Konstruktion ist damit eine etwas andere als zuvor bei Eberhard: Der Körper meldet sich durchaus bisweilen eigensinnig zu Wort – das kommt bei Eberhard überhaupt nicht vor –, diese eigensinnigen Wortmeldungen werden aber so weit wie möglich aktiv ignoriert. Das Bewusstsein und insbesondere die Pflicht hat Vorrang vor dem Körper, und das spiegelt sich auch darin, dass ‚Kranksein‘ im Sprachgebrauch des vorliegenden Zitats zunächst gar nicht auf den Körper bezogen wird, sondern auf die Abwesenheit am Arbeitsplatz: krank ist man nicht, wenn der Körper unter Schmerzen oder einem Verlust an Gesundheit oder Leistungsfähigkeit leidet; krank ist man, wenn man seiner Arbeit nicht nachkommt. Die Einstellung, nie in diesem Sinne krank zu sein, habe der Protagonist also gewissermaßen von der Pike auf gelernt. Dann allerdings lässt sich sein Körper nicht länger zur Seite schieben – „dann hatte ich wirklich mal 'n Ding, das hat mich wirklich 'n bisschen umgehauen“ –, die Krankheitserfahrung des Protagonisten in diesem Moment ist also so tiefgreifend, dass seine sprichwörtliche Standhaftigkeit, seine Kapazität, körperliche Signale zu ignorieren, in sich zusammenfällt. Im Prozess der körperlichen Regeneration – als ein Spaziergang durch den Stadtpark wieder möglich ist – geraten dann beim Protagonisten, analog zur körperlichen Bewegung auch die Gedanken in Bewegung und er gerät in die Lage, das als „Gedankentunnel“ beschriebene Dogma der Erwerbsarbeit um jeden Preis und des Ignorierens körperlicher Signale zu verlassen. Letztlich im Anschluss an diesen Realisationsmoment wird dann auch die Entscheidung zur Arbeitszeitreduktion dargestellt. In gewisser Hinsicht erscheint der so

dargestellte Reorientierungsprozess parallel zu dem von Eberhard, und er ist es auch insofern, als hinter das Bewusstsein, einen verwundbaren Körper zu haben, nicht mehr zurückgefallen wird. Gleichzeitig ist der dargestellte Einschnitt in der Darstellung von Sebastian natürlich weniger weitreichend als bei Eberhard und Sebastian verbleibt – ganz im Gegensatz zu Eberhard, der zumindest vorübergehend als gänzlich ausgeliefert erscheint – quasi vollständig in einem Zustand von Entscheidungsfähigkeit.

Auch in Helmut's Erzählung spielt die Gesundheit des Protagonisten im Entscheidungsprozess, sein Geschäft aufzugeben, eine Rolle: Der Job „kostet einfach zu viel Gesundheit“ (Helmut, 391). Dennoch ist der Kontrast zu Eberhard's Darstellung insofern noch einmal erheblich größer, als dass nach einer Krisenerzählung der Protagonist wieder bruchlos in den Zustand einer Entkörperung zurückkehrt und dass die Erzählerperspektive auf den Körper des Protagonisten erheblich distanzierter und gebrochener erscheint. So wird eine Passage, in der von einer mutmaßlichen Burn-out-Erkrankung des Protagonisten berichtet wird, vom Erzähler anmoderiert als „‘ne schöne Geschichte“ und die Szene wird in einem ironisch-befremdeten Tonfall vorgetragen, was in eigentümlichem Kontrast zum erzählten Leidensdruck des Protagonisten steht:

ich weiß noch genau, ich hab' brunzen müssen wie'n Elch, das Telefon hat geklingelt, an der Warenannahme hat's geklingelt, also irgend'n Lieferant, //mhm// und ich wollte 'n Kaffee haben. //mhm// Diese vier Dinge. Und das war dann alles vier (.) auf einmal, //mhm// und ich konnte mich nicht entscheiden was ich tu. //mhm// Ganz ernsthaft. (Helmut 395–399)

Der Protagonist erlebt sein Leiden als Handlungs- und Entscheidungsunfähigkeit, er müsste vier Dinge gleichzeitig tun, von denen zwei persönlich-körperliche Bedürfnisse sind, die für ihn, so wirkt es, ansonsten unproblematisch zu erfüllen wären (nämlich Wasserlassen – oder, wie in Helmut's Erzählung ironisierend-distanziert-vulgär: „brunzen [...] wie'n Elch“) und sich einen Kaffee beschaffen. Die anderen zwei Anforderungen stellt seine Arbeit an ihn, nämlich das Telefon zu beantworten und sich um einen Lieferanten zu kümmern. Diese Anforderungen kann er allerdings allesamt nicht erfüllen, weil er sich „nicht entscheiden“ kann, „[g]anz ernsthaft“. Durch die Betonung des „nicht“ und der zusätzlichen Bekräftigung durch die Erwähnung der Ernsthaftigkeit wird die Erfahrung, die der Protagonist hier macht, aus Erzählerperspektive als schwer nachvollziehbar und absurd markiert. Dass sich der Körper des Protagonisten ihm entzieht und nicht steuerbar ist, um als Werkzeug zur Erfüllung seiner beruflichen und privaten Anforderungen eingesetzt zu werden, erscheint so als absolute Ausnahme, der Körper als Störung. Schließlich kommt es „ungefähr 'ne halbe Stunde später“ doch noch zu einer Handlung: Der Protagonist geht auf die Toilette, das Telefon hört auf zu klingeln, der Lieferant hat den Supermarkt bereits unverrichteter Dinge wieder verlassen, Helmut holt sich einen Kaffee, setzt sich und denkt:

„Alter Schwede, scheiße.“ //mhm// Hab’ ich Urlaub gemacht, (.) zwei Wochen lang daheim gewesen, nur Buch gelesen, hab’ mich daheim um nix gekümmert, meine Frau nicht unterstützt beim (.) Hausarbeit was ich sonst immer gemacht hab’ oder irgendwas, ähm (.) und hab’ mich da dann wieder eingekriegt. //mhm// Das war (.) Glück. (Helmut, 411–415)

Der Protagonist entschließt sich, die Arbeit eine Weile zu pausieren und eine Krankheits- und Regenerationsphase einzulegen, die er als „Urlaub“ markiert. Durch konsequentes Nichtstun (außer Lesen) versucht er sich auf eigene Faust zu heilen oder, in den Worten des Erzählers, ‚einzukriegen‘, was auch gelingt. Diese Genesung wird als „Glück“ bezeichnet, was noch einmal verdeutlicht, dass der Protagonist in dieser Szene nicht weiß, wie ihm geschieht. Für gewöhnlich ist sein Körper ihm untertan und überhaupt kein Thema. Nun meldet er sich unerwartet und ‚laut‘ zu Wort, entzieht sich und wird unverfügbar, was Helmut nicht ignorieren kann, weil es ihn in seiner alltäglichen Lebensführung einschränkt. Helmut’s Strategie ist also eine des Abwartens, bis alles wieder in den ‚neutralen Normalzustand‘ zurückkehrt; er ergreift keine bestimmte Handlung, sondern wartet und hofft einfach. Diese Strategie geht auf und Helmut kann zum ‚Normalzustand‘ der Körperlosigkeit zurückkehren.

Lars’ Erzählung steht – einmal mehr – im Kontrast zum Rest des Samples, indem der Körper des Protagonisten darin ganz und gar nicht unmarkiert und unthematisiert bleibt. Bereits ganz zu Beginn der Eingangserzählung wird der Körper des Protagonisten als defizitär eingeführt:

ich hab’ relativ viele Allergien, einfach seitdem ich auf der Welt bin, Neurodermitis, Asthma und (.) verschiedene Dinge irgendwie und ich war ähm also man musste sich irgendwie immer um mich sorgen. //mhm// Oder jedenfalls meine Eltern haben sich immer um mich gesorgt. //mhm// Und damals war das auch noch mal eine andere Geschichte äh Nahrungsmittelallergien zu haben, //mhm// Kontaktallergien zu haben, und (.) mh ja diese Sorge die man um mich haben musste, die war zum Teil auch (2) für andere Leute unverständlich. Also es gibt ja auch so Mythen irgendwie so: „Ja wenn ein Kind diese Allergien hat, dann hat’s einfach nicht genug im Dreck gespielt“ oder so und (.) es gab schon auch oftmals so’n ((schluckt)): „Ja jetzt (.) komm.“ So nach dem Motto: „Schmeiß den Jungen mal bisschen in Dreck und dann (.) //@mhm@// dann läuft das schon“ so ungefähr (Lars, 109–118)

In dieser beschreibenden Passage thematisiert der Erzähler den Körper des Protagonisten als einen anfälligen und für Störungen von außen offenen. Durch seine zahlreichen Allergien und Erkrankungen ‚funktioniert‘ der Körper nicht (wie er sollte) als autarkes System: Die Eltern müssen „sich immer um [Lars] sorgen“, eine Ausführung, die die Basisannahme enthält, die Eltern sollten sich nicht permanent sorgen müssen. Nun ließe sich argumentieren, dass Eltern sich in aller Regel auch ohne jegliche Erkrankung oder Behinderung ihres Kindes um dieses sorgen, aber mutmaßlich geht es dem Erzähler hier um die *besondere und zusätzliche* mentale Belastung der Eltern, die eben erst durch Lars’ Allergien und Erkrankungen ausgelöst wird. In der Darstellung wird auch auf den medizinisch- und diskursiv-historischen Kontext eingegangen: Lars’ Kindheit ist etwa zwanzig Jahre her und der wissenschaftliche Fortschritt im Feld der Medizin hat – so sind die Ausführungen hier zu verstehen – dazu

geführt, dass Kontakt- und Lebensmittelallergien heute besser behandelbar sind und daher weniger elterliche Sorge erfordern: „damals war das auch noch mal eine andere Geschichte“. Zugleich wird das gesellschaftliche Klima bzw. das Sprechen über Allergien als undifferenziert und von Mythen geprägt charakterisiert, was für Lars und die Eltern eine zusätzliche Schwierigkeit bedeutet, weil die oben genannte zusätzliche Sorge-Belastung nicht nur als solche besteht, sondern vom sozialen Umfeld auch noch mit einer Rechtfertigungsnot beladen wird. Die „andere[n] Leute“ werden so positioniert als Advokaten eines (möglicherweise vergeschlechtlichten) auf Erziehungsfragen abzielenden Unempfindlichkeits- oder Abhärtungsdiskurses: Kinder bzw. Jungen müssten nur genug im Dreck spielen, dann bekämen sie auch keine Allergien. Zugleich rechnet der Erzähler den erlebten Zwang zur Verkörpertheit aber auch dem Protagonisten selbst und seinen Eltern zu:

also ich glaub' schon dass mir ganz lange auch so'n Körpergefühl gefehlt hat, //mhm// (.) und meine Eltern mit ihren Fähigkeiten konnten das damals (.) auch nicht in mir hervorrufen so, //mhm// und ich glaub' auch dass es (.) nicht immer so einfach ist als Eltern irgendwie genau das zu geben was jetzt 'n Kind braucht um (.) //mhm// vielleicht ausgeglichener aufzuwachsen, und das war so ein selbstverstärkender Prozess. Mir sind oft Gläser umgefallen oder so weil ich dann auch hibbelig war oder irgendwas und (.) //mhm// m::h genau. Und dann gab's (.) glaube ich entstand so'n (.) ja jeder hat ja so seine Rolle in der Familie //mhm// und meine war dann irgendwie sozusagen der quirlige, aufgedrehte, immer (.) lustige aber auch bisschen (.) kleine (.) //mhm// schwache Junge so ungefähr. (Lars, 181–189)

Ebenfalls recht zu Beginn der Eingangserzählung und noch in der Kindheitsphase des Protagonisten findet sich diese Beschreibung, die einigen Aufschluss über die vom Erzähler zugrunde gelegten Annahmen zur unzureichenden Körperlichkeit des Protagonisten bieten. Diesem habe, so wird hier berichtet, lange „so'n Körpergefühl gefehlt“, was sich beispielhaft im häufigen Umstoßen von Gläsern widerspiegelt: Dem Protagonisten fehlt eine grundlegende Kontrolle über seinen Körper; er nimmt diesen gar nicht auf eine Art und Weise wahr, dass es ihm möglich wäre, einfache alltägliche Situationen zu meistern, ohne durch seine Tollpatschigkeit Schaden anzurichten. Bereits das eigene Spüren des Körpers, sein Körpergefühl, wird als defizitär charakterisiert, als ein Defekt, der weiter geht als nur ein Mangel z. B. an Stärke, Flexibilität, körperlicher Leidensfähigkeit oder der Kompetenz, große Mengen Alkohol trinken zu können. Es mangelt bereits an der Wahrnehmung des eigenen Körpers, die (das wird später klar) eine notwendige Voraussetzung für die Gestaltbarkeit eben dieses Körpers bildet. Problematisiert wird zudem eine übersteigerte Aktivität des Körpers, die sich der Selbstkontrolle und -beschränkung des Protagonisten entzieht. Auch hier erscheint der unverfügbare Körper also als Last. Der Körper als Problem wird dabei individualisiert, Lars' Ungeschicklichkeit und Unruhe werden zu seinen charakteristischen Merkmalen im Kontext der Familie erhoben. Dabei wirkt sich das fehlende Körpergefühl auch in Form nicht unmittelbar körperlicher Merkmalszuschreibungen, Lars sei der „quirilige,

aufgedrehte, immer (.) lustige aber auch bisschen (.) kleine (.) //mhm// schwache Junge“, aus. Die Eltern werden in diesem Kontext als zugleich mitverantwortlich und machtlos positioniert, wie der Protagonist selbst sind sie einer Dynamik, einem „selbstverstärkende[n] Prozess“ unterworfen, den zu unterbrechen oder aus dem den Protagonisten zu befreien ihnen die Mittel und Wege fehlen – eher verstärken sie vielleicht durch ihre Zuschreibungen die Dynamik noch. Auffällig ist zudem noch, dass der über ein differenziertes Vokabular verfügt, mit dessen Hilfe das kindliche Erleben des Protagonisten, dessen Rolle in der Familie und die Frage des Nicht-Verfügen-Könnens über seinen Körper verknüpft werden. Das Sprechen über Körper erscheint hier – und darin ist das Interview innerhalb des Samples ein absoluter Sonderfall – als etwas Erprobtes und Gewohntes: die Wahrnehmung, in einem Körper zu sein, stellt für Lars biographisch den Regelfall dar und kann auch daher in versierter Art und Weise thematisiert werden. In Lars‘ Erzählung ist die Verletzungsoffenheit seines Körpers für den Protagonisten biographisch schon immer wahrnehmbar, damit bildet sie einen Gegensatz zu anderen Interviews, in denen jene Verletzungsoffenheit erst in Krisenerfahrungen beobachtbar wird. Zugleich wird sie auch bei Lars als ein *Problem* eingeführt und nicht etwa als eine Art anthropologische Konstante. Auf dieses wird dann im Verlauf der Erzählung reagiert, indem in verschiedener Weise versucht wird, eine Schließung des Körpers nach außen vorzunehmen.

Eine vielsagende Perspektive auf das Thema der diskursiven Verallgemeinerung und Ent-Körperung von Männerkörpern lässt sich anhand folgenden Zitats aus dem Interview mit Wolfgang entwickeln, der auf die Nachfrage „was bedeutet das für Sie, ein Mann zu sein“, nach kurzer Vorrede, darüber noch nie nachgedacht zu haben, antwortet:

Also ich bin auf der einen Seite bin ich natürlich froh, dass ich ein Mann bin, wenn ich diese (.) ((schmatzt)) der Frauenkörper ist schon was Besonderes ge? Biologisch gesehen also. Diese monatlichen (.) ja wenn sich alles zusammenzieht und alles und das strengt einen Körper schon an und das (.) auch Kinderkriegen und so und ein Mann nicht und alles solche/ also von daher gesehen bin ich eigentlich (.) froh dass ich ein Mann bin. (3) Ja also (.) aber das kann man sich ja eh nicht @raussuchen@. (Wolfgang, 885–890)

In dieser argumentativen Passage wird der biologisch weibliche im Gegensatz zum biologisch männlichen als per se versehrter, schmerzender Körper charakterisiert. Der Menstruationszyklus sowie Schwangerschaft und Geburt werden als Anstrengung und Zumutung dargestellt, biologische Weiblichkeit als körperliche Zumutung und „was Besonderes“, hier wohl im Sinne von: etwas wenig Wünschenswertes außerhalb der Norm. Auf diese Weise findet eine Naturalisierung statt, die Männer und Frauen als biologisch völlig verschieden thematisiert und den Protagonisten als Gewinner in der Geschlechtschromosomenlotterie positioniert. Außen vor bleibt dabei einerseits die Rolle körperlicher Wechselwirkungen zwischen (biologischem) Alter und (biologischem) Geschlecht: vor der Menarche und nach der Menopause, auf die

durchschnittliche erwartete Lebensdauer weiblicher Körper bezogen also in über der Hälfte des Lebens spielen die von Wolfgang thematisierten Phänomene ja überhaupt keine Rolle. Andererseits handelt es sich um eine enorm defizitfokussierte Perspektive auf die Fähigkeit biologisch-weiblicher Körper zu Schwangerschaft und Geburt. Diese könnte schließlich auch als eine ungeheure Fähigkeit verstanden werden, gegenüber der der biologisch männliche Körper des Protagonisten massiv defizitär erscheinen würde. Stattdessen erscheint sein Körper, was auf dem Hintergrund seiner Gesamtbiographie mit den erlebten wirtschaftlichen Zwängen und dem zeitweise zu bewältigenden enormen Erwerbsarbeitsaufwand kaum überrascht, als zuverlässig, stets arbeitsfähig und belastbar und vor allem: unthematisiert und unmarkiert.

Es ist in gewisser Weise durchaus verblüffend, dass es möglich und sogar durch das Sample hindurch recht verbreitet ist, sich biographisch ohne Körper zu erzählen. Aus den Interviews vermag man – im Negativ der Doch-Thematisierung – Voraussetzungen für die Möglichkeit zur Dethematisierung und Entkörperung herauszuarbeiten. Die erste Voraussetzung stellt dabei die Einheit und Abgeschlossenheit des Körpers dar – in dem Moment, in dem der Körper als fragmentiert erscheint, in dem seine Einzelteile zum Thema werden (müssen) oder indem der Körper offen gegenüber und verwundbar durch Substanzen von außen erscheint, ist die Möglichkeit seiner Unsichtbarkeit und seines Verschweigens nicht länger gegeben. Angesichts der Tatsache, dass Körper allein aufgrund von Stoffwechselprozessen und fundamentaler Angewiesenheit auf Pflege mindestens an den Rändern der Lebensspanne nie einheitlich und abgeschlossen sein können, überrascht es, wie allgemein seine Thematisierung durch das Interviewmaterial hindurch vermieden werden kann. Mit diesen grundsätzlichen Kriterien verknüpft ist die Anforderung nach Leistungsfähigkeit und Stärke, die insbesondere durch das Nicht-Erfüllen in den Interviews mit Lars und Eberhard aufschien, sowie das Kriterium der Gesundheit sowie des Alters: Die Illusion abgeschlossener und einheitlicher Körper ist nur möglich unter Ausblendung der Angewiesenheit auf Pflege und Sorge von außen, die für kranke, sehr junge und sehr alte Körper zudem in einem besonderen Maße besteht. Schließlich ist für die Möglichkeit der Dethematisierung bestimmter Körper und der daraus resultierenden Setzung als das Eine, Unthematisierte, Normale eine bestimmte Position im Geschlechterverhältnis notwendig, und zwar eine eindeutige, heterosexuelle cis Männlichkeit. Auch, wenn diese Aspekte nur randständig in den Interviews vorkommen: aus den Sanktionierungen, die der Protagonist Lars für seine kleinen Abweichungen von einer „standardisierten“ Männlichkeit erfährt, lässt sich durchaus extrapolieren, dass die Einnahme einer hegemonialen Position im Geschlechterverhältnis über das Verschweigen von Körperlichkeit nur dann anwendbar ist, wenn bestimmten Männlichkeitsanforderungen, die immer noch erhebliche Ausschlüsse beinhalten, recht genau entsprochen wird.

Letztlich setzt sich damit in der Breite der Betrachtung ein Bild durch, das über eine lange Tradition verfügt und in der feministischen Theoriebildung schon seit vielen Jahren in verschiedenster Art und Weise thematisiert wird: Bereits Simone de Beauvoir beschäftigte sich in ‚*Le Deuxième Sexe*‘ mit dem weiblichen Geschlecht als dem markierten, das sich erst in Abgrenzung zum unmarkiert bleibenden männlichen Geschlecht konstituiert (vgl. de Beauvoir 1951, 155). Die von Luce Irigaray eingeführte Theorie des Phallogozentrismus wiederum hebt auf die Kritik einer ideologischen binären Geschlechterordnung ab, innerhalb derer Frauen nicht als eigene Genusgruppe, sondern lediglich als defizitäre Männer, als ‚symbolisch kastriert‘ und somit nicht in der Lage, eigenständigen Subjektstatus zu erlangen, konzipiert werden (was im Wesentlichen auch ein Einsatz in den psychoanalytischen Diskurs und eine Kritik an Freuds Theorie des Penisneids). Irigaray verschreibt sich nun insofern der Differenz, als dass sie ein *Frau-Sprechen* zu etablieren sucht, ein weibliches Äquivalent zum Symbol des Phallus, eine eigenständig weibliche Sprache: „indem man Frau-spricht, kann man versuchen, dem ‚Anderen‘ als Weiblichen einen Ort einzuräumen“ (Irigaray 1979, 141). Dieses Anliegen kritisierte später – aufgrund der von ihr ausgemachten Gefahr der Essenzialisierung von Geschlecht und der Perpetuierung einer heteronormativen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit – Judith Butler (vgl. Butler 1991). Zugleich problematisiert auch sie, gerade in ‚*Körper von Gewicht*‘, die Tendenz, die Materialität von Körpern in der feministischen Theoriebildung zu vernachlässigen. Mit ihrem Projekt einer diskursanalytischen Kritik an kategorialen Systemen und auch der Irritation einer vermeintlich ‚natürlichen‘ Genusgruppe der Frauen durch die Infragestellung der klaren Unterscheidbarkeit von *sex* und *gender* will Butler gerade nicht eine „Entkörperung“ (Butler 1997, 10) herbeiführen, sondern durch die Infragestellung einer ‚natürlichen‘ „biologischen Basis ihrer Besonderheit“ (ebd.) Körpern außerhalb der Norm eine „Rückkehr zum Körper [...] als einem gelebten Ort der Möglichkeit, dem Körper als einem Ort für eine Reihe sich kulturell erweiternder Möglichkeiten“ (ebd., 10–11) eröffnen. Auch Butler spricht sich also dafür aus, Körper in ihrer Materialität (und den Bedingungen ihrer Materialisierung) zu konzeptualisieren. Es ist also beinahe irrelevant, in welche Strömung und Welle des Feminismus man blickt, die Thematisiert- und Markiertheit Anderer Körper im androzentrischen Paradigma des Setzens normentsprechend heterosexuell cis männlicher Körper als unthematisierte ‚Normalposition‘ ist ein fast durchgängig geteiltes Skandalon, selbst wenn sich Erklärungen und daraus abgeleitete politische und aktivistische Strategien deutlich unterscheiden.

Während ich bisher vorrangig auf die Übereinstimmungen im Interviewkorpus eingegangen bin, auf das Beharrungsvermögen der Entkörperung normentsprechend männlicher Körper, will ich zum Abschluss dieses Abschnittes noch einige Worte zur Bandbreite, innerhalb derer sich dieses Beharrungsvermögen zeigt und zu Spielräumen, die sich auch innerhalb dieser Norm

ergeben, verlieren. Dass dabei nicht allen Protagonisten das Erfüllen körperlicher Normen und eine dem folgende Entkörperung gelingen mag, überrascht kaum und spendet auch allein keine sonderliche Hoffnung auf einen systemischen Wandel: In seinen zahlreichen Bedingungen, die unter anderem – das zeigte sich am Material – mit Alter, Gesundheit und körperlicher Stärke und Duldsamkeit, aber wohl auch mit cis Identität, sexueller Orientierung, Ethnizität und weiteren Differenzmarkern zusammenhängt, ist das Ideal des (völlig) richtigen Körpers eigentlich unerreichbar. Das Daran-Scheitern und die Arten und Weisen, in denen es sich vollzieht, könnten allerdings Spielräume für Subversionen und Verschiebungen bieten, die sich auch andeuten, aber dann in den Erzählungen häufig unbespielt bleiben.

So böte beispielsweise der bei Lars erfolgende Zugewinn an Körpergefühl eine Chance, mit der Anerkennung, einen Körper zu haben, umzugehen, ihn als notwendigerweise vulnerabel, abhängig und teilweise unbestimmt wahrzunehmen, als Körper in Beziehung statt als Körper an sich. Auch Lars tritt aber infolgedessen nicht in einen Prozess der Anerkennung der eigenen Verkörptheit und Abhängigkeit ein. Stattdessen versucht der Protagonist sich mittels Sportes körperlich zu stärken und damit einen höheren Grad an Normentsprechung zu erreichen, sich also in einer gewissen Weise zu souveränisieren. Die Kraft der Norm zeigt sich hier in besonderer Art und Weise, da Lars ja seine gesamte Lebensgeschichte als eine Geschichte des Ausgeschlossen-Seins, Scheiterns an Männlichkeitsanforderungen und eben insbesondere auch offene Kritik an traditionellen Formen von Männlichkeit erzählt, einer Orientierung daran dann aber letztlich dennoch nicht entgegen kann.

Auch die Thematisierung von Fragen der Attraktivität sowie von Fitness- und Schönheitspraktiken, die sich stellenweise finden lässt, stellt einen Anknüpfungspunkt neuer diskursiver Artikulationen dar: es handelt sich schließlich um geschlechterübergreifende (nicht -unabhängige) Praktiken der Selbstsorge, in denen Körper permanent thematisiert werden (vgl. Martschukat 2020). Nun waren (auch) männliche Körper historisch schon zuvor Objekt von Regierung, z. B., um der Anforderung, wehrfähige Bürger zu genügen, arbeitsfähig zu sein, allerdings nicht in dieser individualisierten Form, sondern i. d. R. als Teil eines Kollektivs. Die individuelle Körperbeherrschung ist zu einem tendenziell entgeschlechtlichten Ideal geworden, wodurch auch Männer-Körper zum Gegenstand expliziter Thematisierung wurden, was sich aber umgekehrt auch als fortgesetzte „Hypostasierung des Männlichen zum Allgemeinen“ (Meuser 2008b, 130) unter individualistischen Vorzeichen, als Ideal der körperlichen Zurichtung zu Selbst-Unternehmer:innen deuten lässt. Dennoch lässt sich konkludieren: das Motiv der Ent-Körperung zu benennen und z. B. zur Frage der Thematisierung männlicher Körper in biographischen Darstellungen weitere Forschung zu betreiben, ist ein interessantes und gewinnversprechendes Unterfangen, und bereits im vorliegenden Material, das

in seiner Erhebung keinesfalls auf dieses Thema ausgerichtet war, zeigen sich hier vielversprechende Theoretisierungsansätze.

11.4 Sich entwickeln und reflektiert sein

Im folgenden Abschnitt sollen vom Interviewmaterial her Bestandteile einer (insgesamt recht präsenten) Darstellung von Reflexionsvermögen und Entwicklungsfähigkeit herausgearbeitet werden. Anschließend soll betrachtet werden, was sich aus der Präsentation der erzählerischen Gesamtform als Entwicklungsgeschichte schließen lässt.

Ein erstes Beispiel für eine Darstellung von Reflexivität ist der Erzählung von Lars entnommen, der eine Situation schildert, in der das Verhalten des Protagonisten ihm retrospektiv aus verschiedenen Gründen problematisch erscheint. Der Protagonist hat zum Zeitpunkt der Erzählung gerade eine Reise nach Äthiopien unternommen, um Malin zu besuchen, in die er verliebt ist und die ihm signalisiert hat, dass sie ihm gegenüber ebenfalls Gefühle hegt. In Äthiopien schlafen die beiden erstmals miteinander, womit für Malin – so rekonstruiert es der Erzähler – der Beginn einer monogamen romantischen Liebesbeziehung markiert wird. Für den Protagonisten ist die Situation weniger eindeutig; er sieht die Beziehung noch nicht als exklusiv an. Diese voneinander abweichenden Situationsdefinitionen führen dazu, dass sich die folgende Episode ereignet, die letztlich einen Riss in der Beziehung zwischen Lars und Malin hinterlässt, der über die gesamte Dauer der Beziehung nachwirkt:

und dann war ich in dieser ganzen Situation mit diesen ganzen Auslandsstudentinnen und so und dachte (.) //mhm// so und hab' alle Aufmerksamkeit ä:h aufgenommen die ich so kriegen konnte [...] hab' dann irgendwie letztendlich ((atmet aus)) (2) weiß nicht drei vier Frauen geküsst und (.) ich krieg's nicht mehr ganz zusammen mit zweien geschlafen oder so und das war halt alles auch irgendwie eigentlich völlig (3) eigentlich wenig erfüllend oder so, //mhm// aber (.) es hat immerhin in so 'ne Vorstellung von mir gepasst: „Das muss doch jetzt alles so passieren“ (934–964)

Die Darstellung in diesem – stark gekürzten – Interviewausschnitt folgt einer erklärenden Logik: Lars kehrt euphorisiert aus Äthiopien zurück, hinein in eine Situation, in der er als Ansprechpartner für Incoming-Studierende agiert. Er befindet sich dadurch in gewisser Weise in einer exponierten Position, in der er viele neue Kontakte knüpft. Zugleich verfügt er den Austauschstudentinnen gegenüber über einen Wissens- und „Coolness“-Vorsprung, was das Leben in der Stadt, in der der Protagonist zu dieser Zeit wohnt, angeht. Lars genießt die Aufmerksamkeit und münzt sie in sexuelle Kontakte um. Rückblickend evaluiert der Erzähler dieses Verhalten als problematisch – das mangelnde Gespräch mit Malin über den Status der Beziehung ebenso wie die Tatsache, dass die sexuellen Kontakte nicht einmal ein tiefer Wunsch des Protagonisten sind, sondern sich eher in verschiedene – rückblickend als unreflektiert markierte –

Vorstellungen des Protagonisten fügen, die der Erzähler auch expliziert: Dabei handelt es sich um ein bestimmtes einsozialisiertes Wissen über Männlichkeiten: ein Mann muss „unheimlich potent, auch vor allen Dingen mit seinem Penis“ (968–969) sein, er muss Frauen erobern und dominieren („ja und auch ein Stück weit dieses (4) 'n Nein ist nicht wirklich 'n Nein sondern es ist eigentlich nur so'n Zieren so, ja irgendwie gehört das dazu“, 974–976) und umfangreiche sexuelle Erfahrungen machen („'n richtiger Mann hat irgendwie (.) fast unzählige äh Liebeserfahrungen“, 967–968). Hinzu kommt – so charakterisiert es der Erzähler – ein popkultureller Wissensbestand über Männlichkeit, der geprägt ist durch Rockstars und Fernsehserien wie Californication:

„Was macht denn ein Mann/ was macht denn/ was mach denn ich (.) wenn ich irgendwie emotional verwirrt bin.“ //mhm// Und (.) dazu gehört ä:h viel Alkohol trinken, sozusagen sich selber in so'n Blues reinfallen lassen //mhm// wo man so (.) in so'n unkontrolliertes/ so dieses Whiskeyartige: „Ja wir trinken jetzt alle irgendwie 'ne ganze Flasche //mhm// Jack Daniel's und (.) rauchen 17 Packungen Zigaretten, //@(.).@// und (.) genau und fühlen uns so elend.“ //mhm// So das war meine Vorstellung dass wenn's einem nicht gut zumute ist dann ist das die/ (.) dann/ das macht man als Mann. (938–945)

Die Lösung für Zustände emotionaler Verwirrtheit liegt also gemäß diesem Männlichkeitsbild nicht etwa darin, ein klares Bild der Situation zu gewinnen und Maßnahmen zu ergreifen, die sich dazu eignen, wieder Zugriff auf die eigenen Gefühle zu erhalten. Stattdessen werden die Sorgen mittels exzessiven Konsums von Alkohol und Zigaretten beiseitegeschoben und sich in einen „Blues“ begeben. Der Erzähler kritisiert durch seine Darstellung eine seiner Ansicht nach mit Männlichkeit verbundene Inkompetenz im Umgang mit eigenen Emotionen. Dass der Protagonist (mangels eines Repertoires an anderen) diese Bewältigungsform wählt, wird vom Erzähler rückblickend als ursächlich dafür gesehen, dass er die sich ihm anbietenden sexuellen Gelegenheiten ergreift und so die Beziehung mit Malin beschädigt. Auch hier wird also auf ein Idealbild reflexiver Männlichkeit verwiesen, die über emotionale Kompetenz verfügen und durch Auseinandersetzung mit der eigenen Person in der Lage sind, Bewältigungsstrategien zu entwickeln, die ohne Substanzkonsum und ohne beziehungserschädigendes Verhalten auskommen. In der Erzählung erscheint der Protagonist aufgrund seiner Unfähigkeit zu einer solchen reflexiven Männlichkeit als defizitär und ebenso bedauernswert wie problematisch handelnd.

Ein weiteres Beispiel für die Darstellung von Reflexivität findet sich in der Eingangserzählung von Steffen, in der der Namenswechsel des Protagonisten mehrfach kurz als Beleg für dessen alternative Handlungsweisen thematisiert. Auf Nachfrage des Interviewers nach der Vorgeschichte dieses Namenswechsels elaboriert Steffen:

wir waren glaub' anderthalb Jahre ver/ (.) verlobt bis wir dann standesamtlich geheiratet haben, und da war dann schon immer wieder die Frage: „Okay welchen Namen (.) nehmen wir?“ und (.) für mich war schon klar: „Hey, wir nehmen meinen Namen, irgendwie ((holt

Luft)) hab' ich kein Bock den herzugeben“, vor allem weil (.) Mahlzahl, ich wurde damit schon irgendwie (.) in der Schule/ ist schon 'n Name mit dem man schon ab und zu gehänselt werden kann und wo ich dachte: „Ich hab' mit dem so viel erlebt“, und äh (.) bin dann da vielleicht auch 'n bisschen (.) abgehärtet worden, //mhm// ich will den jetzt nicht irgendwie hergeben. Und sie hat aber ganz lang gesagt: „Ich kann mir das nicht vorstellen (.) so altertümlich zu heißen. Das klingt wie (.) als ob ich 'ne 60-Jährige wäre.“ Grad weil im Krankenhaus dann halt der komplette Name drauf geschrieben wird. //ja// Wo sie sagt sie (.) möchte ihn nicht und dann dachte ich: „Oh Shit. Das wird 'ne harte Nuss“ und hab's irgendwie rausgeschoben, rausgeschoben, //mhm// und immer wenn wir drüber gesprochen haben, gab's dann halt immer wieder so: „Ne, //mhm// wir können uns nicht annähern“, //mhm// ähm (3) und das war halt (.) immer wieder mit Leuten gesprochen, //mhm// und wie gesagt dann hab' ich halt mit dieser (.) Frau meines Kommilitonen (.) gesprochen die gemeint hat (.) so und sie dann gesa/ den Kopf geschüttelt hat und so: „Das ist doch eine total (.) dämliche Diskussion, so'n Name macht doch (.) //mhm// nichts mit einem, //mhm// also das verändert einen ja nicht.“ Und (.) da hat's bei mir Klick gemacht. Und (.) wo ich schon auch gemerkt hab' ((schluckt)): „Ja das hat tatsächlich (.) nichts mit mir zu tun. //mhm// Und ich werde das auch mit dem anderen Namen hinkriegen“ und dann hab' ich's eher in dieses (.) Ding um so: „Hey ich find' das cool dass ich (.) da irgendwie 'n Vorreiter bin“ und hab' dann auch wieder viel Rückmeldung bekommen von @anderen@ Frauen die sagen: „Hey voll cool dass ihr das so macht oder gemacht habt“, //mhm// die dann (2) dem auch nach gefolgt sind. //mhm// Ähm (.) und wo ich es auch cool find' wi::e das immer mehr kommt. //mhm// Dass man/ dass er wirklich um die (.) dass man nicht sagt: „Hey das ist Tradition so machen wir's, //mhm// sondern (.) hey wie wollen wir's eigentlich?“ Da versuch ich schon auch Leute zu ermutigen so: „Hey überleg doch mal“, //mhm// (2) wenn man sich dann überlegt so: „Okay, ich hab' ich jetzt grad für den echt (.) nicht so schön klingenden Namen entschieden? Warum eigentlich?“ //mhm// Ähm (.) das muss man doch heute eigentlich nicht mehr machen. //ja// Aber es war schon (3) na. Also schon 'n hartes Stück Arbeit, grad für mich (.) //mhm// selber das irgendwie durchzukriegen. Dass das nichts mit mir zu tun hat, //mhm// wo ich dann aber auch dachte: „Hey, die Frau hat genauso @lang@ äh ihren Namen“, //mhm// und muss dann auch von jetzt auf nachher irgendwie (.) ihre Identität ändern. //mhm// Und im Endeffekt ist das nicht so'n großer Schritt. (Steffen, 1101–1134)

Dieser berichtsförmig vorgetragene Abschnitt, in dem der Erzähler die Entscheidung des Protagonisten zur Annahme des Nachnamens seiner Frau rekapituliert, kann in verschiedenerlei Hinsicht als beispielhaft für die Darstellung von Reflexivität und Entwicklungsbereitschaft gelten. Die Ausgangssituation ist ein scheinbar schwer aufzulösendes Dilemma: der Protagonist und seine spätere Ehefrau sind verlobt, können sich allerdings nicht darauf einigen, welchen Namen sie als Ehepaar führen wollen. Obgleich das deutsche Namensrecht diese Möglichkeit vorsieht, taucht die Option, dass beide Ehepartner:innen ihre Namen beibehalten, in Steffens Darstellung nicht auf – es bedarf, so scheint es, einer Entscheidung für einen der beiden Namen, eine Aufgabe, die symbolisch stark aufgeladen ist. Zu Beginn ist keiner der beiden Verlobten dazu bereit, den eigenen Namen aufzugeben, wenngleich aus verschiedenen Gründen: Während Steffen seinen Geburtsnamen als identitätsstiftend erlebt, weil er in seiner Schulzeit mit ihm aufgezogen wurde und der Name ihm dergestalt zur Entwicklung einer Art von Resilienz („abgehärtet“) verholfen hat, ist die Verlobte Katharina keinesfalls bereit, einen derart „altertümlich[en]“

Namen anzunehmen und diesen dann in ihrer Arbeit in der Klinik auch noch permanent auf einem Namensschild mit sich herumzutragen. Die Positionen scheinen dermaßen verhärtet, dass sogar denkbar erscheint, dass die lange Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit unter anderem auf die fehlende Einigung auf einen Ehenamen zurückzuführen ist. Der verfahrenere Zustand dauert bis zu einem Gespräch zwischen dem Protagonisten und der Ehefrau eines Kommilitonen an, in dem diese ihn mit der Position konfrontiert, dass Namen völlig unerheblich für die eigene Identität seien („so'n Name macht doch nichts mit einem“) und die Bedeutung, die das verlobte Paar und insbesondere Steffen der Frage beimesse, entsprechend übersteigert („eine total dämliche Diskussion“). Dieses Erlebnis, so wird es dargestellt, bewirkt beim Protagonisten einen plötzlichen Erkenntnisprung („da hat's bei mir Klick gemacht“): Ein Schalter wird umgelegt, der den Protagonisten von einem Zustand in einen anderen versetzt, und zwar von einem retrospektiv problematisierten in einen als besser und wünschenswerter erachteten. In dieser Darstellung dokumentiert sich also eine Idee von Fortschritt oder dem Eintreten in einen höheren Bewusstseinszustand, nicht in einem esoterischen Sinne, sondern ganz konkret politisch: der Protagonist erlangt Klarheit darüber, warum er sich mit dem Ablegen seines Geburtsnamens schwertut (nämlich aufgrund der Orientierung an einer Tradition) und es gelingt ihm aufgrund dieser Einsicht, sich von seiner vormaligen Position zu entfernen. Er erscheint als reflektiert, lern- und veränderungsbereit.

Die Identität des Protagonisten, seine Stabilität und Handlungsfähigkeit als Subjekt sind und bleiben dabei eine zentrale Orientierung. Das Argument an dieser Stelle lautet, dass diese Größen durch eine Namensänderung nicht in Gefahr geraten und eben gerade nicht, dass sie an Bedeutung verlieren. In den Worten des Erzählers geht es darum, es „auch mit dem anderen Namen hin[zu]kriegern“. Das Argument „das verändert einen ja nicht“ setzt als Prämisse voraus, dass eine stabile Identität wünschenswert und die Namensänderung deswegen für den Protagonisten subjektiv akzeptabel ist, weil sie keine Folgen für dessen Identität zeitigt. Im Gegenteil stellt die Namensänderung für Steffen sogar eine Möglichkeit dar, sich zu profilieren – dank ihr kann er „Vorreiter“ sein. Ebenso verhält es sich auch mit der Präsentation von Rationalität: Seine Bereitschaft, seine eigene Grundhaltung auf den Prüfstand zu stellen und auf Basis von ihm angetragenen Argumenten zu revidieren, führt zu einer Darstellung von Steffen als jemand, der sich vom besseren Argument überzeugen lässt. Die Bereitschaft, einzulenken wird der Fähigkeit, sich durchzusetzen gegenüber vorgezogen. Steffen erscheint so als anderen Männern gegenüber avanciert und fortschrittlich, symbolisch wird er zum Vorreiter und erweist sich im Wettbewerb anderen Männern überlegen. Seine Flexibilität, die zugleich als „hartes Stück Arbeit“ am Selbst und damit als individuelle Leistung dargestellt wird, gereicht ihm zum Vorteil, indem er eine Reihe an positiven Rückmeldungen von „@anderen@ Frauen“ erhält, die ihm attestieren, sein

Namenswechsel sei „cool“. Steffen selbst versucht nun, andere Männer davon zu überzeugen, es ihm nachzutun. Interessant ist zuletzt noch, dass Katharina zugestanden wird, dass sie „auch von jetzt auf nachher irgendwie (.) ihre Identität ändern“ müsste, falls sie ihren Namen ändert – was im unmittelbaren Widerspruch dazu steht, dass der Erzähler eben argumentiert hatte, der Namenswechsel wirke sich auf die Identität des Protagonisten *nicht* aus. Das Argument selbst erscheint so gegenüber der Fähigkeit des Protagonisten zur *Perspektivübernahme* zweitrangig, was sich auch in der weiter oben im Kontext einer längeren Passage bereits zitierten folgenden Aussage spiegelt:

mal zu merken wie anstrengend das ist. //mhm// Da (.) 'n ganzen Tag den Fokus auf dieses Kind zu haben, //mhm// weil der irgendwie noch so viel fordert und ((holt Luft)) man so froh ist wenn der schläft dass man mal 'n bisschen (.) //ja// Zeit für sich hat, da hab' ich auf meiner (.) bei meiner Zeit (.) bei der Arbeit viel mehr Zeit für mich selber wie jetzt zu Hause. //ja// Und da konnte ich das auch mal (.) verstehen, wie heftig das ist da zu Hause, //mhm// wo ich dann auch immer sag': „Leute (2) ich kann's nicht verstehen wenn ihr nach Hause geht und sagt: Hey es ist hier nicht aufgeräumt.“ (Steffen, 1070–1077)

In dieser Passage stellt der Erzähler die Fähigkeit des Protagonisten zur Perspektivübernahme deutlich heraus. Der Protagonist weiß durch die Einbindung in Sorge- und Erziehungsaufgaben, wie anstrengend diese sind, weil die Betreuung der Kinder keine „Zeit für sich“ bleibt. Diese Eingenommenheit, dieser permanente Fokus sei bei seiner Erwerbsarbeit erheblich weniger gegeben.

Auch hier ist das Darstellungsinteresse des Erzählers eine Abgrenzung gegenüber anderen Männern. Dem Protagonisten sei es, so wird es dargestellt, unverständlich, wie Männer, die sich in einer ähnlichen Situation befinden wie er, nämlich als Väter einen höheren Erwerbsarbeitsanteil haben als die jeweiligen Partner:innen, nach der Arbeit nach Hause kommen und Unverständnis über einen mangelhaften Ordnungszustand in der Wohnung äußern. Aus der Perspektive des Erzählers deutet dies auf einen Mangel an Erfahrung hin, die solchen Männern die Fähigkeit verstelle, die Perspektive der Person einzunehmen, die primär Haushalts- und Care-Tätigkeiten verrichte. Erst die Erfahrung selbst gemacht zu haben, „wie heftig das ist da zu Hause“ ermögliche eine wahrhaftige Perspektivübernahme. Diese wiederum erscheint als ein wesentliches Kriterium dafür, ob einer Person zuerkannt wird, reflektiert zu sein oder nicht. Letztlich deutet dies wieder zurück auf die Idee eines rationalen, souveränen und entscheidungsfähigen Subjekts, für das allerdings das Sammeln bestimmter Erfahrungen eine notwendige Vorbedingung darstellt. In gewisser Weise stellt dies durch die Vorbedingung also eine Verschiebung in diesem Subjektideal dar, die allerdings oberflächlich bleibt. Während die eigene Urteilsfähigkeit damit betont wird, wird sie den in dieser Hinsicht unerfahrenen anderen Männern in der Tendenz abgesprochen. Auf diese Weise wird Reflexivität in der Darstellung von Steffen zur Männlichkeitsanforderung – ein Phänomen, das durch die Bedingungen der spätmodernen Entwicklungen der Arbeitswelt mit ihren Entgrenzungen und Flexibilisierungen bedingt und

womöglich sogar als Kennzeichen eines Rekonfigurationsprozesses hegemonialer Männlichkeiten lesbar ist (vgl. Lengersdorf und Meuser 2017, 41).

Die Bedeutung von Erfahrung wird auch in der Metapher der Weitung des Blickes bzw. der Weltöffnung betont, die Lars und Steffen bemühen, sichtbar:

also dieses Gespräch mit der Frau (.) des Kommilitonen (.) wo ich dann //mhm// da/ so dieser mit der Namensfindung das war für mich schon (.) eher ein großes Thema, //okay// so (2) ähm: „Ich will eigentlich meinen Namen nicht abgeben“ und dann (.) dieses: „Ist doch eigentlich völlig egal, ich definiere mich nicht da drüber“, //mhm// das hat schon meinen Blick ziemlich geweitet. (Steffen, 335–339)

An dieser, nach wie vor auf die Frage des Ehenamens bezogenen Passage konstatiert der Erzähler eine „Weitung des Blickes“ von Steffen, die, betrachtet man den Kontext, als eindeutig positiv begriffen wird. Gegenübergestellt werden hier Enge und Weite, Geschlossenheit und Öffnung, wobei der jeweils letztgenannte Pol eine Aufwertung erfährt. Das Beharren auf dem eigenen Willen (in diesem Fall, den eigenen Namen behalten zu wollen) wird negativ konnotiert, sofern es nicht mit einer stichhaltigen Begründung korrespondiert: den Namen behalten zu wollen, ohne begründen zu können, warum, wird auf diese Weise problematisiert, die Bereitschaft, den eigenen Wunsch in Auseinandersetzung mit einer dritten Person auf den Prüfstand zu stellen, aufgewertet. Die Bereitschaft zur Selbsthinterfragung im Gespräch bedeutet dabei das teilweise Aufgeben eines nach außen abgeschlossenen, autarken und schon immer handlungsfähigen Subjekts und insofern eine Art Relationalisierung. Die Identität des Protagonisten wird flexibilisiert und zum Gegenstand der Aushandlung in sozialen Beziehungen – und diese Impulsoffenheit nach außen wird positiv bewertet. Der Protagonist erscheint als reflexionsbereit und lernfähig, indem der Realisationsmoment, ohne guten Grund am eigenen Namen festzuhalten, rasch lebensweltliche Folgen zeitigt. Zugleich wird die Entscheidung des Protagonisten retrospektiv als Entwicklungsgeschichte erzählt, die der Protagonist *be-reits durchlaufen* hat. Der Protagonist ist besser geworden, reifer geworden, aber er erscheint nicht *gegenwärtig* als unzulänglich und reifungsbedürftig. Die retrospektive Erzählung als Entwicklungsgeschichte bedeutet dementsprechend keine Relativierung gegenwärtiger, sondern immer nur vergangener Autonomie und kann daher auch nur als teilweiser Bruch mit der Vorstellung abgeschlossener, souveräner Individualität verstanden werden. Auch bei Lars ist subjektive Veränderung überaus positiv konnotiert:

auf einmal wurde die Unierfahrung sowas wie ich's mir immer vorgestellt hab', wo mein Kopf (.) und alles so (.) geweitet wird mit so 'ner (.) unendlichen Möglichkeit. Also (.) //mhm// die Bücher die ich lesen konnte die waren (.) jedes hatte 'ne neue wahnsinnige Idee in sich die mein Leben (.) im Prinzip auf'n Kopf gestellt hat, ich (.) ich war sozusagen konstant herausgefordert (.) ä::h intellektuell irgendwie dabei zu bleiben, es war natürlich immer noch dieses Gefühl da: „Ja ich bin eigentlich nicht genug aber dafür ist jetzt keine Zeit so ich muß das hier so (.) machen“ (Lars, 1197–1203)

Der Erzähler stellt an dieser Stelle die Erfahrung des Protagonisten in einem Auslandssemester in England dar. Lars ist „konstant herausgefordert“ durch die Vielzahl an Ideen und Einflüssen, die auf ihn einprasseln, jedes Buch, das er liest, „hatte ‘ne neue wahnsinnige Idee in sich die mein Leben (.) im Prinzip auf’n Kopf gestellt hat“. Auch in dieser Passage ist eine stark positive Bewertung von Beeinflussbarkeit, von Lern- und Veränderungsbereitschaft ablesbar. Das erzählte Ich ist ein Schwamm, keine Kapsel, die sich gegen Außeneinflüsse abschließt, und das soll es auch sein. Zugleich erinnert die Wortauswahl in der vorliegenden Passage in gewisser Weise an Entdeckergeist und Allmachtsvorstellungen – neue Welten tun sich auf, Möglichkeiten sind unendlich. Diese Assoziation scheint aber auf den zweiten Blick nur bedingt passend: in dieser Passage geht es nämlich sicherlich nicht darum, sich die Welt untertan zu machen. Vielmehr betont der Erzähler die Offenheit des Subjekts für äußere Einflüsse, Neugierde und Unabgeschlossenheit. Veränderung und sogar Umsturz der eigenen Identität erscheinen als ein Telos, das sogar das Gefühl von Minderwertigkeit bei Lars zu übertönen vermag. Nun ist die Frage, inwiefern diese Aufwertung von Veränderungsbereitschaft und flexibler Identität eine lebensalterspezifische Vorstellung ist – denn Lars und Steffen sind in der Erzählzeit beide junge Erwachsene, Lars‘ Episode spielt sich sogar in einer klassischen Bildungseinrichtung ab. Dennoch scheint die eben beschriebene Aufwertung nicht nur ein unmittelbar lebensphasenbezogenes Phänomen zu sein: Die Entscheidung, den Namen abzugeben, ist schließlich gerade keine in klassischer Weise in formelle (Aus-)Bildungsprozesse eingebundene und nicht an ein bestimmtes Alter gekoppelt. Die Frage, die sich an dieser Stelle eröffnet, ist die des Verhältnisses von (Selbst-)Bildung, Übergängen und Männlichkeiten, dem ich in Kapitel 14 noch nachgehen werde.

Es zeigen sich dabei unterschiedliche Positionierungen der Protagonisten durch ihre dargestellte Reflexivität. Bei Lars führt diese zum Scheitern an als gültig dargestellten traditionellen Männlichkeitsvorstellungen, hier wird eine reflexive Männlichkeit also als untergeordnet positioniert. Der zweite Fall ist eine Gleichzeitigkeit der Schilderung bestimmter Aspekte traditioneller/echter Männlichkeit sowie einer Darstellung von Reflexivität. Auf diese Weise werden reflexive Männlichkeiten besonders und aufgewertet. Wie sie sich zu hegemonialer Männlichkeit verhalten, ist dann allerdings nicht pauschal zu beantworten. Eine nicht- oder anti-reflexive Männlichkeit scheint aufgrund der Anforderungen der Arbeitswelt und der Errungenschaften feministischer Bewegungen kaum noch hegemonialen Status beanspruchen. Reflexivität kann also im Gegenzug durchaus Bestandteil hegemonialer Spielarten von Männlichkeit sein. Die Darstellung von Reflexivität bei gleichzeitigem Beibehalten wesentlicher traditioneller Leitbilder von Männlichkeit, eine Art performative oder halbierte Reflexivität also, könnte so zum Bestandteil komplizierter Männlichkeiten werden. Ein vollständiges Hegemonial-Werden reflexiver Männlichkeiten, die auf alle naturalisierenden Selbstverständlichkeiten

traditioneller Männlichkeiten verzichten, scheint aber umgekehrt auch nicht feststellbar. In einem solchen Szenario gäbe es mutmaßlich keine männliche Hegemonie bzw. keine konkreten Männlichkeitsanforderungen mehr, sondern es müsste eine kulturelle Hegemonie der Reflexivität und Singularität mit post-modernen, flexiblen Subjekten herrschen, in der Geschlecht kaum mehr eine Rolle spielt. Angesichts dessen, dass kein einziger Interviewpartner die Positionierung als Mann fallen lässt oder für sich keine Männlichkeit in Anspruch nehmen will, erscheint eine solche Diagnose empirisch unzutreffend.

Im Folgenden sollen nun einige Aspekte der Präsentation von Reflexion und Entwicklung anhand von beispielhaften Interviewziten illustriert werden. Wesentlich erscheint dabei zunächst die *Kenntnis der eigenen gesellschaftlichen Position*. Positionierungen wie die nur beispielhaft zitierte folgende von Eberhard finden sich auch in Interviews mit Elmar, Georges, David oder Steffen, also in einer ganzen Reihe. Im vorliegenden Fall wird die Unterstützung durch die Eltern besonders betont, was nicht ungewöhnlich ist, aber auch die aktuelle eigene materielle Versorgung wird in diesem und anderen Interview reflektiert als „privilegiert“ gekennzeichnet:

vielleicht ist das schon 'n Luxus wenn man das sagen kann: „Ich suche meine Berufung“, ähm (.) //mhm// wo man aber in meiner Biographie sieht dass es (.) 'ne Weile gedauert hat. Als ich dann fertig war war ich dreißig. //mhm// Also da war mein (.) mein jetziger Beruf (.) äh (.) noch nicht ganz fertig aber fast, genau. Und da wurde der Gabriel geboren. @(.).@ //mhm// Ähm (.) aber (.) eher so 'ne Suchbewegung. //mhm// Dahin. //mhm// (2) Aber es ist vielleicht auch 'n Privileg. //ja// Muss man ehrlicherwise sagen. (Eberhard, 2260–2265)

Auch die Präsentation von (*akademischem*) *Wissen über Geschlechterverhältnisse* kommt einer Selbstpositionierung als reflektierter Mann zupass. Eine solche findet sich vorrangig in den Interviews mit Elmar oder Lars durch das Einnehmen bestimmter Positionen in Debatten über Geschlecht: Elmar setzt sich beispielsweise – trotz seines Wissens um Kritiken der Iteration einer zweigeschlechtlichen Ordnung – argumentativ für das Beibehalten binärer Geschlechterkategorien in pädagogischer Arbeit ein:

so lange (.) neunzig Prozent (.) und mehr der Me/ der Menschen sich als Männer und Frauen verstehen, selbst wenn sie (.) in der (.) in der sexuellen (.) Orientierung anders gestrickt sind, //mhm// äh sich als Männer und Frauen verstehen (.) arbeite ich mal noch mit den Kategorien weiter. //mhm// Vorläufig und in paar hundert Jahren können es dann andere @anders machen@ wenn's sich's vielleicht ganz anders verändert hat. (Elmar, 1032–1035)

Lars wiederum thematisiert in seiner Erzählung die wissenschaftlichen Fragen, über die er sich mit seinem Doktorvater während seines Promotionsversuchs nicht einig werden konnte – und offenbart auf diese Weise tiefgehende Kenntnisse in verschiedenen theoretischen Ansätzen des Poststrukturalismus und des neuen Materialismus sowie der feministischen Wissenschaftskritik – und damit verbunden, nur als Beispiel, kritische Anfragen an Deleuze und Guattari: „Inwiefern ist das sozusagen in sich schon wieder (.) ä:h männlich ähm dominiertes Denken?“ (Lars, 1356–1366)

Eine weitere Art der Selbstbefragung zeigt sich im Interview mit Steffen, der – sozusagen *meta-reflexiv* – darüber sinniert, wie die eigene Auseinandersetzung mit Fragen von Gleichstellung sich eigentlich begründet. Es kommt zum Schluss, dass die Auseinandersetzung das erzählte Ich schon lange begleitet und sich einerseits aus einem immer schon gegebenen Gerechtigkeitsempfinden, andererseits aus seiner tertiären Sozialisation im Studium speist; hinterfragt aber auch kritisch, ob es nicht auch ein egoistisches Motiv für seine Auseinandersetzung gibt, weil „wenn’s meiner Frau nicht gut geht geht’s uns als Beziehung nicht gut [...] und dann geht’s mir wahrscheinlich auch nicht gut“ (Steffen, 188–189) Etwas später im Interview äußert sich Steffen dann ausnehmend positiv über die in der Öffentlichkeit häufig geschmähte *geschlechtergerechte Sprache*:

ich hab’ auch (.) als Mitarbeiter auf diesen Musik-Seminaren (.) mitgearbeitet wo dann auch einfach viele sind die dann (.) gegenderte Sprache verwendet haben wo ich gemerkt hab’: „Das macht total viel Sinn.“ Ähm und ist gar nicht so schwer und man gewöhnt sich da dran. Wo sich immer so viele dagegen wehren aber (.) kann's ja mal ausprobieren. (4) Ja ich find’s auch schön dass das auch in der Sprache der Podcasts immer mehr kommt. //mhm// Das/ die gegenderte Sprache. Ja. (Steffen, 351–356)

Podcasts als verhältnismäßig junges mediales Format (das zudem gegenüber dem analogen Radio erheblich häufiger privat und unabhängig von den Bestimmungen von Sendern und großen Medienhäusern produziert wurde – auch wenn der Trend seit einigen Jahren von diesen massiv aufgegriffen wird, vgl. Eins 2022, 19–22) werden so von Steffen als Medium des geschlechterpolitischen Fortschritts markiert. Insbesondere Steffen und Lars sowie teilweise Eberhard verwenden im Interview auch mir gegenüber *geschlechtergerechte Sprachweisen*, insbesondere die Beidnennung.

Auf der Ebene der Erzählgestalt als ganze bildet sich das Ideal der Reflexion auf eine andere Weise ab, nämlich als Erzählung der Lebensgeschichte und im Besonderen der Arbeitszeitreduktion als Entwicklungsgeschichte. Hier gibt es große Übereinstimmungen im Binnenverhältnis der einzelnen Erzählungen, vor allem die, dass Arbeitszeitreduktionen durch die Bank als bewusste Entscheidung in expliziter Auseinandersetzung mit der aktuellen Lebenssituation dargestellt werden, als ein Akt der Gestaltung auf Basis einer Entwicklung und einer reflexiven Überlegung (und zwar sogar dann, wenn der Anlass der Arbeitszeitreduktion als sich völlig dem eigenen Einfluss entziehend dargestellt wird wie in Eberhards Fall). In den Konstruktionen der Erwerbsarbeitsreduktion als Entwicklungsgeschichte sind bestimmte Vorstellungen eines wünschenswerten Endzustandes eingelagert. Die Inhalte dieser normativen Endvorstellungen werden an verschiedenen Stellen dieser Studie näher in den Blick genommen, hier sind die Auffälligkeiten von Interesse, dass die meisten Interviewpartner ihre Entwicklung in der Gegenwart als mehr oder minder abgeschlossen kennzeichnen: sie sind jetzt so, wie sie sein sollten (was ja für Gegenwart und Zukunft weitere Entwicklung gerade nicht vorsieht) und dass

sie ihre Geschichte als Entwicklungsgeschichte erzählen und so von der Idee abrücken, schon immer diesem Ideal genügt haben zu müssen. Auch die *sturdy oak* muss wachsen, könnte man etwas provokant formulieren. Lars, der seine Entwicklung und insbesondere den Erwerb der Fähigkeit zur Bewältigung von Männlichkeitsanforderungen nicht als abgeschlossen betrachtet (und dies im Übrigen zudem nicht als rein individuellen Prozess konzeptualisiert), bildet von dieser Konstruktion als Entwicklungsgeschichte eine Ausnahme. Die Erzählungen von Helmut und Elmar sind als Entwicklungsgeschichte aufgebaut, ranken sich aber vorwiegend um ‚Reaktivität‘: kritische Lebensereignisse werden zum Auslöser für einen Bewältigungsprozess, der wiederum durch bewusste Reflexion zu einem Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung der Protagonisten wird.

Die Frage, wie es zur Darstellung oder Interpretation der Erzählung der Erwerbsreduktion als Entwicklungsprozess kommt, ist nicht trivial. Eine erste Vermutung könnte sein, dass dem Interpretationsprozess selbst eine implizite Normativität zugrunde liegt: Ich rekonstruiere Entwicklungsprozesse, weil durch diese Diagnose meine eigenen Vorannahmen (grob: Männlichkeiten verändern sich durch Arbeitszeitreduktionen) bestätigt werden; ich sehe, was ich sehen will. Dem lässt sich entgegen, dass sich im Interpretationsprozess so starke Überschneidungen zwischen den Erzählungen zeigten, dass sich sogar eine Art Phasenmodell konstruieren ließ und dass die Orientierung an Linearität und biographischer Progression über die Interviews hinweg erheblich ist. Diese Befunde ergaben sich erst in der Interpretation – ich hatte nie nach einem Phasenmodell gesucht. Wenn an dieser empiriegeleiteten Interpretation etwas kritisch zu hinterfragen ist, ist es meines Ermessens der in sie eingelagerte ‚Wille zur Vereinheitlichung‘ – denn natürlich sind trotz aller Überschneidungen die Binnendifferenzen zwischen den Interviews erheblich, was die Linearität der entwicklungsgeschichtlichen Erzählungen angeht. Dennoch ergeben sich aus der Feststellung einer gewissen Übereinstimmung der Erzählform einige Fragen und Reflexionen: So ließe sich die Formulierung einer linearen Entwicklungsgeschichte als Re-Souveränisierung unter Bedingungen einer Reflexivitätsanforderung verstehen, als Umgang mit eigener Unsicherheit und antizipierter Kritik an der eigenen Lebensführung. Bei Steffen und Lars, die klare normative Vorstellungen einer ‚guten Männlichkeit‘ vertreten, dient die Linearisierung ggf. auch der Stärkung des Arguments für eine solche Form der Männlichkeit. Zugleich ist hier wiederum die Frage, ob eine solche lineare Darstellung wirklich einen Rückschluss auf Männlichkeitskonstruktionen zulässt. Mir erscheint nicht völlig unzweifelhaft, ob eine solche Selbstpräsentation nicht auch als eine von der Geschlechtszugehörigkeit unabhängige Anforderung an Subjekte in der Spätmoderne generell verstanden werden kann: als Präsentation als unternehmerisches Selbst, Mikrounternehmer usw. – unbenommen dessen, dass die Quellen dieser Anforderung in traditionell männlich kodierten Tugenden liegen, hat sich die Idee von individueller Autarkie

zunehmend universalisiert; an der Abwertung von Care hat sich wenig getan, aber inzwischen ist geschlechtsunabhängig über beruflichen und öffentlichen Erfolg Prestige zu gewinnen.

Teil IV: Diskussion und Schluss

Nachdem im vorherigen Kapitel diskursive Artikulationen in den Interviews herausgearbeitet und mittels der eingefügten Kontextualisierungen in Phänomene öffentlichen Sprechens über Männlichkeiten eingebettet wurden, sollen im Folgenden einige übergreifende Systematisierungen vorgenommen werden, mit deren Hilfe Antworten auf die eingangs gestellten Forschungsfragen formuliert werden können. Zunächst werden in Kapitel 12 zwischen den Polen Affirmation und Ablehnung sowie Einbegriffen- und Ausgeschlossenheit in den diskursiven Artikulationen enthaltene Konstruktionen von Normalität inhaltlich und formell umrissen sowie unterschiedliche Modi der Positionierung zu diesen differenziert werden, um daraufhin die Frage zu klären, wie Arbeitszeitreduktionen als Übergang konstruiert werden. In Kapitel 13 werden die empirischen Befunde dieser Studie bezogen auf Männlichkeit systematisiert und mit aktuellen Diskursen und theoretischen Ansätzen der kritischen Männlichkeitsforschung verbunden. Dabei spielt die analytische Unterscheidung zwischen den idealtypisch zu unterscheidenden Subjektpositionen als ‚(moralisch) guter Mann‘ und ‚echter Mann‘ eine zentrale Rolle. Kapitel 14 stellt Anchlüsse der Studie an erziehungswissenschaftliche Debatten um Lernen und Bildung her, ehe der gesamte Forschungsprozess abschließend in Kapitel 15 kritisch gewürdigt wird und Desiderate sowie ein Fazit formuliert werden.

12 Arbeitszeitreduktionen von Männern als Übergang? Normalität, Normativität und Abweichung

In der Interpretation stellte sich heraus, dass sich auf Basis der empirischen Befunde dieser Studie ganz unterschiedliche Konstruktionen von Normalität skizzieren lassen, zu denen sich die jeweiligen Erzähler zudem in ganz unterschiedlicher Weise ins Verhältnis setzen. Diese Normalitätsannahmen erlauben Rückschlüsse auf Männlichkeitskonstruktionen sowie die (Nicht-)Markierung von Arbeitszeitreduktionen als Übergang. Im Folgenden werden diese Normalitätskonstruktionen im Kontext von Arbeitszeitreduktionen von Männern systematisiert. Dabei werden explizite Aussagen über und implizite Konstruktionen von Normalität und Normativität zueinander ins Verhältnis gesetzt und theoretisiert.

Von besonderem Interesse sind die Ressourcen, auf die die Interviewpartner zur Konstruktion solcher Normalitätsvorstellungen zurückgreifen: auf welches Wissen wird dabei zurückgegriffen, welche Rolle wird Sozialisationsinstanzen und dritten Akteur:innen zugewiesen? Der Begriff der „Normalität“ wird dabei an dieser Stelle zunächst als heuristischer Begriff genutzt, ohne ihn zu eng theoretisch zu operationalisieren. Daher wird er nicht nur in einer deskriptiven Form verstanden (im Sinne einer Normalverteilung oder Aussagen über die Häufigkeit von Phänomenen), sondern auch im häufig unter ‚Normativität‘ geführten präskriptiven Sinne – als unhinterfragte (individuelle und geteilte) Annahme über die „richtige“ und „falsche“ Beschaffenheit einer Sache, Person oder Praktik (vgl. Link 1997, 15–26). Im Folgenden werde ich zuerst unterschiedliche Modi der diskursiven Artikulation von Normalität unterscheiden, ehe ich auf die Inhalte dessen, was jeweils als ‚normal‘ erscheint, ingehe.

Im Modus der *bruchlosen Affirmation* wird eine Norm von den Erzählenden als *gültig und richtig* beschrieben und die eigene Praxis als *normal*. Dies ist etwa im Interview mit Helmut zu beobachten, indem er die klare Trennung zwischen seiner Firma und Haushalt und Familie („daheim“) und die mit dieser Sphärentrennung verbundene Arbeitsteilung zwischen ihm und seiner Frau explizit gutheißt und betont, sie zu keinem Zeitpunkt verändert haben zu wollen. Die Frau wird dabei positioniert als stille Unterstützerin dieser Übereinkunft, die keine Versuche unternimmt, im „Geschäftsleben“ mitzumischen und die zudem alle Aspekte der finanziellen Versorgung der Familie („Finanzplanung“) ihrem Mann überlässt. Helmut selbst tritt zugleich als Gatekeeper auf, der weder an der Meinung seiner Frau zu seinem geschäftlichen Leben noch

an ihrer Beteiligung an diesem ein Interesse hat. Dieses Modell benennt er selbst als „klassisch“, was auf ein Bewusstsein des Erzählers darüber hindeutet, dass andere, weniger ‚klassische‘ Modelle neben diesem existieren und Fürsprache finden.

Der *Modus des Ausgeschlossenseins oder Verfehlens* stimmt in der Frage der Verbindlichkeit und Eindeutigkeit von Normalitätsvorstellungen mit dem vorherigen überein. Zugleich wird der Protagonist (oder andere Figuren) der Erzählung aber als (freiwillig oder unfreiwillig) außerhalb dieser Norm stehend positioniert. So spielt in Lars' Lebensgeschichte die Auseinandersetzung mit ‚traditionellen‘ Männlichkeitsanforderungen, die teils explizit ausbuchstabiert werden, aber an noch mehr Stellen implizit mitschwingen, eine zentrale Rolle. Lars' jüngere Vergangenheit ist geprägt vom Scheitern seines Promotionsprojektes und dem Fallen-Gelassen-Werden durch seinen Doktorvater, der insbesondere in der Phase vor der Aufnahme der Arbeit an der Promotion eine Art akademischer Mentor für Lars gewesen war. Lars postuliert auf Basis dieser Vorgeschichte, dass es nur zwei mögliche Positionen gebe, die Subjekte zu diesen Normen einnehmen könnten: erstens die vollständige Entsprechung und Unterwerfung (die ihm persönlich von vorneherein verwehrt ist) oder zweitens die vollständig ausgeschlossene Position, oft, ähnlich wie in Connells Theorie hegemonialer Männlichkeit charakterisiert durch einen effeminierten schwulen Habitus. Diese zweite Position ist Lars wiederum ebenfalls nicht zugänglich, weswegen er nach einer nuancierten dritten Position sucht, die weder völlig innerhalb noch völlig außerhalb der Norm liegt. Seine Grundannahme ist damit die Persistenz hergebrachter Männlichkeitsnormen, denen er zugleich nicht entspricht und zu denen er keine affirmative Position einnimmt, sondern zu denen er in Opposition tritt. Eine Variante des Verfehlens findet sich auch dort, wo bestimmte Normen, z. B. aus Krankheitsgründen, zwar nicht mehr erfüllt werden können, aber dies als Entlastung dargestellt wird. Eberhard gerät im Zuge seiner schweren Erkrankung etwa zunehmend in Sorge darüber, ob eine Rückkehr in Erwerbsarbeit überhaupt möglich ist und ob er seine Familie finanziell versorgen können wird. Diese Unsicherheit führt den Protagonisten in eine Depression. Schließlich fasst er den Entschluss, die Unsicherheit, ob eine Rückkehr in seine alte Normalität wieder möglich ist, in Richtung der Abweichung aufzulösen.

Einen weiteren Artikulationsmodus stellt die Annahme der Gültigkeit einer von industriegesellschaftlich-bürgerlichen Männlichkeitsvorstellungen deutlich abgesetzten *neuen Normalität*, die allerdings nicht als Abweichung, sondern als bereits gültige oder zumindest als anerkannte alternative Norm dargestellt wird, dar. Diese neue Normalität bedeutet etwa für Steffen eine Modernisierung der Vaterrolle sowie eine Bewegung hin zu einer vermehrten Partizipation an Pflege- und Sorgetätigkeiten auch im frühen Kindesalter und hin zum Paradigma der Aushandlung in Partnerschaften. Für Steffen handelt es sich beim als ‚klassisch‘ benannten Modell nicht um ein beliebiges, das eine

von verschiedenen Wahlmöglichkeiten darstellt, sondern um eines, das „nicht mehr zeitgemäß“ und letztlich moralisch verwerflich ist. Zur Kennzeichnung dieser Ablehnung nutzt er das Attribut „total unmännlich“, was darauf verweist, dass er zu Männlichkeit prinzipiell ein affirmatives Verhältnis pflegt bzw. dass Männlichkeit aus seiner Sicht nur dann zuerkannt werden sollte, wenn bestimmte Einstellungen und Verhaltensweisen von Männern (nicht) an den Tag gelegt werden. Es findet also – dies ist ein weiterer Modus der Artikulation, der sich nur durch die Einschätzung der Tragfähigkeit industriegesellschaftlich-bürgerlicher Männlichkeitsnormen unterscheidet und somit mit dem zuvor genannten ein Kontinuum bildet – eine *Abgrenzung/Besonderung der eigenen Lebenspraxis* statt: Eine bestimmte Norm wird in diesem Modus also als nicht (mehr) gültig oder als teilweise noch gültig, aber nicht mehr zeitgemäß oder normativ richtig beschrieben. Die eigene Praxis weicht dementsprechend von dieser ‚veralteten‘ Norm ab, schließt dafür aber an eine „neue“ Norm an.

Im Gegensatz zu den bisher vorgestellten Modi werden Normen im Modus der *Variation* verhandelbar. Sie sind zwar grundsätzlich intakt, ihr Verbindlichkeits- und Eindeutigkeitsgrad ist aber gesunken. Bereits in den bisher angeführten Interviewpassagen ist der Grad dessen, als wie wirkmächtig ‚klassische‘ Männlichkeitsnormen trotz der grundsätzlichen Annahme, dass sie nach wie vor existieren, dargestellt werden, unterschiedlich. Dennoch finden sich an einigen Stellen besonders auf diese ‚hergebrachten‘ Normen bezogen weitreichende Relativierungen. Diese werden betrieben durch die Kompensation oder ‚Rechtfertigung‘ für die Abweichung von einer ansonsten als intakt beschriebenen Vollzeit- und Ernähernorm oder das ‚Trotzdem-Inbegriffen-Seins‘ in einer erweiterten Norm. In Marius‘ Erzählung, in der der Protagonist seine Arbeitszeit auf 70 % reduziert, dient etwa die relative Nähe seines Beschäftigungsumfangs zu einer Vollzeitbeschäftigung als ‚Entlastung‘ von der Abweichung. Hier scheinen vormals enge normative Begrenzungen dehnbare zu werden, so dass eine größere Vielzahl an Lebensformen als normal gilt – ohne dass deswegen überhaupt keine Ausschlüsse mehr stattfinden würden (vgl. Abschnitt 2.2.1, auch Link 1997). Auch die prinzipielle Möglichkeit der *Kompensation des Bruchs einer Norm durch die Erfüllung einer anderen* kommt in den Interviews zum Vorschein. Insbesondere ist dies der Fall bei Helmut und Georges, die beide deutlich vor dem regulären Rentenalter ihre Erwerbstätigkeit vollständig aufgeben. In beiden Interviews wird damit mit einer Vollzeithnorm und vergeschlechtlichten Chrononormen (Freeman 2010; Riach et al. 2014), Männer im mittleren Erwachsenenalter müssten erwerbstätig sein, gebrochen. Zugleich wird das Ernährer-Modell vom Erzähler allerdings nicht infrage gestellt (s.o.) und diesem wird der Protagonist auch nach wie vor gerecht, indem die materielle Versorgung seiner Familie auch ohne Erwerbsarbeit seinerseits sichergestellt ist. In Helmuts Erzählung bleibt die Vorstellung einer Normalität männlicher Vollzeitarbeit also ungebrochen, die der Protagonist dann aber

eigensinnig bricht – was aber wiederum nur dadurch möglich ist, dass er der ebenso weiter intakten Ernährernorm entspricht. Durch diesen ‚Trade-Off‘ kann der Protagonist sich weiterhin als normentsprechend präsentieren. Im Kontext der Männlichkeitsforschung ist hier an Edgar Forsters Beitrag zu erinnern, in der er im Kontext von Männlichkeit, an Laclau anschließend, von „Äquivalenzketten“ (Forster 2005, 62) spricht: Seine These lautet, dass es eine Vielzahl an Elementen gibt, die diskursiv Männlichkeit konstituieren. Jeweils für sich selbst genommen ist jedes dieser Elemente weder notwendig noch hinreichend dafür, dass eine Praxis oder Person als männlich anerkannt werden kann. Hierfür ist eine Verkettung verschiedener äquivalenter Elemente notwendig. Der eben geschilderte Austausch – das Nicht-Erfüllen der einen Norm wird durch das Erfüllen der anderen kompensiert – fügt sich in dieses Bild ein. Legt man Normen eines industriegesellschaftlich-bürgerlichen Männlichkeitsdiskurses zugrunde und betrachtet diese als diskursive ‚Grundposition‘ (was sich, wie ich im folgenden Abschnitt erläutern werde, aus den Interviews entwickeln lässt), lassen sich die eben beschriebenen Artikulationsmodi in etwa wie Abbildung 3 darstellen.

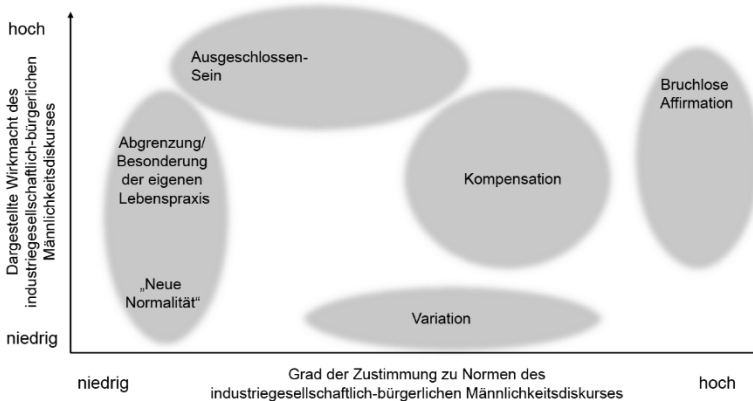


Abbildung 3: Modi der Artikulation von Normalität im Kontext von Männlichkeit

Die aufgeworfene Frage, ob und als was für ein Übergang Arbeitszeitreduktionen von Männern konstruiert werden, steht in Korrespondenz zu der hier entwickelten Systematisierung: In den Modi der *neuen Normalität* und der *Variation* wird die Arbeitszeitreduktion selbst über einige wenige administrative und organisatorische Fragen hinaus biographisch nicht als Übergang relevant gemacht. Nachfragen zu Reaktionen des Umfelds oder am Arbeitsplatz führen hier zur Irritation oder werden ‚abmoderiert‘. Teils kann diese

Irrelevantsetzung der Arbeitszeitreduktion als solcher als Folge vorangegangener Reorientierungsprozesse betrachtet werden, die ihrerseits wieder als Übergang darstellbar werden, teils als Folge gesellschaftlicher Transformationsprozesse, aufgrund derer die Arbeitszeitreduktion nicht (mehr) als zu bewältigender Übergang erscheint.

Anders verhält es sich im Modus der *Abgrenzung/Besonderung*, in dem die Arbeitszeitreduktion als Bruch einer als gültig betrachteten Vollzeitarbeitsnorm und entsprechend als nicht-normativer Übergang erscheint, der seitens Institutionen und dem sozialen Umfeld von Skepsis und Hindernissen begleitet wird. Im Modus der *Affirmation* des industriegesellschaftlich-bürgerlichen Männlichkeitsdiskurses sowie der *Kompensation* gilt im Wesentlichen dasselbe, nur dass im Modus der *Affirmation* die Entscheidung zur Arbeitszeitreduktion wesentlich als Ausweis individueller subjektiver Handlungsfähigkeit gilt (in den Fällen, in denen die Interviewpartner Kinder haben, wird zudem die Ernährereposition innerhalb der Familie durch die Reduktion nicht gefährdet). Auch im Modus der *Kompensation* wird die Arbeitszeitreduktion als nicht-normativer Übergang markiert, wobei die entsprechende Norm aber im je konkreten Fall der Protagonisten aufgrund anderer persönlicher Merkmale (etwa Alter, Krankheit, Unzufriedenheit am Arbeitsplatz) als in ihrer Gültigkeit und Wirkmacht reduziert erscheint. Insofern werden Arbeitszeitreduktionen von Männern als Übergang hervorgebracht, indem diese Praxis als normentsprechend oder nicht-normentsprechend markiert wird. Umgekehrt erweist sich die Übergangs-Heuristik auf diese Weise als wertvolles Mittel zur Rekonstruktion von normativen zeitlichen Ordnungen des Lebenslaufs, indem die biographische Darstellung als (Nicht-)Übergang die Rekonstruktion von Vorstellungen des Normalen, Besonderen und Abweichenden erlaubt.

Nun sind Modi der Relationierung zu Normen bzw. der diskursiven Artikulation nicht zu beschreiben, ohne bereits einige Inhalte der sie konstituierenden Diskurse vorwegzunehmen. Einige der Inhalte, die in den folgenden Kapiteln vertieft behandelt werden, klangen also bereits an. Im Folgenden werden diese Befunde aus dem empirischen Teil dieser Studie noch einmal zusammengefasst und verdichtet.

13 Arbeitszeitreduktionen von Männern und Männlichkeit

13.1 ‚Echte‘ und ‚gute‘ Männlichkeit als Artikulationsmodi

Die Interpretation der Interviews und der Auseinandersetzung mit aktuellen Debatten um Männlichkeit förderte eine große Zahl und Vielfalt diskursiver Artikulationen hervor, die zunächst unüberschaubar und in ihrer Heterogenität kaum zu vereinheitlichen erschien. Das ist in gewisser Hinsicht zutreffend, denn kein Interviewpartner, kein Interview, nicht einmal eine einzelne isolierte Positionierung oder Aussage in einem Interview würde jemals vollständig einem systematisierten Idealtyp entsprechen. Gleichzeitig setzte sich über den Forschungsprozess und das fortlaufende Kodieren, offene Interpretieren, Memo-Schreiben und die (Fort-)Entwicklung und das Verwerfen von Kategorien hinweg zunehmend eine zentrale Systematisierungsidee durch, die ich im Folgenden vorstellen will. Eine zentrale Kernunterscheidung der Aussagen- und Wertsysteme, innerhalb derer sich diskursive Artikulationen in den untersuchten Interviews ereignen, ist, ob sie auf eine Selbstpräsentation als (*moralisch*) *guter Mann* oder als *echter Mann* abzielen. *Ein (moralisch) guter Mann* oder *ein echter Mann* zu sein stellen zwei grundlegend unterschiedliche Orientierungsfolien dar, die sich zwar in sich wiederum auf ganz verschiedene Diskurse beziehen und insofern heterogen, aber dennoch idealtypisch darstell- und unterscheidbar sind. Mein Argument ist nicht, dass einzelne Interviews sich diesen „Typen“ zuordnen lassen, wenngleich sich sicherlich in manchen Interviews eine Tendenz zur stärkeren Einnahme der einen oder anderen Position beobachten und quantifizieren ließe. Die getroffene Unterscheidung zwischen *ein guter Mann* und *ein echter Mann sein* lässt eher die Bildung von Hypothesen historischer oder sozialstruktureller Natur zu, sie bildet ein Instrument zur Betrachtung von Geschlechter- und Klassenpolitiken, sie stellt ein Werkzeug dar, mit dem sich eine Schneise durch das scheinbar unüberschaubare Dickicht an gegenwärtigen Männlichkeitsdiskursen schlagen lässt. Auf diese Art und Weise bietet diese Systematisierung Unterstützung bei der Orientierung innerhalb der angesprochenen Diskurse und ermöglicht einen Zugang zum lebensweltlichen Balanceakt von Männern zwischen widersprüchlichen Männlichkeitsanforderungen sowie Phänomenen wie hybrider Männlichkeit oder rhetorischer Modernisierung. Im Folgenden will ich entlang der empirischen Befunde dieser Studie die Systematisierung zwischen ‚echter‘ und ‚guter‘ Männlichkeit erläutern und plausibilisieren. Dabei soll diese insbesondere in den Kontext der Männlichkeitsforschung eingeordnet werden. Entlang

der im letzten Kapitel herausgearbeiteten diskursiven Artikulationen in den durchgeführten Interviews lassen sich in den verschiedenen untersuchten Teilbereichen jeweils Grundpositionen herausarbeiten, die entweder implizit als selbstverständlich vorausgesetzt oder explizit als ein Baustein der Konstruktion von Männlichkeit benannt werden. Letzteres geschieht zwar oft in ablehnender Weise, dennoch scheinen Konstruktionen von Männlichkeiten sich mit diesen Grundpositionen in der einen oder anderen Art und Weise auseinanderzusetzen zu müssen.

Bezogen auf Arbeit und Tätigkeit stellt diese Grundposition ‚echter Männlichkeit‘ eine hohe Identifikation mit Beruf und Anstellung und eine Vorrangstellung von Erwerbsarbeit gegenüber anderen Lebensbereichen dar. Hier finden sich aber zugleich eine Vielzahl alternativer, abweichende oder ablehnende Positionen und Relationierung von Arbeit und Privatleben, die nicht nur als gegenseitig ausschließliches Modell zur hohen Identifikation dargestellt werden, sondern zum Teil in Parallelität zu diesen. Auch innerhalb einer Positionierung als ‚echter Mann‘ ist etwa ein Bezug auf Diskurse von Work-Life-Balance möglich. Dieser Befund korrespondiert mit Diagnosen zu Transformationen von Erwerbsarbeit, die sich durch Digitalisierung, Tertiärisierung sowie Flexibilisierung und Subjektivierung auszeichneten (vgl. u.a. Lengersdorf und Meuser 2016; Bröckling 2007; Pongratz und Voß 2004). In diesem Kontext werden auch Geschlechterverhältnisse teilweise neu geordnet. Eine weiterführende Frage wäre, ob diese Normen in der Gegenwart nicht oft geschlechtsunabhängig erweitert wurden, also eher auf ein adult-worker- als auf ein male-breadwinner-Modell verweisen. Von einem Bedeutungsverlust von Geschlecht zu sprechen, wäre an dieser Stelle zu weit gegriffen, eher von einer Erweiterung der Leistungs- und Unabhängigkeitsnorm – gewissermaßen ehemals männlicher Subjektpositionen – auf alle Geschlechter und Alter (vgl. hierzu z. B. Auseinandersetzungen zum #girlboss-Feminismus, Blank 2022). Eine solche Tendenz deutet sich auch im Ideal der „Aushandlung“ in Paarbeziehungen an (vgl. hierzu Kapitel 8.3, in dem die Dialektik des Aushandlungs-ideals dargestellt wird). Im Feld von Familie und Partnerschaft besteht die Grundposition nach wie vor im Ideal des männlichen Ernährers. Die Position des Familienvaters als Ernährer kann als eine der wichtigsten Komponenten hegemonialer Männlichkeit zumindest in weiten Teilen des 20. Jahrhunderts gelten (vgl. Kapitel 2.2) – und die Konstruktion der Ernährerfunktion als „Normalfall“ für Männer, als zur Auseinandersetzung und Positionierung verpflichtende Grundposition, dauert, blickt man auf das empirische Material dieser Studie, an. Ernährerfunktion und Vollzeitnorm wirken dabei in den Interviews vielerorts entkoppelt, entscheidend ist vielmehr die Fähigkeit zur materiellen Versorgung. In mehreren Fällen, insbesondere bei Helmut und Georges, wird die Positionierung als Ernährer trotz Aufgabe der Erwerbsarbeit nicht verworfen. Während die Vollzeitarbeitsnorm also erheblich ins Wanken zu geraten scheint – ablesbar unter anderem an zahlreichen medialen Auseinander-

setzungen und zunehmenden Diskussionen über Erwerbsarbeitsumfang und -bedingungen –, erscheint die Ernährernorm tragfähiger. Zugleich gewinnen aber alternative Positionen wie die des aktiven Vaters und das Ideal der partnerschaftlichen Aushandlung erheblich an Bedeutung (vgl. Kapitel 8). Bezogen auf Ein- und Ausschlüsse figuriert sich Männlichkeit in der Grundposition über die Abgrenzung und den Ausschluss von Frauen und Weiblichkeit, Homosexualität und geschlechtlicher Uneindeutigkeit. Die Positionierung als ‚zeitgemäßer Mann‘ und Diskurse rund um ‚toxische Männlichkeit‘ stellen hier die bedeutsamsten Verschiebungen der benannten Grundposition dar (vgl. Kapitel 9). Bezogen auf die Instanzen der Anerkennung von Männlichkeit herrschen in der Grundposition homosoziale Anerkennungsformen vor, die insbesondere in Feldern und Tätigkeiten aufzufinden sind, die einem industriegesellschaftlich-bürgerlichen Männlichkeitsdiskurs entsprechen: erfolgreich im Beruf sein, Soldat und Staatsbürger sein, bestimmte Sportarten betreiben, Alkohol und Fleisch konsumieren. Der Verzicht auf die zuletzt genannten Konsumgüter, wie aber auch das Scheitern an berufsbezogenen Anforderungen, die Verweigerung des Wehrdienstes und Positionen der Anti-Staatlichkeit und Individualität stellen Gegenhorizonte zu dieser Grundposition dar, die häufig von alternativen, nicht-homosozialen Anerkennungsordnungen begleitet werden, sei es in der Kirche, sozialen Bewegungen oder in der Anerkennung durch Frauen (vgl. Kapitel 10). Das letzte in meiner empirischen Studie betrachtete Feld, das der Subjektkonzepte, ist dasjenige, das aus den Interviews heraus am wenigsten umstritten erscheint: Es herrscht eine Idee ungebrochener individueller Souveränität vor, die dann nur in unterschiedlichen Weisen inhaltlich gefüllt wird: in der ‚traditionellen‘ Version als emotionale Autarkie, individuelle Entscheidungsfähigkeit und Dethematisierung des Körpers, in der ‚alternativen‘ Version als Entwicklungs- und Reflexionsfähigkeit (vgl. Kapitel 11).

Auf diese Weise kristallisiert sich eine recht homogene Grundposition heraus, die, wie bereits formuliert, an vielen Stellen einem traditionell-bürgerlichen Männlichkeitsdiskurs entspricht. Diese möchte ich als Orientierung daran, ein ‚echter Mann‘ sein zu wollen, bezeichnen. Darüber, ob diese von mir so bezeichnete ‚Grundposition‘ allerdings in allen Bereichen hegemonialen Status besitzt, ist durch diese Auflistung noch wenig gesagt.

Auf der anderen Seite – der abweichenden, alternativen und ablehnenden Positionen – zeigt sich eine größere Vielfalt an Positionierungen, sodass eine Vereinheitlichung schwieriger erscheint. Die Orientierung daran, ein ‚(moralisch) guter Mann‘ sein zu wollen, stellt daher einen Versuch dar, inhaltlich recht unterschiedliche Positionierungen in einem Begriff zusammenzufassen. Dies wage ich trotzdem, weil sich recht eindeutige Kontraste zwischen den

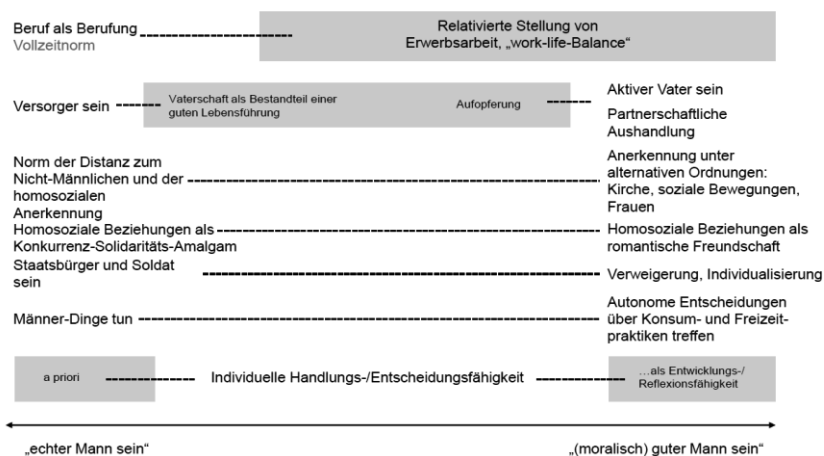


Abbildung 4: Inhalte diskursiver Artikulationen als ‚echter‘ und ‚(moralisch) guter‘ Mann

unterschiedlichen Positionierungen identifizieren lassen. Während die diskursive Artikulation ‚echter‘ Männlichkeit in einer normativ-begrenzenden Art und Weise vonstattengeht (als ‚Imperative‘ oder ‚Leitplanken‘), erfolgt sie bei ‚guter‘ Männlichkeit in einem moralisch-evaluativen Modus (als ‚Ideale‘). Der Verzicht auf die sich aus der „patriarchalen Dividende“ ergebenden Privilegien erscheint hier als zentrales Merkmal der Selbstbeschreibung. Dies spiegelt sich in den Artikulationsweisen in den Interviews: während sich auf ‚echte‘ Männlichkeit vorwiegend entweder implizit-affirmativ bezogen wird (also als unausgesprochene, aber selbstverständlich gegebene diskursive Ordnung) oder explizit-oppositionell (also in Benennung und Ablehnung derselben Ordnung), wird ‚gute‘ Männlichkeit fast ausschließlich explizit-affirmativ artikuliert. Es zeigt sich so eine Tendenz zur Relativierung bestimmter vormals rigider Männlichkeitsdiskurse, die teilweise in einem expliziten Früher-Heute-Vergleich gegeneinandergestellt werden. Wie bei Link (1997) beschrieben, treten so teilweise flexible Normalismen an die Stelle rigider Protonormalismen – wengleich die Normen ‚echter‘ Männlichkeit teils als recht rigide präsentiert werden, ist doch eine große Bandbreite flexibilisierter Umgänge mit ihnen zu konstatieren. Zudem erscheinen Männlichkeitsanforderungen in den Interviews in hohem Maße abhängig von Alter, Gesundheit/Krankheit, sozialem Status, Vermögen, Einkommen, Milieu, Wohnort und weiteren Faktoren. Von ‚der einen‘ Norm zu sprechen scheint also wenig sinnvoll, Normalitäts-

vorstellungen sowie die Anerkennbarkeit von Männlichkeiten sind nur mit einer intersektionalen Blickweise zu verstehen (vgl. Tunç 2012).

Aussagen darüber, was hegemonialen Status bekommt, lassen sich am ehesten über den Grad dessen, als wie „fraglos gegeben“ etwas erscheint, treffen. Hier ergibt sich ein gemischtes Bild. So steht die Existenz einer binären Geschlechterordnung sowie die Verbindung von Männlichkeit und Männern kaum infrage. Dies kann teilweise ein Effekt der Anlage dieser Studie sein, ist aber trotzdem festzuhalten. Ebenso fraglos wird von prinzipieller individueller Handlungsfähigkeit und Autarkie ausgegangen, was als Iteration des bürgerlichen (und historisch männlichen) Subjektideals gelten kann – obgleich eine solche Anforderung teils nicht mehr nur an Männer formuliert wird. Vorstellungen eines männlichen Familienernährers erweisen sich – stärker als solche einer völlig eindeutigen vergeschlechtlichte Trennung der öffentlichen und privaten Sphäre – ebenso als nach wie vor weitverbreitet. In diesen Hinsichten zeigen sich also industriegesellschaftlich-bürgerliche Männlichkeitsvorstellungen als nach wie vor weitgehend tragfähig. An anderen Stellen herrscht mehr Bewegung: Dass ‚echte‘ Männlichkeit, wie in einigen Dimensionen so stark sichtbar wird, auch durch explizite Thematisierungen in ablehnender Art und Weise, spricht stark dafür, dass dieser Männlichkeitsdiskurs vielerorts an fragloser Selbstverständlichkeit verloren hat. Insbesondere in der Frage der Konstruktion von Männlichkeit über Ausschlüsse von Frauen und heterosexuellen Männern, misogyne und homophobe Äußerungen oder die Besetzung bestimmter Tätigkeitsfelder oder Konsummuster ist festzuhalten, dass derartige Phänomene im Material zwar noch aufzufinden sind, letztlich aber ihre Skandalisierung überwiegt. Von einem fraglosen Fortbestehen, einer Hegemonie dieser Ordnungen zu sprechen, erscheint vor diesem Hintergrund kaum sinnvoll. Insofern ist die nicht selten auf ein Verständnis bürgerlich-industriegesellschaftlicher Männlichkeit verkürzte Verwendung des Begriffes „hegemoniale Männlichkeit“ zu problematisieren: Diesem Konzept geht es, wie in Kapitel 1.2.1 skizziert, gerade nicht um die Bezeichnung einer ‚hergebrachten‘, ‚traditionellen‘ Männlichkeit, sondern um die Wandlungsfähigkeit männlicher Hegemonie und insbesondere um die Unsichtbarkeit, das fraglos Gegebene, die Fähigkeit, Männlichkeit als Subjektmarker zu verbergen und als den Normalfall zu charakterisieren. Diese Fähigkeit hat mindestens das, was in dieser Studie als traditionelle oder industriegesellschaftlich-bürgerliche Männlichkeit bezeichnet wurde, eingebüßt. Dass diese Ordnungen ‚guter‘ und ‚richtiger‘ Männlichkeit nebeneinander existieren und teilweise konfliktieren, ist historisch nicht völlig neu: Eva Ochs beschreibt schon im 19. Jahrhundert einen für bürgerliche Männer bestehenden Konflikt zwischen Sorge (guter Familienvater sein, präsent sein im Aufwachsen der Kinder usw.) und Verwirklichung in der öffentlichen Sphäre (vgl. Ochs 2020, 31–38). So betrachtet kann daher auch das hochmoderne Männlichkeitsmodell des 20. Jahrhunderts als eine Art historischer Sonderfall gelten, der sich gegenwärtig wieder verändert.

13.2 Inklusive oder hybride Männlichkeit(en)?

Hegemoniale Männlichkeit ist, sofern sie noch besteht, zumindest stellenweise geschmeidig, anpassungsfähig und „inklusiv“ geworden. Zudem könnte man infrage stellen, ob nicht von hegemonialen Männlichkeiten im Plural die Rede sein müsste, da milieuspezifisch unterschiedliches als fraglos gültig erscheint. Männlichkeitsdiskurse und Männlichkeitsanforderungen sind also im Wandel und beziehen zunehmend Formen der Fürsorge ein. Das heißt allerdings im Umkehrschluss nicht notwendigerweise, dass sich Machtbeziehungen und ökonomische Ungleichheit im Geschlechterverhältnis verändern müssen. Auf diese Weise landen wir mitten im Kern der zum Ende von Kapitel 1 aufgeworfenen Frage, ob Männlichkeit *inklusiv* wird (vgl. Anderson und McCormack 2018) oder ob eine *Hybridisierung* hegemonialer Männlichkeit (vgl. Demetriou 2001; Bridges und Pascoe 2014) zu beobachten ist. Diese Studie liefert hierzu keine abschließenden Antworten, wohl aber Anhaltspunkte.

So erscheint die Praxis der Arbeitszeitreduktion in den Interviews stellenweise als Anlass der Infragestellung zumindest einzelner Aspekte industriegesellschaftlich-bürgerlicher Männlichkeit. Die einsetzende Neuverhandlung der privaten und öffentlichen Sphäre bietet – sei sie thematisiert als Work-Life-Balance, als Frugalismus, als aktive Vaterschaft – Potenziale für Veränderung im Geschlechterverhältnis. Zugleich scheinen unterschiedliche Aspekte von Männlichkeitsdiskursen sich unterschiedlich stark zu verändern; während in einer Reihe an Interviews die Übernahme von Sorgeverantwortung für Kinder als selbstverständlicher Bestandteil der eigenen Lebensführung, teils sogar explizit als männlich gekennzeichnet wird („ich find’s richtig männlich mich um meine Kinder (.) kümmern zu können“, Steffen, 1197–1198), scheint eine vergeschlechtlichte Sphärenzuordnung, zumindest dort, wo sie in heterosexuellen Paarbeziehungen geschildert wird, mindestens teilweise intakt. Die ‚Hauptzuständigkeiten‘ für Familie und Haushalt einerseits und Erwirtschaftung von Einkommen aus Erwerbsarbeit andererseits bleiben als diskursive Hintergrundfolie präsent und Abweichungen werden als Besonderheit (positiv) hervorgehoben oder als Abweichung (negativ) benannt und begründet – etwa mit dem eigenen Alter oder Gesundheitszustand oder der Gewährleistung der materiellen Versorgung auch ohne Erwerbsarbeit. In Paarbeziehungen ohne Kinder und bei Singles spielt die Figur des männlichen Versorgers keine Rolle. Dieses Phänomen einer Integration von Vätern in das familiäre Alltagsleben bei gleichzeitig weitgehend intakter Sphärenzuschreibung könnte sich als eine teilweise Erweiterung von Vereinbarkeitsfragen auf Männer interpretieren lassen. Von einer Erweiterung des Phänomens der „doppelten Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt 2003) auf Männer zu sprechen, griffe allerdings m. E. zu weit, dafür zeigen sich vergeschlechtlichte Verantwortlichkeitszuordnungen diskursiv noch zu präsent und wirksam.

Wofür das entwickelte Konzept ‚guter‘ Männlichkeit nützlich ist, ist, dafür zu sensibilisieren, dass Praktiken der Arbeitszeitreduktion zum Mittel der Distinktion werden können. Indem die Subjektposition als ‚guter Mann‘ besetzt wird, findet zugleich eine Abgrenzung gegenüber ‚echter Männlichkeit‘ sowie eine Responsibilisierung auf individueller Ebene statt. Dadurch verschwinden materielle Fragen – die ungleiche Bezahlung von Männern und Frauen, familienpolitische Rahmenbedingungen – aus dem Blick, zugleich wird aber die Lebensführung derjenigen, denen ‚echte‘ Männlichkeit unterstellt wird, teilweise drastisch abgewertet („traurige Menschen“, Steffen, 821). Ähnlich, wie dies Hark und Villa in ihrem Essay „Unterscheiden und Herrschen“ bezogen auf die Verflechtungen von Feminismus, Sexismus und Rassismus analysierten (Hark und Villa 2017; vgl. zur Thematik auch Tuñ 2012), erscheinen Männlichkeitsperformances so auch als Marker milieu- oder klassenbezogener Abgrenzung. Und: „Das zentrale Bestimmungsmerkmal moderner Männlichkeit [...] ist ihre Unsichtbarkeit“ (Scholz 2004, 13) – viele der Darstellungen in meinem Materialkorpus reagieren aber (teils sogar explizit) auf eine Sichtbarmachung von (einer bestimmten Form von) Männlichkeit durch öffentliche Debatten. Dieses Reflexivwerden von Männlichkeiten, die Konstruktion einer zumindest teilweise hegemonial werdenden avancierten Form ‚guter‘ Männlichkeit, die in Auseinandersetzung mit einer anderen, sichtbar gewordenen Repräsentation von Männlichkeit stattfindet, erscheint historisch in dieser Tragweite als relativ neues Phänomen. Am ertragreichsten bezogen auf die Frage von Hybridisierung sind allerdings die Ambivalenzen innerhalb der einzelnen in den Kapiteln 7–11 herausgearbeiteten Positionen und die ihnen teils inhärente Dialektik. Hier ist etwa der Aushandlungsdiskurs zu nennen, die Positionierung als Staatsbürger oder als von sozialen Kontexten weitgehend unabhängiges Individuum, die Beschreibung der Anerkennung der eigenen Lebenspraxis durch Frauen als Indikator der Auflösung homosozialer Anerkennungsordnungen oder eben als ‚schmeichelnde [...] Spiegel‘ (Bourdieu 1997, 203) und zuletzt die Darstellung der eigenen Lebenspraxis als *besonders* oder *abweichend*. An all diesen Stellen wird deutlich, dass Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von Arbeitszeitreduktionen von Männern sich als überaus vieldeutig darstellen und teilweise als emanzipatorisch dargestellte Handlungspraktiken zur Persistenz männlicher Hegemonie beitragen können. Die Frage „Hybridisierung oder Inklusiv-Werden“ hegemonialer Männlichkeit ist somit aus meinen Interviews heraus letztlich unentscheidbar, aber: es zeigen sich Ambivalenzen – zwischen rhetorischem Anspruch und beschriebener Lebenspraxis, zwischen subjektivem Erleben und gesellschaftlichen Persistenzen, innerhalb von Konzepten wie dem der partnerschaftlichen Aushandlung. Sicher scheint, dass sich Veränderungen auf symbolischer und diskursiver Ebene ereignen, dass aber materielle Aspekte und die wohlfahrtsstaatlichen Rahmungen von Geschlechterverhältnissen ebenso zu bedenken sind. Ehegattensplitting und Steuerklassen, Elterngeld- und Elternzeitregelungen,

Einkommensunterschiede, die geschlechtliche Kodierung von Arbeitsfeldern oder Quotenregelungen sind von größter Bedeutung für die Veränderungsfähigkeit von Geschlechterverhältnissen, und keine noch so große „verbale Aufgeschlossenheit“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 31) wäre imstande, über diese zuallererst materiellen Fragen hinwegzuwirken.

13.3 Männlichkeit und andere Differenzkategorien

Bezogen auf die Frage, welche anderen Differenzierungskriterien neben Geschlecht im Phänomen von Arbeitszeitreduktionen von Männern eine Rolle spielen, lassen sich nur erste, vorläufige Hypothesen anstellen. Dennoch möchte ich diese Hypothesen und Anschlussfragen hier kurz anreißen.

Wenig überraschend sind zur Verfügung stehende Subjektpositionen in Männlichkeitsdiskursen altersbezogen differenziert. Alter wird hier in erster Linie als soziale Differenzkategorie verstanden, nicht als natürlich gegebenes Faktum. In dieser Weise schließt die Studie an den Ansatz des Un/Doing Age an, der den Konstruktionsgehalt von altersbezogenen Erwartungen oder Alterskategorien betont (vgl. Höppner und Wanka 2021). In welcher Weise Alters- und Männlichkeitsdiskurse verschränkt sind, zeigt sich auf eindrückliche Art etwa in Raphaely Wernys „Gepflegte Männlichkeiten“ (2022), in der die Autorin Männlichkeitskonstruktionen hochaltriger Männer in Pflegeheimen untersucht. In der vorliegenden Studie zeigt sich die Rolle von Alter etwa darin, dass Arbeitszeitreduktionen von Männern kurz vor dem regulären Renteneintrittsalter tendenziell weniger stark problematisiert oder als nicht normentsprechend markiert werden. Altersbezogene Erwartungen spielen insgesamt eine nicht unerhebliche Rolle, wobei zwischen unterschiedlichen Alterskonzeptionen unterschieden werden kann, einem kalendarischen, einem biologisch-medizinischen (das z. B. aufgrund von Krankheiten, vom kalendarischen abweichen kann) und einem Beschäftigungs-Alter (das sich auf Kategorien wie Erfahrung im Berufsleben oder berufliche Laufbahnerwartungen bezieht). Die beiden letzten Alterskonzeptionen werden dabei nur thematisiert, wenn sie vom kalendarischen Alter abweichen. Deutlich wird in diesem Kontext die Normalstellung bzw. Unsichtbarkeit des mittleren Erwachsenenalters; und auch die Orientiertheit von Männlichkeitsdiskursen an dieser Altersspanne erscheint evident: Implizit sind die durch diese Diskurse angesprochenen und erzeugten Subjekte mittleren Alters, was sich unter anderem in einem Mangel an Auseinandersetzungen mit Männlichkeiten außerhalb des frühen bis mittleren Erwachsenenalters spiegelt (vgl. zur Kritik dieses Umstands Jackson 2016; Thompson 1994) und dazu führt, dass sehr junge Menschen und ältere Menschen in Geschlechterdiskursen Marginalisierung erfahren, zugleich aber von den sich aus ihnen ergebenden Anforderungen weniger stark betroffen erscheinen. Ähnlich verhält es sich mit dem Thema Gesundheit und Nicht-

/Behinderung: Eine Positionierung als kranke oder behinderte Person bedeutet eine ‚Entlastung‘ von Anforderung der Vollzeitarbeit sowie des Versorgens – allerdings um den gleichzeitigen Preis des Verlustes der Anerkennung als autonomes und leistungsfähiges Subjekt, was, wie in Kapitel 11 dargestellt, in den Interviews als bedeutungsvolles Ziel erscheint.

Differenzen zwischen Stadt und Land werden ebenfalls thematisiert, teils explizit, wie bei Lars, der die latent homophoben Strukturen seines Herkunftsortes und die „skandalösen“ Praktiken im Karnevalsverein kritisiert, oder bei Steffen, dessen christlich ‚eingesengtes‘ Aufwachsen auch mit dem Mangel an Alternativen in seinem Heimatort verknüpft. Teils sind sie aber auch implizit aufzufinden, wie bei Wolfgang, bei dem etwa die große Bedeutung von Vereinen im Alltagsleben und das Vorhandensein und die normierende Wirkung einer einzigen Kneipe im Ort in der Erzählung eine Rolle spielen. Die zur Verfügung stehenden Spielräume, die Flexibilität von Normen, erscheinen in der Darstellung der Interviewten auf dem Dorf teils kleiner als in der Stadt. Zugleich sind Stadt/Land-Differenzierungen aufs Engste verknüpft mit und nicht trennscharf zu milieuspezifischen Unterscheidungen. Diese Frage milieu- und klassenspezifisch unterschiedlicher Männlichkeitsdiskurse und -anforderungen erscheint mit Blick auf die empirischen Befunde dieser Studie sehr virulent. Abgrenzungen von ‚echter‘ Männlichkeit können auch Mittel der Distinktion sein. Eine Möglichkeit, ‚gute‘ Männlichkeit in einen zeitdiagnostisch-gesellschaftstheoretischen Rahmen zu stellen, findet sich in Andreas Reckwitz‘ Ansatz einer „Gesellschaft der Singularitäten“. Reckwitz vertritt die These, dass „spätmoderne Subjekte sich nicht mehr als die angepassten Subjekte der organisierten Moderne formen, sondern als singuläre, nach Authentizität strebende“ (Reckwitz 2018, 58). Singularität, also (gesellschaftlich produzierte und anerkannte) Besonderheit tritt als Kriterium gesellschaftlicher Anerkennung an die Stelle rigider hochmoderner Normen, und diese Entwicklung, so sieht es Reckwitz, durchdringt auch Geschlechterdiskurse. Eine Darstellung der ‚Erfüllung von Männlichkeitsanforderungen‘ ist nicht mehr ausreichend, sondern es bedarf der Anerkennung der eigenen Männlichkeitsperformance als ‚besonders‘. Reckwitz argumentiert, dass gegenüber der in der industriellen Hochmoderne vorherrschenden kollektiven Vergesellschaftung von Genusgruppen in der heutigen Situation „gerade in der neuen Mittelklasse ein breiteres kulturelles Repertoire von Geschlechtermodellen des Weiblichen und des Männlichen zur Verfügung steht, aus dem man sich nun jeweils sein eigenes Geschlechtsprofil komponiert. Singularisiert wird dann nicht mehr das gesamte Kollektiv, sondern das Subjekt als *einzigartiger* Träger seiner Geschlechterrollen“ (Reckwitz 2017, 339). Reckwitz diagnostiziert auf Basis seiner These des Weiteren eine Aufspaltung der Mittelschicht in eine neue, urbane, kreative und eine alte, eher traditionell-bürgerliche Mittelklasse, wobei erstere zunehmend kulturell bestimmend wird, wohingegen sich in letzterer, die eher noch an industriegesellschaftlichen Normen orientiert sind,

zunehmend Abstiegsorgen verbreiten. Reckwitz' These wird nicht nur gestützt durch die verstärkte Thematisierung sogenannter „Modernisierungsverlierer“ in der öffentlichen Debatte und die politischen Auswirkungen des so bezeichneten Phänomens. Dietrich und Hess (2021) stellen, obwohl die sozio-ökonomische Situation der „alten“ und „neuen“ Mittelklasse weitgehend übereinstimmt, bei Vertreter:innen der neuen Mittelklasse eine höhere Risikobereitschaft, eine etwas optimistischere Bewertung der eigenen wirtschaftlichen Lage, einen etwas höheren Zukunftsoptimismus und eine tendenziell höhere Zustimmung zu kosmopolitisch liberal orientierten Werten fest. Auf Basis dieser Befunde und Diagnosen lassen sich auch einige der Männlichkeitskonstruktionen und -inszenierungen, die mittels der Analyse diskursiver Artikulationen in dieser Studie betrachtet wurden, einer kritischen Relektüre unterziehen, die vertikale Stratifizierung und die mit ihr einhergehenden symbolischen Kämpfe mit-denkt. Rieger-Ladich und Petrik (2022) stellen in diesem Kontext basierend auf der Analyse von Darren McGarveys „Armutssafari“ fest, dass

„Formen traditioneller Männlichkeit in die Kritik geraten und es [...] nicht selten junge, polyglotte Absolventen von Elite-Universitäten [sind], die, befeuert von höchsten moralischen Ansprüchen, nun jenen älteren, weniger gut ausgebildeten Männern selbstgewiss den Prozess machen, die womöglich gar nicht sexistischer sind als ihre Ankläger, aber rhetorisch weniger gewandt und daher leichter gegen die Codes jener Debatten verstoßen, die doch für sich in Anspruch nehmen, mit allen Formen des Paternalismus zu brechen.“ (ebd., 92)

In den empirischen Analysen dieser Studie, in Diskursen zu „toxischer Männlichkeit“ (vgl. Kapitel 9.1), der Selbst-Inszenierung als reflektierter und entwicklungsfähiger Mann und den Abgrenzungen gegenüber ‚echter‘ Männlichkeit zeichnen sich diese Distinktions- und Singularisierungstendenzen deutlich ab.

Die radikalste Anfrage wäre diejenige, ob es nicht einen relativen Bedeutungsverlust von Geschlechterordnungen generell zu beobachten gibt. Diese These eines solchen generellen Bedeutungsverlusts von Geschlecht, von Prozessen der situativen Irrelevant-Setzung („Undoing Gender“, „Degendering“) und des Irrelevanten-Werdens in einer langfristigeren historischen Perspektive („Degenderization“) vertritt etwa Stefan Hirschauer (2020), wenngleich er betont, dass insbesondere Degenderization in der *longue durée* keineswegs linear verläuft, sondern von Gegenbewegungen und Konjunkturen geprägt ist. Angesichts der in Kapitel 11 entwickelten Subjektkonzepte, die durchweg vom Anspruch individueller Souveränität und Autarkie durchdrungen sind, stellt sich allerdings die Frage, ob nicht eine vormalis in Männlichkeitsdiskurse eingebettete Norm der individuellen Unabhängigkeit und Selbstbestimmtheit, begleitet durch die Anforderung von Leistungsfähigkeit und Wettbewerbsbereitschaft, sich zunehmend auf alle Gesellschaftsmitglieder erweitert und in diesem Zuge teilweise ihr Gesicht verändert (hat) – hin zu Reflexionsvermögen, Entwicklungsfähigkeit und Flexibilität. Der Befund lautet hier, dass es zwei übergeordnete diskursive Ordnungen gibt, die sich unabhängig von Positionierungen

als ‚echter‘ oder ‚moralisch guter‘ Mann wirksam erweisen, und zwar einmal die der unbedingten individuellen Souveränität und Leistungsfähigkeit (vgl. Kapitel 11) und einmal die, dass die eigene Arbeit in irgendeiner Weise sinnstiftend sein soll (vgl. Kapitel 7). Letztlich muss aber offenbleiben, ob es sich hierbei um vergeschlechtlichte Diskurse handelt oder ob nicht eine Erweiterung ehemals männlich kodierter Subjektpositionen über die Gruppe von Männern hinweg stattgefunden hat.

Andere Differenzierungen spielen im untersuchten Material kaum eine Rolle bzw. bleiben unsichtbar. Dazu gehört etwa Race/Herkunft. Die Ursache hierfür liegt mutmaßlich im sehr *weißen* Sample. Männlichkeitsdiskurse und Race können historisch wie gegenwärtig eigentlich als eng miteinander verbunden gelten (vgl. Gruhlich 2019, 49–55) und das Unsichtbar-Bleiben dieser Kategorie ist wohl eher ein Ausweis der Dethematisierung von *Weißsein* bzw. dem Unmarkiert-Bleiben *weißer* Subjektpositionen (vgl. McIntosh 2024). Die Kategorie war – auch, da es um die Frage des Ein-/Ausschlusses von Arbeitszeitreduktionen in hegemoniale Männlichkeit ging und rassifizierte Männlichkeiten gewissermaßen den Idealtyp marginalisierter Männlichkeiten darstellen (vgl. Connell 2015, 133–134) – kein zentraler Fokuspunkt dieser Untersuchung und ihr Unsichtbarbleiben aufgrund dessen nicht unerwartbar. Dennoch erscheint es an dieser Stelle sinnvoll, diese Ausblendung zu benennen. Ebenso verhält es sich mit nicht-cis-heteronormativen geschlechtlichen Identitäten und sexuellen Orientierungen (als Idealtypen von Unterordnung betroffener Männlichkeiten, vgl. ebd., 131–132): nicht-normativ geschlechtlich positionierte und beherrschende Männer wurden aus diesem Projekt nicht ausgeschlossen, sie wurden aber – aus demselben Grund wie eben geschildert – auch nicht konkret adressiert. Trotz einer expliziten Berücksichtigung kaum eine Rolle spielte die geographische Verortung in den neuen oder alten Bundesländern, also im Gebiet der ehemaligen DDR oder der ehemaligen BRD. Zwischen den Geschlechterverträgen und Wohlfahrtsregimen sowie üblichen Erwerbsmodellen sowie korrespondierenden Geschlechterdiskursen in der DDR und der BRD bestanden erhebliche Differenzen (vgl. Dölling 2003), sodass sich die Frage stellte, ob sich diese nach wie vor als wirkmächtig erweisen. Im empirischen Material dieser Studie lassen sie sich nicht sinnvoll herausarbeiten. Andere Kategorien, hauptsächlich Milieu und Stadt/Land, erscheinen hier als wesentlich präsenter. Das einzige Interview, in dem die DDR wirklich eine Rolle spielt, ist das mit Alex, und dort kommt sie in einer sehr anderen Brechung vor – nämlich, dass die Beobachtung des Niedergangs der DDR aus einer Insider-Beobachter-Perspektive eindrücklich war, was die Instabilität politisch-wirtschaftlicher Systeme angeht (Alex, 11–19).

14 Arbeitszeitreduktionen von Männern als subjektive Transformationsprozesse

Eine Studie des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung kommt 2011 bezogen auf die Frage von Lernen und Männlichkeit zur recht eindeutigen Schlussfolgerung, dass die dort so genannte „hegemoniale Männlichkeitstypik“ in der Tendenz hinderlich für bestimmte Formen lebensbegleitenden Lernens sei. Ein „subjektbezogenes wie auch ein emphatisch und kommunikativ auf andere ausgerichtetes Lernen“ würden durch die Ausrichtung an Konkurrenz ebenso behindert wie jegliches Lerninteresse abseits der „schmalen Bahnen [...], welche die Erwerbsarbeit vorgibt“ (Venth 2011, 35), Lernen werde auf seine instrumentellen Aspekte reduziert und diene „vor allem dem Erhalt männlicher Funktionstüchtigkeit und männlichen Leistungsvermögens“ (ebd., 12–13). Der Idealvertreter hegemonialer Männlichkeit sei „fachlich hoch kompetent und kann auf dichte berufsbezogene Qualifizierungen und Trainings in der Lernbiographie verweisen; [...] [verfüge aber nicht über] ein Lernen, das die eigene Person, ihre emotionale Seite oder gar die eigenen Männlichkeitsoptionen geschlechtsbewusst mit einbezieht“ (ebd., 35). Als Gegengift wird Selbstreflexion empfohlen: Prozesse informellen Lernens, in denen die eigene Person, die eigenen Emotionen und das eigene Handeln bewusst in den Blick genommen und auf seine Effekte hin untersucht wird, werden als wünschenswerte Ressource auf dem Weg in eine geschlechtergerechtere Gesellschaft skizziert, was auch als Element einer Aktivierungs- und Responsibilisierungspolitik (vgl. T. Lutz 2018) verstanden werden kann.

Nun ist es sicherlich zutreffend, dass bestimmte Männlichkeitsdiskurse und die Anforderungen der durch sie bereitgestellten Subjektpositionen sich in einem gegenseitig ausschließlichen Verhältnis zur Thematisierung des eigenen Körpers und eigener Emotionen oder dem Hinterfragen bestimmter selbstverständlich erscheinender Beziehungsnormen befinden. Ich möchte allerdings die These, dass diese offensichtlich nicht-reflexiven Männlichkeitskonstruktionen wirklich hegemonialen Status besitzen, infrage stellen: Was wird a priori als hegemonial angenommen? Befinden sich Selbstreflexion und Hegemonie tatsächlich in einem Verhältnis gegenseitiger Ausschließlichkeit? Kurz: Ist gegenwärtig wirklich eine Form aggressiv-exklusiver Männlichkeit, die sich auch als solche nach außen zu verstehen gibt, das Maß der Dinge? Historisch war der Kampf gegen diese ‚traditionellen‘ Männlichkeiten im Kampf um eine Gleichberechtigung der Geschlechter sicherlich eine wichtige Arena und ist es teilweise nach wie vor. Dennoch scheint mir der behauptete Widerspruch zwischen Reflexivität und Hegemonie weit hergeholt zu sein. Möglicherweise ist ein Bewusstsein über Positionalität, Privilegien usw. und die Präsentation

dieses Bewusstseins teilweise gerade die Voraussetzung für das Verbleiben in dieser Position? Was, wenn Selbstreflexion – oder zumindest die Darstellung der Fähigkeit dazu – selbst zum Bestandteil einer lokalen Form hegemonialer Männlichkeit geronnen ist, wenn die Beherrschung dieses kulturellen Codes oder Sprachspiels maßgeblich für die Zuerkennung einer bestimmten Form reflexiver Männlichkeit ist? An anderer Stelle habe ich argumentiert, dass die fraglose Selbstverständlichkeit bestimmter Männlichkeitspraktiken einen Hinweis auf Männlichkeitsdiskurse bietet: wenn etwas als nicht weiter diskussionsbedürftig erscheint, ist dies ein Indiz dafür, dass hier eine Grenze des Denk- und Sagbaren verläuft. So ähnlich verhält es sich hier mit Reflexivitätsanforderungen: so sind im Material Erzählperspektiven auffindbar, die selbstverständlich und eindeutig davon ausgehen, dass Reflexivität etwas Wünschenswertes, ja sogar etwas, dessen Abwesenheit in hohem Maße problematisches ist. Die eine Reihe an Interviews durchziehende Darstellung der Arbeitszeitreduktion als Entwicklungsgeschichte fügt sich in dieses Bild. Nun korrespondieren just diese Leitbilder von Reflexivität und Entwicklung in hohem Maße mit Leitbildern flexibler Kreativsubjekte, die – fragte man beispielsweise Andreas Reckwitz – gegenwärtig kulturelle Hegemonie beanspruchen (vgl. Reckwitz 2012, 442). (*Moralisch*) gute Männlichkeit scheint mir Lernbereitschaft und -fähigkeit nicht nur nicht auszuschließen, sondern nachgerade zu erfordern. Im Folgenden will ich, anschließend an die Überlegungen aus Kapitel 11.4, in dem die Darstellung von Reflexionsfähigkeit und die Erzählung von Arbeitszeitreduktionen als Entwicklungsgeschichte thematisiert werden, versuchen, die Befunde dieser Forschungsarbeit vor dem Hintergrund von Überlegungen zu Lernen, Bildung und Bewältigung zu interpretieren. Die Verbindung zwischen diesen Begriffen und der eingangs erläuterten subjektivierungstheoretischen Perspektive auf Männlichkeit liegt in meinen Augen darin, dass Positionierungen in Männlichkeitsdiskursen eine notwendige Voraussetzung für die Anerkennung *als Mann* darstellen. Umgekehrt sind Männlichkeitsdiskurse in ihrem Bestehen oder ihrer Veränderung darauf angewiesen, dass sie individuell angeeignet werden. Vor diesem Hintergrund will ich den Blick im Folgenden noch einmal stärker auf individuelle Aneignungsprozesse richten. Die Frage lautet entsprechend, wie sich Aneignungs- und Bewältigungsweisen von Männern im Kontext von Arbeitszeitreduktionen und Männlichkeitsdiskursen durch oder in Form von Lern- und Bildungsprozessen verändern. In Anlehnung an Walther (2014b), der Aneignung dreier Ordnungen unterscheidet – als Bewältigung, Lernen und Bildung – soll zunächst die Notwendigkeit der individuellen Positionierung in sich verändernden Männlichkeitsdiskursen als Teil männlicher Bewältigungslagen gerahmt werden, ehe Lernprozesse im Rahmen von Arbeitszeitreduktionen thematisiert und die im empirischen Teil der Studie herausgearbeiteten biographischen Transformationsprozesse im Kontext von Arbeitszeitreduktionen als Veränderung von Welt- und Selbstverhältnissen konzeptualisiert werden.

Mit dem Konzept der Lebensbewältigung rückt zunächst in den Blick, wie Subjekte in biographischen Krisen versuchen, sich Handlungsfähigkeit zu erhalten. Der Befund dieser Studie, dass sich Spannungen ergeben zwischen der Anforderung, ein ‚moralisch guter‘ oder ein ‚echter‘ Mann sein zu sollen, bedeutet in diesem Kontext auch, dass sich Bewältigungshandeln von Männern gegenwärtig unter anderem auf die Vermittlung oder Überwindung dieser Spannungen richtet. Wann und wo Männer ‚echte‘ und wann und wo ‚moralisch gute‘ Männer zu sein haben, erscheint zunehmend komplex und muss individuell erschlossen und performt werden, sodass die im letzten Abschnitt dargestellte Singularisierung von Männlichkeit als neuer Aspekt männlicher Lebens- und Bewältigungslagen gelten kann. Das Konzept der Lebensbewältigung wurde unter dem Eindruck und der Diagnose von Entgrenzungsprozessen in der Spätmoderne formuliert: (vergeschlechtlichte) standardisierte Normallebensläufe und wohlfahrtsstaatliche Sicherheitsversprechen verlieren an Verlässlichkeit, sodass die Verantwortung zur Gestaltung der eigenen Biographie und der Bewältigung der je konkreten Lebenslage zunehmend den Individuen zugeschrieben wird (vgl. Böhnisch und Schröder 2018, 319–321). Auf diese Weise wird Bewältigung in der Spätmoderne zu einer Art Dauerzustand. Diese Dynamik erfährt durch die in dieser Studie beschriebene Pluralisierung von Männlichkeitsanforderungen eine weitere Aktualisierung. Vor dem Hintergrund dieser Befunde und der dargestellten Distinktionsfunktion ‚neuer, alternativer‘ Männlichkeiten werden auch Phänomene habitueller Verunsicherung sowie Reaktanz und Gegenbewegungen von Männern in gewisser Hinsicht nachvollziehbar. Böhnisch setzt sich mit diesen Fragen konkret auseinander. Dabei erscheinen mir viele seiner Ansätze und Argumente im Einzelnen nicht gänzlich treffend (beispielsweise in der teils recht schematischen Anwendung psychoanalytischer Vokabulars), stellenweise sogar etwas problematisch (da nämlich, wo sexistische Verhaltensweisen und Gewalthandeln von Jungen und Männern als ‚bloßes Bewältigungshandeln‘ erscheint und Täterschaft so relativiert wird). Ein Beispiel findet sich etwa in seinem Buch „Männliche Sozialisation“ (Böhnisch 2013):

„Jungen kommen erst ein gutes Jahr später in die Pubertät als Mädchen. So machen viele von ihnen die Erfahrung, dass Gleichaltrige, nun schon ‚fraulich‘ erscheinende und sich entsprechend mental und körperlich gebende Mädchen von den ‚grünen‘ gleichaltrigen Jungen abwenden und für ältere Jungen schwärmen. Dies kann bei den Jungen zu erheblichen Selbstwert- und Anerkennungsstörungen, zu Hilflosigkeit führen, die sie dann oft sexistisch und pornografisch abspalten. Die erlittene Demütigung durch die Mädchen wird durch sexistische Inszenierungen kompensiert.“ (ebd., 114)

Trotz dieser Einwände im Detail scheint mir der Ansatz, Männlichkeiten in ihrem Einwirken auf Bewältigungslagen von Männern zu betrachten, im Kern fruchtbar. Die vorliegende Studie liefert, indem sie die diskursiven Rahmenbedingungen von Übergängen von Männern in Teilzeitarbeit darzustellen versucht hat, Aufschluss über zumindest einen Aspekt der Lebenslagen, in denen

diejenigen, die diesen Übergang vollziehen, befinden. Dabei ergibt sich ein facettenreiches Bild. Zunächst ist zu konstatieren, dass Männlichkeitsdiskurse vielfältiger und Männlichkeitsanforderungen uneindeutiger oder multioptionaler geworden sind. Dieses Auseinanderfallen kommentiert Hollstein (2012), der zwischen „Hardware-“ und „Software“-Männlichkeit unterscheidet:

„[D]ie Erwartung, leistungsstark, erfolgreich und kämpferisch zu sein, bleibt das Maß für Beruf und Karriere. Privat hingegen wird eine Männlichkeit verlangt, die kooperativ, empathisch, flexibel und irgendwie feminin ist. Das gilt vor allem für die Milieus der mittleren Schichten. Beides ist vor allem dann schwierig zu leben, wenn es simultan verlangt wird.“ (ebd., 13)

Das Wissen um diese neuen, sich aus flexibilisierten und modularisierten (vgl. Böhnisch 2018) Männlichkeitsdiskursen ergebenden Bewältigungsanforderungen ist für das Verständnis männlicher Lebenslagen in sozialpädagogischen Handlungszusammenhängen (vgl. z. B. Strohmaier 2003) ebenso bedeutsam wie für eine geschlechtssensible Pädagogik in der Schule (vgl. z. B. Budde 2006) oder der Erwachsenenbildung (vgl. z. B. Budde 2008). Zugleich ist die herausgearbeitete Flexibilisierung aber individuell nicht nur als Zumutung und Krisengeschehen zu verstehen, bedeutet sie doch auch eine Erweiterung individueller Handlungsmöglichkeiten und eine weniger rigide Begrenzung männlicher Lebensführung auf die öffentliche Sphäre und das Erwerbsleben. So betrachtet können Arbeitszeitreduktionen von Männern auch als Kompromiss zwischen Anforderungen der Arbeitswelt sowie der individuellen Entfaltung und neuen Care-Anforderungen, z. B. in der Familie verstanden werden.

Auf diese Überlegungen aufbauend stellt sich die Frage, welche Lern- und Bildungsprozesse sich im Vorfeld, während des Vollzugs oder im Nachgang von Arbeitszeitreduktionen von Männern abspielen bzw. durch die Interviewpartner im Rahmen ihrer biographischen Erzählungen dargestellt werden. In allen Erzählungen finden sich in irgendeiner Weise des- und reorientierende Krisenerfahrungen, die erzählerisch mit der Arbeitszeitreduktion in Verbindung gebracht werden; und die Erzählung der Lebens- als Entwicklungsgeschichte ist, diesen Umstand habe ich in Kapitel 11.4 dargestellt, verbreitet. Auf der basalsten Ebene ist zu diesem Thema zu konstatieren, dass im Material vielfach Arbeitszeitreduktionen als Folge von Lernprozessen dargestellt werden – mit unterschiedlichen Inhalten: als Prozess der Realisation, dass Arbeit nicht alles im Leben ist oder es diesbezüglich einer Neuorientierung bedarf, als Eingeständnis der eigenen körperlichen Grenzen oder sogar als explizite Abkehr von als männlich markierten Subjektivierungsweisen. Ebenso werden Arbeitszeitreduktionen begleitende Lernprozesse beschrieben, die etwa im Erlernen eines ressourcenschonenden Wirtschaftens oder der Entwicklung eines Verständnisses des für Care-Aufgaben zu betreibenden Aufwandes bestehen. Die Darstellung von Lernprozessen ist also in Erzählungen von Arbeitszeitreduktionen omnipräsent.

Stellt sich die Frage, ob im Kontext von Arbeitszeitreduktionen von Männern von Bildung die Rede sein kann. In einer Weise ist dies sicher zu bejahen: Wie in Kapitel 1.1.2 beschrieben wurde, liegt dieser Studie mit dem Konzept der Subjektivierung ein Ansatz zugrunde, der von der Bedingtheit und prozesshaften Erzeugung von Subjekten ausgeht. Mit dem Konzept der diskursiven Artikulation (Kapitel 3.3.3) wurde die Vorstellung davon konkretisiert, wie solche Prozesse der Selbst-Bildung sich in den Interviews, die für diese Studie interpretiert wurden, abbilden. Das Begriffspaar Subjektivierung und Selbst-Bildung betont die Gleichzeitigkeit von ‚aktiver‘ Aneignungstätigkeit und ‚passiver‘ Unterworfenheit der Subjekte (vgl. Alkemeyer und Buschmann 2016, 129–133). Insofern verweisen die in Kapitel 7 bis 11 dargestellten diskursiven Artikulationen auf Prozesse der Subjekt-Bildung: erst durch die Auseinandersetzung mit im Diskurs bereitstehenden Subjektpositionen, ob sie nun in aneignender, modifizierender oder ablehnender Art und Weise erfolgt, bilden sich Subjekte heraus und erlangen Sprech- und Handlungsfähigkeit. „Die mal nahegelegte Ersetzung des einen Begriffs (Bildung, LK) durch den anderen (Subjektivierung, LK) [...] ist aber doch wenig überzeugend“ (Ricken 2019, 107). An dieser Stelle soll daher noch ein anderer Begriff von Bildung angelegt werden, nämlich als reflexiver Prozess, in dem sich das Welt- und Selbstverhältnisses eines Menschen transformiert. Dabei werden Bildungsprozesse nicht als vom Subjekt ausgehende Entfaltung, sondern als Geschehen einer „gesellschaftlich auferlegten Problembearbeitung“ (Marotzki 1990, 52) verstanden. Insofern richtet eine solche Perspektive die Frage an die von den Biographen erzählten und in Kapitel 11.4 beschriebenen Transformationsprozesse, eine wie tiefgreifende Veränderung der basalen Muster und Mittel, durch die eine Person sich zu sich selbst, anderen und der Welt in Beziehung tritt, sie darstellen. Blickt man auf das empirische Material dieser Studie, lassen sich sicherlich unterschiedliche ‚Transformationstiefen‘ rekonstruieren. Einige Jahre vor dem geplanten Ruhestand die in Erwerbsarbeit investierte Zeit zu reduzieren, ohne, dass dadurch biographische Brüche entstehen und ohne, dass das durch den Biographen gezeichnete Bild vom Protagonisten dadurch erschüttert oder verändert wird, wird im empirischen Material als Diskrepanzerfahrungen kleineren Ausmaßes sichtbar, als durch den Tod des eigenen Kindes die Sinnhaftigkeit der eigenen Lebensführung radikal auf die Probe gestellt zu sehen; über das permanente Scheitern an und Verfehlen von Anforderungen körperlicher Stärke und emotionaler Unberührtheit depressiv zu werden und sich im eigenen Verhältnis zu sich selbst und der Welt völlig neu entwerfen zu müssen, wird stärker als solche dargestellt, als im Rahmen einer ohnehin bestehenden Überzeugung der Notwendigkeit einer Gleichstellung der Geschlechter zu beschließen, als Mann bei der Hochzeit seinen Namen abzugeben. Ob aus diesen größeren und kleineren Diskrepanzerfahrungen eine Transformation von Welt- und Selbstverhältnissen folgt, ist dann noch eine weitere Frage; vielfach scheinen die in den Interviews beschriebenen

Entwicklungsprozesse allerdings durchaus re-orientierend zu sein. Ein solches Verständnis von Bildung wirft aber wiederum Fragen auf, die bereits zum Gegenstand von Debatten rund um Theorien transformatorischer Bildung wurden, und zwar zur Frage der normativen Unterbestimmtheit dieser Ansätze. Wie Markus Rieger-Ladich (2014) und Krassimir Stojanov (2006) anhand der Transformationsprozesse des fiktionalen Charakters Walter White in der Serie *Breaking Bad* – vom angepassten Chemielehrer zum Drogenbaron und Mörder – sowie des realen Charakters Horst Mahler – vom SDS-Mitglied und Anwalt verschiedener Vertreter der Studentenbewegung zum rechtsextremen Holocaust-Leugner – eindrücklich demonstrieren, ist die Frage virulent, ob tatsächlich radikale biographische Wandlungsprozesse aller Art als Bildungsprozesse qualifiziert werden sollten und ob die Richtung einer Transformationsbewegung völlig unerheblich dafür ist, ob sie als Bildungsprozess gekennzeichnet werden kann. Diese Frage stellt sich bezogen auf die genannten Transformationen im Kontext von Arbeitszeitreduktionen – selbstredend in weniger drastischer Form – auch. Der Versuch der gänzlichen Ausklammerung normativer Fragen aus dem Konzept transformatorischer Bildungsprozesse nimmt dabei eine eher randständige Stellung ein (vgl. Koller 2016, 152–154), das Normativitätsproblem wird also durchaus zur Kenntnis genommen und in verschiedener Weise zu bearbeiten versucht. Koller unterscheidet hier drei Ansätze, ein Kriterium der normativen Bewertung von Transformationen zu entwickeln: über die Bewertung der Steigerung von Reflexivität und Komplexität des Welt- und Selbstbezugs, über die Möglichkeiten für weitere Transformationen, die sich aus der fraglichen Transformation ergeben (das Kriterium wäre hier also Öffnung/Schließung) und schließlich die von Koller selbst vorgeschlagene Bewertung danach, ob die veränderten Welt- und Selbstverhältnisse „dem Widerstreit gerecht werden“ (Lyotard 1989; nach Koller 2016, 158). Kollers Verständnis von Bildungsprozessen ist dabei eines, in dem der ursprüngliche, diskursiv vermittelte und durch eine vorherrschende Diskursart geprägte Welt- und Selbstbezug durch Konfrontation des Subjekts mit einem gesellschaftlich bestehenden Widerstreit zweier Diskursarten in die Krise gerät. Das Resultat dieser Konfrontation besteht im „(Er-)Finden neuer sprachlicher Figuren, in denen der Widerstreit offen gehalten bzw. allererst artikuliert werden kann“ (ebd., 159). Das Kriterium, ob eine Transformation als Bildungsprozess verstanden wird, ist also, ob das neue Welt- und Selbstverhältnis keine Totalität in Anspruch nimmt und Ausschluss und Vernichtung zum Ziel hat. Nimmt man eine solche Perspektive ein, werden die im empirischen Material dieser Studie auffindbaren Transformationsprozesse vielfach als Bildungsprozesse reformulierbar, ohne, dass deswegen aber ihre Verbundenheit mit gesellschaftlichen Transformationsprozessen, ihre Eingebundenheit in oder Wirkung auf hegemoniale Verhältnisse abschließend zu klären wäre. Dieser Einwand lässt sich in anderer Gestalt auch mit Ricken formulieren, der herausarbeitet, dass Bildung eine Subjektivierungsmatrix eigener Art darstellt, die

Aspekte der Individualität, Getrenntheit und der Steigerung gegenüber Momenten der Angewiesenheit und der Abhängigkeit, der Verbundenheit und des Verlusts privilegiert (vgl. Ricken 2019, 105–106). Just diese Formen der Subjektivität, die sich im gesellschaftlichen Meta-Diskurs der Leistung spiegeln, sind historisch in hohem Maße mit Männlichkeitsdiskursen verknüpft und geraten, wie ich zeigen konnte, auch im Kontext von Arbeitszeitreduktionen kaum in die Krise. Budde und Rieske argumentieren in ihrer begrifflichen Skizze einer Verbindung der Begriffe Jungen, Männlichkeit und Bildung daher für einen relationalen Bildungsbegriff, der „normativ nicht lediglich auf die Entwicklung von (mehr) Mündigkeit, sondern auf die Entwicklung einer interdependenten Mündigkeit und einer Subjektivität jenseits der Idealisierung von Autonomie“ (Rieske und Budde 2022, 82) zielt. Einen solchen Begriff der Bildung, der in die Lage versetzt, nicht (nur) individualistisch, sondern auch in Dimensionen der Verbindung und Abhängigkeit zu denken, erachte ich im Kontext von Männlichkeitsdiskursen als höchst fruchtbar.

15 Schluss

15.1 Kritik und Desiderate

Wie jede wissenschaftliche Studie kommt auch diese nicht umhin, Einschränkungen in ihrem Forschungsgegenstand und ihrer Perspektivierung vorzunehmen. Mit jeder Perspektive, die eingenommen wird, werden viele andere vernachlässigt, jede Entscheidung erzeugt verworfene andere Möglichkeiten. Es bleibt zu hoffen, dass andere diese in dieser Studie nicht zu ihrem Recht kommenden Perspektiven einnehmen und darstellen werden. Im Folgenden will ich einige dieser zu kurz gekommenen Perspektiven und Möglichkeiten zumindest benennen.

Das Thema der Studie, Arbeitszeitreduktionen von Männern, ist sehr umfassend und allgemein formuliert. Es wäre eine Vielzahl an Einschränkungen dieses Forschungsgegenstandes denkbar gewesen, etwa über den Anlass der Arbeitszeitreduktion, den verbleibenden Erwerbsarbeitsanteil oder eine stärkere Eingrenzung der Altersspanne der Biographen. Die Entscheidung, diese Einschränkungen nicht vorzunehmen, wurde bewusst getroffen, um das Phänomen in seiner ganzen Breite abzubilden und genügend ‚Spielraum‘ für Theoriegenerierung zu behalten. Sicherlich wäre aber auch sehr fruchtbar gewesen und wird in zukünftigen Arbeiten fruchtbar sein, den Gegenstand stärker einzugrenzen, beispielsweise auf das Phänomen des Frugalismus (aufgrund der expliziten Verknüpfung der Arbeitszeitreduktion mit bestimmten weltanschaulichen Elementen), auf Arbeitszeitreduktionen von mehr als 50 % (aufgrund der stärkeren Abweichung von der Vollzeitarbeits- und in vielen Fällen auch der männlichen Ernährer-Norm) oder auch die Konstruktion von Männlichkeiten in kirchlichen und spirituellen Kontexten, um diese Phänomene noch einmal in ihrer jeweiligen Eigensinnigkeit stärker zu verstehen und nicht, wie hier geschehen, unter dem Thema und Überbegriff der Arbeitszeitreduktionen zu vereinheitlichen.

Die in Kapitel 1 problematisierte Verknüpfung von Männlichkeit mit männlichen Lebenspraxen und Biographien wurde in dieser Studie trotz gegenteiliger Bemühungen vielfach vorgenommen. Indem das Sample nur aus Männern gebildet wurde, wurde diese Verknüpfung bereits in der Anlage der Studie reproduziert. Auch Heteronormativität und binäre Geschlechterordnung wurden an vielen Stellen dieser Studie trotz des Versuchs, diese Iterationen nicht überhand gewinnen zu lassen, reproduziert. Dass das Sample gegenüber der Gesamtgesellschaft sehr hetero, cis, weiß und mittelschicht-lastig ist und so überwiegend gesellschaftlich stark privilegierte Biographen beinhaltet, lässt sich ebenfalls kritisieren, wengleich hier zu entgegnen ist, dass

Arbeitszeitreduktionen vielfach bestimmte materielle Voraussetzungen mit sich bringen, die in wohlhabenderen Gesellschaftsschichten überdurchschnittlich häufig erfüllt werden und dass die genannten Verzerrungen des Samples auch eine Spiegelung dieses Umstands darstellt.

Der methodische Zugang der Studie zum Phänomen von Arbeitszeitreduktionen von Männern über biographisch-narrative Interviews erscheint mir nach wie vor gewinnbringend; gleichwohl gilt es zu konstatieren, dass sich aus dieser Herangehensweise in dieser Studie auch Schwachpunkte ergaben. Biographietheoretischen Ansätzen ist dies zwar in ihren theoretischen Grundlagen nicht vorzuwerfen, dennoch schlich sich in dieser Studie bisweilen ein gewisser methodischer Individualismus ein. Bisweilen fiel es mir im Forschungsprozess schwer, mich von einem Alltagsverständnis zu lösen, das Biographien als in erster Linie individuell zurechenbar betrachtet. Die Herangehensweise über biographisch-narrative Interviews bietet vor dieser Problematik keinen völligen Schutz: weder rückt sie, wie dies etwa in einem situationsanalytischen Vorgehen (vgl. Clarke 2012) der Fall gewesen wäre, kollektive Aushandlungsprozesse in spezifischen Arenen in den Blick, noch situative Herstellungsweisen wie in einer ethnographischen Perspektive (vgl. Breidenstein et al. 2013) in den Fokus. Der Einbezug einer diskurs-kritischen Perspektive vermittelt des Konzepts diskursiver Artikulationen stellte eine Reaktion auf diese Gefahren eines methodologischen Individualismus dar. Dennoch hätte dieser Seite des Forschungsgegenstandes sicher eine stärkere Aufmerksamkeit zuteilwerden können. Ein weiterer eher schwach beleuchteter Punkt der Studie, der als ‚Risiko‘ sowohl den biographie- als auch diskursanalytischen Ansätzen, auf denen das methodische Vorgehen aufbaut, innewohnt, sind materielle Strukturen wie Institutionen, Architektur, Gesetze usw. Wenngleich ich den Versuch unternommen habe, diese Dimensionen nicht völlig zu vernachlässigen, liegt der Fokus dieser Studie doch klar auf symbolischen und immateriellen Ordnungen.

Zuletzt möchte ich eine forschungsethische Frage aufgreifen, die sich im Verlauf des Forschungsprozesses immer wieder stellte und die sich als Problematik der Bewertung von Formen der Lebensführung benennen lässt. Ich denke, und da folge ich Jaeggi (2014), dass eine Kritik von Lebensformen notwendig und wichtig ist im Sinne einer Explizierung der ihnen innewohnenden Widersprüche, der sie formierenden Diskurse. Schlicht anzunehmen oder zu setzen, Lebensformen seien reine ‚Privatsache‘ und würden (nur) persönlich und individuell gewählt, erscheint mir politisch wie sozialtheoretisch naiv. Nicht weniger problematisch ist aber eine Form der Kritik, die, gewissermaßen auf der dringlichen Suche nach besagten Widersprüchen, die Repräsentant:innen bestimmter Lebensformen persönlich allzu stark in die Haftung nimmt für die gesellschaftlichen Widersprüche, innerhalb derer sich ihr Handeln konstituiert. Auf diesem Grat wandert diese Studie: sie hegt zugleich einen kritischen Anspruch – als selbstverständlich Verstandenes zu explizieren und problematisieren; rhetorischem Wandel nicht unhinterfragt Glauben zu schenken etc. –

ohne gleichzeitig aber die in der Studie zu Wort kommenden Biographen und ihre Lebenspraxis bloßstellen zu wollen oder die in ihren Erzählungen vielfach aufzufindenden Aspekte von Kreativität und Wandel, die von ihnen vollzogenen Bildungsprozesse schmälern oder herabwürdigen zu wollen. Ich hoffe, dass dies zumindest in weiten Teilen gelungen ist.

15.2 Fazit

Demirović und Maihofer postulieren, dass Männlichkeit „selbstreflexiv geworden ist“ (2013, 42) (und sind damit nicht allein). Mein Plädoyer lautet, diese These auf Basis der Befunde dieser Studie zu differenzieren – bestimmte Aspekte bürgerlich-industriegesellschaftlicher Männlichkeit wie eine reine Konzentration auf Beruf und Öffentlichkeit, die gewaltförmige Unterordnung von Frauen oder die symbolische Nähe von Männlichkeit zum Soldatischen haben sicherlich einen Bedeutungsverlust erfahren. Andere Elemente dieses Diskurses leben in veränderter Form fort, in einer mindestens teilweise persistenten Norm des männlichen Ernährers, aber insbesondere auch in Vorstellungen individueller Unabhängigkeit und Souveränität, einer Anforderung, von der allerdings inzwischen längst nicht mehr nur Männer betroffen sind. Darüber hinaus erscheint „alternative“ Männlichkeit im Diskurs zunehmend als Chiffre der Distinktion, mittels derer sich ihre Vertreter gegenüber Männern unterer Gesellschaftsschichten abgrenzen und die insbesondere in den von Andreas Reckwitz diagnostizierten Polarisierungsprozessen innerhalb der Mittelklasse, zwischen alter, überwiegend nicht-akademischer Mittelklasse und neuer, kreativer, akademischer Mittelklasse in den urbanen Zentren eine wichtige Rolle spielt.

In der Einleitung dieser Studie wurde formuliert, dass ein Anliegen sei, das Sprechen *über* Männlichkeiten und Männer und das Sprechen *von* Männern, die Arbeitszeitreduktionen vorgenommen haben, in Verbindung zu bringen, um die biographischen Erzählungen dieser Männer als diskursive Artikulationen verstehen zu können und Antworten auf die eingangs formulierten Forschungsfragen „*Wie konstruieren Männer im Kontext von Arbeitszeitreduktionen Männlichkeit und Geschlechterverhältnisse? Welche weiteren Differenzierungen werden in diesem Kontext relevant?*“ und die empirischen Teilfragen „*Wie werden Arbeitszeitreduktionen biographisch als Übergang konstruiert? Welche Prozesse der Positionierung zeigen sich im Interviewprozess sowie in den biographischen Erzählungen? Wie lassen sich diese als diskursive Artikulationen verstehen?*“ zu entwickeln.

Am Ende dieser Studie standen eine Reihe an Antworten und Hypothesen zu den Forschungsfragen. Ein aus meiner Sicht wichtiges Ergebnis ist, dass diese Studie ein zeitgeschichtliches Dokument darstellt, das gegenwärtige Diskurse um Männlichkeit und spezifische Merkmale männlicher Subjektivitäten

(und sicher auch eine bestimmte Art und Weise des Nachdenkens und Sprechens darüber) Anfang der 2020er-Jahre dokumentiert und illustriert. Die Heuristik des Übergangs und die Frage, inwiefern etwas biographisch und diskursiv als Übergang gerahmt wird, war dabei in besonderem Maße auch gewinnbringend für die weiterreichende Frage, was in Diskursen rund um Männlichkeit, Familie und Arbeit als normal, abweichend oder besonders erscheint. Die in diesem Kontext herausgearbeiteten diskursiven Artikulationen zeigten eine Diversifizierung von Männlichkeitsdiskursen. Zwei Modi diskursiver Artikulationen, die Hegemonie beanspruchen, stellten sich dabei als besonders gewinnbringend heraus: Mit der Systematisierung und Differenzierung von Positionierungen als ‚moralisch guter‘ und ‚echter Mann‘ wurde offenkundig, dass eine direkte Übersetzung eines moralisch-bewertenden Diskurses in vermeintlich ‚alternativ‘ oder ‚progressive‘ Männlichkeiten fragwürdig ist. Ohne die in den letzten Jahren und Jahrzehnten sich unzweifelhaft ereignenden Verschiebungen in Männlichkeitsdiskursen und im Geschlechterverhältnis verschweigen zu wollen, zeitigen sie auch Nebeneffekte (Männlichkeiten als Distinktionsmerkmal), erzeugen Verdeckungen (wie das Fortbestehen bestimmter ökonomischer Verhältnisse) und die alleinige Fokussierung auf sie lädt dazu ein, neuere gesellschaftliche Entwicklungen (wie etwa den Hang zur Singularisierung als neuer hegemonialer Ordnung) zu übersehen. Zugleich scheinen im empirischen Material der Studie eine Reihe an Bildungsprozessen auf, die über diese als Hybridisierung hegemonialer Männlichkeit zu verstehenden Phänomene hinausdeuten. Im Kontext von Arbeitszeitreduktionen von Männern, sei es ihnen vorausgehend, sie begleitend und durchdringend oder auf sie folgend, können sich auch die Welt- und Selbstverhältnisse der sie vollziehenden Männer verschieben. In dieser Verschiebung liegen auch dann Potenziale für gesellschaftliche Transformationsprozesse, wenn nicht alles, was in biographischen Erzählungen als Akt der Emanzipation dargestellt wird, diesen formulierten Anspruch bei näherer Betrachtung einlösen kann.

Literaturverzeichnis

- Abraham, Anke. 2002. Der Körper im biographischen Kontext: ein wissenssoziologischer Beitrag. 1. Aufl. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Absolute Beginner. 2024. Absolute Beginner Treff. <https://abtreff.de/> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Acker, Joan. 1990. HIERARCHIES, JOBS, BODIES: A Theory of Gendered Organizations. *Gender & Society* 4, Nr. 2 (Juni): 139–158. doi:10.1177/089124390004002002.
- ADL. 2024. Hate Symbol: Pepe the Frog. Anti Defamation League. <https://www.adl.org/resources/hate-symbol/pepe-frog> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Albert, Isabelle, Beate Schwarz, Boris Mayer und Gisela Trommsdorff. 2022. Familiäre Generationsbeziehungen. In: Handbuch Familie, hg. von Jutta Ecarius und Anja Schierbaum, 511–528. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-531-19985-6_24.
- Alheit, Peter und Bettina Dausien. 2009. „Biographie“ in den Sozialwissenschaften. Anmerkungen zu historischen und aktuellen Problemen einer Forschungsperspektive. In: Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie, hg. von Bernhard Fetz, 285–316. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 15. August. doi:10.1515/9783110217414.4.285.
- Alkemeyer, Thomas und Nikolaus Buschmann. 2016. Praktiken der Subjektivierung — Subjektivierung als Praxis. In: Praxistheorie, hg. von Hilmar Schäfer, 115–136. transcript Verlag, 27. April. doi:10.1515/9783839424049-006.
- Alkemeyer, Thomas und Anja Wiedenhöft. 2003. Der Körper der Nation – die Nation als Körper: Repräsentationen und Habitus-Konstruktionen in der deutschen Turnbewegung des 19. Jahrhunderts. In: Körper – Diskurse – Praktiken: zur Semiotik und Lektüre von Körpern in der Moderne, hg. von Brigitte Prutti und Sabine Wilke, 19–59. Heidelberg: Synchron, Wiss.-Verl. der Autoren.
- Alleweldt, Erika. 2016. Sozialstrukturierung von Freundschaft und soziale Ungleichheit. In: Freundschaft heute: Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie, 107–116. Bielefeld: transcript Verlag. doi:10.1515/9783839435502.
- Alternative für Deutschland. 2023. Programm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum 10. Europäischen Parlament. https://www.afd.de/wp-content/uploads/2023/11/2023-11-16_-_AfD-Europawahlprogramm-2024_-_web.pdf (zugegriffen: 18. Juli 2024).
- Althaber, Agnieszka. 2022. Teilzeitarbeit im Lebensverlauf von Männern: zur beruflichen Strukturierung von Übergängen und Konsequenzen. Opladen Berlin Toronto: Budrich Academic Press. doi:10.3224/96665046.
- Althaber, Agnieszka und Kathrin Leuze. 2020. Der Einfluss der beruflichen Geschlechtersegregation und beruflicher Arbeitszeitarrangements auf Teilzeitarbeit: Gleiche Übergangsbedingungen für Frauen und Männer? KZfSS

- Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 72, Nr. S1 (September): 317–349. doi:10.1007/s11577-020-00666-3.
- Anderson, Eric. 2005. Orthodox and Inclusive Masculinity: Competing Masculinities among Heterosexual Men in a Feminized Terrain. *Sociological Perspectives* 48, Nr. 3 (September): 337–355. doi:10.1525/sop.2005.48.3.337.
- . 2009. *Inclusive Masculinity*. Routledge. doi:10.4324/9780203871485.
- Anderson, Eric und Mark McCormack. 2018. Inclusive Masculinity Theory: overview, reflection and refinement. *Journal of Gender Studies* 27, Nr. 5 (4. Juli): 547–561. doi:10.1080/09589236.2016.1245605.
- Anderson, Eric und Rhidian McGuire. 2010. Inclusive masculinity theory and the gendered politics of men's rugby. *Journal of Gender Studies* 19, Nr. 3 (September): 249–261. doi:10.1080/09589236.2010.494341.
- Anil Altıntaş, Fikri. 2022. Viele neue Vorbilder. taz online, 9. Februar. <https://taz.de/Hybride-Maennlichkeit!/5830620/>. (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- APA. 2018. APA Guidelines for Psychological Practice with Boys and Men. American Psychological Association. <https://www.apa.org/about/policy/boys-men-practice-guidelines.pdf> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Arendt, Hannah. 2020. *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Hg. von Thomas Meyer. Erweiterte Neuauflage. Serie Piper 31691. München: Piper.
- Ariès, Philippe. 1978. *Geschichte der Kindheit*. Übers. von Caroline Neubaur und Karin Kersten. dtv 30138. München: dtv.
- Aulenbacher, Brigitte, Michael Meuser und Birgit Riegraf. 2013. Hegemonie und Subversion. Zur Pluralisierung hegemonialer Verhältnisse im Verhältnis von Öffentlichkeiten und Privatheit. In: *Geschlechterverhältnisse und neue Öffentlichkeiten: feministische Perspektiven*, hg. von Birgit Riegraf, Hanna Hacker, Heike Kahlert, Brigitte Liebig, Martina Peitz, und Rosa Reitsamer, 18–36. Forum Frauen- und Geschlechterforschung Band 36. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Ax, Detlef. 2000. Strömungen der Männerforschung / Männerarbeit / Männerbewegung I. Rundbrief „Kritische Männerforschung“, Nr. 18/19: 13–14.
- Baader, Meike Sophia. 2006. Vaterschaft im Spannungsverhältnis zwischen alter Ernährerrolle, neuen Erwartungen und Männlichkeitsstereotypen. Die Thematisierung von Vaterschaft in aktuellen Print-Medien. In: *Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht*, hg. von Mechthild Bereswill, Kirsten Scheiwe, und Anja Wolde, 117–136. Weinheim/Basel: Juventa.
- Bahrdt, Hans Paul. 1983. Arbeit als Inhalt des Lebens. In: *Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg*, hg. von Joachim Matthes, 120–137. Frankfurt am Main: Campus.
- Baier, Dirk, Maria Kamenowski, Patrik Manzoni und Sandrine Haymoz. 2019. „Toxische Männlichkeit“: die Folgen gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen für Einstellungen und Verhaltensweisen. *Kriminalistik* 73, Nr. 7: 465–471.
- Bamberg, Michael. 1997. Positioning Between Structure and Performance. *Journal of Narrative and Life History* 7, Nr. 1–4 (1. Januar): 335–342. doi:10.1075/jnlh.7.42pos.

- Baur, Nina und Jens Luedtke. 2008. Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei westdeutschen Männern. In: Die soziale Konstruktion von Männlichkeit: hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, 81–104. Opladen: B. Budrich.
- Beaufaÿs, Sandra. 2003. Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Sozialtheorie. Bielefeld: Transcript.
- de Beauvoir, Simone. 1951. Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Beck, Ulrich. 1983. Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Soziale Ungleichheiten, hg. von Reinhard Kreckel, 35–74. Göttingen: Schwartz & Co.
- . 1986. Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne. Edition Suhrkamp 1365 = n.F., Bd. 365. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim. 1990. Das ganz normale Chaos der Liebe. Suhrkamp-Taschenbuch 1725. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt, Regina. 2003. Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen. https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_doppelte_Vergesellschaftung_von_Frauen/becker_schmidt_ohne.pdf (zugegriffen: 28. September 2023).
- . 2008. Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, hg. von Ruth Becker und Beate Kortendiek, 65–74. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-91972-0_8.
- Behr, Rafael. 2022. Polizeiliche Superiorität und toxische Männlichkeit – Wenn Menschen eindringen, wo sie wollen. In: Sexualität und Macht in der Polizei, hg. von Christian Barthel und Claudia Puglisi, 173–197. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-35987-4_8.
- Bethmann, Stephanie. 2010. Liebe Revisited – Romantisierte Ungleichheit oder egalitäre Partnerschaft? Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 16, Nr. 1: 223–239.
- Bhabha, Homi K. 2004. The Location of Culture. London: Routledge.
- Biess, Frank. 2002. Männer des Wiederaufbaus – Wiederaufbau der Männer. Kriegsheimkehrer in Ost- und Westdeutschland, 1945–1955. In: Heimat-Front: Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, hg. von Karen Hagemann und Stefanie Schüler-Springorum, 345–365. Reihe „Geschichte und Geschlechter“ Bd. 35. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Bilden, Helga und Bettina Dausien, Hrsg. 2006. Sozialisation und Geschlecht: Theoretische und methodologische Aspekte. 1. Aufl. Verlag Barbara Budrich. doi:10.2307/j.ctvbj7jtd.
- Binder, Christian. 2021. Cool bleiben und Vater werden! Das Papa Handbuch: wie du als werdender Vater bestmöglich vorbereitet bist auf die schönste Sache im Leben. Bad Godesberg: Christian Binder.

- Bischoff, Claudia. 1984. Frauen in der Krankenpflege: zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert. Campus Forschung Bd. 414. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.
- Blank, Lina L. 2022. #GIRLBOSS. FKW // Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur (28. Februar): No. 70 (2022): WIE //SPRECHEN WIR #FEMINISMUS?// NEUE GLOBALE HERAUSFORDERUNGEN – EIN GLOSSAR. doi:10.57871/FKW7020221600.
- Blömer, Maximilian, Johanna Garnitz, Laura Gärtner, Andreas Peichl und Helene Strandt. 2021. Zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Unter- und Überbeschäftigung auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Hg. von Bertelsmann Stiftung. doi:10.11586/2021019.
- Blossfeld, Hans-Peter, Sandra Buchholz, Dirk Hofäcker, Heather Hofmeister, Karin Kurz und Melinda Mills. 2007. Globalisierung und die Veränderung sozialer Ungleichheiten in modernen Gesellschaften. KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 59, Nr. 4 (1. Dezember): 667–691. doi:10.1007/s11577-007-0082-2.
- Bly, Robert. 1991. Eisenhans: ein Buch über Männer. Übers. von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann. München: Kindler.
- BMFSFJ. 2016a. Bilanz 10 Jahre Elterngeld. Berlin: Bundesministerium für Familie, Soziales, Frauen und Jugend. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/113300/8802e54b6f0d78e160ddc3b0fd6fbc1e/10-jahre-elterngeld-bilanz-data.pdf>.
- . 2016b. Männer-Perspektiven. Auf dem Weg zu mehr Gleichstellung? Penzberg: Bundesministerium für Familie, Soziales, Frauen und Jugend.
- . 2019. Zweiter Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Eine Zusammenfassung. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/122398/87c1b52c4e84d5e2e5c3bdfd6c16291a/zweiter-gleichstellungsbericht-der-bundesregierung-eine-zusammenfassung-data.pdf> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- . 2023. Elterngeld. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/familie/familienleistungen/elterngeld/elterngeld-73752> (zugegriffen: 18. Juli 2024).
- BMVG. 2024. Der „Neue Wehrdienst“: Pistorius setzt auf Auswahl und Freiwilligkeit. Bundesministerium der Verteidigung. <https://www.bmvg.de/de/aktuelles/minister-pistorius-stellt-neuen-wehrdienst-vor-5791920> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Bock, Ulla und Barbara Duden. 1977. Arbeit aus Liebe – Liebe aus Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, hg. von Gruppe Berliner Dozentinnen, 118–199. Berlin: Courage.
- Böhnisch, Lothar. 2012. Sozialpädagogik der Lebensalter. 6. Aufl. Weinheim/München: Juventa.
- . 2013. Männliche Sozialisation: eine Einführung. 2., überarbeitete Auflage. Geschlechterforschung. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- . 2018. Der modularisierte Mann: Eine Sozialtheorie der Männlichkeit. transcript Verlag. doi:10.1515/9783839440759.

- . 2020. Männlichkeit und Bewältigung. In: Handbuch Lebensbewältigung und Soziale Arbeit, hg. von Gerd Stecklina und Jan Wienforth, 502–510. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Böhnisch, Lothar und Wolfgang Schröer. 2018. Lebensbewältigung. In: Soziale Arbeit, hg. von Gunther Graßhoff, Anna Renker, und Wolfgang Schröer, 317–326. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-15666-4_21.
- Bola, J.J. 2020. Sei kein Mann. Warum Männlichkeit ein Albtraum für Jungs ist. München: Hanser.
- Boltanski, Luc und Ève Chiapello. 2003. Der neue Geist des Kapitalismus. Édition discours 30. Konstanz: UVK-Verl.-Ges.
- Bourdieu, Pierre. 1970. Zur Soziologie der symbolischen Formen. Übers. von Wolfgang Fietkau. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 107. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 1976. Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 1987. Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 1990a. Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tauschs. Wien: Braumüller.
- . 1990b. Die biographische Illusion. BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Nr. 1: 75–81.
- . 1992. Sozialer Raum und symbolische Macht. In: Rede und Antwort, 135–154. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 1993. Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Kultur, soziale Praxis, Text: die Krise der ethnographischen Repräsentation, hg. von Eberhard Berg und Martin Fuchs, 365–373. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1051. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 1997. Die männliche Herrschaft. In: Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, hg. von Irene Dölling und Beate Kraus, 153–217. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 2005. Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre und Loïc Wacquant. 1997. Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brandt, Gesche. 2017. Elternzeit von Vätern als Verhandlungssache in Partnerschaften. KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 69, Nr. 4 (Dezember): 593–622. doi:10.1007/s11577-017-0486-6.
- Bräuer, Kim. 2023. #papahatdazuehnichtszusagen. Die (Selbst-)Darstellung von Vätern in den sozialen Medien. In: Polarisierte Welten. https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2022/article/view/1706/1856 (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Bräuer, Kim, Kai Marquardsen, Flora Brzosa, Ann-Christin Eggers und Isabell Weiß. 2023. VAPRO – You don't need to be Superheroes: Einblicke in die vielfältigen Lebenslagen von Vätern. Abschlussbericht. Technische Universität Braunschweig. doi:10.24355/DBBS.084-202212130928-0.

- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand. 2013. *Ethnografie: die Praxis der Feldforschung*. UTB 3979. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Breuer, Franz, Petra Muckel und Barbara Dieris. 2019. *Reflexive Grounded Theory: eine Einführung für die Forschungspraxis*. 4., durchgesehene und aktualisierte Auflage. Lehrbuch. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-22219-2.
- Bridges, Tristan und C. J. Pascoe. 2014. Hybrid Masculinities: New Directions in the Sociology of Men and Masculinities. *Sociology Compass* 8, Nr. 3 (März): 246–258. doi:10.1111/soc4.12134.
- Bridges, Tristan und C.J. Pascoe. 2018. On the elasticity of gender hegemony: Why hybrid masculinities fail to undermine gender and sexual inequality. In: *Gender Reckonings: New Social Theory and Research*, hg. von James W. Messerschmidt, Patricia Yancey Martin, Michael A. Messner, und Raewyn Connell, 254–274. NYU Press, 13. Februar. doi:10.2307/j.ctt1pwbt3r.
- Bröckling, Ulrich. 2007. *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1832. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brumlik, Micha. 1992. Zur Zukunft pädagogischer Utopien. *Zeitschrift für Pädagogik* 38, Nr. 4: 529–545.
- Bruns, Claudia. 2008. *Politik des Eros: der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880–1934)*. Köln: Böhlau.
- Brzoska, Georg. 1996. Männerpolitik und Männerbewegung. In: *Handbuch Männerarbeit*, hg. von Holger Brandes und Hermann Bullinger, 74–89. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Budde, Jürgen. 2006. Wie Lehrkräfte Geschlecht (mit-)machen – doing gender als schulischer Aushandlungsprozess. In: *Gender und Schule: Geschlechterverhältnisse in Theorie und schulischer Praxis*, hg. von Sabine Jösting und Malwine Seemann, 45–60. Oldenburger Beiträge zur Geschlechterforschung Bd. 7. Oldenburg: BIS-Verl. der Carl-von-Ossietzky-Univ. Oldenburg.
- . 2008. Gender-Kompetenz für die Erwachsenenbildung. *DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung* 4: 43–45.
- Bude, Heinz. 1985. Der Sozialforscher als Narrationsanimateur: kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, Nr. 2: 327–336.
- Bünning, Mareike. 2016. Die Vereinbarkeitsfrage für Männer: Welche Auswirkungen haben Elternzeiten und Teilzeitarbeit auf die Stundenlöhne von Vätern? *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 68, Nr. 4 (Dezember): 597–618. doi:10.1007/s11577-016-0387-0.
- Burkart, Günter. 2022. Familie und Paarbeziehung. In: *Handbuch Familie*, hg. von Jutta Ecarius und Anja Schierbaum, 453–472. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-531-19985-6_27.
- Buschmeyer, Anna. 2013. *Zwischen Vorbild und Verdacht: Wie Männer im Erzieherberuf Männlichkeit konstruieren*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-00990-8.
- Butler, Judith. 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übers. von Kathrina Menke. Edition Suhrkamp 1722 = Neue Folge, Band 722. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- . 1997. Körper von Gewicht: die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Übers. von Karin Wördemann. edition suhrkamp 1737 = Neue Folge Band 737. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 2001. Psyche der Macht: das Subjekt der Unterwerfung. Übers. von Reiner Ansén. Edition Suhrkamp 1744 = Neue Folge, 744. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Carrigan, Tim, Bob Connell und John Lee. 1985. Toward a New Sociology of Masculinity. *Theory and Society* 14, Nr. 5: 551–604.
- Castel, Robert. 2000. Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK Universitätsverlag.
- . 2001. Überlegungen zum Stand der sozialen Frage heute: Aushöhlung, Zusammenbruch oder Reorganisation der sozial abgesicherten Erwerbsarbeit. *Mitteilungen des Instituts für Sozialforschung, Frankfurt am Main*, Nr. 12: 81–119.
- Charmaz, Kathy. 2011. Den Standpunkt verändern: Methoden der konstruktivistischen Grounded Theory. In: *Grounded Theory Reader*, übers. von Paul Sebastian Ruppel und Katja Mruck, 181–206. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- . 2012. *Constructing grounded theory: a practical guide through qualitative analysis*. Repr. Los Angeles: Sage.
- Charmaz, Kathy und Karen Henwood. 2008. Grounded theory. In: *Handbook of qualitative research in psychology*, hg. von Carla Willig und Wendy Stainton-Rogers. London: SAGE.
- Clarke, Adele E. 2012. Situationsanalyse: Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Hg. von Reiner Keller. Übers. von Juliane Sarnes-Nitu. *Interdisziplinäre Diskursforschung*. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-531-93320-7.
- Connell, R. W. und James W. Messerschmidt. 2005. Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept. *Gender & Society* 19, Nr. 6 (Dezember): 829–859. doi:10.1177/0891243205278639.
- Connell, Raewyn. 2015. Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Hg. von Michael Meuser und Ursula Müller. 4. durchgesehene und erweiterte Auflage. *Geschlecht und Gesellschaft* Band 8. Wiesbaden: Springer VS.
- Corbin, Juliet M. und Anselm L. Strauss. 2008. *Basics of qualitative research: techniques and procedures for developing grounded theory*. 3. ed., [Nachdr.]. Los Angeles: Sage Publ.
- Cuordileone, Kyle A. 2005. *Manhood and American political culture in the Cold War*. New York London: Routledge.
- Dausien, Bettina. 1996. *Biographie und Geschlecht: zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. IBL Forschung 1. Bremen: Donat.
- Degele, Nina. 2007. Männlichkeiten queeren. In: *Unbeschreiblich männlich heteronormativitätskritische Perspektiven*, hg. von Robin Bauer, Josch Hoenes, und Volker Woltersdorff, 29–42. Hamburg: MännerschwarmSkript-Verl.
- Dell, Matthias. 2023. Die Begeisterung der Medien für Cornelia Koppetsch ist noch peinlicher geworden. *ÜBERMEDIEN*. <https://uebermedien.de/81385/die-begeisterung-der-medien-fuer-cornelia-koppetsch-ist-noch-peinlicher-geworden/> (zugegriffen: 21. Juli 2024).

- Demetriou, Demetrakis Z. 2001. Connell's concept of hegemonic masculinity: A critique. *Theory and Society* 30, Nr. 3: 337–361. doi:10.1023/A:1017596718715.
- Demirović, Alex und Andrea Maihofer. 2013. Vielfachkrise und die Krise der Geschlechterverhältnisse. In: *Krise, Kritik, Allianzen: arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven*, hg. von Hildegard Maria Nickel und Andreas Heilmann, 30–48. Arbeitsgesellschaft im Wandel. Weinheim: Beltz Juventa.
- Deppermann, Arnulf. 2013. Interview als Text vs. Interview als Interaktion. *Forum Qualitative Sozialforschung* 14, Nr. 3. https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/deliver/index/docId/1398/file/Deppermann_Interview_als_Text_2013.pdf (zugegriffen: 3. Juli 2024).
- Derndorfer, Judith, Franziska Disslbacher, Vanessa Lechinger, Katharina Mader und Eva Six. 2021. Home, sweet home? The impact of working from home on the division of unpaid work during the COVID-19 lockdown. Hg. von M Niaz Asadullah. *PLOS ONE* 16, Nr. 11 (8. November): e0259580. doi:10.1371/journal.pone.0259580.
- Detel, Wolfgang. 1998. *Macht, Moral, Wissen: Foucault und die klassische Antike*. 1. Aufl. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1362. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Detka, Carsten. 2005. Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 6, Nr. 2: 351–364.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft. 2023. *Wissenschaftliches Fehlverhalten: Schriftliche Rüge und drei Jahre Abschluss von Antragsberechtigung und Begutachtungen*. <https://www.dfg.de/de/service/presse/pressemitteilungen/2023/pressemitteilung-nr-08> (zugegriffen: 21. Juli 2024).
- Deutscher Bundestag. 2011. *Wehrrechtsänderungsgesetz 2011*. WehrRÄndG.
- Deutscher Frisbeesport-Verband. 2021. *WFDF-Ultime-Regeln 2021–2024*. <https://www.frisbeesportverband.de/wp-content/uploads/2021/06/Regeln.pdf> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Devereux, George. 1998. *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Übers. von Caroline Neubaur und Karin Kersten. 4. Aufl. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 461. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dietrich, Hans und Doris Hess. 2021. Neue Mittelklasse? Ein empirischer Beitrag zur Reckwitz-Debatte. *Lagemaß*, Nr. 11: 9–13.
- Dignam, Pierce Alexander und Deana A. Rohlinger. 2019. Misogynistic Men Online: How the Red Pill Helped Elect Trump. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 44, Nr. 3 (März): 589–612. doi:10.1086/701155.
- Dokumentation AK. 1996. *Dokumentation Arbeitskreis Antisexistische Männerstudien, Männerforschung, Theorie*. Heimvolkshochschule „Alte Molkerei Frille“ 1985–1993.
- Dölling, Irene. 2003. *Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung. Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/modernisierungstheoretischer Perspektive*. In: *Achsen der Differenz: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, hg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, 73–100. *Forum Frauenforschung Band 16*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Dominguez, Joe und Vicki Robin. 1992. *Your money or your life: transforming your relationship with money and achieving financial independence*. Ed. with new resource list and ind index. New York: Penguin Books.
- DQR. 2024. *Techniker (Staatlich geprüfter) Fachrichtung Maschinentechnik / Maschinenbautechnik / Technikerin (Staatlich geprüfte) Fachrichtung Maschinentechnik / Maschinenbautechnik*. <https://www.dqr.de/dqr/shareddocs/qualifikationen-neu/de/Techniker-Staatlich-gepruefter-Fachrichtung-Maschinen-technik-Maschinenbautechnik-Technikerin-Staatlich-gepruefte-Fachrichtung-Maschinentechnik-Maschinenbautechnik-Bachelor-Professional-in-Technik.html?nn=365830> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Dross, Fritz und Nadina Metzger. 2018. *Krankheit als Werturteil. Eine kleine Geschichte des Umgangs mit Krankheit und Kranken*. Aus *Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 24: 4–11.
- Duden. *frugal*. [duden.de](https://www.duden.de/rechtschreibung/frugal). <https://www.duden.de/rechtschreibung/frugal> (zugegriffen: 20. Mai 2024).
- Durkheim, Émile. 2019. *Die Regeln der soziologischen Methode*. Hg. von René König. 9. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Duttweiler, Stefanie. 2003. *Body-Consciousness–Fitness–Wellness–Körpertechnologien als Technologien des Selbst. Widersprüche*. *Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* 87, Nr. 23: 31–43.
- Eckert, Judith und Diana Cicecki. 2020. *Mit „gescheiterten“ Interviews arbeiten: Impulse für eine reflexiv-interaktionistische Interviewforschung*. 1. Auflage. *Qualitativ forschen – aktuelle Ansätze*. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Ehmer, Josef. 2018. *Zur Geschichte des Normalarbeitsverhältnisses: Rekonstruktion und Kritik*. In: *Normalarbeit: nur Vergangenheit oder auch Zukunft?* Hg. von Johanna Muckenhuber, Josef Hödl, und Martin Griesbacher, 21–39. *Gesellschaft der Unterschiede Band 37*. Bielefeld: Transcript.
- Eins, Philipp. 2022. *Podcasts im Journalismus: Eine Einführung für die Praxis*. *Journalistische Praxis*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-34269-2.
- Eisewicht, Paul und Tilo Grenz. 2018. *Die (Un)Möglichkeit allgemeiner Gütekriterien in der Qualitativen Forschung – Replik auf den Diskussionsanstoß zu „Gütekriterien qualitativer Forschung“ von Jörg Strübing, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer*. *Zeitschrift für Soziologie* 47, Nr. 5 (27. November): 364–373. doi:10.1515/zfsoz-2018-0123.
- Ekşi, Betül. 2017. *The myth of the tough men’s burdens: reproducing a hegemonic masculinity at the Turkish National Police*. *NORMA* 12, Nr. 1: 5–22. doi:10.1080/18902138.2017.1283483.
- Elder Jr., Glen H. 1994. *Time, human agency, and social change: Perspectives on the life course*. *Social Psychology Quarterly*, 57(1), 4–15 57, Nr. 1: 4–15.
- Enderwitz, Elke. 1979. *Wer hat Angst vor Männerhaß?* *Courage: Berliner Frauenzeitung* 4, Nr. 3: 14–20.
- Esping-Andersen, Gøsta. 1990. *The three worlds of welfare capitalism*. Princeton, N.J: Princeton University Press.

- Federici, Silvia. 2012. Aufstand aus der Küche: Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Übers. von Max Henninger. Kitchen Politics Band 1. Münster: edition assemblage.
- Fehrenbach, Heide. 1998. Rehabilitating Fatherland: Race and German Remasculinization. *Signs* 24, Nr. 1: 107–127.
- Fischer, Wolfram und Martin Kohli. 1987. Biographieforschung. In: *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, hg. von Wolfgang Voges, 25–49. Opladen: Leske + Budrich.
- Flick, Uwe. 2014. Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. In: *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, hg. von Nina Baur und Jörg Blasius, 411–423. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi:10.1007/978-3-531-18939-0_29.
- Forster, Edgar. 2005. Männerforschung, Gender Studies und Patriarchatskritik. In: *Geschlechterforschung in der Kritik, Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*:41–72. Opladen; Bloomfield Hills: Barbara Budrich. doi:10.25656/01:5416.
- Foucault, Michel. 1977. Überwachen und Strafen. Frankfurt: Suhrkamp.
- . 1981. Archäologie des Wissens. Übers. von Ulrich Köppen. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 356. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 1986. Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit / Dritter Band. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 2005a. Subjekt und Macht. In: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV*, übers. von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek, Hermann Kocyba, und Jürgen Schröder, 269–294. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . 2005b. Die Gouvernementalität. In: *Analytik der Macht*, hg. von Daniel Defert und François Ewald, übers. von Reiner Ansén, Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek, Hermann Kocyba, und Jürgen Schröder, 148–174. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1759. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fraser, Nancy. 2013. A Triple Movement? *New Left Review*, Nr. 81: 119–132.
- . 2017. Vom Regen des progressiven Neoliberalismus in die Traufe des reaktionären Populismus. In: *Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit*, hg. von Heinrich Geiselberger, 77–92. 2. Aufl. Berlin: Suhrkamp.
- . 2023. Der Allesfresser: wie der Kapitalismus seine eigenen Grundlagen verschlingt. Übers. von Andreas Wirthensohn. Sonderdruck, deutsche Erstausgabe. Edition Suhrkamp. Berlin: Suhrkamp.
- Freeman, Elizabeth. 2010. *Time Binds: Queer Temporalities, Queer Histories*. Duke University Press. doi:10.1215/9780822393184.
- Freud, Sigmund. 1961. Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 3. Aufl. Gesammelte Werke 15. Frankfurt am Main: Fischer.
- Frevert, Ute. 1996. Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit. In: *Männergeschichte, Geschlechtergeschichte: Männlichkeit im Wandel der Moderne*, hg. von Thomas Kühne, 69–87. Reihe „Geschichte und Geschlechter“ Bd. 14. Frankfurt/Main; New York: Campus.
- . 2001. *Die kasernierte Nation: Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*. München: C. H. Beck.

- Frogner, Eli und Gunter A. Pilz. 1982. Untersuchung zur Einstellung von jugendlichen Fußballspielern und -spielerinnen zu Regeln und Normen im Sport. In: Sport und Gewalt, hg. von Gunter A. Pilz, 191–244. Schorndorf: Hofmann.
- Frommert, Dina und Susanne Strauß. 2013. Biografische Einflussfaktoren auf den Gender Pension Gap – Ein Kohortenvergleich für Westdeutschland. *Journal for Labour Market Research* 46, Nr. 2 (August): 145–166. doi:10.1007/s12651-012-0125-7.
- Fthenakis, Wassilios E. 1999. Engagierte Vaterschaft: die sanfte Revolution in der Familie. Hg. von Initiative Junge Familie. Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1999. Opladen: Leske + Budrich.
- Fthenakis, Wassilios E., Bernhard Kalicki und Gabriele Peitz. 2002. Paare werden Eltern: die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie. Buchreihe der LBS-Initiative Junge Familie. Opladen: Leske + Budrich.
- Fuchs, Christian und Paul Middelhoff. 2019. Das Netzwerk der Neuen Rechten. Wer sie lenkt, wer sie finanziert und wie sie die Gesellschaft verändern. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Funke, Cordula. 2019. Neue Männlichkeit auf Instagram: Diese Social Media Stars stehen für #NewMasculinity. *GQ* (25. Oktober). <https://www.gq-magazin.de/lifestyle/artikel/menstagram-neue-maennlichkeit-und-social-media> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Gabler, Hartmut. 2002. Motive im Sport: motivationspsychologische Analysen und empirische Studien. *Reihe Sportwissenschaft* 31. Schorndorf: Hofmann.
- Gauger, Kurt. 1952. Die Dystrophie als psychosomatisches Krankheitsbild. Entstehung, Erscheinungsformen, Behandlung, Begutachtung, Medizinische, soziologische und juristische Spätfolgen. München: Urban & Schwarzenberg.
- Geipel, Karen. 2022. Zum Subjekt werden: Analysen vergeschlechtlichender Positionierungen im Sprechen über Zukunft. *Research*. Wiesbaden: Springer VS.
- Gesterkamp, Thomas. 2012. Jenseits von Feminismus und Antifeminismus. Plädoyer für eine eigenständige Männerpolitik. In: *Männerpolitik*, hg. von Markus Theunert, 59–78. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-19041-9_2.
- Gestrich, Andreas. 2013. Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert. 3., um einen Nachtrag erw. Aufl. *Enzyklopädie deutscher Geschichte / hrsg. von Lothar Gall Bd. 50*. München: Oldenbourg.
- Giddens, Anthony. 1992. *The transformation of intimacy. Sexuality, love and eroticism in modern societies*. Cambridge: Polity Press.
- Giesecke, Johannes. 2006. *Arbeitsmarktflexibilisierung und Soziale Ungleichheit: sozio-ökonomische Konsequenzen befristeter Beschäftigungsverhältnisse in Deutschland und Grossbritannien. Forschung Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gillette. 2019. *Our commitment: Bringing out the Best in the World Around Us*. <https://gillette.com/en-us/about/the-best-men-can-be> (zugegriffen: 27. September 2022).
- Ginsburg, Tobias. 2022. *Die letzten Männer des Westens: Antifeministen, rechte Männerbünde und die Krieger des Patriarchats*. 3. Auflage, Originalausgabe. Hamburg: Rowohlt Polaris.

- Glaser, Barney G. 1978. Theoretical sensitivity. *Advances in the methodology of grounded theory*. Mill Valley, Calif: Soc. Pr.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss. 2006. *The discovery of grounded theory: strategies for qualitative research*. Wiederabdruck. London New York: Routledge.
- . 2008. *Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung*. Übers. von Axel T. Paul und Stefan Kaufmann. 1. Nachdr. der 2., korrig. Aufl., 2005. Bern: Huber.
- Google Trends. 2024. Toxic Masculinity. <https://trends.google.de/trends/explore?date=all&q=toxic%20masculinity> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Gramlich, Aylin Viola. 2020. Positionierungen von Vätern in populärer Ratgeberliteratur. Eine linguistische Diskursanalyse dreier Väterratgeber. Johannes Gutenberg-Universität, Institut für Erziehungswissenschaft: Mainz. doi:10.25656/01:26589.
- Gramsci, Antonio. 2012. *Gefängnishefte*. Hg. von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug. Übers. von K. Bochmann, W. F. Haug, R. Graf, G. Kuck, J. Meinert, und L. Schröder. Hamburg: Argument Verl.
- Grassert, Manfred, Stephan Höyng, Ralf Puchert, Christian Raschke und Andreas Zieske. 2010. Der Dissens mit der herrschenden Männlichkeit. Konzept für eine aktive Patriarchatskritik von Männern (1990). In: *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied*. Eine Quellensammlung, hg. von Ilse Lenz, 756–764. 2., aktualisierte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Griese, Birgit und Martina Schiebel. 2018. Bourdieu und die Biographieforschung. In: *Handbuch Biographieforschung*, hg. von Helma Lutz, Martina Schiebel, und Elisabeth Tuiider, 115–126. Wiesbaden: Springer VS.
- Gruhlich, Julia. 2019. Schwarze Männlichkeiten. Zur Problematisierung der Problematisierung. In: *Die Problematisierung sozialer Gruppen in Staat und Gesellschaft*, hg. von Dörte Negal, 43–61. Wiesbaden: Springer VS.
- . 2023. „Karriere ist nicht alles“ – Ursachen, Motive und Legitimationsmuster von „Downshifting“. *Zeitschrift für Soziologie* 52, Nr. 3 (23. August): 322–337. doi: 10.1515/zfsoz-2023-2022.
- Grundmann, Matthias. 2022. Sozialisation und Familienbeziehungen. In: *Handbuch Familie*, hg. von Jutta Ecarius und Anja Schierbaum, 343–359. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-531-19985-6_11.
- Grunow, Daniela, Florian Schulz und Hans-Peter Blossfeld. 2007. Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen? *Zeitschrift für Soziologie* 36, Nr. 3: 162–218.
- Habermas, Rebekka. 2000. *Frauen und Männer des Bürgertums: eine Familiengeschichte (1750–1850)*. Bürgertum 14. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hagemann, Karen. 2002. „Männlicher Muth und Teutsche Ehre“. Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens. Paderborn: Schöningh. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/NG-2002-071>.
- Halberstam, Judith. 2018. *Female masculinity*. Twentieth anniversary edition with a new preface. Durham: Duke University Press.
- Hall, Stuart. 1996. Introduction: Who needs ›identity‹? In: *Questions of cultural identity*, hg. von Stuart Hall und Paul Du Gay, 1–17. London: SAGE.

- . 2000. Postmoderne und Artikulation. In: *Cultural Studies: ein politisches Theorieprojekt.*, hg. von Nora Rätzkel, 3: 52–77. *Ausgewählte Schriften.* Hamburg: Argument Verlag.
- . 2004. Wer braucht Identität? In *Ideologie, Identität, Repräsentation.* *Ausgewählte Schriften* 4, Hrsg. Juha Koivisto und Andreas Merckens, 167–187. Hamburg: Argument. In: *Ideologie, Identität, Repräsentation.*, hg. von Juha Koivisto und Andreas Merckens, 167–187. *Ausgewählte Schriften* 4. Hamburg: Argument.
- Haller, Max. 2003. *Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich.* 2., überarb. Aufl. *Uni-Taschenbücher Soziologie* 2074. Opladen: Leske + Budrich.
- Hammarén, Nils und Thomas Johansson. 2014. Homosociality: In Between Power and Intimacy. *SAGE Open* 4, Nr. 1 (1. Januar): 215824401351805. doi:10.1177/2158244013518057.
- Haraway, Donna. 2007. Situiertes Wissen. In: *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie,* 305–322. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Springer.
- Hark, Sabine und Paula-Irene Villa. 2017. Unterscheiden und herrschen: ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. *X Texte.* Bielefeld: Transcript.
- Harrington, Carol. 2021. What is “Toxic Masculinity” and Why Does it Matter? *Men and Masculinities* 24, Nr. 2 (Juni): 345–352. doi:10.1177/1097184X20943254.
- Hausen, Karin. 1976. Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, hg. von Werner Conze, 363–393. Stuttgart: Ernst Klett.
- . 2014a. Der Aufsatz über die „Geschlechtscharaktere“ und seine Rezeption. Eine Spätlesung nach 30 Jahren. In: *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, hg. von Karin Hausen, 202:83–108. 2. Aufl. *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- . 2014b. Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. Wiederabdruck von Hausen (1976). In: *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, hg. von Karin Hausen, 202:19–49. 2. Aufl. *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hausmann, Ann-Christin und Corinna Kleinert. 2014. Berufliche Segregation auf dem Arbeitsmarkt: Männer- und Frauendomänen kaum verändert. *IAB-Kurzbericht.* Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) der Bundesagentur für Arbeit. <https://doku.iab.de/kurzber/2014/kb0914.pdf> (zugegriffen: 20. Juli 2024).
- Hearn, Jeff. 1987. *Changing Men’s Studies.* Achilles Heel. The radical men’s magazine, Nr. 8. https://web.archive.org/web/20051105144347/http://www.achillesheel.freeuk.com/article08_11.html (zugegriffen: 9. Juli 2024).
- Hearn, Jeff und David H. J. Morgan. 1990. The critique of men. In: *Men, masculinities & social theory*, hg. von Jeff Hearn und David H. J. Morgan, 203–205. Abingdon: Routledge.
- Hecktor, Franz. 2002. Kontroversen über das Buch »Die männliche Herrschaft« von Pierre Bourdieu *20*, Nr. 2. *Feministische Studien:* 281–300. doi:10.1515/fs-2002-0212.

- Heidbrink, Horst. 2009. Face-to-Face und Side-by-Side: Männer- und Frauenfreundschaften. Ergebnisse der psychologischen Freundschaftsforschung. In: Schwestern und Freundinnen. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation, hg. von Eva Labouvie, 35–57. Köln: Böhlau.
- Heilmann, Andreas. 2011. Normalität auf Bewährung: Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit. transcript Verlag. doi:10.1515/transcript.9783839416068.
- Heitzmann, Daniela. 2015. Männliche Herrschaft. Gender Glossar. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:15-qucosa-220203>.
- Helfferich, Cornelia. 2011. Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Auflage. Lehrbuch. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- . 2022. Familie und Geschlecht. In: Handbuch Familie, hg. von Jutta Ecarius und Anja Schierbaum, 159–176. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-531-19985-6_13, https://link.springer.com/10.1007/978-3-531-19985-6_13 (zugegriffen: 18. Juli 2024).
- Hill, Paul B. und Johannes Kopp. 2015. Familiensoziologie: Zum Stand der Dinge. In: Handbuch Familiensoziologie, hg. von Paul B. Hill und Johannes Kopp, 9–17. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-02276-1_1.
- Hirschauer, Stefan. 2020. Undoing Differences Revisited: Unterscheidungsnegation und Indifferenz in der Humandifferenzierung. Zeitschrift für Soziologie 49, Nr. 5–6 (25. November): 318–334. doi:10.1515/zfsoz-2020-0027.
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut. 2020. Digitale Transformation der Arbeit: Entwicklungstrends und Gestaltungsansätze. 1. Auflage. Moderne Produktion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Hobler, Dietmar und Svenja Pfahl. 2021. Gründe für Teilzeittätigkeit nach Elternschaft 2019. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI) / Hans-Böckler-Stiftung. https://www.wsi.de/data/wsi_gdp_ze-teilzeit-04-1.pdf (zugegriffen: 18. Juli 2024).
- Hobler, Dietmar, Svenja Pfahl und Julia Spitznagel. 2020. Erwerbsumfang nach Alter 2018. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI) / Hans-Böckler-Stiftung. https://www.wsi.de/data/wsi_gdp_2020-09-14_ZE-Teilzeit-02.pdf (zugegriffen: 18. Juli 2024).
- Hochschild, Arlie R. 2000. Global care chains and emotional surplus value. In: On the edge. Living with global capitalism, hg. von Anthony Giddens und Will Hutton, 130–146. London: Jonathan Cape.
- Höcke, Björn. 2015. Rede auf Kundgebung in Erfurt am 18. November 2015. 18. November, Erfurt. <https://www.n-tv.de/politik/Bjoern-Hoecke-in-sieben-Szenen-article19700681.html> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Hoffman, Bruce, Jacob Ware und Ezra Shapiro. 2020. Assessing the Threat of Incel Violence. Studies in Conflict & Terrorism 43, Nr. 7 (2. Juli): 565–587. doi:10.1080/1057610X.2020.1751459.
- Höher, Franziska und Sabine Mallschützke. 2013. Der gute Vater. Konstruktionen von Vaterschaft und Liebe in Erziehungsratgebern für Väter. In: In Liebe verbunden: Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis

- heute, hg. von Sylka Scholz, Karl Lenz, und Sabine Dreßler, 235–256. Kulturen der Gesellschaft Band 9. Bielefeld: transcript.
- Hollstein, Walter. 2012. Vom Singular zum Plural: Männlichkeiten im Wandel. Aus Politik und Zeitgeschichte, Nr. 40.
- Holst, Elke und Julia Bringmann. 2016. Arbeitszeitrealitäten und Arbeitszeitwünsche in Deutschland. Methodische Unterschiede ihrer Erfassung im SOEP und Mikrozensus. Berlin: DIW. https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.540472.de/dp1597.pdf (zugegriffen: 18. Juli 2024).
- Honegger, Claudia. 1989. „Weiblichkeit als Kulturform“: zur Codierung der Geschlechter in der Moderne. In: Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988, hg. von Max Haller, Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, und Wolfgang Zapf, 142–155. Frankfurt am Main: Campus.
- . 1991. Die Ordnung der Geschlechter: die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750–1850. Frankfurt/Main ; New York: Campus Verlag.
- Höppner, Grit und Anna Wanka. 2021. un/doing age: Multiperspektivität als Potential einer intersektionalen Betrachtung von Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen. Zeitschrift für Soziologie 50, Nr. 1 (8. März): 42–57. doi:10.1515/zfsoz-2021-0005.
- Horlacher, Stefan und Wieland Schwanebeck. 2019. Die Krise der Männlichkeit oder: die ewige Wiederkehr des Gleichen. Männeraufbruch. Jahrbuch für Männer in der Gegenwart: 138–145.
- Horta Ribeiro, Manoel, Jeremy Blackburn, Barry Bradlyn, Emiliano De Cristofaro, Gianluca Stringhini, Summer Long, Stephanie Greenberg und Savvas Zannettou. 2021. The Evolution of the Manosphere across the Web. Proceedings of the International AAAI Conference on Web and Social Media 15 (22. Mai): 196–207. doi:10.1609/icwsm.v15i1.18053.
- Hürtgen, Stefanie. 2019. Kritik an der marktorientierten Konsumkritik. In: Grenzen des Wachstums: eine Annäherung in 16 Essays, hg. von Andreas Koch und Martina Winkler, 79–86. Berlin Bern Bruxelles: Peter Lang. doi:10.3726/b16145.
- IAQ. 2025. Teilzeitquoten nach Alter und Geschlecht 2023. Teilzeitbeschäftigte in % aller abhängig Beschäftigten. https://www.sozialpolitik-aktuell.de/files/sozialpolitik-aktuell/_Politikfelder/Arbeitsmarkt/Datensammlung/PDF-Dateien/abbIV73.pdf (zugegriffen: 26. Juli 2025).
- IfD Allensbach. 2021. Elternzeit, Elterngeld und Partnerschaftlichkeit. Eine repräsentative Onlinebefragung von Eltern mit ältestem Kind unter 10 Jahren. Allensbach: Institut für Demoskopie. https://www.ifd-allensbach.de/fileadmin/IfD/sonstige_pdfs/8251_Bericht_Elternzeit_final.pdf (zugegriffen: 19. Juli 2024).
- Irigaray, Luce. 1979. Das Geschlecht, das nicht eins ist. Berlin: Merve.
- Jackson, David. 2016. Exploring Aging Masculinities. London: Palgrave Macmillan UK. doi:10.1057/9781137527578.
- Jaeggi, Rahel. 2014. Kritik von Lebensformen. Erste Auflage. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1987. Berlin: Suhrkamp.
- Jäger, Siegfried. 2015. Kritische Diskursanalyse: eine Einführung. 7., vollständig überarbeitete Auflage. Edition DISS Bd. 3. Münster: Unrast.

- Jeffords, Susan. 1998. The „Remasculinization“ of Germany in the 1950s: Discussion. *Signs* 24, Nr. 1: 163–169.
- Jergus, Kerstin und Jens Oliver Krüger. 2022. Familie, Autorität und Leistung. In: *Handbuch Familie*, hg. von Jutta Ecarus und Anja Schierbaum, 249–267. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-531-19985-6_43.
- Jones, Callum, Verity Trott und Scott Wright. 2020. Sluts and soyboys: MGTOW and the production of misogynistic online harassment. *New Media & Society* 22, Nr. 10 (Oktober): 1903–1921. doi:10.1177/1461444819887141.
- Jurczyk, Karin. 2018. Familienpolitik. In: *Kompendium Kinder- und Jugendhilfe*, hg. von Karin Böllert, 1597–1615. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-531-19096-9_77.
- . 2020a. Einführung. In: *Doing und undoing family: konzeptionelle und empirische Entwicklungen*, hg. von Karin Jurczyk, 7–12. 1. Auflage. Weinheim: Beltz Juventa.
- . 2020b. *Doing und undoing family: konzeptionelle und empirische Entwicklungen*. 1. Auflage. Weinheim: Beltz Juventa.
- Jurczyk, Karin, Andreas Lange und Barbara Thiessen, Hrsg. 2014. *Doing Family: warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Juul, Jesper. 2011. *Mann und Vater sein*. Hg. von Ingeborg Szöllösi. Freiburg Basel Wien: Herder.
- Kaiser, Susanne. 2020. *Politische Männlichkeit: wie Incels, Fundamentalisten und Autoritäre für das Patriarchat mobil machen*. Edition Suhrkamp 2765. Berlin: Suhrkamp.
- Karioris, Frank G. 2016. *Between class and friendship: Homosociality in an all-male residence hall in the U.S.* Dissertation, Budapest: Central European University. https://www.etd.ceu.edu/2017/karioris_frank.pdf (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Karl, Holger. 1997. Eine Geschichte der Vereinnahmung. Holger „Bewegungsmelder“ Karl über die deutschen Männertreffen. *Moritz – Zeitschrift für Männer in Bewegung*, Nr. 31: 28–32.
- Kastein, Mara. 2019. *Gleichstellungsorientierte Männerpolitik unter Legitimationsdruck: eine wissenssoziologische Diskursanalyse in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich.
- Kelle, Udo. 2007. Theoretisches Vorwissen und Kategorienbildung in der „Grounded Theory“. In: *Qualitative Datenanalyse: computergestützt*, hg. von Udo Kuckartz, Heiko Grunenberg, und Thorsten Dresing, 32–49. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-90665-2_2.
- Keller, Matthias und Irene Kahle. 2018. Realisierte Erwerbstätigkeit von Vätern und Müttern. Zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. *WISTA – Wissenschaft und Statistik*, Nr. 3: 54–71.
- Keller, Reiner. 2011. *Wissenssoziologische Diskursanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-92058-0.
- Kemper, Andreas. 2011. *(R)echte Kerle: zur Kumpanei der MännerRECHTSbewegung*. 1. Auflage. Unrast transparent. Rechter Rand Band 4. Münster: Unrast.

- Kessler, Suzanne J. und Wendy McKenna. 1985. *Gender: an ethnomethodological approach*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kimmel, Michael. 2016. *Angry white men: die USA und ihre zornigen Männer*. Übers. von Helmut Dierlamm. Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für Politische Bildung, Schriftenreihe / Bundeszentrale für politische Bildung Band 1730. Bonn: bpb, Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Klenner, Christina und Tanja Schmidt. 2011. Teilzeitarbeit im Lebensverlauf von ab-hängig beschäftigten Frauen. In: *Neue Wege – Gleiche Chancen. Expertisen zum Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung.*, hg. von Ute Klammer und Markus Motz, 253–311. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klevermann, Nils. 2022. Migrant*innenorganisationen und ihre behördliche Adressierung – empirische Befunde zur Organisationswerdung von übergangsrelevanten Kollektivsubjekten. In: *Diskurse – Institutionen – Individuen. Neue Perspektiven in der Übergangsforschung*, hg. von Petra Bauer, Birgit Becker, Barbara Friebertshäuser, und Christiane Hof, 69–84. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Klinger, Cornelia. 2005. Feministische Theorie zwischen Lektüre und Kritik des philosophischen Kanons. In: *Genus. Geschlechterforschung/Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, hg. von Hadumod Bußmann und Renate Hof, 328–364.
- Klünder, Nina und Uta Meier-Gräwe. 2017. Gleichstellung und innerfamiliäre Arbeitsteilung. In: *Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland*, 65–90. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Knapp, Gudrun-Axeli. 2001. Kein Abschied von Geschlecht. Thesen zur Grundlegendiskussion in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik: (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung in Frauenforschung, Frauenbewegung, Frauenpolitik*, hg. von Ursula Hornung, Sedef Gümen, und Sabine Weilandt, 78–87. 1. Aufl. Forum Frauenforschung Bd. 14. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Köhler, Horst. 2005. Rede von Bundespräsident Horst Köhler. Rede. Gehalten auf: Kommandeurtagung der Bundeswehr, 10. Oktober, Bonn. https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Horst-Koehler/Reden/2005/10/20051010_Rede.html (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Kohli, Martin. 1989. Institutionalisation und Individualisierung der Erwerbsbiographie. Aktuelle Veränderungstendenzen und ihre Folgen. In: *Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel: Umbrüche im beruflichen Sozialisationsprozeß*, hg. von Ditmar Brock, Hans Rudolf Leu, Christine Preiß, und Hans-Rolf Vetter, 249–278. DJI Materialien. München: DJI.
- . 2003. Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. In: *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002*, 525–545. Opladen: Leske + Budrich.
- . 2017. Die Institutionalisation des Lebenslaufs: Historische Befunde und theoretische Argumente. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 69, Nr. S1: 495–524. doi:10.1007/s11577-017-0417-6.

- Koller, Hans-Christoph. 2016. Ist jede Transformation als Bildungsprozess zu begreifen? Zur Frage der Normativität des Konzepts transformatorischer Bildungsprozesse. In: Von der Bildung zur Medienbildung, hg. von Dan Verständig, Jens Holze, und Ralf Biermann, 149–161. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-10007-0_8.
- Kommer, Gerd und Alexander Weis. 2018. „Finanzielle Freiheit“ – ein Schlagwort mit zu vielen Fragezeichen. Blog. [gerd-kommer.de](https://gerd-kommer.de/finanzielle-freiheit-fragezeichen/). 31. Mai. <https://gerd-kommer.de/finanzielle-freiheit-fragezeichen/> (zugegriffen: 20. Mai 2024).
- Koppetsch, Cornelia. 2019. Die Gesellschaft des Zorns: Rechtspopulismus im globalen Zeitalter. X-Texte zu Kultur und Gesellschaft. Bielefeld: transcript Verlag.
- Koppetsch, Cornelia und Günter Burkart. 1999. Die Illusion der Emanzipation zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvergleich. Konstanz: UVK, Univ.-Verl. Konstanz.
- Koppetsch, Cornelia und Sarah Speck. 2014. Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist...: Coolness als Strategie männlichen Staturerhalts in individualisierten Paarbeziehungen. In: Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen, hg. von Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf, und Sylka Scholz, 281–298. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-531-19654-1_19.
- . 2015. Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist: Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten. Edition Suhrkamp 2701. Berlin: Suhrkamp.
- Körner, Franziska. 2014. Fußball als moderner Zufluchtsort traditioneller Männlichkeit: Eine Analyse des sozialen Feldes Fußball unter dem Aspekt der Männlichkeit. Humboldt-Universität zu Berlin. doi:10.25595/6.
- Krais, Beate. 2011. Die männliche Herrschaft: ein somatisiertes Herrschaftsverhältnis. Österreichische Zeitschrift für Soziologie 36, Nr. 4 (Dezember): 33–50. doi:10.1007/s11614-011-0002-6.
- Krämer, Hannes. 2020. Die kommunikative Arbeit am Vatersein. Eine Analyse von Väterblogs. In: *Sine ira et studio: Disziplinenübergreifende Annäherungen an die zwischenmenschliche Kommunikation*, hg. von Robin Kurilla, Karin Kolb-Albers, Hannes Krämer, und Karola Pitsch, 399–415. Wiesbaden: Springer VS.
- Kretschmann, Carsten. 2009. Biographie und Wissen. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien.*, hg. von Christian Klein, 71–78. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Kühne, Thomas. 2011. Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert. Bd. 173. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. <http://site.ebrary.com/lib/alltitles/docDetail.action?docID=10514011>.
- Kühner, Angela, Phil C. Langer und Panja Schweder. 2013. Reflexive Wissensproduktion – eine Einführung. In: *Reflexive Wissensproduktion: Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung*, hg. von Phil C. Langer, Angela Kühner, und Panja Schweder, 7–18. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden: Springer VS.
- Labov, William und Joshua Waletzky. 1967. Narrative analysis: Oral versions of personal experience. In: *Essays on the verbal and visual arts*, hg. von June Helm, 3–38. Seattle: University of Washington Press.

- Laclau, Ernesto. 2002. Macht und Repräsentation. In: Emanzipation und Differenz, hg. von Ernesto Laclau, 125–149. Wien: Turia + Kant.
- Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe. 2006. Hegemonie und radikale Demokratie: zur Dekonstruktion des Marxismus. Hg. von Michael Hintz und Gerd Vorwallner. Übers. von Gerd Vorwallner. Dt. Erstausg., 3. Aufl. Passagen Philosophie. Wien: Passagen-Verl.
- Ladd, Tony und James A. Mathisen. 1999. Muscular Christianity: evangelical Protestants and the development of American sport. A BridgePoint book. Grand Rapids, Mich: Baker Books.
- Lafargue, Paul. 2018. Das Recht auf Faulheit: Zurückweisung des „Rechts auf Arbeit“ von 1848. Übers. von Ute Kruse-Ebeling. 7. Auflage. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 19487. Ditzingen: Reclam.
- Langenohl, Andreas. 2009. Zweimal Reflexivität in der gegenwärtigen Sozialwissenschaft: Anmerkungen zu einer nicht geführten Debatte. Forum Qualitative Sozialforschung 10, Nr. 2. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1207/2723>.
- Langer, Phil C. 2013. Chancen einer interpretativen Repräsentation von Forschung. Die Fallvignette als „Reflexive Account“. In: Reflexive Wissensproduktion: Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung, hg. von Phil C. Langer, Angela Kühner, und Panja Schweder, 111–130. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden: Springer VS.
- Laqueur, Thomas. 1992. Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt am Main: Campus.
- LaraD. 2021. Leser:innenkommentar zu „Toxische Männlichkeit. Erkennen, Reflektieren, Verändern“. 3. August. https://www.weltbild.de/artikel/buch/toxische-maennlichkeit-erkennen-reflektieren-veraendern_34297914-1#product-description (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Leimbach, Björn Thorsten. 2019. 12. Auflage Männlichkeit leben. <https://www.maennlichkeit-leben.de/12-auflage-maennlichkeit-leben/> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Lemke, Thomas. 1997. Eine Kritik der politischen Vernunft: Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Argument Sonderband 251. Berlin: Argument Verl.
- Lengersdorf, Diana und Michael Meuser, Hrsg. 2016. Männlichkeiten und der Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften: Diagnosen und Perspektiven. Arbeitsgesellschaft im Wandel. Weinheim: Beltz Juventa.
- . 2017. Flexibilität und Reflexivität: Männlichkeiten im globalisierten Kapitalismus. In: Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus?, hg. von Ilse Lenz, Sabine Evertz, und Saida Ressel, 31–47. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-15348-9_3.
- Lenz, Hans-Joachim. 2007. Zwischen Men's Studies und männlicher Verletzungsoffenheit – Zur kurzen Geschichte der Männerforschung in Deutschland. Freiburger Geschlechter Studien, Nr. 21: 41–77.
- Lenz, Ilse, Hrsg. 2010. Die neue Frauenbewegung in Deutschland: Abschied vom kleinen Unterschied: eine Quellensammlung, 2., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Lessenich, Stephan. 1995. Wohlfahrtsstaatliche Regulierung und die Strukturierung von Lebensläufen: Zur Selektivität sozialpolitischer Interventionen. *Soziale Welt* 46, Nr. 1: 51–69.
- Levi-Strauss, Claude. 2010. Einleitung in das Werk von Marcel Mauss. In: *Soziologie und Anthropologie*, 7–42. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lewke, Karl. 1945. Karl Lewke an KPD Berlin. 2. Dezember. DY30/IV2/11/211. BA-SAPMO.
- Lincoln, Yvonna S. und Egon Guba. 1985. *Naturalistic Inquiry*. Newbury Park, CA: SAGE.
- von Lindern, Jakob. 2019. Es ging mir nie darum, nur noch zu faulenzen. *ZEIT ONLINE*, 13. September. <https://www.zeit.de/arbeit/2019-09/rente-40-fruehrente-fire-bewegung-sparsamkeit-ruhestand-lebensfreude> (zugegriffen: 20. Mai 2024).
- Link, Jürgen. 1997. *Versuch über den Normalismus: wie Normalität produziert wird. Historische Diskursanalyse der Literatur*. Opladen: Westdeutscher Verl.
- . 2013. *Normalismus*. In: *Literatur und Wissen: ein interdisziplinäres Handbuch*, hg. von Roland Borgards, Harald Neumeyer, Nicolas Pethes, und Yvonne Wübben, 202–207. Stuttgart Weimar: Verlag J. B. Metzler.
- Lipietz, Alain. 1998. *Nach dem Ende des „Goldenen Zeitalters“. Regulation und Transformation kapitalistischer Gesellschaften*. Ausgewählte Schriften. Berlin: Argument.
- List, Friedrich. 1841. *Das nationale System der politischen Ökonomie*. Stuttgart: Cotta.
- Lucius-Hoene, Gabriele und Arnulf Deppermann. 2004. *Rekonstruktion narrativer Identität: ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. 2. Auflage. Lehrbuch. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lumsden, Karen. 2019. "I Want to Kill You in Front of Your Children" Is Not a Threat. It's an Expression of a Desire': Discourses of Online Abuse, Trolling and Violence on r/MensRights. In: *Online Othering: Exploring Digital Violence and Discrimination on the Web*, hg. von Emily Harmer und Karen Lumsden, 91–115. 1st ed. 2019. *Palgrave Studies in Cybercrime and Cybersecurity*. Cham: Springer International Publishing; Imprint: Palgrave Macmillan. doi:10.1007/978-3-030-12633-9.
- Lutz, Helma. 2018. *Die Hinterbühne der Care-Arbeit: transnationale Perspektiven auf Care-Migration im geteilten Europa*. 1. Auflage. Arbeitsgesellschaft im Wandel. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Lutz, Tilman. 2018. Wandel der Sozialen Arbeit: von der Pathologisierung zur Verantwortlichmachung. In: *Politik der Verhältnisse – Politik des Verhaltens*, hg. von Roland Anhorn, Elke Schimpf, Johannes Stehr, Kerstin Rathgeb, Susanne Spindler, und Rolf Keim, 355–367. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-17954-0_25.
- Lyotard, Jean-François. 1989. *Der Widerstreit*. Übers. von Joseph Vogl. 2., korrigierte Aufl. Supplemente Bd. 6. München: Fink.
- Markwardt, Nils. 2022. Der stärkere Mann. *ZEIT ONLINE*, 28. Februar. <https://www.zeit.de/kultur/2022-02/ukraine-militaereinsatz-wladimir-putin-wolodymyr-selenskyj-inszenierungsstrategien-macht> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Marotzki, Winfried. 1990. *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie: biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen*

- Gesellschaften. Dr. nach Typoskript. Studien zur Philosophie und Theorie der Bildung 3. Weinheim: Dt. Studien-Verl.
- . 2006. Forschungsmethoden und -methodologie der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographie forschung, hg. von Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Martschukat, Jürgen. 2020. Das Zeitalter der Fitness: wie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde. Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung. Schriftenreihe Band 10527. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Martschukat, Jürgen und Olaf Stieglitz. 2005. „Es ist ein Junge!“. Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit. Bd. 11. Historische Einführungen. Tübingen: Edition Diskord.
- . 2018. Geschichte der Männlichkeiten. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Historische Einführungen Band 5. Frankfurt New York: Campus Verlag.
- Marx, Karl. 1867. Das Kapital. Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals. Hamburg. https://www.deutschestextarchiv.de/marx_kapital01_1867 (zugriffen: 17. Juli 2024).
- . 1962. Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Marx-Engels-Werke 23. Berlin: Dietz.
- Marx, Karl und Friedrich Engels. 1961. Werke: Bd. 13., Januar 1859 bis Februar 1860. Hg. von Rosa-Luxemburg-Stiftung. Berlin: Dietz.
- Massanari, Adrienne. 2015. #Gamergate and The Fapping: How Reddit’s algorithm, governance, and culture support toxic technocultures. *New Media & Society* 19, Nr. 3: 329–346. doi:10.1177/1461444815608807.
- Matussek, Matthias. 2006. Die vaterlose Gesellschaft: eine Polemik gegen die Abschaffung der Familie. Fischer Taschenbücher 17139. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Max & Jakob. 2021. Vatermilch: die nackte Wahrheit übers Vatersein. 1. Auflage. München: Penguin Verlag.
- McCormack, Mark und Eric Anderson. 2014. The Influence of Declining Homophobia on Men’s Gender in the United States: An Argument for the Study of Homophobia. *Sex Roles* 71, Nr. 3–4 (August): 109–120. doi:10.1007/s11199-014-0358-8.
- McIntosh, Peggy. 2024. Weißsein als Privileg: die Privilege Papers. Mit einem Nachwort von Markus Rieger-Ladich. Übers. von Yasemin Dinçer. Reclams Universal-Bibliothek 14358. Ditzingen: Reclam.
- Merian, Svende. 1980. Der Tod des Märchenprinzen: Frauenroman. Hamburg: Buntbuch-Verlag.
- Messerschmidt, James W. 2016. Hegemonic masculinities and camouflaged politics. *Unmasking the Bush dynasty and its war against Iraq*. Abingdon: Routledge.
- Messerschmidt, Manfred. 1980. Preußens Militär in seinem gesellschaftlichen Umfeld. *Geschichte und Gesellschaft*. Sonderheft 6: 43–88.
- Meuser, Michael. 2001. Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. Bd. II. Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung. https://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf.

- . 2008a. Ernste Spiele: zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In: *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*, hg. von Karl-Siegbert Rehberg, 1 und 2:5171–5176. Frankfurt am Main: Campus. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssaar-154245> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- . 2008b. It's a Men's World. Ernste Spiele männlicher Vergemeinschaftung. In: *Ernste Spiele*, hg. von Gabriele Klein und Michael Meuser, 113–134. transcript Verlag, 31. Dezember. doi:10.1515/9783839409770-007.
- . 2010. *Geschlecht und Männlichkeit: soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden.
- Mey, Günter und Katja Mruck. 2011. Grounded-Theory-Methodologie: Entwicklung, Stand, Perspektiven. In: *Grounded Theory Reader*, hg. von Günter Mey und Katja Mruck, 11–50. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Meyer, Thomas. 2002. Moderne Elternschaft – neue Erwartungen, neue Ansprüche. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 22–23. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/26894/moderne-elternschaft-neue-erwartungen-neue-ansprueche/>.
- Mičević, Anis. 2023. So verdient Manuel Streifeneder bis 4000 Euro passiv. *Handelsblatt online*, 19. Juli. <https://www.handelsblatt.com/finanzen/anlagestrategie/trends/32-jaehriger-frugalist-so-verdient-manuel-streifeneder-bis-4000-euro-passiv/29213612.html> (zugegriffen: 20. Mai 2024).
- Miethé, Ingrid. 2015. Neue Wege in der Biografieforchung. *Der Ansatz der theorieorientierten Fallrekonstruktion*. *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 15, Nr. 1–2 (7. Dezember): 163–179. doi:10.3224/zqf.v14i1-2.21333.
- Mikfeld, Benjamin. 2017. *Digitale Transformation und die Arbeitswelt der Zukunft. Diskurse über den Wandel von Wirtschaft, Gesellschaft und Arbeit im digitalen Zeitalter*. Diskussionspapier aus der Kommission „Arbeit der Zukunft“. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung. https://www.boeckler.de/de/faust-detail.htm?sync_id=HBS-006600 (zugegriffen: 19. Juli 2024).
- Mitscherlich, Alexander. 1963. *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*. München: Piper.
- Moeller, Robert. 1998a. The „Remasculinization“ of Germany in the 1950s: Introduction. *Signs* 24, Nr. 1: 101–106.
- . 1998b. The „Last Soldiers of the Great War“ and Tales of Family Reunions in the Federal Republic of Germany. *Signs* 24, Nr. 1: 129–145.
- Moeller, Robert G. 1996. War Stories: The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany. *The American Historical Review* 101, Nr. 4: 1008. doi:10.2307/2169632.
- Mückenberger, Ulrich. 1985. Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses – Hat das Arbeitsrecht noch Zukunft? *Zeitschrift für Sozialreform* 31 (1. Januar): 415–434.
- . 1989. Der Wandel des Normalarbeitsverhältnisses unter Bedingungen einer „Krise der Normalität“. *Gewerkschaftliche Monatshefte* 40, Nr. 4: 211–223.
- Müller, Marion. 2009. *Fußball als Paradoxon der Moderne*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-91595-1.

- Nagle, Angela. 2017. Kill All Normies: Online Culture Wars From4Chan And Tumblr To Trump And The Alt-Right. Zer0 Books.
- Nassehi, Armin. 2019. Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht [BIOS 7 (1994), Heft 1, 46-63]. BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 32, Nr. 1–2: 136–154. doi:10.3224/bios.v32i1-2.12.
- Neumann, Benjamin und Michael Meuser. 2017. Changing Fatherhood? The Significance of Parental Leave for Work Organizations and Couples. In: Fathers in Work Organizations: Inequalities and Capabilities, Rationalities and Politics, hg. von Brigitte Liebig und Mechtild Oechsle, 83–102. Opladen: Barbara Budrich. doi:10.2307/j.ctvd0bpf.
- Nickel, Hildegard Maria. 2007. Tertiärisierung, (Markt-)Individualisierung, soziale Polarisierung – neue Konfliktlagen im Geschlechterverhältnis? In: Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft: Forschung im Dialog, hg. von Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen, und Susanne Völker, 27–44. Geschlecht und Gesellschaft Band 40. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften.
- zur Nieden, Susanne. 2002. Erotische Fraternalisierung. Der Mythos von der schnellen Kapitulation der deutschen Frauen im Mai 1945. In: Heimat-Front: Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, hg. von Karen Hagemann und Stefanie Schüler-Springorum, 313–325. Reihe „Geschichte und Geschlechter“ Bd. 35. Frankfurt am Main; New York: Campus.
- Niethammer, Lutz. 2019. Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion [BIOS 3 (1990), Heft 1, 91–93]. BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 32, Nr. 1–2: 55–57. doi:10.3224/bios.v32i1-2.07.
- Noelting, Oliver. 2022. Sommerbericht 2022 – Der Sturm vor dem Sturm. Frugalisten. 25. Oktober. <https://frugalisten.de/sommerbericht-2022-sturm-vor-dem-sturm/>.
- . 2024. Frugalisten. Reicher leben. Blog. frugalisten.de. <https://frugalisten.de/> (zugegriffen: 20. Mai 2024).
- Nonhoff, Martin und Frank A. Stengel. 2014. Poststrukturalistische Diskurstheorie und Außenpolitikanalyse. Wie lässt sich Deutschlands wankelmütige Außenpolitik zwischen Afghanistan und Irak verstehen? In: Diskursforschung in den Internationalen Beziehungen, hg. von Eva Herschinger und Judith Renner, 37–74. Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. doi:10.5771/9783845255873_37.
- Ochs, Eva. 2020. Beruf als Berufung? die Work-Life-Balance bürgerlicher Männer im 19. Jahrhundert. Sofie Band 25. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.
- Opitz-Belakhal, Claudia. 2008. „Krise der Männlichkeit“ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte? L’Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 19, Nr. 2: 31–49.
- . 2017. Böse Weiber: Wissen und Geschlecht in der Dämonologie der Frühen Neuzeit. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- . 2018. Geschlechtergeschichte. Bd. 8. Historische Einführungen. Frankfurt am Main: Campus.
- Passmann, Sophie. 2019. Alte weisse Männer: ein Schlichtungsversuch. 4. Auflage. KiWi 1658. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

- Peirce, Charles S. 1931. *The collected papers of Charles S. Peirce*. Cambridge: Harvard University Press.
- Peuckert, Rüdiger. 2007. Zur aktuellen Lage der Familie. In: *Handbuch Familie*, hg. von Jutta Ecarius, 36–56. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften.
- . 2012. Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-19031-0.
- . 2019. Vereinbarkeit von Familie und Beruf. In: *Familienformen im sozialen Wandel*, 401–419. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-25077-5_17.
- Pfahl, Svenja und Eugen Unrau. 2024. *Erwerbstätigenquoten und Erwerbsquoten 1991–2022*. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI) / Hans-Böckler-Stiftung.
- Pfau-Effinger, Birgit. 2000. *Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa: Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pickert, Nils. 2020. *Prinzessinnen-Jungs: wie wir unsere Söhne aus der Geschlechterfalle befreien*. 1. Auflage. Weinheim Basel: Beltz.
- Pilgrim, Volker Elis. 1982. *Manifest für den freien Mann*. München: Trikont.
- Pohling, Andrea. 2021. *Artikulationen Sexueller Gewalt: Biographien, Diskurse und der Übergang zum Sprechen. Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend: Forschung als Beitrag zur Aufarbeitung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-33357-7.
- Pohn-Weidinger, Maria. 2014. *Heroisierte Opfer: Bearbeitungs- und Handlungsstrukturen von „Trümmerfrauen“ in Wien*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-04220-2.
- Pongratz, Hans J. und G. Günter Voß. 2004. *Arbeitskraftunternehmer: Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*. 2., unveränderte Auflage. Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung 47. Berlin: edition sigma.
- Poppe, Thorsten. 2022. Revolution im Amateurfußball: Gemischt-geschlechtliche Teams möglich. *Deutschlandfunk*, 30. Juli. <https://www.deutschlandfunk.de/amateurfussball-gemischte-geschlechter-dfb-100.html> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Possinger, Johanna. 2013. *Vaterschaft im Spannungsfeld von Erwerbs- und Familienleben: „neuen Vätern“ auf der Spur*. Research. Wiesbaden: Springer VS.
- Pross, Helge. 1978. *Die Männer: eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau*. 1. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Prüfer, Tillmann. 2022. *Vatersein: warum wir mehr denn je neue Väter brauchen*. Originalausgabe. Hamburg: Kindler.
- . 2024. Serie: Prüfers Töchter. <https://www.zeit.de/serie/pruefers-toechter> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Querfurth, Güq. 1985. *Internationales Männertreffen. Aufbereitung 1984 Vorbereitung 1985*. Von Mann zu Mann, Nr. 13: 32–34.
- Rademacher, Claudia. 2002. *Jenseits männlicher Herrschaft. Pierre Bourdieus Konzept einer Geschlechterpolitik*. In: *Theorie als Kampf?*, hg. von Uwe H. Bittlingmayer, Rolf Eickelpasch, Jens Kastner, und Claudia Rademacher, 145–157. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-663-11635-6.

- Räder, Hans-Georg. 1994. *Kriegsdienstverweigerung im neuen Deutschland. Eine empirische Bestandsaufnahme*. München: SOWI. <https://opus4.kobv.de/opus4-zmsbw/files/316/12005623.pdf> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Reckwitz, Andreas. 2012. *Das hybride Subjekt: eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Studienausg., 2. Aufl., unveränd. Nachdr. der Erstaug. 2006. Weilerswist: Velbrück Wiss.
- . 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten: zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- . 2018. *Die Gesellschaft der Singularitäten*. In: *Kultur – Interdisziplinäre Zugänge*, hg. von Hubertus Busche, Thomas Heinze, Frank Hillebrandt, und Franka Schäfer, 45–62. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-21050-2_2.
- . 2021. *Subjekt*. Bielefeld: Uni-Taschenbücher GmbH.
- Redaktion des MRB. 2002. *Der MRB ist tot. Es lebe- ...nur was?! Männerrundbrief*, Nr. 17: 4–6.
- Reh, Sabine. 2003. *Berufsbiographische Texte ostdeutscher Lehrer und Lehrerinnen als „Bekanntnisse“: Interpretationen und methodologische Überlegungen zur erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung*. Forschung. Bad Heilbrunn/Obb: Klinkhardt.
- Reichertz, Jo. 1999. *Gültige Entdeckung des Neuen? Zur Bedeutung der Abduktion in der qualitativen Sozialforschung*. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 24, Nr. 4: 47–64.
- . 2011. *Abduktion: Die Logik der Entdeckung der Grounded Theory*. In: *Grounded Theory Reader*, 279–297. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- . 2013. *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung: Über die Entdeckung des Neuen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-531-93163-0.
- Rengers, Martina, Julia Bringmann und Elke Holst. 2017. *Arbeitszeiten und Arbeitszeitwünsche: Unterschiede zwischen Mikrozensus und SOEP*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. https://www.destatis.de/DE/Methoden/WISTA-Wirtschaft-und-Statistik/2017/04/arbeitszeiten-arbeitszeitwuensche-042017.pdf?__blob=publicationFile (zugegriffen: 18. Juli 2024).
- Republique Française. 1965. *LOI n° 65-550 du 9 juillet 1965 relative au recrutement en vue de l’accomplissement du service national*. *Journal Officiel de La Republique Francaise*. Lois et décrets 97, Nr. 158: 5917–5920.
- Riach, Kathleen, Nicholas Rumens und Melissa Tyler. 2014. *Un/doing Chrononormativity: Negotiating Ageing, Gender and Sexuality in Organizational Life*. *Organization Studies* 35, Nr. 11 (November): 1677–1698. doi:10.1177/0170840614550731.
- Rich, Adrienne. 1980. *Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence*. *Signs* 5, Nr. 4: 631–660.
- Richter, Sophia. 2023. *Reflexiv beschreiben. Die Ethnographische Collage als Auswertungs- und Darstellungsstrategie*. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, Nr. 2: 292–308.

- Ricken, Norbert. 2019. Bildung und Subjektivierung. Bemerkungen zum Verhältnis zweier Theorieperspektiven. In: Subjektivierung: erziehungswissenschaftliche Theorieperspektiven, hg. von Norbert Ricken, Rita Casale, und Christiane Thompson, 95–119. 1. Auflage. Schriftenreihe der DGfE-Kommission Bildungs- und Erziehungsphilosophie. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Rieger-Ladich, Markus. 2009. Pierre Bourdieus Theorie des wissenschaftlichen Feldes: Ein Reflexionsangebot an die Erziehungswissenschaft. In: Reflexive Erziehungswissenschaft: Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu, hg. von Barbara Friebertshäuser, Markus Rieger-Ladich, und Lothar Wigger, 155–174. 2., durchges. und erw. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- . 2014. Walter White aka »Heisenberg«: Eine bildungstheoretische Provokation. Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 90, Nr. 1 (25. November): 17–32. doi:10.1163/25890581-090-01-90000003.
- Rieger-Ladich, Markus und Flora Petrik. 2022. Ein Rapper von Glasgows south side: Darren McGarvey über Männlichkeit. In: Prekäre Männlichkeiten, hg. von Lars Henk, Marie Schröer, und Gregor Schuhen, 291–316. transcript Verlag, 31. Dezember. doi:10.1515/9783839460122-016.
- Riemann, Gerhard. 2011. Grounded theorizing als Gespräch. Anmerkungen zu Anselm Strauss, der frühen Chicagoer Soziologie und der Arbeit in Forschungswerkstätten. In: Grounded Theory Reader, hg. von Günter Mey und Katja Mruck, 405–426. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rieske, Thomas Viola. 2011. Bildung von Geschlecht zur Diskussion um Jungenbenachteiligung und Feminisierung in deutschen Bildungsinstitutionen; eine Studie im Auftrag der Max-Traeger-Stiftung. Frankfurt, M: GEW, Hauptvorstand, Vorstandsbereich Frauenpolitik.
- Rieske, Thomas Viola und Jürgen Budde. 2022. Zur Relationierung von Jungen, Männlichkeit und Bildung – Eine subjektivierungstheoretische Skizze. In: Jungen in Bildungskontexten: Männlichkeit, Geschlecht und Pädagogik in Kindheit und Jugend, hg. von Jürgen Budde und Thomas Viola Rieske, 63–92. Studien zu Differenz, Bildung und Kultur Band 11. Opladen Berlin Toronto: Verlag Barbara Budrich. doi:10.3224/84742534.
- Rodger, Elliot. 2014. My Twisted World. The Story of Elliot Rodger. <https://www.documentcloud.org/documents/1173808-elliott-rodger-manifesto>.
- Rommelspacher, Birgit. 2005. Geschlecht im kulturellen Widerstreit. Egalitarismus in Dominanzkulturen. gender...politik...online. https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/tagungen/Kulturelle_Hegemonie_und_Geschlecht_als_Herausforderung/Birgit_Rommelspacher__Geschlecht_im_kulturellen_Widerstreit__Egalitarismus_in_Dominanzkulturen/geschl_kulturell_rommelspacher.pdf (zugegriffen: 3. Juni 2023).
- Rose, Nadine. 2012. Migration als Bildungsherausforderung: Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien. Theorie Bilden Band 29. Bielefeld: Transcript.
- Rosenbaum, Heidi. 2014. Familienformen im historischen Wandel. In: Familie im Fokus der Wissenschaft, hg. von Anja Steinbach, Marina Hennig, und Oliver Arránz Becker, 19–39. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-02895-4_2.

- Rosenbrock, Hinrich. 2012. Die antifeministische Männerrechtsbewegung: Denkweisen, Netzwerke und Online-Mobilisierung. Eine Expertise für die Heinrich-Böll-Stiftung. Schriften des Gunda-Werner-Instituts 8. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung. https://www.boell.de/sites/default/files/antifeministische_maennerrechtsbewegung.pdf (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Rosenthal, Gabriele. 1995. Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main ; New York: Campus.
- . 2002. Qualitative Forschung. In: Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung, hg. von Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Hans Huber.
- . 2014. Interpretative Sozialforschung: eine Einführung. 4. Auflage. Grundlagentexte Soziologie. Weinheim München Basel: Beltz Juventa.
- Rothermel, Ann-Kathrin. 2020. Die Manosphere. Die Rolle von digitalen Gemeinschaften und regressiven Bewegungsdynamiken für on- und offline Antifeminismus. *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 33, Nr. 2 (11. September): 491–505. doi:10.1515/fjsb-2020-0041.
- Rousseau, Jean-Jacques. 1977. Vom Gesellschaftsvertrag oder Prinzipien des Strafrechts. In: Politische Schriften, hg. von Ludwig Schmidts, 1. Paderborn: Schöningh.
- Sackmann, Reinhold und Matthias Wingers. 2001. Theoretische Konzepte des Lebenslaufs: Übergang, Sequenz und Verlauf. In: Strukturen des Lebenslaufs: Übergang – Sequenz – Verlauf, hg. von Reinhold Sackmann und Matthias Wingers, 17–50. Statuspassagen und Lebenslauf / hrsg. von Walter R. Heinz 1. Weinheim München: Juventa.
- saymyname_bpb. 2021. Was ist toxische Männlichkeit? <https://www.instagram.com/p/CMMopFnnlya/?igshid=MDJmNzVkMjY=> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Schäfer, Marian. 2019. Papa-Kolumne. <https://www.apotheken-umschau.de/familie/freizeit-alltag/papa-kolumne-mal-schoen-frei-machen-795183.html> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Schäfer, Thomas und Bettina Völter. 2015. Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung. In: Biographieforschung im Diskurs, hg. von Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz, und Gabriele Rosenthal, 161–188. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schaffer, Hanne Isabell. 2014. Soziale Arbeit als Gender Battlefield? Männliche Selbstbehauptungsstrategien in einem Frauenstudium bzw. Frauenberuf. In: Mehr Männer in die soziale Arbeit!? Kontroversen, Konflikte und Konkurrenzen, hg. von Lotte Rose und Michael May, 247–274. Geschlechterforschung für die Praxis Band 1. Opladen: B. Budrich.
- Schäper, Clara, Annekatriin Schrenker und Katharina Wrohlich. 2023. Gender Pay Gap und Gender Care Gap steigen bis zur Mitte des Lebens stark an. DIW Wochenbericht. doi:10.18723/DIW_WB:2023-9-1.
- Schilliger, Sarah. 2018. Marx' Thematisierung der sozialen Reproduktion Leerstellen und aktuelle Anknüpfungspunkte in der Debatte um Care. In: MarxNoMarx, hg. von Beat Ringger und Cédric Wermuth, 39–45. Zürich: Edition 8, 30. Mai.

- Schmelzer, Paul, Karin Kurz und Kerstin Schulze. 2015. Einkommensentwicklung von Müttern im Vergleich zu kinderlosen Frauen in Deutschland. DIW Wochenbericht 82, Nr. 47: 1127–1129.
- Schmidt, Nicola und Klaus Althoff. 2021. Vater werden: dein Weg zum Kind: der artgerecht Männer-Guide für Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. 1. Auflage. München: GRÄFE UND UNZER Verlag GmbH.
- Schmitz, Sigrid. 2004. Frauen – Männer – Hirne. Wie Wissenschaft Fakten schafft. Forum Wissenschaft 4, Nr. 21: 9–13.
- Schober, Pia S. 2014. Parental Leave and Domestic Work of Mothers and Fathers: A Longitudinal Study of Two Reforms in West Germany. *Journal of Social Policy* 43, Nr. 2 (April): 351–372. doi:10.1017/S0047279413000809.
- Scholz, Sylka. 2004. Männlichkeit erzählen: Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster: Westfälisches Dampfboot. doi:10.25595/1286.
- . 2010. Hegemoniale Weiblichkeit? Hegemoniale Weiblichkeit! Erwägen Wissen Ethik 21, Nr. 3: 396–398.
- Scholz, Sylka und Robin Saalfeld. 2021. Moderne Zweigeschlechtlichkeit und Ambiguität. Visualisierungen von Transgeschlechtlichkeit als mediale Ambiguitätsphänomene. In: *Ambige Verhältnisse. Uneindeutigkeit in Kunst, Politik und Alltag*, hg. von Bernhard Groß, Verena Krieger, Michael Lüthy, und Andrea Meyer-Fraatz, 237–256. Bielefeld: transcript.
- Schröder, Gerhard. 2002. Regierungserklärung: Familie ist, wo Kinder sind – Politik für ein familien- und kinderfreundliches Deutschland. Gehalten auf: Plenarsitzung des Deutschen Bundestags, 18. April, Berlin. <https://dserver.bundestag.de/btp/14/14230.pdf#P.22679> (zugegriffen: 18. Juli 2024).
- Schröder, Wolfgang. 2013. Entgrenzung, Übergänge, Bewältigung. In: *Handbuch Übergänge*, hg. von Wolfgang Schröder, Barbara Stauber, Andreas Walther, Lothar Böhnisch, und Karl Lenz, 64–79. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Schütz, Alfred. 1971. *Gesammelte Aufsätze I. Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Dordrecht: Springer Netherlands. doi:10.1007/978-94-010-2858-5.
- Schütze, Fritz. 1976. Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: *Kommunikative Sozialforschung*, hg. von Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 159–260. München: Fink.
- . 1983. Biographieforschung und narratives Interview. *neue praxis* 3: 283–293.
- . 1984. Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: *Biographie und soziale Wirklichkeit*, hg. von Martin Kohli und Robert Günther, 78–117. Stuttgart: Metzler.
- Sedgwick, Eve Kosofsky. 2003. *Between men: English literature and male homosocial desire*. Nachdr. *Gender and culture*. New York: Columbia Univ. Press.
- Segalen, Martine. 1997. Die industrielle Revolution: Vom Proletarier zum Bürger. In: *Geschichte der Familie. 20. Jahrhundert*, hg. von André Burguière, Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen, und Françoise Zonabend, 13–58. Frankfurt am Main: Campus.

- Settersten, Richard A. 2015. Relationships in Time and the Life Course: The Significance of Linked Lives. *Research in Human Development* 12, Nr. 3–4 (2. Oktober): 217–223. doi:10.1080/15427609.2015.1071944.
- Sieferle, Barbara. 2017. Erkenntnis-, nicht Fehlerquelle. Zur Erfahrbarkeit ethnografischer Subjektivität in der Deutungswerkstatt. In: *Ethnografie und Deutung*, hg. von Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm, und Almut Sülzle, 231–239. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-15838-5_11.
- Soethof, Fabian. 2024. Kolumne: Oh Mann. <https://www.tagesspiegel.de/kolumnen/oh-mann> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Spandick, Nele. 2021. Wir dienen nicht dem Kapitalismus, sondern er uns. *ZEIT ONLINE*, 10. Februar. <https://www.zeit.de/wirtschaft/2021-02/frugalismus-finanzielle-unabhaengigkeit-sparsamkeit-corona-krise-kapitalismus/komplettansicht>.
- Spangenberg, Ulrike. 2005. Neuorientierung der Ehebesteuerung: Ehegattensplitting und Lohnsteuerverfahren. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung. https://www.gleichstellungsinstitut.de/images/pdfs/wir/mitgl/spangenberg/Spangenberg_Neuorientierung_arbp_106.pdf (zugegriffen: 19. Juli 2024).
- Spies, Tina. 2010. Migration und Männlichkeit: Biographien junger Straffälliger im Diskurs. *Kultur und soziale Praxis*. Bielefeld: Transcript.
- . 2018. Biographie, Diskurs und Artikulation. In: *Handbuch Biographieforschung*, hg. von Helma Lutz, Martina Schiebel, und Elisabeth Tuiider, 537–547. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-18171-0_45.
- Staab, Lena und Mai-Anh Boger. 2022. Schnipp-Schnapp – Rhizom/Collage als Theorie und Praxis inklusiver Kunstpädagogik. In: *Die Bildung aller – Kunstpädagogik und Inklusion*, hg. von Andreas Brenne und Michaela Kaiser. Hannover: fabrico.
- Statista. 2024a. Anzahl der Visits von reddit.com von April 2019 bis Februar 2024. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1021469/umfrage/anzahl-der-visits-pro-monat-von-redditcom/> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- . 2024b. Regional distribution of desktop traffic to Reddit.com as of December 2023, by country. <https://www.statista.com/statistics/325144/reddit-global-active-user-distribution/> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Statistisches Bundesamt. 2020. Erwerbsstatus von Personen im Alter von 15 bis 74 Jahren – Ungenutztes Arbeitskräftepotenzial. https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Erwerbstaetigkeit/Tabellen/ungenutztes-arbeitskraefte-potenzial_internet_insgesamt.html#fussnote-4-379158 (zugegriffen: 18. Juli 2024).
- . 2022. Öffentliche Sozialleistungen. Statistik zum Elterngeld. Beendete Leistungsbezüge für im Jahr 2019 geborene Kinder. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Elterngeld/Publikationen/Downloads-Elterngeld/elterngeld-geburten-j-5229201199004.pdf?__blob=publicationFile (zugegriffen: 19. Juli 2024).
- . 2023a. Eheschließungen, Eheschließungen je 1000 Einwohner: Deutschland, Jahre. <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online?operation=abrufabelleBearbeiten&levelindex=2&levelid=1695888701767&auswahloperation=abrufabelleAuspraegungAuswahlen&auswahlverzeichnis=ordnungsstruktur&auswahlziel=werteab>

- ruf&code=12611-0001&auswahltext=&wertabruf=starten#abreadcrumb
(zugegriffen: 28. September 2023).
- . 2023b. Knapp ein Viertel aller Erwerbstätigen arbeitete 2022 im Homeoffice. https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/Zahl-der-Woche/2023/PD23_28_p002.html (zugegriffen: 19. Juli 2024).
 - . 2024a. Familien. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Glossar/familien.html> (zugegriffen: 18. Juli 2024).
 - . 2024b. Dauer der Beschäftigung beim aktuellen Arbeitgeber. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-4/dauer-beschaefigung-aktuell-Arbeitgeber.html>.
 - . 2024c. Befristet Beschäftigte. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-4/befristet-beschaefigte.html>.
 - . 2025. Fast jede zweite erwerbstätige Frau arbeitet in Teilzeit. https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2025/05/PD25_175_13.html
- Stauber, Barbara. 2006. Biography and gender in youth transitions. *New Directions for Child and Adolescent Development* 2006, Nr. 113: 63–75. doi:10.1002/cd.169.
- Stauber, Barbara, Axel Pohl und Andreas Walther, Hrsg. 2007. *Subjektorientierte Übergangsforschung: Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Übergangs- und Bewältigungsforschung – Studien zu Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung*. Weinheim München: Juventa.
- Stavrakakis, Yannis. 2000. On the emergence of green ideology: the dislocation factor in green politics. In: *Discourse theory and political analysis. Identities, hegemonies and social change*, hg. von David R. Howarth, Aletta J. Norval, und Yannis Stavrakakis, 100–118. Manchester/New York: Manchester University Press.
- Steinbach, Anja. 2017. Mutter, Vater, Kind: Was heißt Familie heute? *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 30–31: 4–8.
- Steinke, Ines. 2022. Gütekriterien Qualitativer Forschung. In: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff, und Ines Steinke, 319–331. 14. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Sticht, Christina. 2022. Weniger kaufen, reicher leben: Oliver Noelting ist Frugalist. *Süddeutsche Zeitung* online. <https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/sparsam-und-nachhaltig-weniger-kaufen-reicher-leben-oliver-noelting-ist-frugalist-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-221215-99-909402> (zugegriffen: 20. Mai 2024).
- Stojanov, Krassimir. 2006. Philosophie und Bildungsforschung: Normative Konzepte in qualitativ-empirischen Bildungsstudien. In: *Bildungsphilosophie und Bildungsforschung*, hg. von Ludwig Pongratz, Michael Wimmer, und Wolfgang Nieke, 67–86. Bielefeld: Janus.
- Strauss, Anselm L. und Juliet M. Corbin. 2010. *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Unveränd. Nachdr. der letzten Aufl. Weinheim: Beltz.
- Strohmaier, Jürgen. 2003. Sind Sozialpädagogen „neue“ Männer? Konstruktion von Männlichkeit im Feld Sozialer Arbeit. *Schriftenreihe gender studies* 1. Hamburg: Kovač.
- Strübing, Jörg. 2011. Zwei Varianten von Grounded Theory? Zu den methodologischen und methodischen Differenzen zwischen Barney Glaser und Anselm Strauss. In:

- Grounded Theory Reader, hg. von Günter Mey und Katja Mruck, 261–277. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Strübing, Jörg, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer. 2018. Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. *Zeitschrift für Soziologie* 47, Nr. 2 (26. Juni): 83–100. doi:10.1515/zfsoz-2018-1006.
- Stübig, Heinz. 2009. Die Wehrverfassung Preußens in der Reformzeit. Wehrpflicht im Spannungsfeld von Restauration und Revolution 1815–1860. In: *Die Wehrpflicht: Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung*, hg. von Roland G. Foerster, 39–54. Berlin: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Stückler, Andreas. 2013. Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung. *Gender* 5, Nr. 3: 114–130.
- Sturm, Karl Friedrich. 1938. *Deutsche Erziehung im Werden. Von der pädagogischen Reformbewegung zur völkischen und politischen Erziehung*. Osterwiek: A.W. Zickfeldt.
- Sturn, Jakob. 2023. Arbeitszeit: Bestverdiener:innen reduzierten am stärksten. Momentum Institut. <https://www.momentum-institut.at/news/arbeitszeit-best-verdienerinnen-reduzierten-am-staerksten> (zugegriffen: 3. Juni 2024).
- Suderland, Maja. 2014. „Worldmaking“ oder „die Durchsetzung der legitimen Weltansicht“. Symbolische Herrschaft, symbolische Macht und symbolische Gewalt als Schlüsselkonzepte der Soziologie Pierre Bourdieus. In: *Bourdieu und die Frankfurter Schule: kritische Gesellschaftstheorie im Zeitalter des Neoliberalismus*, hg. von Ullrich Bauer, Uwe H. Bittlingmayer, Carsten Keller, und Franz Schultheis, 121–161. 1., Aufl. Sozialtheorie. Bielefeld: transcript.
- Technische Universität Darmstadt. 2020. Gegen gute wissenschaftliche Praxis verstoßen. Darmstadt: Technische Universität Darmstadt. https://www.tu-darmstadt.de/media/daa_responsives_design/01_die_universitaet_medien/aktuell_es_6/news_1/medien_news_aelter/2020_2/46-2020-Koppetsch.pdf (zugegriffen: 21. Juli 2024).
- . 2022. Erneut gute wissenschaftliche Praxis missachtet. Darmstadt: Technische Universität Darmstadt. https://www.tu-darmstadt.de/media/daa_responsives_design/01_die_universitaet_medien/aktuelles_6/news_1/2022/30-2022_KoppetschUK2.pdf (zugegriffen: 21. Juli 2024).
- Textor, Markus. 2021. Toxische Männlichkeit. Ein kritischer Begriff für das Patriarchat? <https://www.gwi-boell.de/de/2021/11/11/toxische-maennlichkeit> (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Theisen, Christiane. 2017. Die Zeitverwendungserhebung 2012/2013 Methodik, Durchführung und Vergleichbarkeit. In: *Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland*, 9–24. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Thompson, Edward. 1994. *Older Men's Lives*. 2455 Teller Road, Thousand Oaks California 91320 United States: SAGE Publications, Inc. doi:10.4135/9781452243474.
- Thon, Christine. 2013. Kollektivität braucht radikale Demokratie: Politik und ihre Subjekte aus hegemonietheoretischer Perspektive. In: *Kollektivität nach der Subjektkritik*, hg. von Gabriele Jähnert, Karin Aleksander, und Marianne Kriszjo, 101–116. transcript Verlag, 31. Dezember. doi:10.1515/transcript.9783839423547.101.

- Thon, Christine. 2016. Biografischer Eigensinn – widerständige Subjekte? Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung. *Zeitschrift für Pädagogik* 62, Nr. 2: 185–198. doi:10.25656/01:16745.
- Thon, Christine. 2017. Geschlecht – Habitus – Transformation. Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung d'après und after Bourdieu. In: Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren, hg. von Markus Rieger-Ladich und Christian Grabau, 129–146. Wiesbaden: Springer VS.
- Tikhomirov, Alexey. 2022. Der Kult des Männlichen in Putins Russland. FAZ online, 15. Dezember. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/kult-des-maennlichen-in-putins-russland-es-gilt-das-mafia-recht-18534140.html> (zugegriffen: 16. Juli 2024).
- Tippe, Sebastian. 2021. Toxische Männlichkeit. Erkennen, reflektieren, verändern. Wiesbaden: edigo.
- Traister, Bryce. 2000. Academic Viagra: The Rise of American Masculinity Studies. *American Quarterly* 52, Nr. 2 (Juni): 274–304. doi:10.1353/aq.2000.0025.
- Trepp, Anne-Charlott. 1996. Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit: Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 123. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Tunç, Michael. 2012. Männerpolitiken und Diversität. Von Kulturdifferenz zu Rassismuskritik und Intersektionalität. In: *Männerpolitik*, hg. von Markus Theunert, 97–123. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-19041-9_4.
- Turner, Victor. 1969. *The Ritual Process*. Chicago: Aldine.
- Ummel, Hannes. 2001. Andere Männer im „anderen“ Beruf? Umbrüche und Persistenzen im Geschlechts-Selbstverständnis von Pflegern. In: *Männlichkeit und soziale Ordnung: neuere Beiträge zur Geschlechterforschung*, hg. von Peter Döge und Michael Meuser, 159–181. Opladen: Leske + Budrich.
- Urwin, Jack. 2017. *Boys don't cry. Identität, Gefühl und Männlichkeit*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Van Gennep, Arnold. 2005. *Übergangsriten: = Les rites de passage*. 3., erw. Aufl. Campus-Bibliothek. Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Van Valkenburgh, Shawn P. 2021. Digesting the Red Pill: Masculinity and Neoliberalism in the Manosphere. *Men and Masculinities* 24, Nr. 1 (April): 84–103. doi:10.1177/1097184X18816118.
- Venth, Angela. 2011. Was hat Männlichkeit mit Bildung zu tun? Bonn: Deutsches Institut für Erwachsenenbildung. <https://www.die-bonn.de/id/9170/about/html> (zugegriffen: 19. Juli 2024).
- Vey, Judith. 2015. *Gegen-hegemoniale Perspektiven: Analyse linker Krisenproteste in Deutschland 2009/2010*. Hamburg: VSA-Verl.
- Villa, Paula-Irene. 2006. Grübeln über einen diffusen Begriff – Zum Stand der Männerforschung. *Soziologische Revue* 29, Nr. 2 (Januar). doi:10.1524/srsr.2006.29.2.166.
- Vogel, Berthold. 2009. Das Prekariat – eine neue soziale Lage? In: *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, hg. von Robert Castel und Klaus Dörre, 197–208. München: Campus Verlag.

- Voß, G. Günter. 2018. Was ist Arbeit?: Zum Problem eines allgemeinen Arbeitsbegriffs. In: Handbuch Arbeitssoziologie, hg. von Fritz Böhle, G. Günter Voß, und Günther Wachtler, 15–84. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-14458-6_2.
- Wagner, Florian. 2019. Rente mit 40. Finanzielle Freiheit und Glück durch Frugalismus. Berlin: Ullstein.
- . 2024. geldschnurrbart.de. Blog. <https://geldschnurrbart.de/> (zugegriffen: 20. Mai 2024).
- Waling, Andrea. 2019. Problematising ‘Toxic’ and ‘Healthy’ Masculinity for Addressing Gender Inequalities. *Australian Feminist Studies* 34, Nr. 101 (3. Juli): 362–375. doi:10.1080/08164649.2019.1679021.
- Walper, Sabine und Shih-cheng Lien. 2017. Aktive Vaterschaft im Kontext unterschiedlicher Familienphasen und Erwerbskonstellationen. In: *Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland*, 91–116. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Walther, Andreas. 2014a. Der Kampf um „realistische Berufsperspektiven“. *Cooling out oder Aufrechterhaltung von Teilhabeansprüchen im Übergangssystem*. In: *Rationalitäten im Übergang*, hg. von Ute Karl, 118–136. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- . 2014b. Aneignung und Anerkennung. Subjektbezogene und soziale Dimensionen eines sozialpädagogischen Bildungsbegriffs. In: *Tätigkeit – Aneignung – Bildung: Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit*, hg. von Ulrich Deinet und Christian Reutlinger, 97–113. Wiesbaden: Springer VS.
- Walther, Andreas, Barbara Stauber und Richard A. Settersten. 2022. “Doing Transitions”: A New Research Perspective. In: *Doing Transitions in the Life Course*, hg. von Barbara Stauber, Andreas Walther, und Richard A. Settersten, 16:3–18. *Life Course Research and Social Policies*. Cham: Springer International Publishing. doi:10.1007/978-3-031-13512-5_1.
- Wanka, Anna, Markus Rieger-Ladich, Barbara Stauber und Andreas Walther. 2020. *Doing Transitions: Perspektiven einer reflexiven Übergangsforschung*. In: *Reflexive Übergangsforschung: theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen*, hg. von Andreas Walther, Barbara Stauber, Markus Rieger-Ladich, und Anna Wanka, 11–37. *Reflexive Übergangsforschung – Doing transitions Band 1*. Opladen Berlin Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Ward, Jane. 2008. Dude-Sex: White Masculinities and „Authentic“ Heterosexuality Among Dudes Who Have Sex With Dudes. *Sexualities* 11, Nr. 4 (August): 414–434. doi:10.1177/1363460708091742.
- Wegelin, Natascha. 2024. Madame Moneypenny. <https://madamemoneypenny.de/> (zugegriffen: 20. Mai 2024).
- weiberrat der gruppe frankfurt. 2010. *Rechenschaftsberichts des weiberrats der gruppe frankfurt*. In: *Die neue Frauenbewegung in Deutschland: Abschied vom kleinen Unterschied: eine Quellensammlung*, hg. von Ilse Lenz, 62–63. 2., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Welzer, Harald. 1993. *Transitionen. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse*. Tübingen: Edition Diskord.

- Werny, Rafaela. 2022. *Gepflegte Männlichkeiten: eine biographische Perspektive auf Männlichkeitskonstruktionen hochaltriger Männer im Pflegeheim*. promotion 13. Opladen Berlin Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- West, Candace und Don H. Zimmerman. 1987. *Doing Gender*. *Gender & Society* 1, Nr. 2 (Juni): 125–151. doi:10.1177/0891243287001002002.
- Wieck, Wilfried. 1987. *Männer lassen lieben: die Sucht nach der Frau*. Stuttgart: Kreuz-Verl.
- Williams, Christine L. 1992. *The Glass Escalator: Hidden Advantages for Men in the „Female“ Professions*. *Social Problems* 39, Nr. 3 (August): 253–267. doi:10.2307/3096961.
- Wimalasena, Jörg. 2022. *Der Feminismus wohlstandsverwahrloster Bürgertöchter*. WELT online, 10. September. (zugegriffen: 15. Juli 2024).
- Wimbauer, Christine. 2012. *Wenn Arbeit Liebe ersetzt: Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit*. Frankfurt: Campus Verl.
- Witz, Anne. 2004. *Anamnesis and Amnesia in Bourdieu's Work: The Case for a Feminist Anamnesis*. *The Sociological Review* 52, Nr. 2_suppl (Oktober): 211–223. doi:10.1111/j.1467-954X.2005.00532.x.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 2002. *Prozessstrukturen, Lebenskonstruktionen, biographische Diskurse. Positionen im Feld soziologischer Biographieforschung und mögliche Anschlüsse nach außen*. BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 15, Nr. 1: 3–23.
- Wolf, Elke. 2010. *Lohndifferenziale zwischen Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigten in Ost- und Westdeutschland*. Düsseldorf: Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI) / Hans-Böckler-Stiftung. <https://hdl.handle.net/10419/50484> (zugegriffen: 19. Juli 2024).
- Wrana, Daniel. 2015. *Zur Methodik einer Analyse diskursiver Praktiken*. In: *Methoden einer Soziologie der Praxis*, hg. von Franka Schäfer, Anna Daniel, und Frank Hillebrandt, 121–144. transcript Verlag, 31. Dezember. doi:10.1515/9783839427163-005.
- WSI GenderDatenPortal. 2025. *Teilzeitquoten der abhängig Beschäftigten 1991–2023*. WSI GenderDatenPortal. https://www.wsi.de/data/wsi_gdp_ze-teilzeit-01.pdf (zugegriffen: 26. Juli 2025).
- Wunder, Heike. 1992. *„Er ist die Sonn', sie ist der Mond“*. Frauen in der frühen Neuzeit. München: Beck.
- Zerle-Elsäßer, Claudia und Xuan Li. 2017. *Väter im Familienalltag – Determinanten einer aktiven Vaterschaft*. *Journal of Family Research* 29, Nr. 1 (1. April): 11–31. doi:10.3224/zff.v29i1.01.
- Ziefle, Andrea. 2004. *Die individuellen Kosten des Erziehungsurlaubs: Eine empirische Analyse der kurz- und längerfristigen Folgen für den Karriereverlauf von Frauen*. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56, Nr. 2 (Juni): 213–231. doi:10.1007/s11577-004-0032-1.
- Zucker, Lou. 2022. *Männer – oder soll man es lassen?* ZEIT ONLINE, 27. September. <https://www.zeit.de/zett/liebe-sex/2022-09/dating-heteropessimismus-heterosexualitaet> (zugegriffen: 15. Juli 2024).



Andrea Günter

Gerechtigkeit und die Ökologie des Ökonomischen

Ökofeminismus, Klimaethik,
Feministische Geldtheorie

2024 • 207 Seiten • kart. • 25,00 € (D) • 25,70 € (A)
ISBN 978-3-8474-3009-4 • eISBN 978-3-8474-1946-4

Frauen sind besonders vom Klimawandel betroffen: Die durch die Veränderungen ausgelösten Krisen drängen sie in überkommene Geschlechterverhältnisse. Darum muss Klimapolitik nicht nur eine Neukonzeption des Ökonomischen vorantreiben, sondern auch mit einer Patriarchatskritik einhergehen, die bis in die Konzepte von Gerechtigkeit hineinwirkt. Wenn nachhaltige ökonomische Konzepte entwickelt werden sollen, müssen sie die Kategorie Geschlecht berücksichtigen und Klimaverhältnisse gendersensibel analysieren. Für eine neue Sichtweise werden Ariel Sallehs Konzept des Ökofeminismus und Hannah Arendts Vita activa herangezogen. Die Güter- und Tugendethik wird klimaethisch aktualisiert und eine Feministische Geldtheorie erörtert.

www.shop.budrich.de





Florian Cristóbal Klenk
Tamás Jules Fütty
Denise Bergold-Caldwell
Yalız Akbaba (Hrsg.)

New Gender, Old School? Geschlecht im Kontext Schule

*Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung, Bd. 21
2025 • 284 Seiten • Kart. • 68,00 € (D) • 70,00 € (A)
ISBN 978-3-8474-3103-9 • eISBN 978-3-8474-3238-8 (Open Access)*

Wie reproduzieren und transformieren sich intersektionale Geschlechterverhältnisse in Unterricht, Lehrkräftebildung und pädagogischen Materialien?

Die Autor*innen untersuchen die Debatte um Wandel und Persistenz pluralisierter wie auch intersektionaler Sexualitäts- und Geschlechterordnungen im Bereich der Schulbildung. Sie fokussieren hierbei das Spannungsverhältnis von Reproduktion, Unterbrechung und Transformation von Heteronormativität und legen anhand aktueller Forschungsergebnisse dar, wie die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung in diese Aushandlungsprozesse intervenieren kann.

Das Modell des männlichen Ernährers scheint im Zuge gegenwärtiger Transformationen der Arbeitswelt seit Jahren an Bedeutung zu verlieren. Dennoch sind Arbeitszeitreduktionen von Männern nach wie vor als nicht-normativer Übergang in männlichen Lebensläufen zu verstehen. Mit Rückgriff auf biografische Interviews und Diskursdokumente widmet sich die qualitative Studie der Frage, wie Männer in Deutschland im Kontext von Arbeitszeitreduktionen Männlichkeit konstruieren.

Der Autor:

Dr. Lukas Kammerlander, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung, Goethe-Universität Frankfurt am Main

Dieser Band erscheint in der Reihe des DFG-Graduiertenkollegs

DOING TRANSITIONS
DOING TRANSITIONS
DOING TRANSITIONS

ISBN 978-3-8474-3149-7



9 783847 431497

www.budrich.de